Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft

Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

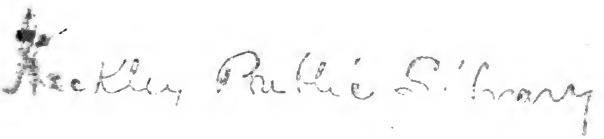
A. H. Payne.

Band I. 1890.

Leipzig-Reudnitz,
Verlag von A. H. Payne.
1890.

Digitized by Google

U. Campus
AP
30
S19
1890
v.1



B5428 4

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Nikoline. Novelle von Emil Peschkau	1
Eine berühmte Autographensammlung. Von Dr. Adolph Kohut	20
Carnots Großvater. Von Silvester Frey	30
Lieder. Von Rudolf Knusfert	40
Berlin im Sommer. Von H. v. R.	44
Ueber Filigran. Von R. Raab	50
Um einen Augenblick. Novelle von T. Tschürnau . . . 61	160
Von der Pariser Weltausstellung II. Von W. Calmar	87
In etschländischen Rebengärten. Eine südtirolische Weinstudie von H. P.	94
Aus der Gesellschaft. Novellette von Hermance von Kager-Potier	121
Ein deutsches Dichterleben. Von Gustav Karpeles	133
Lorbeer und Myrthe. Gedicht von Rudolf Knusfert	146
Augsburger Bilder. Von A. Freiherr von Moltke	147
Er hat's nicht noth. Gedicht von Benno Rüttenauer	157
Charon, hol' über! Gedicht von Adolf Brieger	158
Moses. Gedicht von Benno Rüttenauer	184
Die erste Münchener Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen. 1889. Von Adolf Fleischmann	185
Aus der französischen Revolution. Von A. v. Winterfeld	197
Westfälische Landschaften. Von A. Gröning	208
Johannes. Nach dem Französischen frei v. Chr. Gerdes	216
Nach Jahresfrist. Novelle von B. Jeannine	241
Herbstesmilde. Gedicht von A. Brieger	259
Die schweizer Amazone. Von M. Berko	260
Im Religionsunterricht. Gedicht von Frida Schanz	278
Das neue k. k. naturhistorische Hofmuseum in Wien. Von Z.	279
Die alte Bertha. Erzählung von Ed. Müller	293
Vom französischen Esprit. Von Dr. Gustav Kleinert	311
Ein fallendes Blatt. Gedicht von D. Saul	327
Ein deutscher Kirchenfürst. Von Hanns v. Spielberg	328
Am Zaun. Gedicht von Frida Schanz	336
Karl Friedrich von Baden	337
Das Glühwürmchen. Erzählung von Silvester Frey	361
Die Verlassene. Gedicht von Herm. Birkenfeld	372
Donna Ersilia Caetani Contessa Lovatelli. Von Th. H.	373
Zur Feier der Rose. Von Donna Ersilia Caetani Contessa Lovatelli	376
Aus der modernen Gesellschaft. Von Ronald Keßler	390
Und Friede auf Erden! Weihnachtserzählung von T. Tschürnau	402
Literaturberichte. Von Ernst Brausewetter	429
Amalie von Weimar. Ein Lebensbild von E. Redenhall	438
In der Mansarde. Von Th. Elbing	442
Die heiligen zwölf Nächte in Frankreich. Von Herman Semmig	449
Vierklee. Novellette von A. v. Gildern	481
Die königliche Porzellan-Manufaktur in Meißen. Von Dr. Adolph Kohut	491
Warschau. Von Theodor Hermann Lange	503
Das deutsche Volks-Theater. Von Hans v. Basedow	515
Der Vertrag. Novellette von A. Noel	522
Eine Unterhaltung im Salon. Von Adolf Fleischmann	545
Wahlsprüche. Von D. Haek	555

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Emin Pascha. Von P. Asmussen	564
Die Sage vom Don Juan. Von Heinrich Becker	573
Rouge et noir. Von A. Engel	601
Die Halleren. Kulturhistorische Skizze von Rudolph Müldener	612
Von Venedig bis Fiume. Reiseskizze von F. de Mojean	628
Ein unbezahltes Bouquet. Eine Faschingsgeschichte von Waldemar Stropp	640
An eine Freundin. Gedicht von Alfred Friedmann	669
Neue Schriften über den Reichskanzler. Von W. C.	671
Die Uebertragung intellektueller und moralischer Erscheinungen durch Ansteckung. Von L. Haschert	677
Joseph Christian von Zedlitz. Von Viktor Kiy	685
Robin Hood. Von Dr. A. B.	689
Im Kamin	98 226 343 460 579 693
Neueste Moden	113 233 353 473 593 709

Kunstblätter.

Aufbruch zur Jagd. Nach einem Originalgemälde von W. Velten.

Der Fuchs vor der Falle. Nach einer Originalzeichnung von Ludwig Beckmann.

Unser Schutzpatron. Nach einem Originalgemälde von Heinrich Weber.

Improvisirte Schachpartie. Nach einem Originalgemälde von J. E. Gaißer.

Die Spielgefährten. Nach einem Originalgemälde von Carl Fröschl.

Geistlicher Zuspruch. Nach einem Originalgemälde von v. Sieger.

Eine dickhäutige Familie. Nach einer Originalzeichnung von Oscar Frenzel.

Ankunft des Dampfers. Nach einem Originalgemälde von Professor Karl Raupp.

Im Religionsunterricht. Nach einem Originalgemälde von Hugo Oehmichen.

Vor der Exekution. Nach einem Originalgemälde von Wilh. Schütze.

Am Zaun. Nach einem Originalgemälde von Alfred Seifert.

Im Studirzimmer des Astrologen.

Lessing und Lavater bei Moses Mendelssohn. Nach einem Originalgemälde von Louis Katzenstein.

Todtes Glück. Nach einem Originalgemälde von Koloman Déry.

Verkannter Gegner. Nach einem Originalgemälde von H. Kotschenreiter.

Der Niagarafall im Eise.

Liebestrost. Nach einem Originalgemälde von W. Kreling.

Die Liebesordonnanz. Nach einem Originalgemälde von Oswald Stieger.

Der erste Brief. Nach einem Originalgemälde von Gustav Igler.

Fromme Lektüre. Nach einem Originalgemälde von C. Schweninger jun.

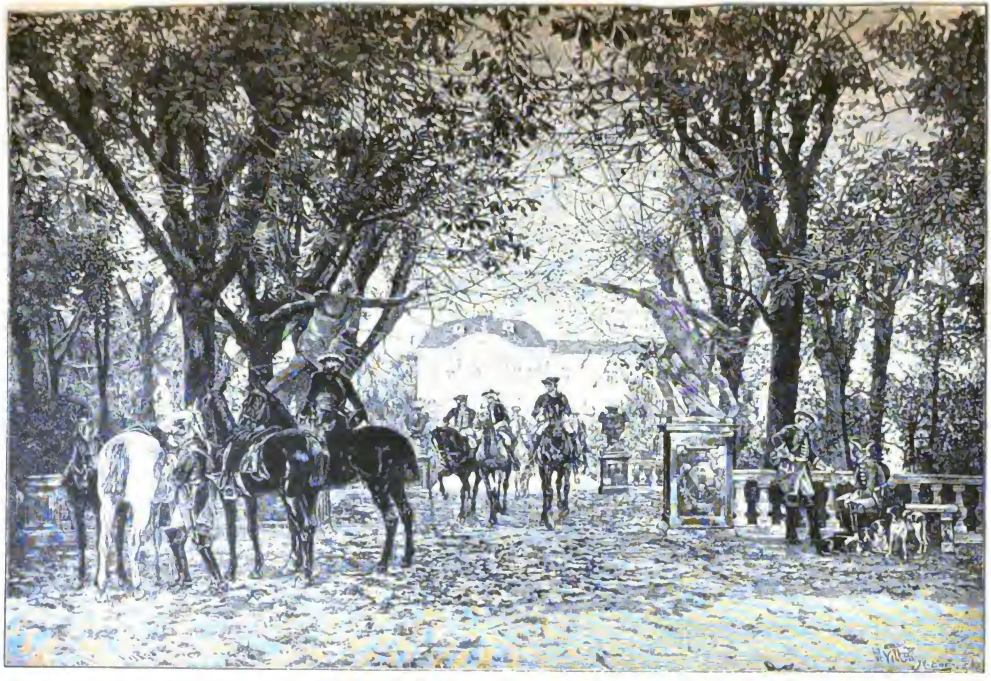
Ein neues Instrument. Nach einem Originalgemälde von H. Vogler.

Jugendfreunde. Nach einem Originalgemälde von J. F. Engel.

Enge Passage. Nach einem Originalgemälde vom kgl. Hofmaler Carl Arnold.

Schwertfischfang im atlantischen Ozean.

Digitized by Google



Aufbruch zur Jagd.

Nach einem Originalgemälde von W. Velten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nicoline.

Novelle von **Emil Peschkau.**

Ein paar hundert Schritte unterhalb der Stadt Sion im Wallis, an der Straße, die in das Val d'Hérens führt, steht ein großes steinernes Haus in halb italienischer Bauart, über dessen Eingang die Worte „Restaurant Bellevue" zu lesen sind. Das stark vernachlässigte Aeußere des Gebäudes, der offenbar nicht benutzte Wirthschaftsanbau und die Stille, die über dem Hause lagert, verrathen, daß das „Restaurant" nicht zu den besuchten der Gegend gehört, obwohl es den Beinamen „Bellevue" durchaus verdient. Es giebt wenig Punkte in der Nachbarschaft, die einen solch' entzückenden Blick auf das alte Städtchen gewähren, wie das einsame Wirthshaus. Terrassenartig tauchen die ernsten Steinbauten aus dem üppigen Laubwerk der Nußbäume und Edelkastanien empor, überragt von den malerischen Schroffen, auf denen die Trümmer der Schlösser Tourbillon und Valeria stehen, und dahinter treten aus dem blauen Himmelsgrund die majestätischen Linien der dunklen Felsenmassen und weißen Schneegipfel hervor. Ueber dem ganzen Bilde aber liegt der Glanz der südlichen Sonne, ein seltsamer träumerischer Duft, der mehr an eine Märchenlandschaft, als an die Wirklichkeit gemahnt und dessen Stimmungszauber sich auch stumpfere Gemüter nicht entziehen können.

Im vergangenen Jahre, an einem Morgen gegen Ende des Juni, betrat ein Mann die Terrasse des einsamen Hauses, der sonst überall einiges Aufsehen erregt hätte, hier aber nur wie eine der bizarren Landschaft entsprechende Staffage erschien. Es war ein großer, schlanker, starkgebauter Mann mit einem schmalen, dunkelbraunen, wie von der Sonne gegerbten Gesicht, mit blitzenden dunklen Augen, tiefschwarzem Schnurr- und Kinnbart und einer mächtigen Narbe, die sich von der rechten Schläfe nach der kühngeschwungenen, kräftigen Nase zog. Seine schön geschnittenen Züge und seine wohlgebaute Gestalt wurden dadurch nicht beeinträchtigt, daß er offenbar Kleider

Digitized by Google

trug, die für ihn nicht gemacht waren, und ebenso konnte der Zug des Leidens, der dem jugendlichen Gesichte aufgeprägt war, das Interesse an der seltsamen Erscheinung nur erhöhen. Auf dem Boulevard einer Weltstadt hätte er mit seinem verschossenen rothen Käppi, seinen weiten Beinkleidern und seiner braunen Sammetjacke den Vorübergehenden vielleicht ein Lächeln entlockt, während hier jedem nur die hohe Gestalt, die schönen dunklen Augen und der kühne, sympathische Zug des sonnverbrannten Gesichtes in das Auge gefallen wäre.

Als der Mann auf die Terrasse trat, öffnete sich die nach der Wirthsstube führende Glasthür, und ein junges, schwarzgekleidetes Mädchen fragte nach seinem Begehr.

Er sah sie eine Weile scharf an, bis sie erröthete, und dann sagte er, während es spöttisch um seine Lippen zuckte:

„Ein Glas vom Besten. Conquenquay, la Marque oder was Sie haben."

„Weißwein also, mein Herr?"

„Ja oder auch rothen. Aber vom besten."

Und dabei ließ er sich auf einen der schweren Stühle von Nußbaumholz fallen und richtete seine Augen von neuem scharf auf das Mädchen.

„Der Teufel, sie ist wirklich hübsch", flüsterte er dann, als er wieder allein war. Und zugleich nahm sein Gesicht einen seltsamen Ausdruck an, als ob ein dämonischer Gedanke in seiner Seele wachgeworden wäre und sich nun mit leidenschaftlicher Gewalt seiner bemächtigte.

Als das Mädchen wieder erschien, starrte er noch immer auf dieselbe Stelle, wo sie früher seinen Blicken entschwunden war, aber der spöttische Ausdruck war nicht mehr auf seinen Lippen. Und jetzt, als er sie wieder sah, wölbte sich seine Brust hoch, als ob er einen Seufzer unterdrückte, und leise sagte er zu sich selber: „Sie ist ein Kind, sie weiß von nichts."

Das Mädchen stellte ein Glas schwarzrothen Weines auf den Tisch und sagte dazu in entschuldigendem Tone:

„Feinen Weißen haben wir nicht mehr im Keller. Aber das ist guter Chamoux, der Ihnen munden wird, mein Herr."

„Danke — ich habe lange keinen getrunken. Auf Ihre Gesundheit, Fräulein Nicoline."

Er setzte das Glas an die Lippen, stellte es wieder auf den Tisch und sah sie an.

„Sie kennen mich, mein Herr?" fragte sie verwundert. „Ich erinnere mich nicht, Sie schon gesehen zu haben."

„Das glaube ich, obwohl wir uns in Genf begegnet sein könnten. Sie sind aus Genf, Fräulein Richard?"

„Ja. Und Sie kommen von dort?"

Er schüttelte den Kopf und richtete seine Augen fest auf die ihrigen.

Digitized by Google

„Ich komme aus Afrika.“

Als er das sagte, erblaßte Nicoline und ihre Gestalt erbebte wie unter dem Eindruck eines jähen Schreckens. Seine Lippen zuckten wieder, aber diesmal mehr schmerzlich als spöttisch.

„Ich heiße Pierre Durand“, fuhr er fort, „bin aus Genf und habe in der Fremdenlegion in Algier zwei Jahre lang gedient.“

Nicoline schlug die Augen wieder auf und sah ihn forschend an. Es war, als fühlte sie sich ein wenig erleichtert, aber sie entgegnete kein Wort.

„Sie tragen Trauer um Herrn Morisod“, begann Pierre Durand aufs neue.

„Ja, mein Herr.“

„Er war Ihr Bräutigam?“

Nicoline erröthete und sagte erst nach einer kleinen Pause:

„Herr Morisod wollte mich heiraten. Aber ich dachte gar nicht daran, ich war noch so jung.“

„Wie alt sind Sie, Fräulein Nicoline?“

„Siebzehn Jahre.“

Seine Augen flogen über ihre schöne, volle Gestalt und weilten dann lange auf ihrem wie mit Purpur übergossenen Gesicht. Es war ein sanftes, ovales Gesicht, von tiefschwarzem, leicht gekräuseltem Haar umrahmt, mit einer feinen Nase, etwas kräftig, aber immer noch anmuthig geschwellten Lippen, langen Wimpern und schöngeschwungenen Brauen. Die schlanke, hohe Gestalt und die Art, wie sie das Köpfchen trug, gaben ihr etwas frühreifes und der warme, eigenthümlich düstere Blick ihrer schwarzen Augen verstärkte diesen Eindruck noch. Aber das Gesicht selbst erschien viel jugendlicher und hatte noch immer die stillen, klaren Linien, wie sie ein Kinderantlitz zeigt.

„Siebzehn Jahre“, sagte Pierre Durand langsam, kein Auge von dem Mädchen lassend, „und Herr Morisod war fünfzig Jahre alt.“

Sie schlug die Augen wieder auf und fragte, ob er Herrn Morisod kannte.

„Nein“, antwortete er. „Aber ich kannte seinen Neffen Mathurin Morisod.“

„Herrn Mathurin —?“ rief Nicoline und von neuem flog das Zittern über ihre Gestalt. „Sie kennen ihn?“

„Ich kannte ihn — er ist todt.“

„Herr Mathurin — todt?“

„Ich diente mit ihm in demselben Bataillon. Ich versprach ihm, seinen Freund Michel Vernetz — seinen alten Michou, wie er ihn nannte — aufzusuchen und auch seinen Oheim, Herrn Jacques Morisod. Von Michou erfuhr ich, daß Herr Morisod gestorben, als er sich eben zum zweitenmal verheiraten wollte und daß er seinen Besitz seiner Braut hinterlassen, Ihnen, Fräulein Nicoline. Und da dachte ich, es würde Sie doch auch interessiren, etwas von dem armen Mathurin zu hören und deßhalb bin ich heute herausgegangen nach Bellevue.“

Digitized by Google

Nicoline stand da wie erstarrt, plötzlich aber raffte sie sich auf und sagte hastig:

„Erlauben Sie, mein Herr, daß ich meine Mutter rufe — und meinen Vater."

Dann verschwand sie wieder in der Wirthsstube, während Pierre Durand anscheinend in tiefes Nachdenken versank.

Nach einer Weile wurde es im Hause plötzlich lebendig und Pierre hörte aus der Ferne eine helle, lebhafte Stimme ziemlich laut und unglaublich rasch sprechen, so daß es ihm schien, als rollten die Worte nur so wie Quecksilbertropfen einher.

Dann vernahm er das Rauschen von Frauengewändern, und einen Augenblick später stürzte eine kleine, dicke Frau mit den Zeichen größter Erregung aus der Thür.

Sie trug, wie Nicoline, ein schwarzes Kleid, glich aber dem Mädchen sonst nicht im mindesten. Ihr rundes, immer noch hübsches, pikantes Gesicht hatte einen unedlen, mißtrauischen Ausdruck und ihre überaus lebhaften, energischen Bewegungen wirkten bei der Ueppigkeit ihrer Gestalt geradezu komisch. Den Kopf hatte sie voll kurzer schwarzer Löckchen, eine goldene Kette baumelte an ihrer Brust und an ihren dicken Fingern steckte eine ganze Sammlung blitzender Ringe.

Als sie Pierre Durand erblickte, streckte sie ihm, wie in einer herzlichen Aufwallung, beide Hände entgegen und der Wortschwall sprudelte von neuem aus ihrem Munde.

„Ach, der arme, arme Mathurin!" sagte sie. „So, ist er also todt! Wir haben so oft von ihm gesprochen. Es ist sehr schön von Ihnen, Herr Durand, daß Sie uns besuchen. Ich habe geglaubt, mich trifft der Schlag, wie mir das Kind das gesagt hat. Fülle doch dem Herrn Durand das Glas, Nicoline. Schade, daß wir nichts besseres mehr haben. Aber wir wollen das Haus verkaufen. Sie sind ja auch aus Genf, Herr Durand, und Sie können sich denken, wie es einem hier ist in dieser Einsamkeit. Verzeihen Sie nur, daß ich nicht Toilette gemacht habe, aber ich war wie vom Schlag getroffen. Der arme Herr Mathurin — nun, er ist gut aufgehoben, ihm geht es besser als uns . . ."

So schwätzte sie weiter, bis Nicoline wiederkam und Pierre das frischgefüllte Glas vorsetzte.

„Das ist meine Tochter Nicoline, mein Herr", fuhr sie dann fort, „das arme Kind hat ganz rothe Augen. Weine doch nicht, weine doch nicht! Sie müssen wissen, Herr Durand, daß sie ja beinahe die Tante des armen Herrn Mathurin ist. Hätte Herr Morisod vierundzwanzig Stunden länger gelebt, so hieße sie Nicoline Morisod und wäre Wittwe. Eine hübsche Wittwe, nicht wahr? Na, schmolle nur nicht, Schätzchen, die Wahrheit sprechen ist keine Sünde. Herr Morisod war auch ganz vernarrt in das Kind, er trug sie auf den Händen, ach, Sie hätten ihn nur sehen sollen. Weine nicht, Nicoline, Nicolette — ach, die Liebe, Herr Durand, sie ist doch das

Digitized by Google

Höchste im Leben. Und der arme Mathurin ist also wirklich todt? Warum ging er auch nach Afrika! Haben ihn die Löwen gefressen oder die Schlangen?"

„Es giebt viel schlimmere Geschöpfe, als Löwen und Schlangen, Madame", unterbrach sie Pierre, „und das sind die Menschen."

„Ach ja, die Menschen, da haben Sie recht. Wir haben auch etwas durchgemacht, wir können davon etwas erzählen. Wie oft habe ich zu meinem Mann gesagt: „Charlot, man muß es den Leuten machen, wie sie es uns machen." Die Menschen sind schlecht, Herr Durand, schlechter als Löwen und Schlangen, Sie haben mir das Wort aus dem Mund genommen. Und erst die Afrikaner! Mein Gott, am Ende haben sie den armen Herrn Mathurin gar gebraten und aufgegessen."

„In Algier giebt es keine Menschenfresser, Madame. Aber lieber in die Hände von Wilden fallen, als noch einmal in der Fremdenlegion dienen. Mathurin ist eines elenden Todes gestorben, aber sein Henker war ein französischer Offizier. Ich bin geflohen — geflohen vor diesen Teufeln — und das Glück wollte es, daß ich mein Vaterland wieder erreichte."

„Herr Mathurin war Ihr Kamerad?"

„Ja. Wir dienten beide in einer Compagnie des zweiten Fremdenregiments, das in der Provinz Constantine liegt. Unser Bataillon kampirte in der Nähe von Lambessa und dort mußten wir Kasernen und Magazine bauen. Wundern Sie sich nur, Fräulein Nicoline, wir haben uns noch mehr gewundert. Von Heldenthaten und Abenteuern haben wir geträumt und als Lastthiere wurden wir verwendet. Aus den Ruinen der alten Römerstadt mußten wir die Steine herausbrechen und zur Baustelle schleppen. Mit halbentblößtem Körper wurden wir gleich Zugochsen vor die Steinblöcke gespannt und so ging es bei 40 Grad Reaumur über die kahlen Hügel, jetzt hinauf, dann hinab, immer im Sonnenbrand — ah, ich kann nicht daran denken, ohne daß mir der Zorn aufsteigt. Und was für Strafen für das geringste Vergehen, für einen Ruf nach Wasser! Der arme Mathurin büßte einen solchen Ruf mit dem Tode. Die höhnischen Schmähworte des Compagniechefs reizten ihn zu einer Entgegnung und zur Strafe wurde er in einen „Silo" gesperrt, ein Erdloch voll Modergeruch und erstickender Hitze, in dem er schon am dritten Tage dem Fieber erlag, ohne ärztliche Hilfe erhalten zu haben. Hätten wir nur die geringste Aussicht auf Erfolg gehabt, wir hätten uns empört und es ihnen heimgezahlt. So aber konnten wir an nichts anderes denken als an Flucht. Wir waren unser zehn — sieben Deutsche, zwei Italiener und ich. In einem verlassenen Kalkofen bargen wir Lebensmittel und Munition und in der zur Flucht bestimmten Nacht wollten wir als geschlossene Truppe fortmarschiren, uns als Ablösungscommando für die Besatzung der Grenzfeste Grenehla ausgeben und uns dann auf tunesisches Gebiet durchschlagen. Alles schien vortrefflich zu gehen, aber an dem Abend, da wir fort-

Digitized by Google

wollten, wurde plötzlich das Lager alarmirt und mit Entsetzen sah ich ein paar unserer Verbündeten, die Hände mit Stricken von Kameelgarn gefesselt, wie sie durch die Zelte eskortirt wurden. Nun säumte ich nicht einen Augenblick länger, es gelang mir, mich durch die Posten zu schleichen, und ohne einen Verfolger zu erblicken, erreichte ich den Kalkofen, wo bereits zwei der Freunde harrten. Ich werde an diese Nacht denken, so lange ich lebe, — Ihr Wein ist gut, Madame — ich hatte damals schon alle Hoffnung aufgegeben, noch einmal Chatou oder la Marque aus Onkel Morisods Keller zu trinken — es war eine entsetzliche Nacht! Ihre Hand, Fräulein Nicoline — ich hoffte auch nicht mehr, je in solch' ein hübsches, weißes Gesicht zu blicken."

Nicoline gab ihm die Hand und sah ihm theilnahmsvoll ins Gesicht, während sich Frau Richard mit dem Taschentuch über die Augen fuhr.

„Fülle Herrn Durand das Glas, mein Kind", sagte sie dann, aber Durand unterbrach sie mit einer lebhaften Geberde.

„Nichts mehr, Madame", sagte er ablehnend. „Wer zwei Jahre in Afrika kampirt hat, kann das nicht mehr vertragen. Es wird mir schon ganz warm. Gestern Abend ist der erste Tropfen Wein über meine Lippen gekommen und das stieg mir gleich zu Kopf, als hätte ich den ganzen Tag gezecht. Nun, unser Wein ist auch ein herrliches Gewächs, wie unsere Heimat ein herrliches Land ist. Sie werden es mir nicht glauben, Madame, aber ich habe geweint wie ein Kind, als ich unsere Berge wiedersah. Wie ein Kind, Fräulein Nicoline, habe ich geweint, wie ein Kind."

„Und Ihre Flucht?" fragte Nicoline, ihre Hand leise zurückziehend, während sich ihre Wangen wieder rötheten. „Sie hatten keine Gefahr mehr zu bestehen?"

„Keine Gefahr mehr! Ach, Fräulein, so leicht geht das nicht in Afrika. Drei Tage und Nächte irrten wir in der Bergwüste umher, unsere Lebensmittel waren zu Ende, wir hatten kein Wasser und wir wagten es nicht, zu ruhen, damit uns der Schlaf nicht überwältige. Gesicht und Hände von Dornen zerrissen, die Kleider hingen uns wie Fetzen am Leibe und immer der Sonnenbrand, der Sonnenbrand und kein Wasser. Endlich erblickten wir vor uns eine Ebene, besäet mit arabischen Zelten. Die Grenze lag vor uns, aber diese Zelte mußten wir passiren. Schon hatten wir sie zum größten Theil umschlichen, da hörten wir plötzlich gellendes Allahgeschrei und nun begann die Jagd. Schluchten wurden durchrast, Felsspalten übersprungen, an jähen Abhängen ging es empor. Ein brauner Geselle schlug mir den Yatagan über das Gesicht — da sehen Sie noch die Narbe — es ging nicht tief, aber hätte ich nicht rechtzeitig dem Kerl den Gewehrkolben in die Brust gestoßen, wäre ich verloren gewesen. So aber war ich meinen nächsten Verfolger los und nun rannte ich weiter — das Blut strömte mir über das Gesicht — meine Glieder waren wie Blei — es war mir, als müßte ich jetzt und jetzt hinsinken.

Digitized by Google

Aber als ich dann einige Augenblicke stille hielt und mich umwandte, sah ich keinen der schmutzigen Burnusse mehr. Es war still, todtenstill um mich herum — auch meine Gefährten waren verschwunden. Nun raffte ich meine letzten Kräfte zusammen und schleppte mich von neuem weiter — es wollte kaum mehr gehen, aber jetzt hatte ich wieder die Hoffnung, die Freiheit zu erlangen, und das stärkte wunderbar. Es glückte mir auch — in Tunis lag ich dann noch ein paar Wochen am Wundfieber darnieder — aber ich wurde geheilt und dank der Hilfe des italienischen Konsuls konnte ich in die Heimat zurückkehren. Gestern bin ich über den Simplon gekommen — mein alter Michou hat mich gar nicht wieder erkannt."

Bei diesen Worten fuhr Frau Richard plötzlich empor, als wäre sie von einer Natter gestochen worden, und ein mißtrauischer Blick glitt über das Gesicht des Fremden.

„Ich dachte Michou — Herr Michel Vernetz — wäre nur Herrn Mathurins Freund gewesen", sagte sie.

„Und auch der meine, Madame", erwiderte Pierre lächelnd. „Ein prächtiger Bursche, mein alter Michou. Als Mathurin erfuhr, daß ich Michou kannte, drückte er mir die Hand und sagte: „Nun hab' ich Dich erst recht lieb, Pierre." Aber nun wird es Zeit, daß ich gehe. Auf ein andermal, Frau Richard, es hat mich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Adieu, Fräulein Nicoline."

Er stand auf und reichte dem Mädchen die Hand und dabei sah er ihr so fest in die Augen, daß sie von neuem erröthete.

Dann verneigte er sich nochmals lächelnd gegen die Mutter, die jetzt ziemlich kühl geworden war und ihn noch immer mißtrauisch betrachtete, und erst im Gehen erinnerte er sich dann der Zeche. Er wandte sich nochmals um, aber Frau Richard weigerte sich so energisch, von dem Freunde des Herrn Mathurin Geld zu nehmen, daß Durand sich endlich für besiegt erklärte und sich mit den Versicherungen seiner Ergebenheit entfernte, ohne seinen Wein bezahlt zu haben.

Trotz dieser Versicherungen gewann indeß Frau Richard ihre alte Freundlichkeit nicht wieder und als sie von der Terrasse aus Durand noch eine Weile mit ihren Blicken verfolgte, nahm ihr Gesicht sogar einen recht gehässigen Ausdruck an. Nicoline hatte den Tisch abgeräumt und war in die Wirthsstube getreten, Frau Richard aber verließ ihren Beobachtungsplatz erst, als Durand hinter einer Gruppe uralter Nußbäume ihren Augen entschwand. Und dann ballte sie ihre ringgeschmückte Rechte zu einer kräftigen Faust und sagte leise, aber in haßerfülltem, drohendem Tone:

„Ich wette, der Schlingel heißt weder Pierre noch Durand, sondern Mathurin Morisod. Aber es wird Ihnen nichts nützen, es wird Ihnen gar nichts nützen, Herr Mathurin, dafür bin ich Katherine Richard!"

* * *

Digitized by Google

Pierre Durand oder vielmehr — denn Frau Richard hatte sich nicht getäuscht — Mathurin Morisod schritt inzwischen langsam auf der Straße dahin, die nach Sion führt und dann stieg er ebenso langsam, wie es schien, tief in seine Gedanken versunken, durch die Trümmer des vor hundert Jahren abgebrannten Stadttheils empor zu den Felsschroffen, an deren Fuß die alte Stadt sich schmiegt. Erst als er die Ruinen des Schlosses Majoria hinter sich hatte, blieb er stehen, und dann setzte er sich auf einen Felsblock, schob sein rothes Käppi auf den Hinterkopf, faltete die Hände im Schoß und sah auf die Stadt hinab.

Der Anblick, den das Thal von hier aus bietet, ist weniger romantisch, als jener von „Bellevue“ aus, aber dafür um so freundlicher. Ueppige Weingärten, Mais- und Saffranfelder und tiefgrüne Wiesen wechseln miteinander ab, bisweilen glänzt die Rhone aus dem Grün herauf, Lorbeer und Feige klettern zwischen den Felsen empor und dahinter winken dunkle Lärchen- und Tannenwälder und die Sonne läßt die Schneegipfel silbern erglänzen. Mathurin wurde wieder so weich, daß ihm die Thränen in die Augen kamen, dann aber ballte er plötzlich die Hände und ein drohender, wilder Zug kam in sein braunes Gesicht.

„Ganz recht, Madame Richard“, sagte er. „Man muß es den Leuten machen, wie sie es uns machen. Und der braune Kerl, dem ich den Gewehrkolben in die Brust stieß, war nicht der Schlimmste. Hüten Sie sich, Madame Richard, es wird Ihnen an den Kragen gehen trotz der schönen Augen Ihrer Nicoline.“

Er starrte wieder eine Weile vor sich hin und dann begann er aufs neue:

„Nicoline . . . Ah, ich habe nie so etwas liebes gesehen. Es ist ein Gesicht zum küssen. So süß, daß ich sie am liebsten in die Arme genommen hätte. Was wird Michon sagen, wenn er erfährt, wie dumm ich mich benommen habe? Ich war berauscht. Hat es der Wein gemacht oder Nicoline? Wenn man zwei Jahre in Afrika kampirt hat, kann man das nicht mehr vertragen. Sie hat Augen, die mich noch verrückt machen könnten . . . Aber das wird vergehen, wenn ich erst wieder daran gewöhnt bin. Und dann Michon, dann sollst Du sehen, wie ich es heraus bekomme. Nicoline ist unschuldig — aber sie weiß darum — sie ahnt es wenigstens. Sonst wäre sie nicht so erschrocken — als ich ihr sagte, daß ich aus Afrika komme — und dann, als ich von Mathurin sprach. Man muß es den Leuten machen, wie sie es uns machen, Madame Richard. Und Mathurin Morisod hat noch das Zeug, einer Dirne das Herz zu stehlen. Warte nur, Michon, Du sollst sehen, ob ich der kleinen Nicoline nicht alles herauslocke — und dann, Madame Richard, dann geht es Ihnen schlecht . . .“

Eine Schaar Mädchen in der Tracht von Evolena kam den Weg von dem Allerheiligen-Kirchlein herab. Sie trugen schwarze Faltenröcke mit hellrothen Bändern, schwarze Mieder mit rothen

Digitized by Google

Nestelu, bunte Halstücher und kleine runde Filzhütchen mit rothen Schleifen, und sahen in der schmucken Tracht, mit ihren lachenden braunen Gesichtern und ihren großen schwarzen Augen so allerliebst aus, daß sie schon eines Blickes würdig waren. Aber Mathurin achtete ihrer nicht, und erst als ihm eine der Dirnen eine rothe Granatblüte ins Gesicht warf, salutirte er gravitätisch. Zum scherzen fühlte er sich trotz dieser Aufforderung nicht gelaunt und die Mädchen zogen spöttelnd und kichernd an ihm vorüber, ohne daß er sich weiter um sie kümmerte.

Aber sie gaben seinen Gedanken doch eine neue Richtung und während noch ihr Lachen an sein Ohr tönte, dachte er daran, wie sehr ihn diese zwei Jahre in Afrika verwandelt hatten. Aus einem kühnen, leichtsinnigen, abenteuerlustigen Jungen war ein ernster Mann geworden, der das Leben ganz anders auffaßte als jener. Damals hing sein Herz an allen möglichen Dingen, er trachtete nach Reichthum und Ehre, und jetzt wäre er dankbar gewesen für ein stilles, ruhiges Plätzchen in der Heimat. Und damals hätte er sich gewiß in die hübsche Nicoline verliebt, während er jetzt nur daran dachte, mit ihrer Hilfe Herrn und Frau Richard den Raub zu entlocken, den sie an ihm verübt hatten.

Nun erschien die Vergangenheit wieder in flüchtigen, rasch vorüberziehenden Bildern vor seinen Augen. Die Knabenjahre in Sion, wo Michel Vernetz sein beständiger Gefährte war, und die ersten Jahre in Genf, als sein Vater ein großgeplantes Geschäft gründete und er die beste Schule der Stadt besuchte. Aber Jean Morisod hatte Unglück, es kamen traurige Tage, während welcher man nur von den Unterstützungen des Onkels Jacques lebte und nun war vom „studiren" keine Rede mehr. Der Vater verlor über seinen unseligen Spekulationen endlich völlig den Kopf, zerwarf sich mit seinem Bruder und Mathurin mußte die nächstbeste Arbeit ergreifen, um nur sich und den Vater dürftig zu ernähren. Dann starb der Alte, mit einem Fluch gegen Jacques auf den Lippen, und Mathurin ging nach Paris, in der Hoffnung, dort sein Glück zu finden. Seine Versuche mißlangen und er war schon der Verzweiflung nahe und im Begriff, aufs neue bei dem Onkel anzuklopfen, als ihm der Gedanke kam, nach Algier zu gehen. Dort blühte ihm gewiß das Glück, von dort kehrte er einst mit den Generals-Epauletten in die Heimat zurück — ah, wie ihm das Herz schwoll bei dem Gedanken und welch' frohe Zuversicht ihn erfüllte, als er in Toulon eingeschifft wurde! Aber es kam anders, ganz anders, und unter der Sonne von Lambessa sehnte er sich in die düsteren Magazine von Genf zurück, er begann den „filzigen Onkel" freundlicher zu beurtheilen, während ihm der streberische, wageluſtige Vater in weniger günstigem Lichte erschien, und lange, ehe die zwei Jahre zu Ende waren, hatte sich sein Inneres völlig verwandelt und er sah das Leben an, als wäre er ein paar Jahrzehnte lang durch die ernstesten Schulen gegangen.

Und so kam es auch, daß er mit keinem andern Gedanken in

Digitized by Google

die Heimat zurückkehrte, als dem, sich dort eine bescheidene Existenz zu gründen. Wie er seinen Onkel Jacques kannte, würde dieser keinen Augenblick zaudern, ihm die Mittel dazu zu bieten . . . und dies umsoweniger, als er der einzige Erbe des Onkels war. Jacques Morisod mußte jetzt mit seinem Neffen zufrieden sein — er kehrte zurück als ein Reuiger.

Aber wieder kam es anders, als er erwartet hatte. Die erste Nachricht, die er von Michou empfing, war die von dem Tode des Onkels. Der Alte war plötzlich gestorben und hatte seinen gesammten Besitz einem jungen Mädchen hinterlassen — Nicoline Richard — seiner Braut.

Er nahm diese Nachricht, wie bitter sie ihn enttäuschen mußte, doch ruhig auf. Nun, dachte er, so heißt es eben von unten anfangen, meinetwegen als Tagelöhner, es muß auch so gehen. Aber Michou war nicht so ruhig wie er und wollte nichts davon wissen.

„Nein", sagte er, „Du kannst das nicht laufen lassen, wie es läuft. Du mußt Dein Erbe bekommen und die Bande vors Gericht bringen. Sie haben den Alten umgebracht, ich wette darauf. Du mußt Deinen Onkel rächen."

Nun wurde er aufmerksam und ließ sich alles erzählen, was Michou wußte. Erst war Frau Richard als Haushälterin in das Haus des alten Sonderlings gekommen, aber bald hatte sie dort die Herrschaft ganz und gar an sich gerissen und nun ließ sie allmählich ihre ganze Sippschaft zu sich kommen, erst ihren Mops und ihre Katzen, dann ihre Tochter und zuletzt ihren Mann. Der Alte wurde so sehr umgarnt, daß er Nicoline zu seiner Erbin einsetzte — das Testament wurde von dem Gerichte vollständig in Ordnung befunden — und dann, dann starb er eben am Schlagfluß, wie der alte, schwachköpfige Doktor Gétroz erklärte.

„Aber es giebt Leute", so schloß Michou, „die einen Eid darauf leisten würden, daß Jacques Morisod nicht am Schlagfluß, sondern an Gift starb. Und Du mußt es herausbekommen, Du mußt es der Bande heimzahlen."

„Was habt Ihr für Beweise für Eure Meinung?" fragte dann Mathurin.

„Wenn wir welche hätten, säßen sie nicht mehr so ruhig in ihrem Hause. Aber ist es denn nicht seltsam, daß der Alte gestern sein Testament macht und heute vom Schlag getroffen wird? Und Du sollst die Bande nur sehen! Man kennt es ihnen allen an, daß sie etwas auf dem Gewissen haben. Selbst das junge Ding, die Nicoline, wird weiß wie Firnschnee, wenn man von dem Alten spricht. Und dann eins noch. Da ist der alte Veit Hannig — Du wirst ihn noch kennen — der kam in der Nacht vor Deines Onkels Tod aus Evolena zurück und behauptet, durchs Fenster gesehen zu haben, wie man etwas wie eine menschliche Gestalt die Treppe hinauf ins obere Stockwerk schleppte. Erst wollte er klopfen und fragen, ob etwas passirt sei, aber Dein Onkel hatte keine Freunde mehr in

Digitized by Google

Sion und der alte Hannig war schon müde zum umsinken. So ging er eben weiter — und in der nächsten Nacht wurde dann Jacques Morisod plötzlich vom Schlag getroffen. Ich gebe meinen Kopf dafür, daß sie ihn ermordet haben."

„Und ich den meinen, Michou", sagte Mathurin aufspringend, „daß ich es herausbekomme. Ich werde mich verstellen — mich für einen Freund Mathurins ausgeben — ach, wenn drei um ein Geheimniß wissen, wird es doch nicht so schwer sein, etwas auszukundschaften. Vielleicht mache ich mich an die Tochter, an die Braut, an die kleine Nicoline, die so weiß wie Firnschnee wird, wenn man von Jacques Morisod spricht — warte nur, Michou, ich bin aus Algier entkommen und werde auch das noch zustande bringen!"

Und so war er am andern Morgen nach „Bellevue" gegangen, und jetzt saß er auf der einsamen Halde zwischen Majoria und Tourbillon, von allerlei wunderlichen Gefühlen bewegt und an alles andere eher denkend, als an das Verbrechen, dessen Entdeckung er sich zum Ziel gesetzt. Aus dem lieblichen Bild der Heimat blickten ihm die seelenvollen, traurigen Augen Nicolines entgegen, und während er an seine Jugend dachte, erschien ihm immer wieder und wieder die schlanke, reiche Mädchengestalt mit dem anmuthigen Kindergesicht, der stolzen Haltung des Köpfchens und dem ernsten, düstern Blick. Nicoline und immer wieder Nicoline, und plötzlich schleuderte er die rothe Granatblüte weit von sich, stand auf, schob das Käppi wieder nach der Stirn und sagte entschlossen:

„Vor ein paar Jahren hätte ich mich in die Dirne verliebt. Jetzt aber will ich nur sehen, ob ich sie nicht verliebt machen kann und dann wehe Ihnen, Madame Richard, wehe Ihnen Monsieur Richard! Die Kleine muß plaudern — muß plaudern — saere nom de Dieu, wozu wäre ich zwei Jahre in Afrika gewesen, wenn ich das nicht zustande brächte! Ich muß mich nur vor dem Wein des Onkels Jacques hüten — dieser Chatoux hat ein höllisches Feuer — ich vertrage es noch nicht. Ich habe heute wahrhaftig einen kleinen Stich bekommen — das hat mich schwach gemacht, Fräulein Nicoline, schwach — wir wollen in Zukunft stärker sein."

Und damit wirbelte er die Spitzen seines schwarzen Schnurrbarts in die Höhe, reckte sich in der Sammetjacke, die ihm um ein Beträchtliches zu eng und zu kurz war, zurecht und trat dann den Rückweg an, ohne noch einen Blick auf die im Sonnenglanz aus den Felsen steigenden Trümmer von Tourbillon und Valeria zu werfen.

Und eine Viertelstunde später stand er bereits vor Michou, schüttelte ihm die Hand und sagte zuversichtlich:

„Alter Bursche, wir haben sie. Die Kleine hat ein Auge auf mich geworfen und in ein paar Tagen wird sie plaudern. Ich bin aus Algier durchgebrannt und ich werde auch den armen Onkel Jacques rächen und mir mein Erbe zurücknehmen. Die Komödie fängt an, mir Spaß zu machen, guter Michou — ah, man lebt

Digitized by Google

nicht umsonst zwei Jahre in Afrika, etwas Grausamkeit hängt sich einem doch an. Aber Madame Richard verdient nichts besseres, wenn auch die kleine Nicoline . . . ich muß mich nur vor dem Wein hüten . . . er hat ein höllisches Feuer, dieser Wein unserer schönen Heimat. Heute habe ich zu viel getrunken, Michon, aber morgen wird es besser gehen, morgen werde ich kalt und grausam sein, wie der Commandant eines Fremdenregiments in Algier . . ."

* * *

Hätte Michel Vernetz seinen Freund in den nächsten Tagen auf allen seinen Gängen begleitet, er hätte gewiß gesagt: „Mathurin ist ein wackerer Junge, er hält Wort." Mathurin war beständig auf der Lauer, als hätte er in Algier nicht ein Zugthier vertreten, sondern höhere Ausbildung in der Kunst des Spionirens erhalten, und was noch mehr heißen will, als das — er trank keinen unnöthigen Tropfen. Daß er sich, so oft er im Restaurant „Bellevue" erschien, ein Glas vorsetzen ließ, ist selbstverständlich, das war ein nöthiger Tropfen. Aber er überschritt nie dieses eine Glas und trank so langsam und vorsichtig, daß auch ein Mann, der zwei Jahre lang keinen Wein genossen, dabei nicht warm werden konnte. Mathurin hielt sich vortrefflich und wenn trotzdem eine Woche verging, ohne daß er auch nur den geringsten Erfolg erzielte, so war daran nicht seine Person, sondern einzig und allein die Mißgunst des Schicksals und die Taktik der Frau Katherine Richard schuld.

Wie er auch spähte und spähte, es gelang ihm nie, Nicoline außerhalb des Hauses zu begegnen, und fand er sich im Restaurant „Bellevue" ein, so geschah das Merkwürdige, daß Nicoline stets sofort verschwand und erst wieder erschien, wenn er sich bereits der Gesellschaft von Madame oder Monsieur Richard erfreute.

Dann freilich schien auch sie mit einer gewissen Vorliebe auf der Terrasse zu weilen und es entging ihm nicht, daß ihre Augen mit einem fast schwärmerischen Ausdruck an ihm hingen, so oft er von seinen afrikanischen Abenteuern erzählte. Das war wohl auch die Ursache, daß er den Yatagan schwingenden Araber mit immer lebhafterer Phantasie ausmalte, so zwar, daß am letzten Tage der Woche bereits zwei Araber daraus geworden waren. Wandte er sich jedoch geradezu an sie, so schrak sie stets wie aus einem Traum auf, ihre Wangen wurden todtenblaß und in der nächsten Minute war sie verschwunden. Sie schien ihn gern zu sehen und zu hören, aber sprechen wollte sie offenbar nicht mit ihm und so verfloß die Woche, ohne daß er auch nur eine Silbe mit ihr gewechselt hatte.

Umsomehr sprach er mit Herrn Richard und Frau Richard und wenn es ihm auch nicht gelang, ihnen ein verrätherisches Wort zu entlocken, so wuchs sein Verdacht gegen das Ehepaar doch von Tag zu Tag. Namentlich Herr Charles Richard, oder „Charlot", wie ihn seine Frau zu nennen liebte, bestärkte seinen Argwohn, denn er gab

Digitized by Google

sich durchaus nicht so sicher, wie Madame Richard, unter deren Herrschaft er offenbar stand. Er hatte ein seltsam scheues Wesen und wurde stets verlegen, sowie die Sprache auf den Verstorbenen kam, während Frau Richard sich gar nicht genug thun konnte in dem Lobe des guten, lieben Herrn Morisod und seine zärtliche Neigung zu ihrer Nicoline stets von neuem in den glühendsten Farben schilderte. Sie entwickelte dabei eine geistige Beweglichkeit, die ihre Wirkung auf Mathurin nicht verfehlte, so daß er eines Tages zu seinem Freunde Michon sagte: „Wenn diese Frau immer Geld gehabt hätte, dann wäre sie eine reizende Frau geworden. Das Leben hat sie schlecht gemacht." Dazu war Mathurin doch zu klug, daß er sich von ihr hätte umgarnen lassen, und ihre Bemühungen, seinen Verdacht einzuschläfern, verstärkten diesen nur, umsomehr, als das seltsame Wesen Nicolines und ihres Vaters nicht zu erklären waren, wenn sie reine Gewissen hatten.

Aber worin bestand ihre Schuld? Hatte man den alten Mann wirklich kaltblütig hingemordet? Konnte ein Kind, wie Nicoline, solch' eine entsetzliche Schuld schweigend ertragen? Während sein Glaube an das Verbrechen wuchs, schlich sich doch ein Zweifel an dem Morde in seine Seele. Vielleicht hatte man Herrn Morisod nur das Sterben erleichtert. Er erinnerte sich der Erzählung des alten Veit Hannig — von der menschlichen Gestalt, die man zur Nachtzeit über die Treppe schleppte. Vielleicht war Jacques Morisod doch vom Schlage getroffen worden und man hatte es nur absichtlich versäumt, ärztliche Hilfe zu suchen.

Die Tage verstrichen, aber Mathurin kam in keiner Weise weiter. Er hatte den Doktor Gétroz aufgesucht und allerdings einen schwatzhaften, fast schon kindischen Greis gefunden, aber die feierliche Versicherung erhalten, daß Jacques Morisod das Opfer eines Schlaganfalls geworden. „Die Färbung der Haut läßt da keinen Zweifel zu", erklärte der Doktor, und Mathurin mußte sich zufrieden geben. Dann fuhr er nach Genf zu dem Notar, der das Testament verfaßt hatte, aber auch das half ihm nichts. Das Testament war in der Gegenwart des Notars von dessen Schreiber und nach dem Diktate des Herrn Morisod, der krank zu Bette lag, ausgefertigt worden und wurde dann von dem Kranken noch mit seiner eigenen Unterschrift bekräftigt. Der Notar war natürlich über jeden Verdacht erhaben und Mathurin kam heim, ohne auch nur um ein geringes heller zu sehen.

Aber wenn diese Leute schuldlos waren, was verursachte dann ihr seltsames Betragen? Warum ging Herr Charles Richard so scheu umher, als schleppte er eine schwere Last mit sich, warum entwickelte Frau Katherine Richard eine solch' klug berechnete Taktik, was machte Nicoline beständig erschrecken und erbleichen? Es lagerte wie eine düstere Wolke über dem einsamen Haus und Mathurin konnte daran nicht vorbeigehen, ohne hinter dem Treppenfenster die menschliche Gestalt zu sehen, die man ins obere Stockwerk schleppte.

Digitized by Google

Ein Verbrechen war geschehen; daran konnte kein Zweifel sein, wie man die Sache auch drehte und wendete.

Mathurin wurde über all das so aufgeregt, daß er keinen Schlaf mehr fand. Und wenn er sich so auf seinem Lager wälzte, erschienen ihm stets die traurigen Augen Nicolines und dann wurde ein seltsames, süß-schmerzliches Gefühl in seiner Seele lebendig. Es war ihm, als wäre in dieser schlanken Mädchengestalt sein Glück, seine Zukunft verkörpert. Er sah ein kleines Heim — ein Weib an seiner Seite — die alten Träume aus dem Sonnenbrande von Lambessa kamen wieder. Wäre es nicht tausendmal besser, Nicoline zu heiraten und die Vergangenheit ruhen zu lassen, die Schatten zu begraben und das Glück an sich zu fesseln? War er nur deßhalb der Sklaverei in Algier entflohen, um hier einer andern zu verfallen? Nicoline war rein, daran konnte kein Zweifel sein. Und ebenso wenig zweifelte er, daß sie ihm gut war. Und wenn ihre Eltern wirklich eine Schuld auf dem Gewissen haben, würde sie dann nicht die Furcht bewegen, ja zu sagen? Wenn er der Mann Nicolines war, dann hatten sie ihn nicht mehr zu fürchten!

Aber das war ja eine ganz schändliche, erbärmliche Spekulation! Davon konnte nicht die Rede sein. Ehe nicht alles klar war zwischen ihnen, gab es auch keine Nicoline für ihn. Wenigstens nicht das süße, liebe Ding mit dem Gesicht zum Küssen, sondern nur die Nicoline, die . . . die . . . ja, es war wirklich schon so weit gekommen, daß er seinen ursprünglichen Plan fast vergessen hatte. Er wollte sie ja in sich verliebt machen und dann zum Plaudern bringen! Und das war auch der einzige Weg, der zum Ziele führen konnte, der einzige, wie wenig er ihm auch jetzt mehr gefallen mochte.

Eines Morgens — der Schlaf hatte ihn wieder verlassen und er war schon um vier Uhr aufgestanden — machte er einen Spaziergang in das Val d'Hérens. Als er an „Bellevue" vorbeikam, blickte er nach den Fenstern empor, aber die Vorhänge waren geschlossen und die tiefste Stille lag über dem Hause. Er wanderte weiter — bis zu der Einsiedelei Longeborgne empor, die im sechzehnten Jahrhundert von Eremiten in den Stein gehauen wurde und noch heute von einem Klausner bewohnt wird, und dann kehrte er langsam zurück. Sion mit seinen Burgen tauchte wieder vor ihm auf — bald sah er auch das weithin sichtbare Haus Jacques Morisods — und endlich kam er an die Rhone. Die Nebel waren jetzt emporgestiegen, die blaue Flut glitt still in dem ebenen Bette dahin, die Sonne stand bereits hoch über den Bergen. In der Nähe der Brücke hielt er einen Augenblick an und als er sich seitwärts wandte, bemerkte er Nicoline, wie sie langsam am Ufer dahinschritt.

Er hatte sie kaum gesehen, als er sie auch schon anrief, und eine Sekunde später stand er an ihrer Seite. Sie war heftig erschrocken und als er ihre Hand erfaßte, lag sie kalt wie Eis in der seinigen.

„Fräulein Nicoline", sagte er bestürzt, „was ist Ihnen?"

Digitized by Google

Er sah sie voll zärtlicher Besorgniß an — was war mit ihr geschehen? Sie war bleich wie eine Leiche, ihr Gesicht war ganz starr und zitterte doch wie im Frost. Ihre großen schwarzen Augen waren leer und leblos, wie die Augen einer Wahnsinnigen, und erst als er sie eine Weile betrachtete, schien ihm ihr Blick Leben zu gewinnen und es war ihm, als wollte sie ihm sagen: „Stoß nur zu, stoß zu! Tödte mich, morde mich, Du befreist mich nur von einer schweren Last!"

„Nicoline, was ist Ihnen?" fragte er nochmals und seine Erregung ließ seine weiche, dunkle Stimme erbeben.

Aber sie antwortete nicht, ihre traurigen Augen ruhten unbewegt auf ihm und der Ausdruck ihres blassen, stillen Gesichts wurde immer schmerzlicher. Ihre Hand lag noch immer kalt in der seinen, aber sie zitterte und ein Frösteln schien über ihren Körper zu laufen, obwohl die Sonne schon heiß herniederbrannte.

„Fräulein Nicoline — ich habe Sie auf Ihrem Spaziergang gestört — verzeihen Sie mir — ich war schon früh morgens in Longeborgne und bin auf dem Rückweg nach Sion — und wie ich Sie da sah —"

Eine steigende Furcht bemächtigte sich seiner. Nicoline blieb starr und leblos und das weiße bebende Gesicht und die unheimlichen Augen erfüllten ihn immer mehr mit Angst und Sorge.

„Hören Sie mich denn nicht, Nicoline?" rief er leidenschaftlich. „Sprechen Sie doch ein Wort. Was ist Ihnen? Sind Sie mir böse? Habe ich Sie gestört? Soll ich wieder gehen?"

Nun neigte sie leicht den Kopf und sagte leise und sanft:

„Ja, Herr Morisod."

Mathurin sah sie betroffen an — woher kannte sie seinen Namen? Außer Michou wußte niemand darum — wer hatte ihn verrathen?

„Fräulein Nicoline", sagte er verlegen, „Sie wissen, daß ich nicht Pierre Durand heiße —"

„Ich weiß es erst seit heute Nacht."

„Seit heute Nacht? — Und von wem —?"

„Ich hörte meine Mutter mit meinem Vater sprechen — von Ihnen —"

„O mein Gott!" fuhr er auf, ihre Hand zärtlicher umfassend. „Und das — das hat Sie so getroffen? Verzeihen Sie mir, Nicoline, verzeihen Sie mir!"

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Herr Morisod."

„Aber Du liebst mich, süßes, liebes Mädchen — Du liebst mich, wie ich Dich liebe! Nicoline — theure Nicoline — sieh mich an — küsse mich — liebes, himmlisches Geschöpf!"

Er hatte sie in seine Arme gezogen und sie lag eine Sekunde lang wie starr an seiner Brust, während seine Küsse ihre bleichen Wangen rötheten.

Dann aber stieß sie ihn plötzlich jäh zurück, und ehe er sie

Digitized by Google

halten konnte, stürzte sie fort und eilte das Ufer aufwärts nach der Brücke zu. Wie ein gehetztes Wild flog sie dahin, sie schien den Boden kaum zu berühren, und betroffen sah er ihr nach, ohne ihr zu folgen.

Und dann kam ein Augenblick, wo er plötzlich einen heftigen Schlag empfing und alles vor ihm zu flimmern begann. Er stieß einen wilden Schrei aus, schleuderte seinen Rock fort und warf sich mit mächtigem Sprunge in den Fluß.

Die blauen Wellen bedeckten sich mit silbernem Schaum und schienen sich über ihm schließen zu wollen, aber schon tauchte er wieder empor und in der nächsten Sekunde hatte er den schwarzen Gegenstand erreicht, der in der Mitte des Flusses stromabwärts schwamm. „Nicoline, Nicoline!“ rief er und dann schlang er seinen linken Arm um ihren Oberkörper, faßte mit den Zähnen ihr Kleid und ließ sich so von der Strömung abwärts treiben, während er mit dem rechten Arm nach dem Ufer zusteuerte.

Eine Minute später hatte er festen Fuß gefaßt und das leblose Mädchen lag vor ihm in dem Grase. Er schöpfte einen Augenblick tief Athem, schüttelte sich das Wasser vom Leibe, und dann nahm er sie wieder in seine Arme und trug sie eiligen Schrittes nach dem Hause der Eltern.

* * *

Es war noch nicht Mittag, als Mathurin in die Stube Michous trat und dem Freunde die Hand zum Abschied reichte.

Michel Vernetz, ein kleiner stämmiger Bursche mit hellbraunem Schnurrbart, etwas dunklerem Kraushaar und gutmüthigen grauen Augen, sah ihn verwundert an.

„Bist Du verrückt geworden?“ fragte er. „Und wie siehst Du denn aus? Du hast wohl ein Bad in den Kleidern genommen?“

„Sie sind schon wieder trocken — in Algier ist es mir oft genug nicht viel besser gegangen. Freilich — es sind die Deinen — Michou, mein Herzensjunge, laß Dich noch einmal umarmen!“

Er breitete die Arme aus und Michou hob die seinen hoch empor und nahm das schmale, braune Gesicht zwischen seine Hände.

„Mathurin, Du weinst ja! Zum Teufel — was soll das heißen? Ich wette, da steckt niemand anders dahinter, als die Hexe, die Nicoline!“

„Du hast recht, mein Junge, die Nicoline.“

„Die Geschichte ist mir schon längst verdächtig gewesen — und gefährlich ist sie mir von allem Anfang an erschienen.“

„Ja, ja — gefährlich. Ich liebe das süße Kind zum närrischwerden. Und nun ist es aus.“

„Du hast sie zum Plaudern gebracht?“

„Ja, ja — zum Plaudern. In die Rhone ist sie gesprungen — was willst Du mehr! Ich gehe nach Genf, Michou, werde arbeiten — fürchte nicht, daß ich von neuem dumme Streiche mache. Wozu

Digitized by Google

wär' ich denn in Algier gewesen! Und Du, Michon, hältst den Mund — hörst Du? — kein Wort mehr von Deinem Verdacht — zu keinem ein Wort — Onkel Morisod ist todt — und auch die Richards sind todt für uns!"

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgestoßen und Herr Charles Richard stürzte athemlos herein.

Er bebte am ganzen Körper, in seinen Blicken lag Todesangst, seine Hände falteten sich krampfhaft.

„Das ist Gottes Wille, daß ich Sie gleich finde, Herr Morisod", keuchte er. „Sie haben mein Kind gerettet, aber Sie werden das Mädchen zum zweitenmal in den Tod jagen, wenn Sie nicht kommen und ihr den Kopf zurechtsetzen."

Mathurins Züge hatten sich verfinstert, eine drohende Falte erschien zwischen seinen schwarzen Brauen.

„Herr Richard!" sagte er schroff, „es wäre besser, Sie gingen mir aus dem Wege!"

„O, thun Sie es, Nicoline zulieb! Sie ist unschuldig, sie hat keinen Theil daran! Sie ahnen nicht, wie das Mädchen Sie liebt — wie sie an Ihnen hängt. Mathurin und immer nur Mathurin — sie weint sich zu Tode, wenn Sie nicht kommen. O lassen Sie das Kind unsere Schuld nicht büßen — Gott hat es so gewollt — die Erbschaft fällt wieder in Ihre Hände — nehmen Sie sie auch gleich — nehmen Sie alles, alles, nur lassen Sie mir das Kind nicht sterben!"

„Sie sind ein Narr, Herr Richard!" unterbrach ihn Mathurin heftig, „oder ein noch größerer Schurke, als ich annahm. Sie wagen es, mir die Hand Ihrer Tochter anzubieten, Sie, Sie, der Mörder Jaques Morisods —"

Herr Richard wurde plötzlich ruhig und sah Mathurin verwundert an.

„Der Mörder — Jaques Morisods — Herr, was denken Sie von mir!"

„Nun zum Teufel!" brauste Mathurin auf, „was haben Sie denn gethan? Warum hat Nicoline den Tod gesucht? Von welcher Schuld sprechen Sie denn?"

Herr Richard fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und seufzte tief auf.

„Herr Mathurin, verzeihen Sie uns", stammelte er dann. „Wir sind nicht so schlecht — meine Frau ist nur etwas energisch — und ich bin zu schwach, zu schwach. Das Leben hat uns übel mitgespielt — wir wurden beraubt und betrogen — wir sind immer wieder das Opfer schlechter Menschen geworden — und das hat mich scheu gemacht und meine Frau bitter und feindselig. Ach, lieber Herr Morisod, verzeihen Sie uns, verzeihen Sie uns, um des armen Kindes willen, das so gut ist und das Sie so sehr liebt!"

„Was haben Sie gethan?" fragte Mathurin ungeduldig und Herr Richard fuhr sich abermals über das Gesicht.

Digitized by Google

„Ich habe mich lange geweigert", erwiderte er, „aber meine Frau wollte es — und ich habe sie ja ins Unglück gebracht — eine Frau wie sie hätte die besten Partien machen können — und sie hat ja recht — ich war immer zu schwach den Menschen gegenüber, ließ mich belügen und betrügen und mir alles, alles vor der Nase wegschnappen. Und nun bot sich uns endlich wieder eine Gelegenheit, ein sorgenfreies Leben zu erringen — ich habe so viele andere Gelegenheiten verscherzt — meine Frau warf es mir vor — redete mir zu — und ich selbst, ich selbst, Herr Morisod — o, ich dachte auch, wie schön es wäre, nun endlich einmal erlöst zu sein. Und da that ich es, Herr Morisod, da that ich es."

„Was thaten Sie?"

„Der arme Herr Jaques — wäre er nicht gestorben, wäre es ja nicht geschehen. Er hatte Seltsamkeiten, aber er war der erste gute Mensch, den wir kennen lernten. Er hatte Mitleid, nahm uns alle auf, gab uns ein Heim. Und nun starb er, nun war es zu Ende. Er starb so plötzlich, der Schlag streckte ihn hin, als er sich eben sein Pfeifchen anzündete, und gleich war er todt. Wir waren erst selbst, als hätte uns der Schlag getroffen, und die arme Frau jammerte und sagte: „Nun haben wir es einmal gut getroffen und da muß es auch gleich wieder zu Ende sein." Dann aber raffte sie sich auf — o sie ist eine kluge, energische Frau — und dann überredete sie mich und alles geschah, wie sie wollte. Wir versteckten den todten Herrn Morisod — und dann fuhr sie mit dem ersten Zug nach Genf zu dem Notar — und als der Notar kam, da hatte ich schon meinen Bart rasirt — lag zu Bette — und spielte den kranken Herrn Morisod. Und so diktirte ich das Testament — unterschrieb es zitternd, aber ähnlich wie Herr Morisod unterschrieb — und als dann der Notar wieder fort war — aber erst des Abends — da holten wir den Doktor Gétroz —"

Mehr hörte Mathurin nicht. Eine steigende Aufregung hatte sich seiner bemächtigt und nun stürzte er zur Thüre hinaus, denn er wußte ja genug. Wie ein Toller eilte er die Straße hinab, nach der Rhone zu, und in wenig mehr als einer Minute hatte er das Haus Onkel Morisods erreicht.

Dort sprang er die Stufen der Terrasse mit zwei Schritten hinauf und dann ging es durch die Wirthsstube auf den Flur, wo ihm Madame Richard entgegentrat.

„Wo ist Nicoline, wo ist Nicoline?" rief er ihr athemlos zu und eine Sekunde später hielt er das weinende Mädchen in seinen Armen.

„Nicoline, mein armes Kind!" sagte er.

„Kannst Du es denn verzeihen? Ist es denn möglich?"

„Du bist ein Engel, Nicoline — und hast alles gesühnt, alles, was andere verbrochen."

„Und dann, mein Täubchen", fügte Frau Richard salbungsvoll und etwas langsamer, als sie gewöhnlich sprach, hinzu, „dann vergiß

Digitized by Google

nicht, daß wir Alle Sünder sind. Auch Herr Mathurin hat einen oder zwei Araber erschlagen, um seine Freiheit zu erlangen — an unseren Händen klebt kein Blut. Richte nicht, auf daß Du nicht gerichtet wirst, und die Erbschaft kommt ja nun ohnedies in Ihre Hände, Herr — Herr Pierre Durand!"

„Und Du liebst mich, Du liebst mich wirklich, Mathurin?" flüsterte Nicoline, während ein glückseliger Schimmer über ihr bleiches Gesicht flog.

Aber er beantwortete weder diese Frage noch die Herausforderung Madame Richards. Er betrachtete nur zärtlich, mit einem bewundernden Lächeln die holden Züge, und dann schloß er das geliebte Mädchen aufs neue in seine Arme und küßte sie wieder und immer wieder ....

Digitized by Google

Eine berühmte Autographen-Sammlung.

Von Dr. Adolph Kohut.

Am 11. Oktober 1888 fand in Dresden im Auktionslokal des Buch-, Kunst- und Autographenhändlers Gustav Salomon, dessen Sammlungen sich nicht nur in Elbflorenz, sondern auch in anderen Städten weit über die Grenzen Deutschlands hinaus großer Werthschätzung erfreuen, die Autographen-Versteigerung des literarischen Nachlasses des verstorbenen Gustav Kühne, bekanntlich des letzten vom „Jungen Deutschland", statt. Ich bin in den Stand gesetzt worden, sämmtliche Autographen durchsehen zu können und kann versichern, daß seit Jahrzehnten keine so interessanten Schriftstücke, gleich bedeutsam für die Literatur-, wie für die Theater- und Zeitgeschichte, zur Versteigerung gekommen sind. Kühne war bekanntlich viele Jahre hindurch Redacteur der einst so tonangebenden Zeitschriften: „Zeitung für die elegante Welt" und „Europa" und hat als solcher mit den namhaftesten Geistern seiner Zeit in reger Verbindung gestanden. Ueberdies war er aber auch Autographen-Sammler und es befanden sich daher in seiner Mappe manche literarische Perlen von unschätzbarem Werth. Es wird den Leser gewiß interessiren, einiges aus diesem literarischen Schatzkästlein kennen zu lernen.

Beginnen wir mit unserer klassischen Literaturepoche, so begegnen wir zwei eigenhändigen Briefen Goethes und Schillers. Ich konnte leider nicht feststellen, an wen das Schreiben des letzteren gerichtet war; der Schillersche Brief ist an Goethe adressirt. Letzterer schreibt wörtlich:

„Es ist freilich eine wunderliche Sache, wenn ein Hauptbedenken sich am Schlusse eines Unternehmens hervorthut; doch glaube ich, geschieht in diesem Falle das Mögliche, wenn Ihre Veränderung zum zwölften, die meine zum 14. ten Vers angenommen würde. Und läßt sich wohl hierzu höchste Beystimmung hoffen.

Digitized by Google

Nochmals zu dem schönsten Gelingen der mannigfaltigen Stanzen-Reihe Glück wünschend und von der Auf- und Ausführung das Beste hoffend

Treu theilnehmend
ergebenst

Weimar, 17. Juni 1830. J. W. Goethe."

Das Schreiben Schillers ist viel früheren Datums, vom 12. Januar 1796, doch scheint es gefälscht zu sein, wie mir ein Papierfabrikant, welcher das Briefpapier untersuchte, versicherte. Es besteht aus 29 Zeilen und beginnt mit den Worten: „Hier eine kleine Lieferung von Epigrammen. Was Ihnen darunter nicht gefällt, lassen Sie gar nicht abschreiben. Es geht mit diesen kleinen Späßen doch nicht so rasch, als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu benutzen kann, wie bei einer längeren Arbeit." Am Schlusse folgen zwei Epigramme.

Alle übrigen Briefe sind an Kühne selbst gerichtet. Zahlreich sind die von Heinrich Heine, einem eifrigen Mitarbeiter der „Zeitung für die elegante Welt", herrührenden Gedichte und Briefe, welche aber sammt und sonders, mit Ausnahme eines einzigen Briefes, bereits gedruckt sind. Dieses bisher unveröffentlichte Schreiben hat ein erhöhtes Interesse dadurch, als es von Hypolit Carnot, dem Vater des jetzigen Präsidenten der französischen Republik, handelt. Dasselbe ist vom 3. Juli 1840 datirt und lautet:

„Liebster Kühne!

Ich habe das Vergnügen, Ihnen durch diese Zeilen Herrn Hypolit Carnot, Mitglied der hiesigen Deputirtenkammer, vorzustellen, und ich hoffe, daß Sie Gelegenheit finden werden, ihm auf dortigem Platze recht viel Erfreuliches zu erzeigen. Carnot gehört zu den wenigen Franzosen, die den deutschen Geist begriffen; er ist einer der ehrlichsten Vermittler der beiden Nationalitäten. — Ist Laube in Leipzig, so lasse ich auch diesen freundlichst bitten, dem geehrten Gaste die litterarischen Honneurs von Leipzig zu machen. — Ich kenne Leipzig nicht, ich habe es mir immer vorgestellt als ein deutsches Grobstreet; nun, das kann einen Fremden interessiren. — Leben Sie wohl und bleiben Sie mir freundschaftlich gewogen

Ihr treu ergebener

Heinrich Heine."

Sehr zahlreich sind auch die Briefe eines Genossen Heinrich Heines im Kampfe des jungen Deutschlands, Heinrich Laubes. Sie umfassen den Zeitraum von 1835—1860 und sind für die geistige Bewegung in Deutschland in jener Zeit von außerordentlichem Werthe. Die Bezeichnung als Mitglied des jungen Deutschlands ist Laube im Anfang nichts weniger als angenehm. So schreibt er aus Hamburg, 8. Nov. 1835, u. a.: „Meine Stellung ist so bös, daß es mir von dem größten Nachtheil ist, als Theilnehmer am „Jungen Deutschland" belobt zu werden, ein Name, der jetzt so schlimm ist wie Demagoge." Sehr beweglich sind seine Klagen, als

Digitized by Google

er in Muskau als Gefangener weilte, weil er politisch verdächtig war. Zwei Jahre darauf, am 3. Nov. 1837, schüttet er sein Herz vor seinem Freunde in folgenden Worten aus: „Sie wissen gar nicht, wie viel besser es Ihnen ergeht als mir, da Sie unbehindert von einem Ort zum andern streichen können. Ich habe das Gefangensein bis zum höchsten Unmuthe satt, und was ich so von draußen höre, erhöht meinen Unmuth höher; es scheint den Leuten eine Kleinigkeit und ganz in der Ordnung, daß man im Loche sitzt und sie reden sehr klug und erhitzen sich gegen Dunst, die zur Schlachtzeit ganz hinten und nie in dem Falle waren, etwas vom Weltcasus zu verspüren. Gott helfe mir von dieser Freistundenzeit! . . . Glauben Sie nicht, daß die Adler so zahm sind, aber was sind erstens verheirathete Raubvögel und zweitens eingesperrte!" Aus seiner Direktionszeit als Leiter des Hofburgtheaters schrieb Heinrich Laube gar manche interessanten Briefe. So schreibt er am 24. Sept. 1857, indem er den von Kühne bearbeiteten Schillerschen „Demetrius" zurückweist: „Das dortige — Dresdener — Publikum nimmt's bei Weitem nicht so genau, und Stücke, welche dort ein paar Vorstellungen bestehen, sind bei uns Durchfälle. Man richtet jedes Stück danach ein, ob es den Charakter der Dauer an sich trage, und deßhalb ist hier Motivirung bis in's Kleinste unerläßlich."

Von berühmten literarischen Zeitgenossen sei noch des umfangreichen Briefwechsels Varnhagens von Ense gedacht. Der feinsinnige Diplomat, Geschichtsschreiber und Schriftsteller zeigt sich auch hier als ein ebenso vorurtheilsloser Geist, wie als Meister des Stils. Ein sehr merkwürdiges Wort spricht er z. B. in der sogenannten „Judenfrage", wenn er sagt — Berlin, 3. Juni 1837 —: „Wie jemand in unserer Zeit über Juden denkt, was er von ihnen weiß und versteht, was er ihnen gönnt und zuwenden möchte, das ist mir eines der wichtigsten Kennzeichen sowohl für das Innere des Menschen als auch für seine weltliche Fähigkeit. Ein Feind und Hasser der Juden kann große und edle Eigenschaften haben, allein er hat dabei auch gewiß einen dunklen Fleck im Herzen oder im Verstande und sein Wirken im Leben wird auch nicht ohne Stellen sein, wo es lahm mit ihm geht."

Reizend sind die Briefe Karl Becks, des Dichters des „Janko, der ungarische Roßhirt", und Franz Dingelstedts. Ersterer sendet aus Berlin und Wien interessante Stimmungsbilder. Von Berlin urtheilt er z. B. einmal u. a. — 8. Dez. 1845 —: „Der Wellenschlag der Intelligenz ist hier ungleich mächtiger als in Ihrem Klein-Paris, nur schwatzt man hier zu viel vom Glauben." In welch' gedrückter, ja trostloser Lage der Poet sich noch im Jahre 1868 befand, das bezeugt ein erschütternder Brief aus jener Zeit, dem wir nur die nachstehende Stelle entnehmen möchten: „Ich bin seit Jahren ein vom Schicksal schwer heimgesuchter Mann, habe Vater, Mutter und Bruder begraben, habe Exudate in den Lungen, welche nur sehr langsam aufgesogen werden, weil ich bei meiner gedrückten Lage dies

Digitized by Google

mir todtschädliche Wien unmöglich auf längere Zeit gegen günstige Himmelsstriche vertauschen kann, muß angestrengt für meine armselige Existenz fechten."

Franz Dingelstedts Zuschriften sind viel heiterer Art — sie verleugnen nirgends den Satiriker. In einem aus München, 3. Mai 1853, datirten Briefe z. B. ist er besonders gallig. Er meint: „Stücke von Hebbel, Gutzkow, Freytag, Mosen ꝛc. existiren für Laube und Hülsen nicht, denen Shakespeare und Mosenthal genügt . . ." Gelegentlich der Aufführung seines Stückes: „Die Bartholomäusnacht" in Dresden, meint er ironisch: „Ich will lernen und als Lehrling schaffe ich mir in Zeiten ein dickes Fell an, um die wohlthätigen Schläge der Kritik — vide: Banck*) in Dresden, über die ich gelegt worden — wie des Publikums aimable Laune geduldig zu ertragen."

Zahlreich sind die dii majorum und minorum gentium des Theaters. Den Damen gebührt selbstredend der Vorrang! Sehr redselig ist Caroline Bauer, die spätere Gräfin Plater, welche Gustav Kühne förmliche Liebeserklärungen macht, welche ich Anstand nehme, wiederzugeben. Nur einige harmlosere Bemerkungen seien hier reproduzirt; am 23. Dec. 1870 schreibt sie aus Broelberg: „Was Lenau über Künstlerinnen urtheilt, unterschreibe ich. Die Liebe einer Theaterdame beglückt sicher nicht auf die Dauer. Sei sie edel, gut — nur erlaubt kokett — Kinder bleiben wir stets — Engel, Dämon — der größten Aufregung fähig, aber auch des größten Wankelmuths. Künstlerinnen sollen unverheirathet bleiben." Während des deutsch-französischen Krieges schreibt sie folgende Worte über den polnischen Weltschmerz: „Ist bin deutsch mit Herz und Sinn, ich kenne die Schwäche der Polen, aber Achtung dem großen Mißgeschick kann ich nicht versagen und staune oft über den unerschütterlichen Glauben an die Wiedergeburt Polens. Man lasse sie hoffen — es lebt und stirbt sich leichter mit Hoffnung im Herzen." Schließlich noch ein Urtheil der schönen Künstlerin über Schleiermacher. Sie schreibt unter dem 13. Juni 1871: „Schleiermachers Predigten lauschte ich gern, ging bei ihm zum Abendmahl — holte mir Rath und Trost in schweren entscheidenden Stunden, ich küßte seine Hand mit Inbrunst beim Lebewohlsagen und habe den letzten Blick nie vergessen."

Charlotte Birch-Pfeifer, die Dramatikerin und Schauspielerin, spricht — Berlin, 23. Sept. 1859 — das folgende treffende Wort: „Nichts ist täuschender, als nach dem Eindruck des Lesens die Wirkung zu beurtheilen. Wie viele Beispiele könnte ich Ihnen aus meiner langjährigen Erfahrung als Darstellerin anführen, daß gerade diejenigen Stücke, die den Schauspieler bei den Proben entzückten, ohne Erfolg vorübergingen, solche, von deren Fiasco wir überzeugt waren, Furore machten. Der Geschmack der Menge ist unberechen-

*) Kritiker des Dresdener Journals, jetzt Chefredacteur dieses Blattes.

Digitized by Google

bar wie Wind und Welle — wer hat diese Erfahrung so oft gemacht als ich?"

Von den Schauspielerbriefen nenne ich in erster Linie diejenigen Theodor Dörings. Dieser berühmte Menschendarsteller übt eine oft sehr starke Kritik an Menschen und Verhältnissen. In den vierziger Jahren am Hoftheater zu Stuttgart engagirt, schreibt er rücksichtslos über die Schattenseiten seines Metiers. So meint er einmal — 19. April 1842 —: „Wie schön könnte das hiesige Verhältniß sein, da der König die Mittel zu allem Tüchtigen hergiebt, aber Du allmächtiger Gott, wie werden sie verwendet! Seit den paar Laubeschen Stücken ist seit Jahr und Tag nebst Gutzkow's: „Patkul" und „Werner" nichts von Bedeutung über die Bretter gegangen. Wie kann man denn so unendlich viel Geschrei von unserer Bühne und ihren Leistungen machen? Bei ihrer Macht und bei unseren Mitteln könnte das Doppelte geschehen."

Von der großen Bescheidenheit und dem klaren Blick Dörings zeugt die nachstehende Stelle: „Wir wollen und müssen von Männern, deren Urtheil nicht verdächtigt ist, genannt sein, wenn der Wunsch in uns reger geworden ist, sich den Besseren der Nation anschließen zu dürfen. Die kurze Zeit unserer ausübenden Kunst reicht nicht hin, die Wirkung unserer Leistungen beim Publikum frisch zu erhalten, und so ist denn die edlere, unparteiische Kritik ein guter, strenger, aber doch Erhaltung und Genesung befördernder Arzt, — schmecken die Rollen hier und da auch für den Augenblick bitter, so empfindet doch später der Körper das Wohlthuende der Arzenei um so lebhafter."

Aehnlich groß und lauter denkt auch der namhafte Schauspieler und Regisseur Karl Grunert über die Aufgaben der Kunst, dessen Briefe aus den fünfziger Jahren eine wahre Fundgrube des Aesthetisch-Schönen sind. „Ich liebe meine Kunst", schreibt er einmal, „weil sie mich mit den edlen Geistern der Nation in so lebendigen Verkehr bringt." Und an einer andern Stelle: „Der Theaterklatsch ist eine schlechte Gewohnheit der Schauspieler und man muß oft recht lange hinsehen in die Natur, in den Himmel, ins Unendliche, um den Schmutz los zu werden, der bei allen Theatersachen, Coulissen-Unterhaltungen, Parterre-Besuchen ꝛc. sich ansetzt."

Den Schluß meiner Mittheilungen mögen einige Auszüge aus Berliner Briefen von Franz Wallner, dem Begründer des Wallnertheaters, machen. Wir lernen diesen Künstler in jener Zeit kennen, als er Direktor des Königstädtischen Theaters in Berlin und des Stadttheaters in Posen war. Aus der Fülle der interessanten Briefe sei nur nachstehendes Schreiben mitgetheilt:

„Das ehrenvolle Vertrauen, das Sie in mich setzen, beweist mir eben, daß Sie mein Institutchen nicht kennen. Du lieber Gott, wenn ich solche Werke auf meinen Brettchen, die die Welt im kleinsten Maßstabe bedeuten, aufführen könnte, wie glücklich wäre ich! Dann wäre das Haus groß genug, um jeder Privatconcurrenz den Rang

Digitized by Google

abzulaufen; es ist aber so winzig klein, daß Sie darob erschrecken würden, und alle einigermaßen auf Komparserien und größere Scenen berechneten Werke bei mir unmöglich sind. Meine deutschen Originalautoren heißen: Benedix und Bauernfeld! Höher kann ich nicht hinauf. Abgesehen davon aber fürchte ich, leider mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die starke Tendenz Ihres Stückes bei der jetzigen Lage der Dinge in Preußen auf unübersteigliche Censurhindernisse stoßen wird. Warum greift Ihr namhaften Schriftsteller aber nicht Eure Stoffe, wie die Franzosen, aus dem frischen, vollen Menschenleben, statt aus der vergangenen Zeit? Die deutsche Natur würde dafür sorgen, daß die Stoffe nicht für unser Sittlichkeitsgefühl verletzend wären und uns armen Direktoren und den Schriftstellern selbst wäre geholfen."

Zum Schluß seien hier noch die für die Revolutionszeit von 1848—1849 höchst bedeutsamen Briefe Clara Mundts, der unter dem Namen Luise Mühlbach Romane schreibenden Gattin Theodor Mundts, gleichfalls eines Mitgliedes des verfehmten „Jungen Deutschlands", wiedergegeben, die gewiß nicht verfehlen werden, in den weitesten Kreisen Aufsehen zu erregen.

I. „Meinen heutigen Correspondenzbericht*) kann ich nicht ohne einen Gruß von uns Beiden**) abgehen lassen, besonders deßhalb, weil er Ihnen eine Nachricht bringt, die, wie ich hoffe, Ihre freundschaftliche Theilnahme erregen wird. Mundt ist zum Professor an der Universität in Breslau ernannt . . . .

Wir werden also vorläufig Ende October nach Breslau wandern, bis uns ein günstiger Stern, auf den ich sehr stark hoffe, wieder nach Berlin zurückführt, denn Sie können denken, daß es nicht Mundts Endziel ist, als Professor in Breslau zu bleiben. Es ist nur der erste Schritt und als solcher uns nicht ganz unwichtig!

Herzliche Grüße von Mundt, der übermäßig beschäftigt ist und der immer noch nicht zu seinem längst beabsichtigten Brief an Sie, der ihm noch dazu ein wahres Herzensbedürfniß ist, gelangen kann. Die Zeit geht so rasch und übergeschwind, daß man immer zu thun hat, mit ihr fortzukommen und ihr einige Momente abzulauern. — Wissen Sie, was mich freut, daß weder Sie noch Mundt in die Nationalversammlung gewählt sind. Ich hoffe zu Gott, daß diese geistigen und politischen Kleinkinderbewahranstalten sowohl in Frankfurt als hier auseinander gejagt werden. — Wollen Sie mir vielleicht gefälligst sagen, was Gagern***), der Mann mit dem kühnen Griff, der große Mann, Großes gethan hat und weßhalb er so un-

*) Luise Mühlbach schrieb für die „Zeitung für die elegante Welt" Berichte aus Berlin.

**) Ihr Mann, Theodor Mundt, war einer vom „Jungen Deutschland", zu welchem außer ihm und Kühne noch Heine, Gutzkow, Laube und Wienbarg gehörten.

***) Heinrich Wilhelm v. Gagern wurde anfangs März 1848 an der Spitze des neugebildeten liberalen Ministeriums mit der Leitung des Auswärtigen und Innern betraut und am 19. Mai zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt.

Digitized by Google

geheuer bedeutend ist? Ich versteh' es nicht und begreif' es nicht! Aber das versteh' ich wohl, daß es jetzt die Zeit der Mittelmäßigkeiten ist, die Zeit, in welcher diese das herrschende und gebietende Element ist, weil es viel bequemer ist, sich von seinesgleichen, nämlich von Mittelmäßigkeiten, beherrschen zu lassen, als sich vor der wahrhaften Größe zu beugen. Und wie viel Mittelmäßigkeit, also wie viel Eintagsgrößen haben wir! Und in Frankreich ist's ebenso! Wenn wir eine Republik bekommen, wandert das Mundtsche Ehepaar in die Urwälder Amerikas aus, nach Cujaga, zu meinem Bruder, der sich dort etablirt hat und heute noch keine Ahnung hat von unseren europäischen Revolutionen! Ist das nicht köstlich, idyllisch, sich so aller Politik zu entäußern? Aber lieber im Urwald mit den Wölfen heulen, als in Berlin mit den Republikanern des Tages!

Herzliche Grüße von uns beiden an Sie und die Damen!

Berlin, 14/4. 48. Clara Mundt.

II. Ja, wenn die Männer den ganzen Tag in ihren Clubs und Wahlversammlungen sitzen, dann müssen die Frauen, welche natürlich mit echtem Männerdünkel aus allen Clubs ausgeschlossen sind, versuchen, wenigstens nothdürftig die Geschäfte zu besorgen! Daher, verehrter Freund, kommt auch heute nur ein Artikel von mir. Mundt grüßt tausendmal, aber er kann nichts schreiben, denn er hat schon seit lange keine Feder in der Hand gehabt. Er ist nämlich unter ungeheuren Kämpfen, unter großen Anstrengungen seiner Partei . . . doch Wahlmann geworden. Diese Sitzung dauerte von Morgens 8 Uhr bis Nachts 3 Uhr. 18mal stand er zur Wahl, denn da er immer die meisten Stimmen (aber nicht die volle Majorität) hatte, mußten jedes Mal neue Wahlen vorgenommen werden . . . Ich habe mich natürlich sehr gefreut, aber jetzt wird es mir zu viel, denn ich sehe Mundt gar nicht mehr. Da sollen die Persönlichkeiten der Wahlcandidaten durchgenommen, da soll ihr Familienleben geprüft werden. Nun, Gott sei Dank, Mundt kann das mit Ruhe ansehen, denn er ist immer sich selber getreu geblieben. Aber gerade deshalb, weil er nicht dabei betheiligt ist, darf ich es sagen, ich finde es als eine höchst kleinliche, höchst erbärmliche Inquisition, eine recht deutsche, nadelzwickelnde, jämmerliche Kleinigkeitskrämerei! Was in aller Welt hat denn das Privatleben mit dem politischen Charakter zu schaffen! Haben sie neulich einen Wahlcandidaten von der Liste gestrichen, weil er seine Frau schlägt!

Eine allerliebste Geschichte noch:

Gestern war große Wahlversammlung im Opernhaussaal. Mundt war zum Sprechen aufgerufen und hielt eine lange Rede, worauf mehrere gegen ihn auftraten. Unter anderen kam ein Schuldirektor Bonnel und warf ihm vor, er sei der Erste gewesen, welcher für die Emancipation der Frauen und gegen die Ehe geschrieben. Mundt sagte, für die Emancipation der Frauen in edlerem höherem Sinne habe er immer geschrieben und werde es immer thun, aber für das, was man jetzt Emancipation nenne, „für die Beinkleider unsittlicher

Digitized by Google

Dirnen", habe er sich nie interessirt. — „Ja", sagte Herr Bonnel, „Sie haben gegen die Ehe geschrieben, für die Emancipation des Fleisches. Ich weiß es, das Buch führt den Titel: ‚Wally!'" — „Ein solches Buch hab' ich nie geschrieben und ich nenne den einen Lügner, welcher behauptet, daß ich jemals gegen die Heiligkeit der Ehe geschrieben!" — „Wie, Sie bestreiten, das Buch: ‚Wally' geschrieben zu haben?" — „Ja, das bestreite ich; ich habe ein Buch geschrieben, welches ‚Die Madonna' heißt, und von dem wollen Sie wahrscheinlich reden?" — „Ach ja, die Madonna, übrigens habe ich weder das eine noch das andere gelesen" . . . Jetzt hohnlachte das ganze Publikum. Er hat nicht einmal gelesen und will anklagen! — Herr Bonnel zog sich zurück.

Ist das nicht eine allerliebste Geschichte, daß man Gutzkows Wally gegen Mundt kehren wollte? . . .

Leben Sie wohl!

Berlin, 6/5. 48. Clara Mundt.

III. Glauben Sie nicht, verehrter Freund, daß es aus Nachlässigkeit und Unordnung geschieht, daß ich Ihnen erst heute schreibe. Es geschah absichtlich. Ich wollte den gestrigen Tag erst abwarten, weil wir an ihm eine Schilderhebung der demokratischen Partei erwarteten wegen des Aufruhrgesetzes, das von der angstklappernden Nationalversammlung abermals jetzt verschoben ist. Außerdem aber halte ich den Dienstag für den besten Tag der Correspondenz. Sonntag geht immer etwas vor und ich mußte es Ihnen früher immer acht Tage später berichten, Montag ist aber Soirée beim Ministerpräsidenten, und da Mundt jedesmal eingeladen ist, muß er immer einige Neuigkeiten mitbringen. So war er auch vorigen Montag da, wie das Hôtel mit Steinwürfen angegriffen ward. Die Steine flogen immer klirrend durch die Säle hinein. Alle Herren standen an den Spiegelwänden und in die Ecken gedrückt, bis ein tollkühner Herr endlich den Gedanken faßte und ausführte, die Laden zu schließen. Ich habe ihm im Namen von Weib und Kind eine bedeutende Strafpredigt darüber gehalten. Zuletzt erschien auch die Ministerin unter den Herren, sie benahm sich sehr tapfer und couragirt, die Herren weniger. Einige Diplomaten flüchteten hinten hinaus durch den Garten, mit ihnen mehrere Deputirte . . . Unten auf dem Flur des Hôtels lagen die Constabler mit ihren klaffenden Wunden, 18 Stabler sind verwundet . . .

Sie sagen, Mundt hätte als Ersatz für lange und unverdiente Zurücksetzung gleich ordentlicher Professor werden müssen, ich meine es freilich auch, aber — es ist eine so erbärmliche Welt! Ich wollte, wir hätten nichts mehr mit ihr zu schaffen! Ich wünsche mir ein kleines Kloster, einen Garten mit einer Mauer, so hoch, daß kein Mensch und kein Geräusch der Welt darüber weg kann — auf dem Rasen liegt Mundt mit Weib und Kind und Hund, auf dem Hofe paradiren die eierlegenden Hühner, drinnen im schattigen Saal haben wir eine schöne alte Bibliothek; weiter bedürfen wir nichts. Ein härenes Gewand, Brod und Milch zur Nahrung, keine Dienstboten,

Digitized by Google

keine Menschen, nur Hunde und Katzen und Frieden, Frieden. Aber zuweilen thut sich die kleine Klosterpforte auf und ein liebes Freundesgesicht schaut hinein und wird freudig willkommen geheißen. Ach, wo liegt denn mein Kloster und wann öffnet sich die Pforte und läßt Freund Kühne mit Frau und Tante ein! Dieses Kloster mit dem hoch ummauerten Garten, das ist mein Paradies, und wenn Mundt dereinst Minister ist — und wer würde jetzt nicht Minister! — so werde ich mich noch danach sehnen. Gott, Sie glauben nicht, wie man sich hier in dem Geräusch der gährenden Freiheit nach Ruhe sehnt, ewig tobt es, gleißt es, gurgelt es, es ist eine babylonische Sprachverwirrung und Niemand weiß, das rechte Wort zu nennen . . .

Ich sah einmal im Walde ein Ameisennest, da trugen viele hundert kleine Ameisen zum Bau des Nestes einen ganz kleinen Strohhalm herbei, — wie die Thierchen schleppten und mühsam gingen, um den Strohhalm zur Stelle zu schaffen! Damals lachte ich darüber und jetzt schäme ich mich, daß ich darüber lachte! Machen wir's denn besser, wir menschlichen Ameisen? Wir schleppen an einem Strohhalm, den der erste Windstoß verwehen kann. Wir zerrütteln und zerreiben uns an dem Aeußerlichen und darüber geht der Kern der Sache verloren. Wir zanken uns um Formen und Formeln, statt mit Ideen und Gedanken zu streiten. Statt der großen Idee der Einheit Deutschlands Leben und Wahrheit zu geben, haben wir uns eine Form derselben aufgezwungen . . .

Wünschen Sie uns eine gute, stille Woche!

Berlin, den 29/8. 1848. Clara Mundt.

IV. . . . Eben bekomme ich die letzte Nr. der „Europa" und wundere mich ein wenig über einige Censurstriche, welche Sie da vorgenommen! Warten Sie, warten Sie, wenn ich empfindlich wäre, nähme ich es übel. Ich sollte meinen, was eine Dame sich nicht scheut, zu schreiben, hätten Sie getrost drucken lassen können. Ei, ei, meine verehrteste Jungfrau Europa, sind Sie so altjüngferlich prüde, daß Sie das gute deutsche Wort Schwein, noch dazu, wenn es, wie hier, eine historische Bedeutung hat, nicht einmal für druckfähig halten? Jungfrau Europa, das ist ja gar nicht Kühne — nein, Kühne ist es nicht, sondern nur Jungfrau Europa! — ich würde es begreifen, wenn sie eine Aversion hätte vor dem Worte Schwein, wenn sie eine Jüdin wäre, aber so! . . .

Sie haben vollkommen Recht in dem, was Sie neulich an Mundt schrieben, — es giebt auch in der Literatur ein gewisses aristokratisches Sein und Denken, das neben aller Freisinnigkeit bestehen kann, dem aber der Sanscülottismus der neueren Demokratie nicht homogen ist!

Mit bestem Gruß die

Berlin, den 23/11. 48. Mundtin.

V. Daß Sie mit Mundts Programm und besonders mit seiner politischen Gesinnung so übereinstimmen, freut uns Beide sehr. Es

Digitized by Google

ist gewissermaßen die Probe, daß das Rechenexempel Ihrer Jugendfreundschaft ein richtiges gewesen, das ist ein sehr seltener und darum desto erfreulicherer Fall, daß die gereiften Männer ein solches Facit unter die schwärmerischen und oft irrthümlichen Begeisterungen und Freundschaften ihrer Jünglingsjahre setzen können. Die ersten Freundschaften sind, wie die erste Liebe, oft nur eine Illusion, und dieselben, welche sich als Jünglinge liebten, stehen sich als Männer ganz schroff oft gegenüber. Um so schöner, wenn die Männer sich wiederfinden und diese Uebergangsperiode vom Jüngling zum Manne sie nur auf verschiedene Wege, aber doch zu demselben Ziele führte!

Mundt sehe ich jetzt fast gar nicht. Er ist als Wahlmann den ganzen Tag mit Wahlversammlungen beschäftigt, hat aber bei dieser Gelegenheit sich so übersatt gegessen an Politik, an demokratischen Nichtsnutzigkeiten, am Gewahren der kleinlichsten Eitelkeit, der größten Perfidien, Verleumdungen, Neid und Tücke, so übersatt an all' diesen Dingen, welche man in einen Haufen wirft und Politik nennt, daß er seine Rede in der großen Wahlversammlung damit beginnen will, daß er für seine Person auf jede Wahl verzichtet! — Ich bin dessen froh! Mundt ist eine zu ehrliche, redliche und feine Natur, als daß er sich in dieses Gewebe von Lüge, Unredlichkeit, von Eitelkeit und Schmutz hineinmischen könnte. Es ist bei diesem politischen Getreibe weder Behagen noch Genuß, weder Erhebung noch geistige Ausbeute zu finden, und glücklich ist der, welcher sich von diesen Dingen auf eine stille Insel retten kann . . .

Eben kommt Mundt zu Hause, ganz ermattet von vielem Laufen und Redenhalten und nach Tabak riechend, — puh, die Demokraten sind liebe Leute, aber ihr Tabak ist abscheulich.

Den 28/1. 49. Clara Mundt."

* * *

In der That zog sich Luise Mühlbach-Mundt bald darauf ganz vom Correspondiren zurück, denn in einem Briefe vom 31. Mai 1849 nennt sie sich bereits „Ihr früherer Correspondent", indem sie u. a. sagt: „Das Mundtsche Ehepaar spinnt friedliche Tage in dem vom feindlichen Kriegsheer belagerten Breslau ab". Sie legte ihre Feder nieder und griff zum Strickstrumpf des — geschichtlichen Romans. Daß diese Dame viele Jahre hindurch den Lesemarkt durch ihre historischen Erzählungen beherrschte, ist männiglich bekannt!

Digitized by Google

Carnots Großvater.

Von Silvester Frey.

An Lazare Nicolas Marguérite Carnot darf man sich aus mehrfachem Grunde in diesen Tagen erinnern: zum ersten, weil er der Großvater des Mannes ist, welcher augenblicklich an der Spitze der französischen Republik steht, ferner aber, weil diese Staatseinrichtung gerade jetzt die hundertjährige Feier ihres ersten Entstehens begeht und merkwürdigerweise Carnot eine überaus hervorragende Rolle dabei spielte. Ganz abgesehen davon, daß er als Mensch anregend, als Gelehrter bedeutend genug gewesen ist, um auch ohne solche Anknüpfegründe immer wieder den Lebenden vorgeführt zu werden. Ein einziger Zug aus seiner Kindheit wird genügen, ein gewisses Interesse für ihn sofort wachzurufen. Es war im Jahre 1760, als die Mutter des jungen Carnot ihn von Nolay, im alten Herzogthum Burgund, wo er geboren war, mitnahm in die Hauptstadt Dijon. Sie verrichtete die Obliegenheiten der Reise und ging dann, um sich und ihn zu zerstreuen, mit ihm in das Theater. Der Gang des Stückes, welches dort gegeben wurde, brachte es mit sich, daß auf den Brettern eine scheinbare Batterie aufgestellt wurde. Während die Schauspieler-Kanoniere sich ordneten, vernahm man plötzlich die Stimme eines Knaben, der von seinem Sitze aus dem Anführer tadelnde Worte zurief. Das Kind wies darauf hin, daß die Kanoniere völlig frei ständen, daß also die ersten Schüsse von der Festung aus, die man belagern wollte, sie tödten würden. Er rieth, einen Felsenvorsprung zu wählen, in dessen Schutze dann die Kanonen aufzustellen wären. Es ist selbstverständlich, daß sich alle Blicke auf den kleinen Störenfried richteten. Die Schauspieler standen bestürzt und lautlos da, das Publikum brach in ein schallendes Gelächter aus. Die erschrockene Mutter versuchte den immer noch eifrigen Knaben, der sonst niemals eine Unart an den Tag legte, vergebens zum Schweigen zu bringen. Damals konnte freilich niemand ahnen, daß fünfundzwanzig Jahre später die strategischen Ge-

Digitized by Google

danken dieses jetzt siebenjährigen Kindes sein Vaterland von den Herren der verbündeten Mächte Europas erretten würden.

Aehnliche Züge, durch welche sich der junge Carnot von der Allgemeinheit seiner Altersgenossen augenfällig abhebt, begleiten seine Studienjahre. Immer offenbart sich ein entschiedener Charakter, vereint mit einem Wissen, welches ungewöhnlich für die betreffenden Jahre erscheinen muß. Seine Lieblingsbeschäftigung ist die Mathematik, ohne daß er jedoch darüber die anderen Disziplinen vernachlässigt, deren der Mann zu einer gründlichen Bildung bedarf. Dabei fällt es uns eigenthümlich in das Auge, daß Carnot gerade theologische Werke vielfach und eingehend studirte. Es stimmte das weder zu seinem Alter, noch zu der Zeitströmung, aus welcher schon hier und da die ersten Feuerlohen der bevorstehenden Revolution hervorzüngelten. Um den Spott und die Scherze, welche er deßwegen oft genug hinnehmen mußte, kümmerte er sich nicht sonderlich. Die Festigkeit in der Anschauung, welche ein erfreulicher Grundzug seines Charakters geblieben, offenbarte sich schon damals. Zugleich zeigen sich die ersten Keime seines religiösen Glaubensbekenntnisses, welches er später in so leuchtende Worte eingekleidet hat. „Allgemeine Duldung", sagte er, „ist das Bekenntniß, welches ich laut und offen ausspreche. Ich hasse den Fanatismus und bin überzeugt, daß der Fanatismus des Unglaubens, welchen Marat und der Pater Duchesne in Gang gebracht haben, der schrecklichste von allen ist. Es ist unrecht, die Menschen zu tödten, um sie zum Glauben zu zwingen; aber nicht minder ist es unrecht, sie zu tödten, um sie vom Glauben abzubringen. Die Vorurtheile anderer, durch Vernunftgründe zu heilen, ist nicht immer möglich; man muß es der Zeit überlassen, sie abzustumpfen, und einer muß Nachsicht haben mit dem andern." Trotz seiner Vertrautheit mit so abweichenden Fächern blieb Carnot seiner ersten Neigung, der militärischen, treu. Das Ziel seines Studiums war der Eintritt in das Genie-Corps. Zwar des Adels bedurfte er dazu nicht, allein sein Vater mußte nachweisen, „daß er", um die Worte zu gebrauchen, welche Arago in seiner berühmten Gedächtnißrede auf Carnot angewandt, „niemals ein Schiff in ferne Länder gesandt, um die Erzeugnisse des französischen Bodens und des französischen Fleißes gegen andere Produkte umzutauschen, mit welchen die Natur fremde Länder gesegnet hat; er mußte nachweisen, daß seine Hand niemals, selbst nicht, um Bibel oder Evangelium zu drucken, Gutenbergs bewegliche Lettern zusammengesetzt hat; er mußte nachweisen, daß er sich niemals an dem Bau eines jener wunderbaren Instrumente betheiligt, welche die Zeit messen oder die Tiefen des Raumes ergründen."

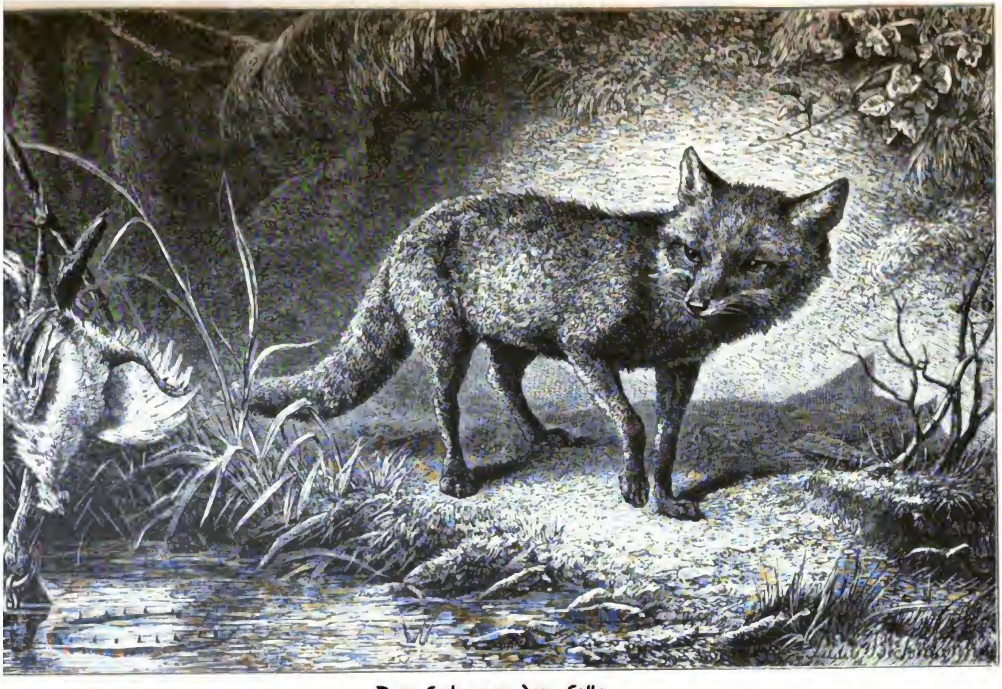
Schon in dieser Zeit erregt der junge Carnot überall, wo man ihn kennen lernt, die allgemeinste Aufmerksamkeit. Die Urtheile einer Reihe berühmter Zeitgenossen, mit denen er in Berührung kam, legen davon Zeugniß ab. Der geistvolle d'Alembert, ein Freund seines Vaters, verkündet ihm, erstaunt über seine Fassungsgabe, eine be-

Digitized by Google

deutende Zukunft. Die Akademie zu Dijon, eine Tochter der französischen zu Paris, welche einige Jahre zuvor den bisher unbekannten Genfer Jean Jaques Rousseau dadurch berühmt gemacht hatte, daß sie ihm einen Preis zuerkannte, kam jetzt Carnot gegenüber in eine ähnliche Lage. Während jener in seiner Arbeit die Frage verneint hatte, ob der Fortschritt der Künste und Wissenschaften zur Reinigung der Sitten beigetragen, ist diejenige Carnots ein Lob auf die Thätigkeit des großen Festungsbauers Vauban. Dabei kommt er auch auf die Vertheilung der Abgaben in Frankreich, die er barbarisch nennt und noch barbarischer die Art und Weise, wie sie erhoben wurden. Mit den schärfsten Ausdrücken tadelt er die Steuerfreiheit der Müßigen, indem er sein Urtheil über die bevorrechtigten Stände in die Worte zusammenfaßt: „Sie beginnen erst mit ihrem Tode nützlich zu werden; denn sie beleben die Erde nur, wenn sie in dieselbe zurückkehren." Diese Arbeit des jungen Offiziers erregte ein Aufsehen, welches selbst in jener so geistesbelebten Zeit ungewöhnlich war. Der große Naturforscher Buffon nannte das Werk wohlgefällig und nützlich, den Stil fließend und edel. Was uns aber auffallen muß, ist der Umstand, daß die Angehörigen zweier alten uns erlauchten Dynastien, der Prinz Condé und der Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrichs des Großen, welche der betreffenden Feier auf der Akademie beigewohnt, dem jungen Manne ihre Anerkennung in begeisterten Worten aussprachen. So hatte man sich schon damals in den gesellschaftlich bevorzugtesten Kreisen an Ideen gewöhnt, welche später den Zusammenbruch derselben herbeiführen sollten. Prinz Heinrich gab sich die erdenklichste Mühe, Carnot für Preußen zu gewinnen und stellte ihm eine ehrenvolle Laufbahn in Aussicht, wofern er in den Dienst des Staates seines Bruders treten würde. Wir wissen nicht die Gründe, welche Carnot veranlaßten, dieses Anerbieten auszuschlagen; aber wir gehen wohl schwerlich fehl, wenn wir schon damals seine grundsätzliche Verschiedenheit zu den Staatsformen vermuthen, gegen welche er später so energisch gekämpft hat. Er kehrte von Dijon in seine Garnison zurück und widmete sich, ohne sich weiter um das Reis der Berühmtheit zu kümmern, welches eben um seine noch so jugendliche Stirn geflochten worden, von neuem den Studien, welche ihn zu seiner einmal gewählten Laufbahn führen sollten.

Die ausbrechende Revolution fand ihn als einen begeisterten Anhänger. Er seinerseits hatte sich durch seine Leistungen bereits so bemerkbar gemacht, daß eine Staatsform, wo man diese zu verwerthen sucht, auf ihn nicht wohl verzichten durfte. So wurde Carnot bereits im Jahre 1791, als er als Hauptmann zu St. Omer stand, als Vertreter des Departements Pas-de-Calais in die Nationalversammlung gewählt. Ein Jahr später saß er in dem Convent, welcher das Königthum aufhob und die Republik proklamirte. Er war Mitglied dieser Versammlung, als sie sich anmaßte, Kläger und Richter über den unglücklichen Ludwig XVI. zu sein. Carnot stimmte für

Digitized by Google



Der Fuchs vor der Falle.

Nach einer Originalzeichnung von Ludwig Beckmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

den Tod desselben mit den Worten: „Jamais, je l'avoue, devoir ne pèsa davantage sur mon coeur.“ Sie sind schwer verständlich und lassen sich weder aus seiner bisher bewiesenen Gesinnung noch aus einer späteren erklären, so daß man nicht umhin kann, auf die Vermuthung zu gelangen, daß sich hier der energische Charakter durch das Urtheil anderer verleiten ließ, der nüchterne, klare Denker hinter eine Phrase verschanzt. Seine Beihilfe zu dem Morde Ludwigs XVI. ist ein Schatten, welcher nicht von seinem sonst so hell strahlenden Erinnerungsbilde weichen will.

Die Feinde, welche sich Frankreich durch die Inscenirung jenes furchtbaren Trauerspiels schuf, bedingten, daß ein starker Arm nach außen walte. Ebenso gährte es im Innern an allen Orten, da die neuen Einrichtungen, welche der Convent geschaffen, unzählige Interessen verletzten. Die junge Republik ging in Scherben, wenn sie sich nicht gegen die äußeren Feinde ebenso energisch vertheidigte, wie sie im Innern darauf bedacht sein mußte, ihren Einrichtungen eine feste Grundlage zu verschaffen. So faßte denn der Carnot im April des Jahres 1793 den Beschluß, es solle ein Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt und der allgemeinen Vertheidigung gewählt werden, welcher, aus neun Mitgliedern bestehend, für je einen Monat die ganze vollziehende Gewalt in seinen Händen halte. Bei der ungeheuren Arbeitslast aber, welche zu bewältigen war, kam man überein, die Ressorts zu theilen; was jedoch das Mitglied dieses Ausschusses in dem seinigen anordnen würde, sollte auch für sämmtliche Kollegen bindend sein. Diese Grundbestimmungen der nunmehrigen Regierungsform in der neuen Republik sind wichtig; denn ohne sie genau zu kennen, müßte man in die Lage kommen, die nunmehrige Thätigkeit Carnots in einem von der geschichtlichen Wahrheit weit verschiedenen Rahmen zu sehen.

In diesem Wohlfahrtsausschuß, in welchem die Schreckensmänner Robespierre, St. Just, Couthon, Collot d'Herbois, Barrère und andere ihres blutigen Amtes walteten, saß nämlich auch Carnot. Die ganze Menge von Gräueln, welche jene in einer verhältnißmäßig so knappen Zeitspanne aufgehäuft haben, ist man nun bei nicht genügender Kenntniß der Verhältnisse versucht, auch auf Carnots Schultern zu wälzen. Gewiß war er Mitschuldiger durch die Verbindlichkeit, welche er eingegangen, die Unterschrift seiner Amtsgenossen auch in Angelegenheiten, welche er nicht kannte, als giltig und für sich selbst bindend anzusehen. Aber sonst hatte er an den blutigen Thaten keinen Antheil. Während sich jene mit der allgemeinen Polizei, der Politik und den Sicherheitsmaßregeln beschäftigten, erhielt Carnot das Kriegswesen unter seine alleinige Leitung. Er lebte, versenkt in seine schwierige Aufgabe, von ihnen so abseits, so getrennt, daß er gewiß nicht wußte, welche Maßnahmen sie trafen. Ueberdies hätte sein Widerspruch wenig gefruchtet, da seine Amtsgenossen in dem Wohlfahrtsausschuß auch gegen denselben ihre Absichten durchsetzen konnten. In wie geringem Maße er übrigens ihre

Digitized by Google

Sympathie genoß, erhellt aus einem Urtheil, welches Robespierre damals über ihn gefällt hat. „Es thut mir bitter leid", sagte dieser eines Tages zu einem seiner Vertrauten, „daß ich von dem Wirrwarr von Linien und Farben auf diesen Karten nichts verstehe. Ich wünschte, ich hätte in meiner Jugend die Kriegskunst studirt, dann brauchte ich mich doch nicht stets, wenn es sich um unsere Heere handelt, dem widerwärtigen Carnot unterzuordnen." Dieser eine Ausspruch genügt vollkommen, das Räthsel zu lösen, weßhalb wir Carnot inmitten dieser blutigen Gesellschaft sehen. Man bedurfte seiner; Robespierre und seine Genossen konnten wohl durch ihre polizeilichen Maßregeln die Ruhe im Innern aufrecht erhalten, aber gegen die starke Macht der äußern Feinde wäre die junge Republik bald zusammengebrochen, wofern sie nicht in Carnot einen Strategen besessen, dessen Pläne so sicher berechnet waren, daß sie niemals im Stich ließen. Während des Jahres 1794 war er die Seele aller Großthaten, welche das französische Heer ausführte. Er wußte dasselbe auf die für jene Zeit enorme Höhe von 972,404 Streitern zu bringen. Seine Vorschriften an die Führer der vierzehn Armeen bezogen sich nicht bloß auf allgemeine Anordnungen; sie bestimmten die Aufstellung im einzelnen, sie wiesen an, wo ein Treffen zu liefern sei. Als Carnot am Schluß des Jahres einen vollständigen Bericht dessen einreichte, was in den Feldzügen von siebzehn Monaten geleistet war, durfte derselbe folgende Posten enthalten: 27 Siege, 8 davon in regelmäßiger Schlacht, 120 Gefechte von geringer Bedeutung, 80,000 getödtete Feinde, 91,000 Gefangene, 116 feste Plätze oder bedeutende Städte erobert, unter ihnen 36 durch Belagerung oder Einschließung, 230 Forts oder Schanzen, 3800 Geschütze, 70,000 Gewehre, 1,900,000 Pfund Pulver, 90 Fahnen genommen.

Die Vorgänge vom Thermidor 1794 befreiten Carnot von dieser edlen Gesellschaft. Der Jakobiner-Klub ward geschlossen, gegen die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses die Anklage erhoben, welche sie wegen ihrer blutigen Verbrechen längst verdient hatten. Auch Carnot war in den Prozeß verwickelt. Seine Lage war sehr gefährlich. Wenn man auch zugab, daß imgrunde kein einziger der blutigen Akte auf seine Urheberschaft zurückzuführen sei, genügte es gleichwohl schon bei der allgemeinen Entrüstung, welche man wider den Wohlfahrtsausschuß hegte, daß er nur Mitglied desselben gewesen. So schwankte die Wage der öffentlichen Meinung bald für, bald wider ihn. Da rief einmal eine Stimme: „Carnot hat den Sieg der Republik organisirt." Diese Worte, welche die Thätigkeit des gefährdeten Mannes besser als die längsten Plaidoyers charakterisirten, entwaffneten seinen öffentlichen Ankläger und retteten ihn. Die Volksgunst, welche sich ihm schon völlig abgewendet zu haben schien, war mit einem Schlage wieder für ihn gewonnen. Als im Jahr 1795 an Stelle des nunmehr völlig abgethanenen Wohlfahrtsausschusses der gesetzgebende Körper an die Spitze der Republik trat,

Digitized by Google

war einer von den fünf Direktoren, welche die Verwaltung derselben zu leiten hatten, unser Carnot. Vierzehn Departements hatten ihn gewählt, das Vertrauen des Landes war vorwiegend auf seine Tüchtigkeit gesetzt. Selbstverständlich war die Leitung des Militärwesens ihm anvertraut, und ebensowenig wie früher hatte man sich auch diesmal in der Wahl getäuscht. Unter den Männern, welche er mit der Vertheidigung der Republik gegen die äußeren Feinde betraute, wird jetzt zum ersten Male der junge Bonaparte genannt. Carnot schickte ihn nach Italien, wo er sich als ein Meister in der Kriegführung enthüllt. Dennoch ist aus den Briefen des jungen Generals an ihn zu ersehen, wie er sich zu wiederholten Malen die Pläne und Rathschläge des bewährten Strategen erbittet. Wie Carnot aber den Krieg auch mit Rücksicht auf die schönen Künste geführt wissen will, ersehen wir aus einer überaus werthvollen Stelle in einem seiner Briefe an Napoleon. „Als wir Ihnen, Herr General", heißt es darin, „durch unser letztes Schreiben empfahlen, die berühmten Künstler in den Ländern, in denen Sie sich befinden, zu besuchen, haben wir Ihnen besonders den berühmten Mailänder Astronomen Oriani als einen solchen bezeichnet, der von den republikanischen Truppen beschützt und geehrt werden soll. Das Direktorium wird es gerne hören, wenn Sie diesem ausgezeichneten Gelehrten gegenüber seine Absichten ausgeführt haben und ersucht Sie, deßwegen zu berichten, was Sie gethan haben, um dem Bürger Oriani das Interesse und die Achtung zu bezeugen, welche die Franzosen stets für ihn gehabt haben, und um ihm zu beweisen, daß sie mit der Liebe zu Ruhm und Freiheit die Liebe zu Künsten und Talenten verbinden."

Carnot sollte nicht lange in dieser Stellung verbleiben. Der Kampf der Parteien wüthete fort in dem Schoße des jugendlichen Staatswesens; zumal war es sein Amtsgenosse Barras, welcher unausgesetzt Pläne gegen ihn anzettelte. Er ward als Royalist verklagt und zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Damals entledigte man sich seiner Gegner nicht mehr durch die Guillotine; an Stelle des raschen Todes, welchen dieselbe verstattet hatte, war der grausamere, weil langsamere, in dem mörderischen Klima jener Kolonie getreten. Die Laune des Geschickes fügte es so, daß Nachfolger in seinem Amte Napoleon Bonaparte wurde. Schon daraus kann man den Schluß ziehen, daß der undankbare Korse Mitglied eben jener Partei war, welche seinen Lehrer und Beschützer gestürzt. Der Deportation entging Carnot nur durch die Flucht. Er kam nach Genf und lebte hier eine Zeit lang unerkannt und unbemerkt in dem Hause eines Bleichers. Dieser selbst ahnte nicht, welch' einem bedeutenden Manne er eine Zufluchtsstätte gewährte. Inzwischen fuhr das undankbare Vaterland fort, seinen großen Sohn zu verfolgen. Ueberallhin sandte es seine Häscher und Späher, um Erkundigungen einzuziehen, wo er sich aufhalte und alsdann seine Auslieferung zu verlangen. Eine Unvorsichtigkeit Carnots verlieh jenen Bemühungen den gewünschten Erfolg. Als er einst, in dem Drange, Erkundigungen

Digitized by Google

über das Geschick Frankreichs und den Stand der Dinge zu erhalten, das schützende Haus verließ, ward er von den Spionen des Direktoriums erkannt. Dieses verlangte nun von der Republik Genf seine Auslieferung. Der Beamte jedoch, welcher damit betraut worden, sich der Person Carnots zu vergewissern, empfand Mitleid mit dem großen Mann. Er machte ihn also auf die Gefahr aufmerksam, in welcher er schwebte, indem er ihm zugleich die Wege andeutete, wie er derselben am besten entrinnen könne. Aber schon umschlichen die Häscher sein Haus, gierig, daß die Beute in ihre Hände fallen möge. Schnell entschlossen trat Carnot zu seinem Wirth und entdeckte ihm die Lage, in welcher er sich befand. Selbst in das stille Werktagsdasein des armen Bleichers war die Kunde gedrungen von dem Ruhme Carnots und dem Unglück, welches sich wie ein unholder, neidischer Geist an jenen geheftet hatte. Er reichte seinem Schützlinge eine alte Blouse, einen Tragkorb und ein Bündel schmutziger Wäsche, die vom Kopf bis über die Schultern herab hing. Also verhüllt, scheinbar ein Bleicherknecht, schritt eben der Mann, welcher wenige Jahre zuvor vierzehn Armeen zu fast einer Million Streiter gelenkt, hinab an den See der Stelle zu, wo der Kahn seiner harrte, welcher ihn in Sicherheit bringen sollte.

In Nyon, wo Carnot nunmehr seinen Aufenthalt nahm, ereignete sich eine kleine Zufälligkeit, welche wiederum einen starken Beweis bietet von der Laune des Geschicks. Der Obergeneral in Italien, Bonaparte, reiste nämlich durch den Ort, um sich nach Rastatt zu begeben. An der feierlichen Erleuchtung, welche die Bewohner des Ortes zu Ehren des Siegers von Arcole veranstalteten, mußte sich damals auch Carnot betheiligen. Welche Gedanken mögen durch das Haupt des einsamen Mannes gegangen sein, als er die Kerzen an das Fenster stellte, welche seinem glücklichen Schüler, Gegner und Nachfolger galten! Als Bonaparte nach seiner Rückkehr aus Aegypten durch die Ereignisse vom 18. Brumaire als erster Konsul an die Spitze Frankreichs getreten war, trug er endlich einen Theil der Schuld ab, welche er wider Carnot begangen. Sein spähendes Auge entdeckte den fähigen Mann, welcher damals in Augsburg still, bescheiden, nur seinen Wissenschaften lebte. Carnot ward zum Kriegsminister ernannt; Frankreich, das ihn mit Koth beworfen, nach seinem Leben getrachtet hatte, jubelte ihm wieder zu in jenem Traume von Begeisterung, welche jener rasch lebenden Nation eigen. Wieder im alten Amt, bei der gewohnten Beschäftigung, bewährte sich Carnot mit derselben Trefflichkeit, die er stets gezeigt hatte. Ordnung und Sparsamkeit kehrten mit ihm in diesen Zweig der Verwaltung zurück. So sehr Bonaparte solche Eigenschaften schätzen mußte, konnte er sich dafür mit einer andern seines Kriegsministers um so weniger befreunden. Carnot war von ganzer Seele Republikaner und er widersetzte sich den Bestrebungen des ersten Konsuls, welche stets deutlicher auf Umsturz der Verfassung und Wiedereinführung der monarchischen Staatsform hinausliefen, mit der ganzen Strenge und

Digitized by Google

Reinheit seines Wesens. Da er jedoch sah, daß er mit seinem Widerstand nicht durchdringen könne, nahm er, um nicht als Mitschuldiger der Pläne Bonapartes zu gelten, seine Entlassung. Die Muße zur Beschäftigung mit der Wissenschaft, nach welcher er sich so sehr gesehnt, sollte ihm jedoch nicht lange vergönnt bleiben. Er wurde zum Mitglied des Tribunats ernannt, und in dieser Stellung, die unabhängiger war, als die frühere des Kriegsministers, bekämpfte er ebenso entschieden wie offen die monarchischen Gelüste Bonapartes. Er sprach ebenso gegen die Gründung der Ehrenlegion, wie gegen das lebenslängliche Konsulat und das Kaiserthum. Sein Verhalten ist bewundernswerth: echt mannhaft, ein Spiegel seines Charakters, Halt und Vorbild für jeden andern. „Welche Dienste auch immer", sagte er damals in Bezug auf den ersten Konsul, „ein Bürger dem Vaterlande erwiesen hat, so giebt es dennoch Grenzen der öffentlichen Dankbarkeit, die sowohl Ehre als auch Vernunft nicht zu überschreiten gestatten."

Fruchtlos waren seine Bemühungen; der alte Republikaner paßte mit seiner Anschauung nicht mehr in eine Zeit, welche es wie keine andere verstand, von einer Metamorphose zu der andern zu eilen. Bonaparte warf sich den Purpur um die Schultern unter dem Jubel einer Bevölkerung, welche wenige Dezennien vorher gegen das Königthum gewüthet hat. Herr Carnot war wieder zurückgetreten in die Beschaulichkeit des Privatlebens, welches ihm hinreichenden Ersatz für die Beschwerlichkeiten seiner früheren Aemter bot. Der Ruhm des jungen Kaiserreiches scheint ihn jedoch allmählich mit der Staatsform versöhnt zu haben, welche er so lange bekämpft hatte. Napoleon selber ließ keine Gelegenheit vorüber, die alte Schuld abzutragen, von welcher er sein Gewissen belastet fühlen mochte. So wies er im Jahre 1809 Carnot von Schönbrunn aus eine Pension von 12,000 Franken an. Zugleich erhielt er den Auftrag, ein Werk über die Vertheidigung fester Plätze zu schreiben. Napoleon erwartete dasselbe nach einem Jahre, Carnot lieferte es nach dem dritten Theil dieser Zeit ab. Die Arbeit fand den größten Beifall sowohl vonseiten Napoleons als auch der Wissenschaft überhaupt. Carnots Verhältniß zu demselben blieb aber dadurch unverändert; er hatte seine Feder dem Vaterlande zur Verfügung gestellt, nicht dem Manne, welcher sich widerrechtlich zum Leiter desselben aufgeworfen. Die Muße des Privatlebens gab er auch jetzt nicht auf. Erst als Frankreichs Stern zu erblassen begann, entschloß er sich zu einer Annäherung an Napoleon. Täglich sah man den alten Mann in dem Lesesaale des Nationalinstituts eifrig nach neuer Kunde über den Gang des Krieges forschen. „Sire", schrieb er von hier aus am 24. Januar 1814 an Napoleon, „so lange Ihre Unternehmungen erfolgreich gewesen sind, habe ich mich enthalten, Ew. Majestät meine Dienste anzubieten, die vielleicht nicht angenehm gewesen wären. Heute jedoch, wo das Unglück Ihre Festigkeit auf eine harte Probe stellt, zögere ich nicht länger, die schwachen Kräfte, die mir noch übrig geblieben sind, Ihnen

Digitized by Google

zur Verfügung zu stellen." Das Schreiben, welches in diesem würdigen Tone fortgesetzt ist, schließt mit den Worten: „Noch ist es Zeit, einen ehrenvollen Frieden zu erkämpfen und es dahin zu bringen, daß Sie die Liebe des großen Volkes wieder gewinnen."

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß Napoleon nicht der Mann war, welcher sich an Vor- und Rathschläge kehrte, die so wenig zu seinen Plänen paßten. Andererseits aber kam ihm das Anerbieten Carnots in Betreff seiner eigenen Person sehr gelegen. Er vertraute ihm die Festung Antwerpen an, und der alte Stratege begab sich sofort, noch im Januar 1814, dorthin. Den 3. Februar begann die Beschießung der Stadt durch die verbündeten Truppen. Seine Vertheidigung trug ihm die größte Bewunderung der Führer derselben ein; was aber noch größeres Lob verdient, ist die Art und Weise, wie er sich als Mensch die allgemeine Achtung und Liebe gewann. Sofort nach seiner Ankunft in Antwerpen schrieb er an den Maire der Stadt: „Es hat mich sehr in Verwunderung gesetzt, daß man sich bei der Einrichtung und Möblirung meines Hauses nicht auf das unbedingt Nothwendige beschränkt hat. Ich will, daß derartige Forderungen, welche für mich gemacht werden, nicht den Charakter erzwungener Lieferungen tragen. Alle auf beiliegendem Blatt verzeichneten Gegenstände sind unnütz." Die übrigen Anführer erachteten es zum Zwecke der Vertheidigung für nothwendig, daß die Vorstadt Borgerhut zerstört werde, Carnot aber rettete sie. Es war eben sein Grundsatz, daß bei einer jeden Kriegführung Leben und Eigenthum des einzelnen thunlichst zu schonen sei. Als Carnot später Antwerpen verließ, ward ihm folgende denkwürdige Adresse überreicht: „Die Bewohner von Borgerhut, darüber betrübt, daß Sie uns verlassen, bitten um die Erlaubniß, sich alle jährlich einmal nach der Gesundheit des Generals Carnot erkundigen zu dürfen. Vielleicht sehen wir Sie niemals wieder. Sollte der General Carnot einst gemalt werden und uns die Freude bereiten, eine Copie für uns anfertigen zu lassen, so würden wir dies kostbare Geschenk in der Kirche von St. Willibrowd aufstellen." Carnot hielt die Stadt, bis die Bourbonen, nach dem Sturz Napoleons an das Ruder gerufen, ihm den Befehl zur Uebergabe zukommen ließen. Da eine Verständigung zwischen ihnen und dem alten Republikaner von vornherein ausgeschlossen erschienen, zog er sich nach seiner Rückkehr wieder in das Privatleben zurück. Er hätte sich vielleicht mit dem Ruhme, welchen das Kaiserthum selbst in seinem Unglück genoß, befreunden können; zu einer Wiedereinführung der Zustände, wie sie vor dem Ausbruch der Revolution geherrscht, mochte er nimmer die Hand bieten oder sich auch nur durch sein Stillschweigen für damit einverstanden erklären.

Die Rückkehr Napoleons von Elba ließ ihn nochmals an eine Aenderung der Dinge glauben. Wie groß seine Liebe zum Vaterland gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß er diesmal nicht Bedenken trug, sich Napoleon, als er ihn berief, zur Verfügung zu

Digitized by Google

stellen. Ja, der alte, starre Republikaner ließ es sich gefallen, nicht allein zum Leiter des Ministerium des Innern ernannt, sondern auch in den Grafenstand erhoben zu werden. Der Tag von Waterloo machte dann dem kurzen Traum ein Ende, und als die Bourbonen zurückkehrten, trat für Carnot ein noch herberer Wechsel des Geschicks ein. Er allein von sämmtlichen Ministern des hunderttägigen Kaiserreichs war von der Amnestie ausgeschlossen, welche den 24. Juli 1815 erlassen worden. Eine Vertheidigungsschrift, welche er infolgedessen verfaßte, wirft das beste Licht auf seinen Charakter. „Es war stets mein unerschütterlicher Grundsatz", heißt es darin, „mich der bestehenden Regierung zu unterwerfen: dennoch verschreit man mich als einen Unruhigen, der sich mit nichts beschäftige, als nur eine Empörung nach der andern zu bewirken. Ich habe meine Tage und meine Nächte dazu angewendet, um die Unternehmungen unserer Heere zu ordnen: dennoch giebt man vor, ich hätte mich in dieser Zeit mit nichts als mit der Anfertigung von Proskriptionslisten beschäftigt. Während meiner zahlreichen Missionen habe ich nie aus eigener Machtvollkommenheit eine Verhaftung befohlen: dennoch schildert man mich als einen blutdürstigen Schreckensmann. Ich habe mich nie um Stellen und Würden beworben; gegen meinen Wunsch ward ich zu wichtigen Aemtern berufen. Ich liebe und treibe die Wissenschaften und habe nicht mehr Vermögen, als zu Beginn der Revolution; dennoch klagt man mich an, daß ich ehr- und geldsüchtig sei." Trotzdem sich die öffentliche Meinung entschieden auf Carnots Seite schlug, dachten die Bourbonen nicht daran, die gegen den verhaßten Mann getroffenen Maßregeln rückgängig zu machen. Carnot blieb unter strenger polizeilicher Aufsicht. Da beschloß er, seinem Vaterland den Rücken zu kehren. Ein Paß, welchen ihm Kaiser Alexander von Rußland schon den 24. Juli hatte ausstellen lassen, gewährte ihm Sicherheit. Er ging zuerst nach Polen, wo der begüterte Adel ihn mit Unterstützungen aller Art beinahe erdrückte. Herr Carnot lehnte alles ab, dagegen nahm er Hilfsgelder, welche ihm aus seinem Vaterlande kamen, willig an. Auf die Dauer jedoch sagte ihm der Aufenthalt in Polen nicht zu: er konnte sich weder mit dem Klima, noch mit den Zuständen befreunden. So kam ihm das Anerbieten der preußischen Regierung, unter dem Schutze und im Lande derselben künftig zu bleiben, sehr gelegen. Die Einladung, welche er als hoffnungsfreudiger Jüngling stolz abgelehnt, nahm er jetzt als müder, vaterlandsloser Greis mit innigem Dank an. Er übersiedelte nach Magdeburg, wo er, friedlich und allgemein geehrt, seinen Studien lebte. Hier starb denn auch der Großvater des augenblicklichen Präsidenten der französischen Republik den 2. August 1822.

Digitized by Google

Lieder.

Von Rudolf Knuffert.

Das thut die Liebe, Frau Nachbarin!

Mein Herz ist so heiß und das Deine so kühle
Und hell auf lodern meine Gefühle
Zu Dir, wie Flammen zum Himmel hin.
Das thut die Liebe, Frau Nachbarin! —
Das thut die Liebe, das thut die Minne,
Das thut die Sehnsucht, Frau Nachbarinne!
Und die wird enden nicht so geschwind,
Eh' nicht die Herzen auch Nachbarn sind.

Ja, wenn Dein Herz an dem meinen ruhte,
Da wär' mir freilich gar süß zu Muthe,
Da wollt' ich lauschen den ganzen Tag
Auf Deines Herzens beglückten Schlag;
Da säh' ich nichts auf der Gotteserde,
Als Deine zärtliche Fraungeberde
Und meine Freude die sollt' allein
Und einzig Dein junges Leben sein.

Lieblingsplätzchen.

Die Saiten meiner Seele streichet
Mit seinem weichen Strahl der Mond.
Ein matter Silberschimmer bleichet
Die Wolken fern am Horizont.

Mit allen ihren Heimchen singen
Die Wiesen in die laue Nacht,
Daß jeder Grashalm scheint zu klingen,
Bewegt vom Winde sanft und sacht.

Digitized by Google

Das Bächlein hier im Sterngeschmeide
Eilt wie zum Tanz in luftger Flucht
Und unterm Arm hindurch der Weide
Entschlüpft's, der es zu halten sucht.

Das ist mir eine liebe Stelle
Und jener Ast des Weidenbaums,
Der überhängt auf goldne Welle,
War oft ein Bänklein meines Traums.

Da lockt's, wenn Mond und Sterne blinken,
Mich wie der Liebsten Stimme hin;
Da laß ich auf die Fluten sinken
Gleich Blumen meine Melodien.

Verlassen.

In Himmelsferne die holden Sterne,
Die seh' ich wieder und wieder gerne;
Dich aber, Liebste, wenn ich Dich seh'
Thut mir das Herz immer wieder weh.

Es thut mir wehe, wenn ich Dich sehe,
Obgleich ich selbst es mir nicht gestehe;
Ich kann es nicht verwinden fast,
Daß über mein Glück verfügt Du hast.

Die Leute sagen: mich zu beklagen,
Hätt' ich kein Recht und ich müßt' es tragen;
Du hättest einzig nur das Glück,
Das Du mir gabst, genommen zurück.

Aus dem Wolkenbade . . .

„Aus dem Wolkenbade komm' ich, Kind",
Spricht die Sonne freundlich zu der Erde,
„Leihe mir ein Spiegelchen geschwind,
Daß ich meiner Schönheit inne werde.

Einen Quell, von Blumen eingesäumt,
Oder auch wohl einen See; es schadet
Nichts, wenn drin' ein Wasserröslein träumt,
Oder sich ein schönes Mädchen badet."

Sie ist weit von dem Land . . .

Sie ist weit von dem Land, wo mein Lied für sie klingt
Und vielleicht, wo man gar keine Lieder singt,
Am Nebelgestad', in Britannia,
Oder gar in dem fernen Amerika.

Digitized by Google

Es iſt eine große, große Stadt,
Wo die Arbeit rauchende Tempel hat;
Eine Stadt, ein rieſiges Menſchenbeet,
Drin' manche Blume bei Unkraut ſteht.

Es lehnt ein Schlößlein an ſteiler Wand
Und blickt hinaus in ein kahles Land.
Der Schloßherr iſt in die Magd verliebt,
Und die iſt ſchön, wie es wenige giebt.

Es weht eine Wolke und wandert ein Schiff.
In der Südſee ragt ein Korallenriff.
Die Möven ſchreien; der Sturm hebt an.
Es biegt ſich der Maſt und es krachen die Raan.

Sie iſt weit von dem Land, wo mein Lied für ſie klingt
Und vielleicht, wo man gar keine Lieder ſingt.
Und nirgends Rettung noch Troſt zu ſeh'n:
Da laß ſie Himmel nicht untergeh'n.

Mein Troſt.

Daß ich Dein eigen, ich will es verſchweigen,
Du thuſt mir doch keine Lieb' erzeigen;
Ich will es verſchweigen, es ſollen ſein
Mein Troſt die unzähligen Sternelein.

Ich ſeh' Dich in Seide und rauſchendem Kleide,
Doch wie Dich der Herr ſich erſchaffen zur Freude,
Die Sterne nur dürfen's nächtlich ſeh'n
Und müſſen Dir doch noch ferner ſteh'n.

Ein Rivale.

Dein Wängelein iſt alabaſterbleich
Und fein.
Woher nur mag der Blutkreis purpurgleich
Drauf ſein?

Ich frug's und trug zu küſſen jene Male
Gelüſt,
„Hier hat mich", ſprach ſie ſinnend, Dein Rivale
Geküßt."

Ich ſcherzte drob. Wer ahnte, daß Gefahr
Dir droht'!
Nun weiß ich's lang. Der Dich geküßt, es war
Der Tod.

Digitized by Google

In der Fremde.

Du haſt in den Augen ein heimlich Flehen:
Von meinem Herzen nicht wolle gehen!
Und nicht in die Ferne den Wolken zu
Und blauen Gebirgen träume Du!

Dort hinter den Bergen, da wärſt Du verlaſſen
Und fremd ſind die Wege und düſter die Gaſſen;
Du wanderteſt müde hin und her,
Wie Vögel über dem grauen Meer.

Reue.

Viel Wölklein zogen am Himmelsbogen,
Da hat die Sonne ſie aufgeſogen,
Die Thau enthielten für manches Feld.

Es ſind viel Stunden mir hingeſchwunden,
Für die ich hätte gar wohl gefunden
Ein beſſer Ziel auf der weiten Welt.

Denn all mein Streben in Lieb und Leben
War Dir geweihet und hingegeben,
Die nun dem andern ſich zugeſellt.

Abſchied.

Städtlein Du in den Donaulanden,
Wo mein Heim, meine Wiege geſtanden,
Lebe nun wohl auf lange Zeit!
Die Erinnerung mancher reinen
Weiheſtunde im Kreis der Meinen
Bleibe mein Troſt und mein Geleit!

Bis ich wieder Dich werde ſehen,
Wird wohl manches kommen und gehen,
Wird viel Waſſer rinnen hinab,
Mancher liebliche Frühling ſprießen,
Manche Waiſe die Blümlein gießen
Ueber Vaters und Mutters Grab.

Digitized by Google

Berlin im Sommer.

Von L. v. R.

Es ist eine feststehende Thatsache, daß in den letzten Jahren sich die Zahl derer auffallend gemehrt, die den Muth haben, den Sommer über in Berlin zu bleiben. In früheren Jahren wäre ein solches Vergehen gegen die Ordnung der guten Gesellschaft einfach mit Ausschließung aus ihren Kreisen bestraft worden. Ich habe eine kreuzbrave alte Baronin gekannt, die durch verschiedene Unglücksfälle herabgekommen, gleichwohl noch immer das Prestige ihres feinen Namens erhalten wollte und die deßhalb mit ihrer altjüngferlichen Tochter vom 1. Juli bis 3. August prinzipiell des Tages über nicht auf der Straße sich zeigte. Nur abends zwischen 9 und 10 Uhr hatte man sie einigemal auf den entlegensten Bänken des Thiergartens sitzen gesehen. Im Herbst erzählten Mutter und Tochter dann die interessantesten Reise- und Badegeschichten, die ihnen passirt.

Das ist nun alles anders geworden, seit das sommerliche Berlin von einigen begabten Schriftstellern förmlich entdeckt und mit seinen verborgenen Reizen in allen Tonarten gepriesen wurde. Ein Freund von mir, der sich sein derbes pommersches Wesen auch in Berlin noch erhalten, sagte, als man ihm von jener Entdeckung berichtete, nichts weiter als: „Nu brat' mir ener eenen Storch!" Und nachdem er sich von dem ersten Staunen erholt hatte: „Ick danke vor Obst!"

Aehnlich, wenn auch nicht in demselben Dialekte, dachte damals die ganze Berliner Gesellschaft. Heute ist das, wie gesagt, anders geworden bei uns. Heute brauchen die beiden Baronessen nicht mehr während des ganzen Julimonats sich in ihren dumpfigen Zimmern in der Louisenstraße zu verstecken; heute können sie sogar, wenn sie dort einen Balkon haben, bei sich „empfangen".

Freilich ein Balkon gehört dazu — und wäre er auch so schmal, daß nicht mehr als vier Personen eng aneinander gedrängt darauf

Digitized by Google

Platz haben, die ihre Kaffeetassen vorsichtig in der Hand halten müssen. Du lieber Gott, es ist immer ein Balkon und man sitzt im Freien. Geht nun aber der Balkon in den Garten hinaus, oder ist man so glücklich, die Benutzung des Hausgärtchens vom Wirth zugesichert zu erhalten, so steht nichts mehr im Wege, dort die beste Gesellschaft zu empfangen. Ich habe die amüsantesten Diners und Soupers — ja sogar improvisirte „italienische Nächte" — in solchen Berliner Gärten im vorigen Sommer mitgemacht.

Das Terrain bringt es natürlich mit sich, daß die steife Wintereticette, gleichsam wie durch stillschweigende Verabredung, von solchen Sommerdiners verbannt ist. Auch liegt ein gewisser Humor in dieser Art von Geselligkeit. Der Reiz der Neuheit thut das Seine hinzu. Und so kommt es, daß seit einiger Zeit die Gartendiners in der Berliner Gesellschaft sehr in Schwung und Mode gekommen sind. Am Ende ist dies auch eine ganz vernünftige Institution, da sie die Kreise, die sonst im Sommer ganz auseinander zu fallen drohten, einigermaßen doch sammelt. Schade nur, daß auch hier schon der Luxus wieder sein Spiel treibt, der alle Neuheiten der Saison im überreichen Maße auftischt, während doch das Essen als solches es am wenigsten ist, was einen vernünftigen Menschen, namentlich im Sommer, zu einem Diner lockt. Bei der Aristokratie, die in der Umgebung von Berlin an der Spree und an den Havelseen bis Potsdam die entzückendsten Villen und prächtigst ausgestatteten Besitzungen mit eleganten Wohnungen und mächtigen Parks nach englischem Muster schon seit langer Zeit besitzt, gehören diese Sommervergnügungen zum ständigen Gesellschaftsprogramm. Bei der bürgerlichen Gesellschaft beginnen sie sich erst einzubürgern, seit die neugebauten Häuser und Villen im Westen Berlins größere Balkons und kleine Gärtchen haben. Das Sommerdiner im Garten ist also immerhin der erste Punkt im Programm des Kreises der Daheimgebliebenen. Es ist übrigens charakteristisch, daß sich die Unterhaltung bei diesen Diners fast ausschließlich um den Berliner Sommer dreht. So neu ist die Sache uns allen noch! Auch kann ich es leider nicht in Abrede stellen, daß ein gewisser Zug von Schadenfreude durch diese Konversation geht, die die Daheimgebliebenen in ihrer sichern Bequemlichkeit über die Fortgezogenen empfinden, die sich in ihren Sommerfrischen alle erdenklichen Unbequemlichkeiten aufgeladen haben. Regnet es nun gar ein paar Tage hintereinander, so blüht die Saison der Sommerdiners, aber auch die Schadenfreude. Man kann dann wohl gewärtig sein, in der letzten Juliwoche ebenso viele Diner-Einladungen in Berlin zu erhalten, wie sonst in der letzten Januarwoche, so daß man am Ende unserm guten Apotheker noch recht giebt: „Ich danke vor Obst!" Und die Unterhaltung ist mit Witzen über die armen Badegäste gespickt: Die arme Baronin L. hat sich ihren Winterpelz nachschicken lassen müssen; die Exzellenz von S... friert im warm geheizten Zimmer und dergleichen mehr. Daß bei der Hitze, die der Augustmonat oft über Berlin ausströmt, die Fort-

Digitized by Google

gezogenen über die Daheimgebliebenen sich lustig machen, scheinen letztere fast für unmöglich zu halten.

Aber das Gartendiner ist nur ein Punkt im Berliner Sommerprogramm — und nicht einmal der erste! Denn dieser Platz gehört zweifellos und unstreitig der Landpartie! Brauche ich Ihnen eine Berliner Landpartie noch zu schildern? Ich meine, diese Schilderung gehört schon der Literatur an. Und von Ludwig Rellstab bis auf Ludwig Pietsch haben viele begabte Schriftsteller diese Berliner Landpartie in humoristischen Darstellungen verewigt. Mit diesen Schriftstellern möchte und könnte ich aber nicht konkurriren. Um so weniger, als ich hier nicht von jener Landpartie sprechen will, die einen so komischen Eindruck hervorruft und die Berliner Eigenart in so drolliger Weise zur Erscheinung bringt. Seit die gute Gesellschaft es ebenfalls nicht mehr verschmäht, sogar im gemietheten „Kremser" Landpartien in die Umgebung, nach Tegel oder Wannsee, zu veranstalten, hat auch diese Institution des Berliner Lebens vornehmeren Stil angenommen. Die Dame des Hauses erläßt die Einladungen; sämmtliche Eingeladene sind ihre Gäste und haben sich ihren Anordnungen zu fügen. Das Diner ist vorher in einem guten Restaurant bestellt; der Kuchen zum Kaffee wird von Kranzler mitgenommen und am Abend schent man selbst ein Tänzchen bei improvisirtem Orchester im Wirthshause nicht. So schreitet die Demokratisirung der Gesellschaft mit Riesenschritten vorwärts. Und die Berliner Landpartie ist vielleicht das charakteristischste Merkmal dafür. Vor zehn Jahren hätte man in den Salons der Gesellschaft kaum von einem derartigen Unternehmen zu sprechen gewagt; heute freuen sich die jungen Komtessen schon im April mehr auf die von Mama versprochene Landpartie, als im Dezember auf den in Aussicht stehenden Ball. Ja, es ist sogar Mode geworden, sich auf solchen Landpartien zu verloben, seit man weiß, daß fast alle Töchter der Königin von England sich auf diese Weise verlobt haben.

Das Ziel dieser Landpartien, die freilich oft kostspieliger sich gestalten, als ein Winterball, ist natürlich die mit Unrecht so viel verschriene Umgebung Berlins. Ich will auch den alten Streit über die Schönheit der märkischen Landschaft nicht wieder aufwärmen, weil auch hierfür sich bessere literarische Sachwalter gefunden haben. Aber ich meine doch, daß z. B. der Wannsee mit seiner Umgebung auf der einen oder Treptow auf der andern Seite — von Potsdam gar nicht zu reden — gar manche landschaftlichen Reize aufzuweisen haben. Es ist einfach ein Vorurtheil gewesen, das aber schon sehr im Schwinden ist, als ob die Umgebung Berlins wirklich so ganz schmuck- und reizlos sei, weil die Mark „die Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches" vor Jahrhunderten genannt worden ist. Die Spree hinauf, die Havel entlang, durch den Grunewald oder das Gebiet der Jungfernheide, bis in den Spreewald hinein zieht sich heute der Weg der Landpartien, und ein Kenner der Umgebung Berlins hat vor Jahren ein Büchlein herausgegeben, das hundert-

Digitized by Google

und sechs Ausflüge in die nächste Nähe der Residenzstadt schildert. Mehr kann man von einer gebildeten Weltstadt wahrhaftig nicht verlangen! Ja, vielleicht ist auch das schon zu viel verlangt!

Die Thatsache aber, daß diese Umgebung auch ihre landschaftlichen Schönheiten aufzuweisen hat, ist uns gleichfalls erst in den letzten Jahren klar und anschaulich geworden. So lange man der Equipagen bedurfte, um auf staubigen Chausseen und durch ein Meer von Sand in den Grunewald zu gelangen, so lange war die Landpartie in der That kein Vergnügen. Heute, wo der Wald so nahe an die Stadt herangerückt ist — oder die Stadt an den Wald? — daß man in einer halben Stunde bequem dahin gelangen kann, liegt die Sache ungleich günstiger für die Berliner Gesellschaft. Natürlich hat auch dies Wunder der Dampf bewirkt; wir können jetzt sowohl mit der Stadtbahn, wie mit der Dampfstraßenbahn so tief in den Grunewald hinein, bis wir auch alle Spuren von Wurst- und Käsestullenpapieren, die diesen Wald so verunzieren, verloren haben und in die nächste Nähe der Rehe und Hirsche gelangen. Leute, die früher auf dem Nordkap und in Sizilien zu Hause waren, ohne daß sie etwas von Paulsborn oder Jagdschloß Grunewald, wo unser seliger Kaiser Wilhelm so gern zu weilen liebte, je gehört hatten, schwärmen heute für die Schönheiten des Grunewalds. Natürlich hat die Spekulation auch mit dieser Thatsache gerechnet und an den günstigsten Kreuzungspunkten elegante Restaurants errichtet, die auch die verwöhntesten Ansprüche zu befriedigen imstande sind. In diesem Jahre ist namentlich St. Hubertus in Mode gekommen, während in früheren Jahren das Wirthshaus am Halensee, namentlich zur Spargelzeit und Krebssaison, vielbeliebt war. Im Winter pflegte die elegante Gesellschaft bei guter Schlittenbahn Paulsborn zu bevorzugen, wo bis vor kurzem ein wackerer Oberförster die Honneurs machte.

Ich komme nun zu dem dritten Punkt des Berliner Sommergesellschaftsprogramms. Muß ich auch gestehen, daß dieser Punkt gerade in den letzten Jahren an Komfort wie an Zuspruch am erheblichsten gewonnen hat, so darf ich es doch nicht unterlassen hinzuzufügen, daß gerade er am deutlichsten zeigt, was Berlin noch zur Weltstadt fehlt. Ich meine natürlich die Sommervergnügungen, die sich in den letzten Jahren so ansehnlich vermehrt haben, daß Berlin in dieser Beziehung getrost mit Paris in die Schranken der Konkurrenz treten kann, Wien aber weit überflügelt. Die Gärten mit Restaurants in der Stadt und im Thiergarten mehren sich von Jahr zu Jahr; die Theater, welche im Sommer spielen, haben fast alle hübsche Gärten zum Aufenthalt in den Zwischenpausen. Der Hauptzug der Gesellschaft aber geht nach drei Orten: in den zoologischen Garten, in den Ausstellungspark und zu Kroll.

Zwar ist der zoologische Garten in den letzten Jahren einigermaßen in den Hintergrund gedrängt worden. Früher war er namentlich an Elite-Konzerttagen das Rendezvous der guten Gesellschaft,

Digitized by Google

die es nicht verschmähte, an jedem Donnerstag Nachmittag den gefährlichen Weg durch die Läster-Allee zu machen, in der schon so mancher gute Ruf zu Schanden geredet wurde. Für Sommer-Diners außer dem Hause ist der zoologische Garten auch heute noch das beliebteste Etablissement. Sonst aber ist er hinter den Ausstellungspark zurückgetreten, der allsommerlich jetzt etwas neues und interessantes bietet. Sind nun diese verschiedenen Ausstellungen gewiß sehr sehenswerth, so muß ich doch gestehen, daß mir der Ausstellungspark durch die eigenthümliche Zusammensetzung des dort verkehrenden Publikums nicht sehr sympathisch ist. Am Ende muß man an jedem öffentlichen Orte in einer Großstadt auf ein sehr gemischtes Publikum gefaßt sein; aber ich habe die Empfindung, daß auch das gemischteste Publikum einer Weltstadt eine gewisse gesellschaftliche Bildung an den Tag legen müsse, die wenigstens das Dekorum der Oeffentlichkeit nicht verletzt. Und nach dieser Richtung kann Berlin von seinen Schwesterstädten noch vieles und nützliches lernen.

Ich komme nun zu Kroll. Imgrunde genommen ist hier ja die Gesellschaft am buntesten gemischt, aber es ist ein altes Berlinisches Hausgesetz, daß man zu Kroll im Sommer gehen darf. Und diese Tradition wird auch jetzt noch aufrecht erhalten, wo Berlin so vieles bietet, was Kroll empfindliche Konkurrenz machen kann. Der eigenthümliche Reiz, den dies Etablissement ausübt, liegt darin, daß es den Genuß von Natur und Kunst zugleich bietet. Der verwöhnte Großstädter liebt es, die Sembrich oder die Gerster zu hören und eine Viertelstunde später in dem schönen Garten promeniren zu können. Daß dabei Natur mit Kunst „gehandelt", hätte wohl ein Lessing gerügt, aber unsere Berliner Gesellschaft ficht das nicht weiter an.

Hier nun bei Kroll ist der Sammelpunkt jener Spezies der Menschengesellschaft, die man mit dem häßlichen Worte „Strohwittwer" stigmatisirt hat. Hier kann man sie allabendlich in Freiheit dressirt sehen. Alle mit dem nämlichen Habitus, denselben Witzen und der gleichen Frivolität. Offen gestanden: Eine angenehme Gesellschaft, obwohl in ihr der aristokratische Gesandtschaftsattaché so gut wie der moderne Börsenjobber vertreten ist.

Einen ganz andern Eindruck macht der Krollgarten am Morgen. Da könnte man sich in den Kurpark eines eleganten Badeortes versetzt glauben. Hunderte trinken hier ihre verschiedenen Brunnen, machen ihren Spaziergang und frühstücken dann in den schattigen Laubgängen. Die Gesellschaft ist sehr fein und geradezu exklusiv. Sie besteht aus all' denjenigen, die ihr Beruf an Berlin fesselt oder die da meinen, daß man die Karlsbader und Kissinger Wasser hier mindestens ebenso gut und mit derselben Wirkung trinken könne, als an Ort und Stelle.

Giebt es doch Leute hier — eingefleischte Lokalpatrioten — die fest darauf rechnen, daß Berlin noch einmal ein komfortables Seebad werden wird. Ja, die Entdeckung einer Soolquelle im Admirals-

Digitized by Google

gartenbad hat diesen Scherz oder Traum sogar aus der Region des Phantastischen in die sonnenhelle Wirklichkeit übertragen. Berlin als Soolbad, mit Reichenhall, Kissingen und Kreuznach wirksam konkurrirend — in der That, der Gedanke ist so abenteuerlich und verlockend, daß man sich ihn gern weiter ausmalt. An Mutterlauge hat es ja den Berlinern gottlob niemals gefehlt!

Freilich wird das Seebad oder die Weltstadt Berlin vorher noch eins thun müssen, um ihre Sommertoilette angemessen zu vervollständigen. Unsere Bäder, namentlich die öffentlichen Badeanstalten, stehen durchaus, was Komfort und Bequemlichkeit anbelangt, noch nicht auf großstädtischer Höhe. In dieser Beziehung ist uns Wien z. B. weit voraus.

Das ist aber auch das einzige, was das sommerliche Berlin gegenwärtig vermissen läßt. Wird dieser Uebelstand gehoben, so wird Berlin im Sommer bald ein ebenso amüsanter und angenehmer Aufenthalt sein wie im Winter, während er bis vor kurzem diejenige Hauptstadt war, aus welcher im Sommer am meisten weggereist wurde. Jetzt hat Berlin schon die Anfänge einer Sommersaison. Je weiter sich die Vergnügungs-Institutionen nach dieser Richtung hin entwickeln werden, je besser und zweckmäßiger die Verkehrsmittel, je liebenswürdiger und urbaner der Verkehrston, desto mehr wird Berlin im Sommer an Anziehungskraft gewinnen. Die hübsche Umgebung wird gute und preiswürdige Sommerlogis gewähren, die man mit der Stadtbahn leicht wird erreichen können und die weite Reisen, um nur gute Luft zu genießen, unnöthig machen. So wird Berlin schließlich sogar nach dieser Richtung hin mit London konkurriren können.

Unter den sogenannten Strohwittwer-Witzen war in früheren Jahren namentlich der folgende vielbeliebt: Während die Frau sich in Helgoland zerstreut, sammelt sich der Mann in Berlin — und was der Mann inzwischen in Berlin sammelt, zerstreut die Frau in Baden-Baden. Natürlich richtet dieser Witz — wie alle dieses Genres — seine Spitze gegen uns arme Frauen. In dem Maße, als aber Berlin als Sommerstadt gewinnen wird, dürfte dieser Witz allmählich außer Cours kommen. Vielleicht sogar mit ihm das ganze Institut der Strohwittwer, was wahrhaftig kein Nachtheil für unsere Gesellschaft wäre.

Digitized by Google

Ueber Filigran.

Von R. Raab.

Die uralte Filigran-Arbeit kommt neuerdings wieder zu Ehren. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich die Technik fast gar nicht verändert, weil sie sich aus dem Material selbst ergab. Das dem Alterthum unbekannte Wort ist aus Filum (franz. fil) Faden, Draht, und granum (franz. grain) Korn, gebildet; es bezeichnet also eine aus (Metall-)Fäden und Körnchen hergestellte Verzierung oder Verzierungsweise. Das Vorhandensein der Körnchen ist ein wesentliches Erforderniß des Filigrans; wenigstens muß durch Einkerben der Fäden oder Drehen derselben der Eindruck des Gekörnten hervorgebracht werden.

Man unterscheidet zwei Arten des Filigranirens. Das aus Gold- oder Silberdraht gebildete Muster wird meist auf eine Platte aus gleichem Metall aufgelöthet, der Draht mit Körnchen belegt oder gekerbt. Das Verlöthen der außerordentlich feinen Stäbchen muß in alter Zeit, als man dazu Kohlenfeuer anwendete, unglaubliche Schwierigkeiten bereitet haben, da dessen heftige Glut leicht ebensowohl die Fäden wie die Löthmasse in Fluß versetzen konnte. Häufig ist der Grund mit ganz feinen, winzigen Goldkörnchen leicht besäet, sodaß er sammetartig aussieht. Die Herstellung dieser Körnchen ist überaus einfach. Ganz kleine, gleichmäßige Goldabschnitzel werden mit feinstem Kohlenstaub, der sie gesondert und sehr locker umgiebt, in einem Tiegel einem bestimmten Hitzegrad ausgesetzt. Tritt die Schmelzung ein, so bildet jedes Goldbröckchen einen Tropfen, welchen der Staub vor Vereinigung mit dem benachbarten schützt, und der beim Erkalten zur starren Kugel wird.

Bei der anderen Art Filigran fehlt die Metallplatte als Unterlage. Die Verzierungen werden aus glatten und gedrehten Fäden, aus einfachen und zusammengelötheten Körnchen selbstständig gebildet. Das Ganze ist ein à jour gearbeitetes, nur an den Kreuzungsstellen der Drähte gelöthetes Geflecht und ist noch von einem zusammen-

Digitized by Google

haltenden Reifen umschlossen. Auf den Löthstellen pflegen die größeren Körner zu sitzen.

Im gewöhnlichen Leben heißt jede Verzierung mit sehr feinen Gold- oder Silbertheilen schlechtweg Filigran; Drahtgeflecht und eigentliches Filigran werden nicht auseinandergehalten.

Arbeiten aus einfachen, auf flache Metallplättchen gelötheten Drähten, wie wir sie in barbarischer*) oder klassisch-antiker Kunst finden, sind kein Filigran. Ein besonderer technischer Ausdruck existirt für dieselben nicht.

Die ornamentale Verwendung des Filigrans ist naturgemäß eine beschränkte. Die Feinheit und Empfindlichkeit der Arbeit läßt es nicht zu, eigentliche Gebrauchsgeräthe damit zu dekoriren. Auch die Zeichnung muß sich in gewissen Grenzen halten: die Spirale oder der Bogen in mannigfacher Form und Verbindung mit Rosetten und Sternen geben geometrische Muster, gestatten auch wohl stilisirte Blumen, niemals aber figürliche Darstellungen. Diese Musterung weist ebensowohl wie die Natur der Arbeit auf den Schmuck hin.

Die ältesten Filigranarbeiten haben wir durch Dr. Heinrich Schliemann kennen gelernt. Seine 1871 in Hissarlik begonnenen Ausgrabungen haben Schätze an Gold-Filigran zutage gefördert, die 3000 Jahre in kleinasiatischer Erde geschlummert haben mögen. Unter den von dem berühmten Gelehrten in seinem Werke „Ilios. Stadt und Land der Trojaner" genau beschriebenen Kleinodien befinden sich u. A. Ohrringe in der Form von Schlangen. Sie sind hohl und aus dünnen Goldplatten ausgehämmert. Auf das dicke Ende wurde eine große viereckige Perle und darauf ein Stück Gold in Form eines Knopfes gelöthet Vielleicht hat die schöne Helena diese Ohrringe getragen, als sie vom Palaste des lanzenkundigen Königs Priamos aus den in der Troischen Ebene wogenden Kämpfen zusah.

Bemerkenswerth ist ein schweres goldenes, zu Hissarlik auf der Mauer des königlichen Hauses gefundenes Armband. Es besteht aus einer dicken Goldplatte, deren Rand zu größerer Festigkeit um Silberdraht gebogen ist. Durch aufgelötheten feinen Golddraht sind schöne Spiralornamente hergestellt.

Durch geschmackvolle Anordnung, unglaubliche Feinheit der Details und die edle Grazie seiner Miniaturarbeit zeichnet sich der in Italien ausgegrabene etruriſche Goldschmuck — Kopfschmuck, Ohrgehänge, Halsketten, Haarnadeln u. a. m. — aus ungefähr 500 v. Chr. aus.

---

*) Philostratos, ein um das Jahr 200 n. Chr. in Rom lebender Grieche, bezeichnet in seinem Werke „Die Gemälde" die Barbaren am Okeanos als die Erfinder der Kunst, Farben auf Erz aufzuschmelzen, sodaß sie hart und dauernd wie Stein werden Diese Erzählung hat die Benennung „Email der Barbaren" für die in Westeuropa gefundenen Schmelzarbeiten veranlaßt, welche aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zu stammen scheinen und sich durch ihre Technik von den byzantinischen unterscheiden Bei den barbarischen Arbeiten sind die Vertiefungen für den Glasfluß in Bronze eingegraben oder eingeschlagen.

Digitized by Google

Durch die römische Weltherrschaft war das Filigran überallhin verbreitet. Die Kunst ging in den Zeiten der Völkerwanderung zugrunde, kam aber im zehnten Jahrhundert zufolge der von Byzanz gegebenen Anregung wieder zu Ehren.

Das Mittelalter zog die Technik vorwiegend zur Verzierung der heiligen Geräthe heran. Das Material ist in diesen Zeiten stets ein starker, vergoldeter Kupferdraht; die Kügelchen sind größer als im Alterthum.

Während der Kreuzzüge veranlaßte die Ueberführung heiliger Ueberbleibsel nach dem Abendlande die Anfertigung großer Reliquienbehälter, welche über und über mit Filigran bedeckt waren. Auch Kreuze und die Einbände der zu kirchlichem Gebrauch bestimmten Bücher wurden außer mit Edelsteinen mit Filigran geschmückt.

Unter dem Schutze der Kirche drang das Filigran siegreich vor bis zum hohen Norden: die Kirche bahnte ihm die Pfade zurück zu der wahrscheinlichen Heimat, dem Orient.

Die Filigran-Technik ist noch heute an vielen Orten in Uebung. Freilich hat sie vielfach eine unerfreuliche Wandlung erfahren. Selbst die kirchliche Kunst, prunkvollere Formen begehrend, hat sich meist von ihr losgesagt. So begegnet uns denn die Filigranarbeit bei Gegenständen, für welche sie wenig paßt. Im Jahre 1884 war auf der großen Silber-Ausstellung zu Budapest sogar eine Büste Napoleons I. aus Silber-Filigran zu sehen. Dürfen wir hier nicht von einer Geschmacks-Entartung sprechen?

Unter allen Filigranarbeiten, deren Anblick mir verstattet war, zuerkenne ich die Palme ohne Besinnen den Erzeugnissen der Mitte Dezember 1874 als Staatsanstalt errichteten, vom k. k. Oesterreichischen Handelsministerium ressortirenden Filigran-Schule in Cortina d'Ampezzo (Südtirol). Die Schüler sind zu dreijährigem Besuch der Anstalt verpflichtet und können nach Absolvirung dieser Lehrzeit entweder die Schule verlassen oder aber, untadelhaftes moralisches Verhalten vorausgesetzt, in derselben verbleiben, um sich in der Kunst zu vervollkommnen. Im letzteren Falle werden sie ihren Leistungen entsprechend aus dem Schulfonds bezahlt. Augenblicklich beträgt die Frequenz 21, worunter einige Schülerinnen. Diese 21 sind bis auf einen Italiener sämmtlich aus dem Ampezzo-Thale. Der Leiter der Anstalt, Direktor Guiseppe Ghedina, ist auch deren Begründer. Die Schönheit der Alpenflora seines Heimatlandes Tirol erweckte in ihm das Verlangen, die Pflanzen in Filigran nachzubilden. Er hat zehn Jahre hindurch mit eisernem Fleiße den erforderlichen Studien obgelegen und seine Aufgabe glänzend gelöst. Auf der Wiener Weltausstellung erregte eine von ihm eingesandte Vase mit in Silber-Filigran hergestellten Blumen berechtigtes Aufsehen. Sie trug dem Künstler die Verdienstmedaille ein und hat einen Ehrenplatz im Kaiserlichen Museum zu Wien erhalten. Die Oesterreichische Regierung, welche für Kunst und Wissenschaft stets ein offenes Auge und warmes Herz verräth, ordnete 1874 eine Kommission an Herrn Ghedina ab und

Digitized by Google

trug ihm die Direktion der geplanten Scuola industriale di Filigrana an. Noch in demselben Jahre erfolgte die Eröffnung der Anstalt.

Herr Ghedina hat mir von dem Inventarium seiner Schule 60 Muster zum Studium geliehen. In erster Linie wird noch immer die Nachahmung von Alpen- und anderen Pflanzen gepflegt. Kaum vermag ich es zu fassen, wie es möglich ist, die Natur — Blätter, Blüten, Früchte — in kaltem Metall (Fig. 1) so getreu zu kopiren. Der gelbe Staubbeutel-Kranz ist so täuschend wiedergegeben, daß man fast zu glauben versucht wird, man hätte ein von der Sonne beschienenes Gebilde, in welchem wirkliches Leben pulsirt, in Händen. An einer Brosche mit Gruppen von Johannisbeer-Blüten und -Früchten kann man sich gar nicht satt sehen. Bei einer Spange ruht auf goldenem Grunde silbernes Eichengezweig wie hingehaucht. Aber auch die sonstigen Arbeiten sind von unvergleichlicher Zartheit. Die Colliers, Armbänder (auch solche mit beweglichen Gliedern), Kämme, Haarpfeile, Bilderrahmen (Fig. 2), Schmuckkellerchen u. s. w. sind entzückende Schmuck- und Ziergegenstände. Herr Ghedina hat nicht minder der Thierwelt ihre Geheimnisse abgelauscht. Ein Prachtstück ist ein von ihm selbst ganz in Gold ausgeführter Schmetterling. Das Geäder der ausgebreiteten Flügel, die Gliederung des unter Fingerdruck sich krümmenden Leibes, das Spiel der Fühlhörner: alles ist so vollkommen, daß der Beschauer wähnt, der glitzernde Falter werde im nächsten Moment von dem Busen, auf welchem er verwegen Posto gefaßt, in den räthselhaften Aether sich emporschwingen!

Fig. 1. Filigranarbeiten aus Cortina.

Fig. 2. Bilderrahmen in Filigran aus Cortina.

Maschinen haben in der Cortinaer Schule nur den Gold- und Silberdraht zu fertigen und zu vergolden. Das Uebrige ist Handarbeit. Mit Hilfe einer Pincette, einer Zange, einer Scheere und eines Löthrohrs wird nahezu alles gemacht.

Herr Ghedina triumphirt über die Ohnmacht der Juweliere, welche sich vergeblich abmühen, die Feinheit des Gold-Filigrans seiner Anstalt zu erreichen:

„Aggiungo che filigrana in oro della finezza come se

Digitized by Google

esequisce in Scuola è di specialità della sola Scuola, e che l'esecuzione è un mistero anche per tutti gli orefici."

Freilich sind die Sachen sehr theuer. Eine Spange mit eichenen Zweigen kostet 100 Fl., ein Teller 56 Fl., eine Halskette 42 Fl., ein Armband resp. 15, 21 und 13 Fl. Jene 60 Muster repräsentirten zusammen einen Werth von rund 1000 Fl., das billigste Objekt war eine Nadel mit Orchidea zu 2 Fl. Ich finde die Preise der Vorzüglichkeit der Arbeit durchaus angemessen und will noch erwähnen, daß in der Schule auch Filigransachen auf Bestellung angefertigt und nach außerhalb verschickt werden. Dr. Rosenberg schreibt mir aus Karlsruhe (Baden), die feinsten Filigranarbeiten würden jetzt in Mexiko erzeugt. Wenn das Land der Azteken Cortina überflügeln soll, dann muß es sich um versilberte oder vergoldete Wolkenschleier handeln.

In dem betriebsamen Oesterreich rühren sich auch in vielen Privathäusern geschickte Hände zur Pflege des Filigranirens. Ich will nicht unterlassen, auf die bestrickenden Arbeiten des Fräulein Anna Schönbrunner in Wien, Neubaugasse 47, aufmerksam zu machen.

In aller Munde sind die Filigranarbeiten Italiens, die man als die Krone aller Leistungen auf diesem Gebiete hinzustellen liebt. Der Hauptsitz ist Genua. Durch Vermittelung des dortigen Kaiserlich Deutschen Generalkonsuls Herrn Dr. Bamberg sind mir einige Muster zugegangen, Broschen und ein Ringschächtelchen mit gewölbtem Deckel. Die Stücke sind niedlich, reichen aber an die Cortinaer Fabrikate nicht heran. Die Billigkeit des Schmucks erklärt es vielleicht, weßhalb derselbe in Italien selten, von der vornehmen Welt niemals getragen, sondern fast ausschließlich von Touristen gekauft wird. Später ist noch eine italienische silberne Filigran-Busennadel in meine Hände gelangt, auf welcher sich ein Thürmchen an einen Thurm anschmiegt. Ist das nicht eine Vergewaltigung, schöne Leserin? Will der gallige Verfertiger andeuten, daß der Liebreiz der Dame, welche diesen Schmuck anlegt, gefangen gesetzt ist? — Vollendetes im Filigraniren soll Alessandro Castellani in Rom hervorbringen.

In türkischen und türkisch-slavischen Ländern wird Filigran in Nachbildungen von antikem und altnordischem Schmuck vielfach verwendet. In den christlich-türkischen Provinzen der Balkan-Halbinsel verziert man die Waffen gern mit Filigran. In Persien und Indien werden Inwelen und Schnitzereien damit eingefaßt.

Einen hohen Rang nehmen trotz der noch immer überaus primitiven Werkzeuge die zarten Filigranarbeiten der Chinesen ein. Reizend ist die Vereinigung vergoldeten Filigrans mit den wundervoll blau schimmernden Federn einer Eisvogel-Art, welche in kleinen Stücken auf umrandete Metallblättchen befestigt sind.

Wie mir der gefeierte Ethnologe, Professor Dr. Adolf Bastian, mittheilt, zeichnet sich die Insel Sumatra und in Amerika nicht nur Mexiko, sondern auch die Südhälfte des Erdtheils, durch Filigran-Anfertigung aus. Das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt eine werthvolle Filigran-Arbeit aus Azacucho in Peru.

Digitized by Google

In Norwegen wurde bis vor 25 Jahren die Filigranirung lediglich als Hausindustrie betrieben. Indeß hat sie sich zu einem namhaften Zweige der Goldschmiedekunst entwickelt. Die Abbildungen auf der unter Fig. 3 wiedergegebenen Tafel geben ein Bild von dem Geschick, mit welchem der Juwelier David Andersen in Christiania das Feld be-

Fig. 3. Filigranarbeiten (Armbänder, Broschen, Colliers ꝛc.) aus Norwegen.

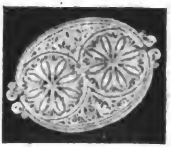


Fig. 5. Deckel zum Schmuckkästchen.

Fig. 6. Norwegischer Filigranschmuck (Heftel), nach antikem Vorbilde.

Fig. 4. Schmuckkästchen aus Norwegen.

Fig. 7. Norwegischer Filigranschmuck (Heftel), nach antikem Vorbilde.

herrscht. Die Fig. 4 und 5 zeigen ein von Andersen gefertigtes Schmuckkästchen (Behälter und Deckel) die Figuren 6 und 7, welche Hefteln darstellen, sind von demselben Künstler nach antiken Schmucksachen gefertigt. Andersen fertigt aus Filigran auch Leuchter, Visitenkartenschalen u. a. m. Umstehende Fig. 8 zeigt ein etwa 200 Jahre altes, mit Filigran bezogenes Bierseidel, welches der gegenwärtige Besitzer, Herr Architekt Harald Olsen in Christiania, für mich freundlichst hat photographiren lassen.

In Dänemark kommt vom Filigran-Volksschmuck namentlich die

Digitized by Google

sogenannte sölje wieder in Aufnahme. Es ist eine silberne Hals- oder Brustspange aus vielfach gewundenen Drähten, welche häufig kleine beckenförmige Anhängsel trägt.

In Deutschland ist das Filigran keineswegs ausgestorben. An der unteren Elbe, in Schleswig-Holstein, auf den Nordsee-Inseln fristet es ein fröhliches Dasein. Auch im Süden beginnt es neuerdings stolz sein Köpfchen zu erheben.

In den nördlichen Gegenden kommt vornehmlich der Bauernschmuck in Betracht. Als mit wachsendem Wohlstande selbst die Bürgerfrau nach Edelsteinen und gewichtigem Schmuck ausschaute, zog sich die Filigran-Kunst auf das Land zurück, wo sich die Technik bis in unsere Tage erhalten, wo das Volk an den bewährten Gepflogenheiten der Altvordern zu rütteln sich gescheut hat. Seit etwa 125 Jahren sind die kleinen Landstädte die Mittelpunkte der Herstellung des Filigranschmuckes gewesen; zuweilen wird ein in einem Dorfe angesiedelter Goldschmied mitgearbeitet haben. Für die Vierlande war Bergedorf, für die Winsener Marsch Lüneburg, für das Alte Land Buxtehude, für das Kehdinger Land Stade, für einen großen Theil Holsteins Elmshorn, für die Cremper Marsch Crempe, für die Propstei Schöneberg die Stätte der Filigranfabrikation, immer nur für den lokalen Geschmack und Absatz. Manches hat sich geändert. So ist nach den von mir eingezogenen Erkundigungen in Stade und Elmshorn jede Spur von Filigranirung getilgt. Anderswo sind Fortschritte zu verzeichnen.

Fig. 8. Alter norwegischer mit Filigran-Arbeit überzogener Bierkrug.

Ein eigen geartetes Bild bietet uns die Tracht der Altländerin. Das „Alte Land" gehört mit Stade, Buxtehude, Bremervörde, Scharmbeck u. s. w. zur Landdrostei Stade. Es ist $3^1/_2$ Meilen lang, $^1/_2$ bis 1 Meile breit, und liegt an der Elbe zwischen Este und Schwinge. Die von Niederländern abstammenden Altländer bilden ein kleines Volk für sich und unterscheiden sich scharf in Sitte und Art von ihren unmittelbaren Nachbarn, den Kehdingern. Von der Giebelfirst des Altländer Hauses schaut das uralte Schwanenzeichen herab, das

Digitized by Google

sich auch in Flandern findet, während in den angrenzenden elbaufwärts gelegenen Haidestrichen das alte Wahrzeichen des Sachsenlandes (zwei Pferdeköpfe) an der Giebelspitze prangt.

Einen wesentlichen Bestandtheil des Frauenschmuckes bildet im Alten Lande die herzförmige Handspange, bald in rohem Gusse, bald in mehr oder minder feinem, durchbrochenem oder auf einer Silberplatte befestigtem Filigran — „Drahtwerk" lautet der landesübliche Ausdruck —, immer aber mit beweglichen Anhängseln, aus Draht gebogenen Sternchen, Blumen, Bammeln. Bemitteltere wählen vergoldetes, mit echten Granaten und kürbisblauen Glasperlen besetztes Drahtwerk. Neben der Handspange

Fig. 9. Altländerin in Sonntagstracht mit Filigranschmuck.

Fig. 10. Geestländerin in Sonntagstracht mit Filigranschmuck.

spielen Hals- und Brustketten, ein mit einer Zunge schließendes Mantelschloß, ein paar oft kolossaler Schuhschnallen, ganz von Silber oder mit silbernem Drahtwerk auf vergoldeter Platte, und — Knöpfe eine Rolle im Schmuck der Altländischen Bäuerin. An jedem der offenen Aermel der Oberjacke baumeln sechs Drahtwerkknöpfe, nicht zum Schließen, nur als Zier. Die Mannigfaltigkeit ihrer Muster ist eine erstaunliche; ihre Schönheit und Größe richten sich nach dem Reichthum der Besitzerin; 12 Jacken mit vollem Besatz von je 12 Knöpfen sind auch heute noch nichts seltenes in der Lade einer Bäuerin.

Auf dem beigegebenen Konterfei (Fig. 9) einer weniger böse als wunderlich dreinschauenden Altländerin sind der Halsschmuck und die Jackenknöpfe an den Aermeln besonders bemerkenswerth.

Digitized by Google

In der ärmeren Geest und westwärts bis in die Gegend von Bremervörde trägt der Bauernschmuck einen anderen Charakter. Dünnes Blech, gröbere Arbeit und eine an Theaterschmuck erinnernde Verschwendung bunter Glasflüsse kennzeichnen denselben.

Die schmucke Bäuerin aus der Bremer Geest, die uns auf vorstehender Fig. 10 anlächelt, ist mit einer Brosche, einer Busennadel und einem Gürtelschloß aus Filigran ausstaffirt.

Drahtwerkknöpfe treffen wir im Alten Lande und in den Vierlanden (auf dem rechten Elbufer oberhalb Hamburgs) auch in der Tracht des Mannes an.

Von kundiger Hand gesichtete Filigran-Schätze sind in dem Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe aufgespeichert, dessen Direktor, Herr Dr. J. Brinckmann, mir mit dankenswerther Bereitwilligkeit einige Original-Exemplare des Schmucks der Vierlande und des Alten Landes, sowie zahlreiche Photographien leihweise überlassen hat.

Mein Urtheil stützt sich aber auch auf Fabrikate, welche mir von dem tüchtigen Gold- und Silberarbeiter L. Mügge in Buxtehude zur Prüfung geschickt worden sind. Er fertigt noch heute Filigranschmuck für die Landleute des Alten Landes und der Geest. Mein besonderes Interesse hat eine für das Alte Land bestimmte goldene Handspange mit sieben lustig schwingenden durchbrochenen Kugeln erregt. Ihre zierliche Arbeit sticht wohlthuend ab gegen anderen gar zu derben Schmuck, dessen Unmanier indeß nicht etwa dem Verfertiger zur Last fällt, sondern auf das bäuerische Geschmackskonto zu setzen ist. „Es giebt nur einen Geschmack, aber vielerlei Geschmäcker" ist ein Satz, der gewissermaßen beruhigt, weil er jedem das Recht sichert, sich von der einen Gestaltungsform der Dinge mehr anziehen zu lassen, als von der anderen, der aber andererseits manchem Geschäftsmann gefährlich wird. Es ist Herrn Mügge gewiß oft recht sauer geworden, sich nach seinen Auftraggebern zu richten.

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß dem deutschen Bauer das Verständniß für Filigran, die Lust an demselben mehr und mehr abhanden kommt. Der Zusammenhang mit dem allmählichen Eingehen der Nationaltrachten ist unverkennbar, und diese Thatsache wieder — im Alten Lande findet man z. B. die Nationaltracht fast nur noch bei verheirateten Frauen — begreift sich aus der beklagenswerthen „Verfeinerung" des dem Städter nacheifernden Dorfbewohners. Die Kultur bedeutet für uns in vielen Beziehungen Verarmung. Sie beraubt uns manch' trauten Stückchens Poesie. Der Bauer ohne Filigran da, wo dieser Schmuck althergebracht war: es ist, als wenn das Lachen eines fröhlichen Kindes verstummte.

Geben wir indeß die Hoffnung nicht vollständig auf! Eine jüngst aufgegangene Saat dürfte Früchte von heilkräftiger Wirkung zur Reife bringen. Schon dem Vater des Herrn L. Mügge in Buxtehude wurde 1871 auf der Gewerbeausstellung zu Hannover für Filigran der zweite Preis zuerkannt. Der jetzige Inhaber des

Digitized by Google

1816 begründeten Geschäfts pflegt mit besonderer Vorliebe die moderne oder besser edle Filigranirung, und was ich von den Sachen gesehen habe: aus Silber ein Armband, Manschettenknöpfe, Kreuze, eine Perlhalskette, Löffel, Ohrringe, Broschen, ferner ein vergoldeter silberner Haarpfeil, verräth ein anerkennenswerthes Können. Es wäre zu wünschen, daß ein Theil des massigen Geräths und Schmucks

Fig. 11. Schmuckkasten aus Filigran, gefertigt von C. Mügge in Burtehude.

aus Edelmetall dem zierlichen Filigran weiche. Ein durchbrochener Löffelstiel z. B. mit seinen kühnen Verschlingungen ist eine anmuthende Abwechselung in dem ewigen Einerlei unserer Rühr- und Schöpfwerkzeuge. Nur ist mir die von Mügge beliebte Unterscheidung von Kaffee- und Theelöffel zu spitzfindig; der „Mottelöffel", wie er ihn nennt, ist bei ihm weit größer. Die Preise sind im Verhältniß zu der Mühe, welche die Anfertigung verursacht, mäßig. Eine lange, aus Silberperlen zusammengesetzte, in der Mitte ein

Digitized by Google

Kreuz tragende Halskette, die nur 26 Mark kostet, ist ein wahrhaft aristokratischer Schmuck. Mügge bezieht das Silber in Barren aus der Affinerie in Hamburg, gießt daraus Stangen und verfertigt den Draht mit Maschinen selbst. Sämmtliche Filigrantheile werden einzeln gebogen, mit einander verbunden und gelöthet; das Stanzen (Durchstoßen) ist ausgeschlossen. Als diese Studie niedergeschrieben wurde, hat der Genannte einen großen, aus Silber-Filigran hergestellten, innen mit blauem Atlas ausgepolsterten Schmuckkasten im Werthe von 400 Mark vollendet — siehe vorstehende Fig. 11 — der mit anderen Filigranwaaren nach Hannover zur Gewerbeausstellung wandern sollte.

Erfreulicherweise werden die Müggeschen Bestrebungen an höchster Stelle kräftig unterstützt. Der Regent von Braunschweig und Gemalin, Ihre Königliche Hoheiten der Prinz und die Prinzessin Albrecht von Preußen, haben 1885 auf der Weihnachtsmesse in Hannover mehrere Filigranarbeiten, unter anderem einen Schmuckteller in Blattform, von Mügge gekauft.

Vielleicht wird durch solche Aufmunterung die herrliche Technik auch in den Gegenden, wo sie fast erloschen und vergessen ist, zu neuem Leben erweckt und auch das Interesse des Bauern am Filigran wieder belebt.

Seit einigen Jahren hat sich in die deutsche Damentoilette Filigrangeflecht eigener Gattung eingeschlichen. Aus Draht, der häufig nur versilbert oder vergoldet ist, in Verquickung mit seidenen oder gar nur wollenen Fäden werden von zarten Fingerchen Hut-Blumensträuße, Agraffen für Haar- und Schulterschleifen u. dergl. zusammengestoppelt. Für diese leichten, von der Kurzweil geborenen Arbeiten in die Schranken zu treten, ist nicht meine Absicht. Ich habe nur künstlerisches Schaffen im Auge.

Digitized by Google

Am einen Augenblick.

Novelle von T. Tschürnau.

Es war Februar und ein bitter kalter Februar dazu. Die Zeitungen wußten viel zu erzählen von erfrorenen Menschen und Thieren, von im Schnee steckengebliebenen Eisenbahnzügen, von der Noth der Armen und den Wohlthätigkeitsfesten der obern Zehntausend. Selbst an der Riviera hatte sich das Wetter während einiger Tage recht winterlich rauh angelassen. Der gefürchtete Mistral war durch die Alpenthäler hereingedrungen; er hatte dunkle Wolkenballen vom Himmel hingetrieben und das Meer in seinen Tiefen aufgewühlt, so daß es empört an die Ufer schäumte. In einer der letzten Nächte war sogar das Unglaubliche geschehen — es hatte geschneit.

Als man am Morgen erwachte, lag über Nizza und seiner blühenden Umgebung der Schnee wie ein weißes zartes Flortuch, durch welches überall das frische Grün hindurchleuchtete.

Mit einer Art von Groll gegen die Natur, die sich etwas so durchaus unpassendes erlaubte, holte man die Pelze hervor und fror trotz derselben noch ganz abscheulich, weil man so ganz und gar nicht aufs Frieren eingerichtet war.

Der Strand und die Promenaden blieben vereinsamt, die Geselligkeit zog sich in das Innere der prachtvollen Paläste und Villen zurück, wollte aber auch dort nicht recht gedeihen. Die Zimmer waren zu ungemütlich, die Fußböden zu kalt, die Kamine rauchten und die Damen fanden, daß für ihren Teint nichts unvortheilhafter sei, als diese frostige Atmosphäre.

Man war enttäuscht, ernüchtert; Nizza verlor in den Augen seiner eifrigsten Bewunderer, wie etwa eine schöne Frau, die Migräne hat und nicht in Toilette ist.

Besonders zaghafte Seelen fanden schon, daß sie sehr unrecht gethan hatten, ihre heimatliche Behaglichkeit gegen dieses ungemütliche

Digitized by Google

Dasein hier auszutauschen, als plötzlich der Umschwung doch zum besseren kam.

Eines Morgens war Nizza wieder das, was man mit Fug und Recht von ihm verlangen durfte. Ein tiefblauer Himmel spannte sich über Meer und Land und die Sonne strahlte in so ungetrübter Heiterkeit, als habe sie nie die perfide Idee gehabt sich hinter dunklen Wolkenmassen zu verstecken.

Man athmete auf.

Gott sei Dank; es war wieder Frühling hier; köstlicher, lachender, wundervoller Frühling mit blühenden Bäumen, mit Vogelgesang und Rosenduft.

Nur noch leise bewegt und leuchtend in metallischem Glanze breitete sich das Meer in unendliche Ferne; glitzernd spielten die Sonnenfunken auf den Wellen, die noch kleine Schaumkronen auf ihren Häuptern trugen, das weit vorspringende Ufer mit seinen steil aufstrebenden Felsen und den bis zum Wasser herabsteigenden Waldmassen warf seinen Riesenschatten über das Meer und weit, weit im Süden, wo das Blaue des Himmels mit dem des Meeres verschmolz, stieg es auf wie eine Märchenstadt mit glitzernden Zinnen und Thürmen, helle nebelhafte Massen von grotesker Form, mit Schroffen und Zacken, hochaufgebaut in den lichten Aether hinein. Es war Corsika, dessen schneebedeckte Berghäupter aus weiter Ferne herüberschimmerten.

Am Strande war heute ein besonders reges Treiben. Jeder hatte das Gefühl, daß er durchaus und so schnell als möglich nachholen müsse, was in diesen letzten Tagen versäumt worden war.

Verschwunden waren die Pelzmäntel und die verdrossenen Mienen, lichte Frühjahrstoiletten überall und heitere Gesichter, in denen sich das frühlingsfrohe, üppige, mit Genuß durchsättigte Leben wiederspiegelte, das sie umgab.

Nicht als ob die Schatten ganz gefehlt hätten.

Sie waren da — bleiche, hohläugige Gesichter, in die Kissen ihrer Rollstühle zurückgelehnt, arme Verlorene, denen die Wiederkehr des milden Wetters nur einen kurzen Aufschub der letzten schweren Stunde bedeutete, und wieder andere — Gestalten, denen Laster, Verbrechen und Abenteuerthum auf der Stirn geschrieben standen; sie waren da, diese Schatten, aber wer achtete ihrer, wer ließ sich durch sie in seiner eigenen Freude stören? Die schlanke, blonde, lebhafte Dame gewiß nicht, die sich da mit ihrem Nachbar so laut und ungenirt unterhielt, als sei sie hier in ihrem eigenen Salon und nicht inmitten einer, aus allen Theilen Europas zusammengeströmten, ihr fremden Menschenmenge.

Sie that das nicht etwa, um Aufsehen zu erregen, o keineswegs, es war ihr sehr gleichgiltig, daß ihr helles Lachen und ihre hübsche Erscheinung die Leute veranlaßten, die Köpfe nach ihr zurückzuwenden oder wohl auch in der Nähe zu bleiben, um etwas von der mit solcher Verve geführten Unterhaltung zu erlauschen, sie ließ sich dadurch nicht im mindesten stören.

Digitized by Google

Dieses sans gêne war vielmehr das der großen Dame, die sich in ihrer Stellung vollkommen sicher fühlt und nicht gewohnt ist, besondere Rücksicht zu nehmen auf eine Umgebung, die nicht ihrem eigenen Kreise angehört. Uebrigens that diese naive Arroganz weder der Liebenswürdigkeit der Fürstin Valacky, noch ihrer Herzensgüte besonderen Eintrag. Die hübsche Frau war allgemein beliebt; man fand es sehr begreiflich, daß ihr Gatte, ein etwas schwerfälliger, sehr martialisch aussehender Herr, ihr noch nach zehnjähriger Ehe mit der nämlichen Zärtlichkeit ergeben war, wie am ersten Tage.

Sie hatten eine ganze Schaar Kinder — lauter Knaben — alle hellängig und lebhaft wie ihre Mutter, die der Fürst mit Vorliebe „meinen ältesten Wildfang“ nannte.

Heut' war die Fürstin übersprudelnd heiter, ihr kleiner plauderlustiger Mund war fortwährend in Bewegung und ihr Begleiter dachte nicht daran, sie zu unterbrechen; er hörte ihr mit sichtlichem Behagen zu und beobachtete lächelnd das lebhafte Mienenspiel, mit dem sie ihre Worte begleitete.

Manchmal blickte sie schnell über die Schulter hin nach ihrem Gatten, der mit einigen Damen und Herren hinter dem plaudernden Paare herging.

„Hab' ich nicht recht, Rudi? Bist Du nicht meiner Meinung, Rudi.“

Und der Fürst, obwohl er in den meisten Fällen gar nicht wußte, wovon die Rede war, nickte ihr dann allemal freundlich zu.

Er theilte in den meisten Fällen die Meinung seiner hübschen, klugen Frau, die er verzog wie ein geliebtes Kind, die er aber auch — freilich immer nur durch gütige Ueberredung, nie durch Strenge, nach seinem starken Willen zu lenken wußte.

Merkwürdig genug klangen die vertrauten Mittheilungen, die dem Grafen Alexander Erdödy eben jetzt von seiner lebhaften Cousine gemacht wurden; sie klangen sogar ein wenig herzlos und jedenfalls sehr leichtfertig — die Fürstin liebte es eben, sich weit schlimmer zu geben, als sie in Wirklichkeit war; sie hatte manchmal eine böse Zunge, aber immer ein goldenes Herz.

„Du siehst, Sandro“, sagte sie mit einem leichten Achselzucken, „von großer Trauer konnte nicht die Rede sein — namentlich bei mir nicht. Entre vous et moi soit dit, wir haben uns gegenseitig redlich verabscheut. Er nannte mich einen Irrwisch und ich ihn einen Maulwurf. Er war ein Maulwurf, Sandro. Das klingt abscheulich. Nicht wahr? Man soll von Todten nur gutes reden! Ja, wenn man nun aber nichts gutes von ihnen weiß! Und dann — ich sage Dir das alles ja auch nur, um Dir klar zu machen, warum wir hier sind und nicht in unserm lieben Wien. Wenn er lange hätte leiden müssen, dann würde ich ihn ja gewiß sehr bedauert haben, aber er hat nicht gelitten — gar nicht. Er hat einfach beim Diner zu viel Austern gegessen, sich dann sehr gemütlich in seinen Schaukelstuhl gesetzt, um ein Mittagsschläfchen zu halten und als nach einer

Digitized by Google

Stunde der Kammerdiener ihn wecken wollte, fand er ihn todt. Kann man sich ein hübscheres Ende wünschen, wenn man 75 Jahre alt ist und sich nicht das Mindeste daraus macht, irgend jemandem auf der Welt vorher lebewohl zu sagen? Er war wirklich ein unliebenswürdiger alter Mann. Daß er mich nicht leiden konnte, finde ich ja ganz begreiflich —"

„Unfaßbar ist's", fiel Erdölfy ein.

Die Fürstin lachte.

„Schon gut, Sandro", sagte sie kopfnickend. „Streng' Dich nicht an mit Komplimenten. Ich glaub's Dir auch ohne besondere Versicherung, daß ich ein non plus ultra aller weiblichen Vollkommenheiten bin."

Sie gab ihm dabei einen freundschaftlichen Klapps mit dem großen dunklen Fächer, den sie in der Hand hielt und mit dem sie beim Sprechen fortwährend lebhaft manöverirte.

„Ja, was ich also sagen wollte", fuhr sie fort. „Onkel Stephans Aversion gegen mich begreife ich vollkommen, ich bin keine angenehme Gesellschaft für Leute, die ich nicht leiden kann. Aber er fand auch allerlei auszusetzen an den Kindern, die er eine Rotte Korah nannte und gar an Rudi — das beweist doch seine Schlechtigkeit Nicht wahr? Ich haßte ihn bitter und habe ihm manchmal die tollsten Wahrheiten gesagt, zu denen er dann lachte, wie ein alter Satyr. Wenn er gekonnt hätte, würde er uns enterbt haben, — aus purer heller Bosheit Aber das ging nicht an. Das Majorat mußte an Rudi kommen. Nun, wir können die großen Revenüen — sie sind zum Glück fürstlich — für unsere fünf Buben brauchen. Onkel Stephan starb in seinem Palais in Wien. Wir waren gerade im Begriff, in die Oper zu fahren, als man uns die Nachricht brachte, und obgleich ich anfangs sehr erschrocken war und sogar ein paar Thränen vergoß — nicht erheuchelte, sondern wirkliche — konnte ich doch den Gedanken nicht loswerden, daß er sich selbst im Tode noch darauf kapriziert habe, mir einen Possen zu spielen. Gerade beim Beginn der Saison zu sterben, das sah ihm ähnlich. Nach der Beisetzung war der Fonds meiner Rührung vollkommen erschöpft. Ich fand es unerträglich, einen ewiglangen Winter Trauer heucheln zu sollen, während ganz Wien tanzte und sich amüsirte. Es ging wirklich über meine Kräfte. Deßhalb entschloß ich mich kurz und wurde nervenkrank. Der Arzt empfahl mir milde Luft, Abwechselung, Zerstreuung — Nizza in einem Worte. Seit meiner Flitterwochenzeit, die ich hier verlebte, habe ich immer ein besonderes Tendre für Nizza gehabt. Nun — wie gesagt, wir gingen hierher mit Kindern, Gouvernante, Bonne, Dienerschaft, Pferden und Equipagen — ganz grand train, unsere Mittel erlaubten uns jetzt solche Extravaganzen, an die wir früher nicht hätten denken können. Bis Ende März wollten wir bleiben, dann läuft Rudis Urlaub ab und ich möchte auch um keinen Preis die Praterfahrten versäumen. 's ist ja wunderhübsch hier, nur mit Wien muß man es nicht ver-

Digitized by Google

Unser Schutzpatron.

Nach einem Originalgemälde von Heinrich Weber.

Digitized by Google

Digitized by Google

gleichen wollen. Wie ich mich sehne, wieder einmal um mich her weanerisch plauschen zu hören, das kann ich Dir gar nicht sagen. Wenn's nicht wär', daß ich nun einmal die Füße nicht stillhalten kann, wenn andere Leute tanzen, so hätt' ich dem Rudi schon längst keine Ruhe gelassen und wir wären wieder daheim, wo jedes Kind uns kennt und man nicht in Gefahr kommt, auf Schritt und Tritt solchen Gaunerphysiognomien zu begegnen, wie z. B. dem da. Es fällt mir ordentlich schmerzhaft auf die Nerven, wenn ich einem solchen Menschen für seinen Gruß danken muß."

Dennoch aber dankte sie dem Betreffenden, freilich sehr von oben herab.

„Wer ist's?" fragte Erdölfy, der den großen, elegant aussehenden Mann mit einem schnellen Seitenblick streifte.

„Ein Spanier, ein Marchese d'Olivero. Er behauptet, ein Verwandter der Exkaiserin von Frankreich zu sein, möglicherweise ist er's auch, aber jedenfalls ist er außerdem auch noch ein Schuft ersten Ranges. Ohne irgendwelche Revenüen zu haben, lebt er hier mit großartigem Aufwande. Man flüstert sich zu, daß er ein heimlich Angestellter der Bank ist, der seine vornehmen Allüren, seinen bekannten Namen und seine großen Verbindungen benutzt, goldgefiederte Gimpel ins Netz zu locken. Man flüstert sich das nur zu, denn der Herr Marchese ist ein vorzüglicher Schütze und er würde jeden vor den Lauf seiner Pistole fordern, der es wagte, solche Sachen laut zu sagen. Er bewohnt eine prächtige Villa, hält große Dienerschaft und giebt sehr amüsante parties fines, die von einem Theile der Herrenwelt gern besucht werden. Er ist Mitglied des Cercle, wird in den besten Häusern noch empfangen und man kann kein größeres Fest besuchen, ohne mit diesem fatalen Menschen und ähnlichem Gesindel zusammenzutreffen. Es ist ganz unglaublich, welche weiten Grenzen man in dieser Beziehung in der hiesigen internationalen Gesellschaft steckt. Unsern nähern Bekanntenkreis nehme ich natürlich aus", setzte die junge Oesterreicherin hochmüthig hinzu, „da finden derartige dunkle Existenzen natürlich keine Aufnahme."

„Wen von unseren näheren Bekannten haben wir eigentlich hier, Nell?"

„O, eine ganze Menge — die Vanderys, die Salt mit ihrer Tochter, Sigi Belmerscheidt, dessen junge Frau übrigens ein ganz allerliebstes Persönchen ist, — dann die Arenbergs, das heißt, nur die Fürstin und Wally."

„Das schriebst Du mir. Wie gefällt sich Wally hier?"

„Ganz und gar nicht. Sie findet an Nizza alles mögliche auszusetzen, die babylonische Sprachverwirrung, die Effekthascherei der Natur, die weichliche entnervende Luft, die ungemütlichen Wohnungen, die für sie gräßliche Nothwendigkeit, dreimal am Tage andere Toilette machen zu müssen; sie wünscht nichts sehnlicher, als wieder daheim zu sein bei ihrem Nimrod von Vater, im winterlich öden Böhmen, wo sie mit dem Sturme um die Wette über die Ebene

Digitized by Google

laufen kann. Zudem ahnt sie wohl, daß die Lungenaffektion der Mama nur eine Kriegslist ist, darauf berechnet, das widerspenstige Mädchen, das von Hofbällen und ähnlichem Zauber nichts wissen will, hierher in das vergnügungslustige Nizza auf den Heiratsmarkt zu bringen. Wally macht ihr die Mühe nicht leicht. Sie gefällt — sehr sogar, trotz ihrer burschikosen Manieren, vielen wohl auch wegen derselben — denn wenn sie ein Original ist, so ist sie wenigstens ein ganz reizendes — aber sie versteht aus diesem Vortheil keinen Nutzen zu ziehen. Frohlaunig, übermüthig, von jener treuherzigen Offenheit, die Du ja an ihr kennst, wird sie doch sofort schroff und unzugänglich, wenn sie einen Bewerber ahnt. Diese Brünhilde wird sich nur von einem Siegfried gewinnen lassen."

Die Fürstin blickte dabei unter halbgesenkten Wimpern auf ihren Vetter, der mit seiner elastischen, nur mittelgroßen Gestalt und den intelligenten, feingeschnittenen Zügen durchaus nicht an den hünenhaften Sagenhelden erinnerte und auch keineswegs zu glauben schien, daß die Worte seiner Nachbarin auf ihn gemünzt sein könnten.

„Ein seltsames Mädchen", sagte er leichthin.

„Ja — seltsam, aber doch ein Kleinod."

„Ein ungeschliffenes."

„Du bist boshaft. Aber — quand on parle du loup — da drüben kommen die Arenbergs und mit ihnen die schöne Randow. Du kennst die Baronin?"

„Nein — wenigstens nur dem Namen nach. Ihr Gatte wurde gerade nach Petersburg berufen, als ich selbst aus dem diplomatischen Corps ausschied. Sie ist wirklich bezaubernd, eine Schönheit ersten Ranges."

Cornelie Balacky antwortete nicht; sie nickte und winkte zu den Damen hinüber, die langsam näher kamen.

Die Fürstin Arenberg war eine zierliche Dame mit lichtem Haar und lichten Augen, die auf eine gewisse Entfernung noch jugendlich genug aussah, um für die ältere Schwester Wallys gelten zu können, deren junonische Gestalt die ihrer zarten Mutter um Haupteslänge überragte.

Eine Schönheit war Prinzessin Wally nicht, aber ihr brünettes unregelmäßiges Gesicht war jedenfalls interessant und von dunklen blitzenden Augen angenehm belebt.

Sie begrüßte den Grafen Erdölfy mit ungekünstelter Herzlichkeit.

„Sind Sie's denn wirklich?" fragte sie heiter. „Welcher Wind hat Sie hierher geweht? Nach Nells Berichten vermutheten wir Sie irgendwo da drüben.

„Direkt von dort komme ich auch, meine Gnädigste!"

„Von wo?"

„Nun eben von dort — irgendwo da drüben, aus einem Lande, in dem es keine thés dansants und keine Wohlthätigkeitsbazare giebt, wo man bis an die Kniee im Sande watet und in Ermangelung besserer Gesellschaft mit schwarzen Galgenvögeln Brüderschaft schließt.

Digitized by Google

Dort überkam mich plötzlich die Sehnsucht nach dem Karneval von Nizza und nach Ihnen. Nell schrieb mir, daß Sie hier seien. Im Zelte eines befreundeten Sheik, am Vorabend einer großen Löwenjagd, erhielt ich die Nachricht. Weg war meine Ruhe. „Leb' wohl, Bruder", sagte ich dem Sheik, sattelte mein Wüstenroß und — da bin ich."

„Wie rührend", lachte die Prinzessin, „wenn es nur auch eben so wahr wäre."

Graf Erdölfy hatte für den Augenblick nicht Zeit, sich zu vertheidigen, Nelly tippte ihn mit dem Fächer auf den Arm, um ihn der Baronin vorzustellen, die bisher von anderen Bekannten in Anspruch genommen worden war.

Er beugte seine schlanke Gestalt tief herab vor der reizenden Frau, die ihm jetzt in unmittelbarer Nähe noch unendlich reizender erschien als vorhin.

„Natürlich ist der Ruf Ihrer hohen Schönheit längst zu ihm gedrungen", scherzte die Fürstin, „er brennt vor Verlangen, Ihnen vorgestellt zu werden."

Graf Sandro beeilte sich, das aufs eifrigste zu bestätigen.

„Ich kenn' Sie gleichfalls schon — par renommée", sagte die Baronin. „Man erzählte mir von Ihnen in Petersburg."

„O weh", lachte Nelly boshaft. „Du bist verloren, Sandro."

„Keineswegs", sagte dieser pathetisch. „Ich bin stets verkannt worden Gleich der schottischen Maria kann ich mit Fug und Recht behaupten, daß ich besser bin, als mein Ruf."

„Was wenig genug bedeuten will", schob die Fürstin mit einem perfiden Seufzer ein.

„Jedenfalls werde ich nichts auf das on dit geben, sondern mich einzig und allein auf mein eigenes Urtheil verlassen", erklärte die Baronin und ihre strahlenden braunen Augen, die sich mit langsamem Aufschlage zu den seinen hoben, legten dabei Beschlag auf ihr neuestes Opfer.

Die morgendliche Frische ging allmählich in schwüle Hitze über. Man gab die Promenade auf und zog sich nach dem Balkon eines der palastähnlichen Hôtels an der Avenue des anglais zurück, um hier bei Champagner und Fruchteis weiter zu plaudern, zu lachen und zu kokettiren.

Die Gesellschaft bestand aus etwa zwanzig Personen, die beinahe sämmtlich dem österreichischen Hochadel angehörten. Man war sehr vertraut, die meisten der Damen nannten sich du, aber diese gegenseitige Vertraulichkeit that der Medisance keinen Abbruch.

Heut' zum Beispiel war man einig darüber, daß die Koketterie der schönen Randow wieder einmal alle Grenzen des Erlaubten überschritt.

Es gab allerliebste junge Mädchen unter der Gesellschaft und unternehmungslustige Mütter, die den Grafen Erdölfy nur allzugern als Schwiegersohn acceptirt hätten. Er war in jeder Beziehung,

Digitized by Google

was man eine brillante Partie nennt, und daß er ein wenig mauvais sujet war, gab ihm in den Augen der meisten jungen Damen noch einen besondern Reiz.

Man war empört über die impertinente Art, in der diese Randow den Neuangekommenen mit Beschlag belegte. That sie nicht wahrhaftig, als sei außer ihr und ihm überhaupt niemand vorhanden. Während man sich den Anschein gab, nach anderer Seite hin ganz in Anspruch genommen zu sein, beobachtete man doch die beiden aufs eifrigste. Sie gaben jedenfalls ein prächtiges Bild ab — der Mann mit dem intelligenten tiefgebräunten Gesicht, den blitzenden hellen, falkenscharfen Augen hatte jenes unbeschreibliche je ne sais quoi, das den Frauen weit gefährlicher ist, als eigentliche Männerschönheit. Um seinen feinen Mund, der von einem dunkelblonden Bart leicht beschattet war, lag gewöhnlich ein etwas spöttischer Zug, der sich aber verlor, wenn er mit einer Dame sprach, namentlich mit einer Dame, die ihm gefiel. Dann redeten seine Augen sofort eine ganz besondere Sprache und die harmlosesten Plaudereien wurden auf seinen Lippen zu verblümten Liebeserklärungen.

Kein Wunder also, daß die Frauen ihn vergötterten.

Aber auch die Männer hatten ihn gern. Er galt für einen brillanten Unterhalter und für einen guten Kameraden, dessen Börse seinen Bekannten im Nothfalle immer offen stand. Ohne sich irgend welche Mühe deßhalb zu geben, übte er einen bestimmenden Einfluß auf die anderen aus.

Es gab Leute, die seine Toilette und sein ganzes Auftreten förmlich studirten, die auf seinen Schneider schwuren und sich die Kravatte gewandt so knüpften, wie er, andere, die auf seine Kosten witzig waren, indem sie seine Bonmots wiederholten. Er hatte, wie gesagt, viele Freunde, aber auch einige erbitterte Feinde, denn Leuten gegenüber, die er nicht leiden konnte, artete der Zug leichter Suffisance, der in seinem ganzen Wesen lag, oft zu verletzendem Hochmuth aus.

Man sprach viel von seinem Leichtsinn, obgleich er durchaus nicht leichtsinniger war, als die meisten anderen jungen Leute seines Standes. Er gab allerdings viel Geld aus und konnte keine sehr hübsche Frau sehen, ohne ihr den Hof zu machen. Aber das war auch das Schlimmste, was man ihm nachsagen konnte, und man muß überdies zu seiner Entschuldigung anführen, daß seine Revenüen immer noch bedeutend größer waren, als seine jährlichen Ausgaben und daß die Damen der ganzen und halben Welt, denen seine flüchtigen Neigungen galten, es ihm meist recht leicht machten, sie zu erobern. Lange dauerten, wie schon gesagt, diese Leidenschaften nie; sie loderten auf wie Strohfeuer und brannten ebenso schnell nieder. Jede dieser hübschen Episoden war nur ein Blatt im Leben dieses verwöhnten Damenlieblings, ein Blatt, das er manchmal nachschlug mit lächelndem Erinnern, nie mit Bedauern darüber, daß es der Vergangenheit angehörte.

Digitized by Google

Seit vor nunmehr zwei Jahren sein Vater gestorben war, hatte er die diplomatische Carrière aufgegeben und die Verwaltung seines großen Güterkomplexes in Ungarn übernommen, das heißt, er lebte dort selten länger als einige Wochen hintereinander, gerade lange genug, um seinen Beamten klar zu machen, daß, wenn er gute Gehälter zahlte, er auch gute Leistungen dafür verlangte. Jedenfalls waren seine Güter vorzüglich verwaltet und seine Untergebenen befanden sich wohl unter seiner Herrschaft.

Den größten Theil des Jahres verbrachte er in Wien oder auf Reisen; er erfüllte seine Pflichten als Großgrundbesitzer, aber eben nur genau so weit, als es durchaus nöthig schien.

„Ich will mich nicht zum Sklaven meines großen Vermögens machen", sagte er, „und ich will mein Leben genießen."

Das that er denn auch redlich.

Er hatte in den letzten zwei Jahren einen großen Theil der civilisirten und nicht civilisirten Welt durchreist und inzwischen war er immer wieder in Wien aufgetaucht, was dann in maßgebenden Kreisen allemal die Hoffnung wachrief, daß er endlich in sich gehen und aus dem schönheitsreichen aristokratischen Mädchenkranze eine zukünftige Gräfin Erdölfy wählen werde.

Aber bisher hatte er alle Erwartungen getäuscht; wenn man meinte, die Maschen des Netzes recht klug gelegt zu haben, entschlüpfte er eines schönen Tages wieder mit einer geschickten Wendung und war so frei wie vorher.

Heut' ging er wieder einmal ganz auf in dem Bemühen, der jungen Frau an seiner Seite klar zu machen, wie reizend er sie fand.

Sie war auch wirklich bezaubernd — wie sie da neben ihm saß, den kostbaren Mantel mit dem tiefrothen Seidenfutter über die Stuhllehne zurückgeworfen, so daß die Contouren der elfenhaft schlanken, in schwarzen, schmelzgestickten Sammet gehüllten Gestalt sich wundervoll von dem lichteren Hintergrunde abhoben. Ihr zartblasses Gesicht zeigte reine weiche Linien und die schimmernden braunen Augen hatten, gleich dem lichtbraunen Haar, goldene Reflexen, wenn ein Sonnenstrahl sie berührte.

Dieses Tizianische Goldbraun des Haares, das die Herren so entzückend fanden, wurde von den zahlreichen Gegnerinnen der gefeierten Frau einfach roth genannt und mit nimmermüder Energie als Schönheitsfehler ins Treffen geführt, wenn von den unleugbaren körperlichen Reizen Stella Randows die Rede war.

Nur daß man leider das stärkere Geschlecht nicht von der Häßlichkeit dieses „rothen Haares" überzeugen konnte.

Die Baronin Randow übte nun einmal einen unglaublichen Zauber auf die Männer aus; diese Thatsache lag zu klar auf der Hand, als daß man hätte versuchen können, sie abzuleugnen.

Lieferte doch der heutige Tag wieder den eklatantesten Beweis dafür. Es stand fest, Graf Erdölfy ergab sich auf Gnade und Ungnade.

Digitized by Google

Er machte gar keinen Versuch, die Zauberfäden zu zerreißen, mit denen diese Erzkokette ihn umspann, während sie mit ihm plauderte, in ihren Sessel gelehnt, den einen Arm auf die Balustrade des Balkons gestützt und den Kopf leicht zurückbeugend, so daß die wundervolle Linie des Profils und des Halsansatzes zu vollster Geltung kam.

„Wie studirt alles an dieser Person ist", flüsterte Fräulein Mimi Gersdorf ihrer Nachbarin, der Prinzessin Arenberg, zu, „ich bitt' Dich, Wally, beobachte einmal für eine Weile ihre Kunststückchen, diesen vielfragenden Augenaufschlag, dieses spöttisch, geheimnißvolle Lächeln, diese ganze studirt anmuthige Pose, ich glaube, sie übt ihre Rolle vor dem Spiegel ein, wie eine Schauspielerin. Meinst Du nicht auch, Wally?"

Die Prinzessin nickte gleichmüthig.

„Wohl möglich", sagte sie, „warum auch sollte sie nicht, wenn es ihr Spaß macht. Zugeben mußt Du jedenfalls, daß ihr diese Kunststückchen ganz allerliebst stehen und daß man es dem Grafen Erdölsy kaum verdenken kann, wenn er sie lieber ansieht, als Dich und mich."

Mimi Gersdorf biß sich ärgerlich auf die schmalen Lippen und sah sich verstohlen um, ob auch niemand die Worte ihrer rücksichtslosen Nachbarin gehört habe.

Sie hatte auch gar zu rüde Manieren, diese unverbesserliche Wally, es war für ein zartfühlendes junges Mädchen kaum noch möglich, mit ihr zu verkehren.

Mimi Gersdorf hielt sich nämlich für ein junges Mädchen.

Thatsache ist, daß sie einst jung gewesen war, aber es mußte ziemlich lange her sein und ob sie je hatte Ansprüche auf das Prädikat „hübsch" machen können, ließ sich nicht mehr feststellen. Gegenwärtig hatte ihr Haar eine merkwürdig unbestimmte verschossene Farbe, ihr Teint spottete aller Auffrischungsversuche und ihre Augen erinnerten an gekochte Vergißmeinnicht.

Sie gab 28 Jahre zu und zählte nach Berechnung ihrer nähern Bekannten etwa sechs bis acht Jahre mehr.

Bemerkungen, wie die, welche Prinzessin Wally eben gemacht hatte, waren ihr ein crève coeur, denn sie gab sich in Bezug auf die Reize ihrer Erscheinung den merkwürdigsten Illusionen hin.

Dennoch ließ sie das einmal angeschlagene Thema nicht wieder fallen.

„Wie findest Du eigentlich diese Ungenirtheit?" fragte sie leise.

„Wie?"

Die etwas zu vollen Lippen der Prinzessin senkten sich leicht, was ihrem Gesicht einen hochmüthig zurückweisenden Ausdruck gab.

Aber Mimi Gersdorf war nicht die Person dazu, sich durch solche Kleinigkeiten stören zu lassen.

„Ach red' doch nicht, Wally", sagte sie vertraulich, „Du weißt ja ganz genau, was ich meine."

Digitized by Google

Sie warf dabei einen bezeichnenden Blick nach dem Paare an der Balustrade.

„Ist's nicht ein wenig arg?"

Wally Arenberg zuckte die Achseln.

„Das kann ich nicht finden", sagte sie kaltblütig.

„Aber diese Person ist gefährlich."

„Immerhin."

„Es wäre eigentlich Freundespflicht, ihn zu warnen."

Prinzessin Wally sah die Sprecherin groß an, dann lachte sie ausgelassen.

„Welche Idee! Du bist auch gar zu komisch, Mimi. Ihn warnen — den da — sie ließ wieder ihrer Heiterkeit freien Lauf — nun, ich möchte das Gesicht Sandro Erdölfys sehen, wenn Du mit der Warnung ankämest. Es wäre gerade, als wenn Du einem Riesen Goliath sagtest: „Bitte, lieber Herr, nehmen Sie sich gefälligst in Acht, stoßen Sie nicht mit dem Fuße an den Maulwurfshügel da". Nein, Mimi, gieb Dir keine unnütze Mühe."

„Aber Du vergißt ganz, Wally, daß diese Stella Randow eine verheiratete Frau ist."

Diesmal erschien der hochmüthige Zug um die vollen rothen Lippen noch bedeutend schärfer als vorhin.

„O nein, das vergesse ich durchaus nicht", sagte Prinzessin Wally sehr kühl, „und wie ich Sandro Erdölfy kenne, wird er es auch nicht vergessen. Er ist ja ein wenig mauvais sujet, aber dennoch ein Ehrenmann. Der schönen Baronin macht er eben den Hof, wie das so ziemlich alle Herren thun, die in ihre Nähe kommen; aber über gewisse Grenzen wird er nicht hinausgehen, verlaß Dich darauf. Und nun reden wir, bitte, von etwas anderem, ich liebe es nicht, wenn von meinen Freunden in dieser Weise gesprochen wird.

Dabei reckte sie ihr höchst unklassisches Näschen hochfahrend in die Luft und sah so gebieterisch aus, daß selbst die schwer zu verblüffende Mimi Gersdorf es nicht wagte, dem direkt ausgesprochenen Wunsche zu widerstehen.

„Was fangen wir heut' Abend an?" fragte eine der Komtessen Vandery, die Haare hatte, wie reifes Getreide und ewig heitere Kornblumenaugen. „Es ist Ball im Kasino und ich dächte, wenn wir alle zusammen hingingen, um uns den Trubel endlich einmal anzusehen."

Sie wurde sofort überstimmt.

„Unmöglich", hieß es von allen Seiten. „Die Gesellschaft ist gar zu gemischt."

„Weit mehr Talmi als Gold."

„Und dabei sieht das erstere manchmal so abscheulich echt aus", warf Wally Arenberg lachend ein.

„Kurz — es ist unmöglich."

Ilka Vandery gab schmollend den schönen Plan auf. Sie hatte sich so sehr darauf gefreut, einmal alle diese Theatercelebritäten

Digitized by Google

und die vielgenannten Damen der Pariser Halbwelt ganz aus nächster Nähe beobachten zu können.

Zudem wurde gerade heute nirgends sonst getanzt und ihr kribbelte es doch schon in den kleinen Füßen, wenn sie eine Walzermelodie hörte, oder wenn eine solche ihr auch nur bloß durch den Kopf ging.

„Wir könnten bei uns tanzen", schlug Graf Velmerscheidt vor und seine kleine, noch sehr kindliche Frau wäre ihm am liebsten gleich hier und vor aller Welt um den Hals gefallen für diesen köstlichen Vorschlag.

„Das geht", rief sie entzückt. „Ganz prächtig geht es. Wozu haben wir denn den Riesensalon! Ein Klavierspieler und zwei oder drei Geiger werden leicht aufzutreiben sein — für einen improvisirten Ball genügt das vollkommen."

„Wann soll der Zauber beginnen?"

„Nun — gegen neun Uhr etwa."

„Und was für den Nachmittag?" fragte Nell.

„Ein Scheibenschießen", schlug Wally Arenberg vor.

„Oder eine Meerfahrt!"

„Ja, ja, eine Meerfahrt!"

Der Vorschlag wurde mit bedeutender Stimmenmehrheit sofort angenommen.

„Darf ich den Herrschaften meine Yacht zur Verfügung stellen?" fragte Erdölfy.

Erneuter Beifall.

Man gab sich Rendezvous für fünf Uhr und dann brach man auf.

Sandro Erdölfy begleitete Frau von Randow nach ihrer Villa, die an einem Bergesabhange inmitten eines prachtvollen Gartens lag. Die Gesellschafterin der schönen Frau, ein sehr gedrückt aussehendes junges Mädchen, hielt sich in diskreter Entfernung hinter den beiden, die, wo sie vorübergingen, das größte Aufsehen erregten.

„Warum haben Sie eigentlich die diplomatische Carrière aufgegeben?" fragte die Baronin, und hinter dem großen rothen Federfächer, mit dem sie sich gegen die Sonne schützte, lachten ihre Augen zu ihm auf, als habe sie eben eine ganz andere, weit weniger harmlose Frage gestellt.

Er antwortete denn auch demgemäß.

„Hätte ich gewußt, was ich heut' weiß, so wäre ich natürlich auf meinem Posten geblieben", sagte er in jenem weichen, gedämpften Tone, in dem er mit sehr hübschen Frauen immer zu reden pflegte.

In den Wangengrübchen der schönen Frau und in ihren spottfunkelnden Augen saß ein ganzes Heer niedlicher Bosheitsteufel.

„Lassen Sie es sich nicht reuen", sagte sie, „die Entfernung hat Sie mir interessant gemacht. Ich habe so viel von Ihnen gehört, daß ich unendlich neugierig war, Sie kennen zu lernen."

„Und jetzt?"

„Jetzt bin ich ein wenig enttäuscht."

Digitized by Google

„Das ließ sich denken — zu große Reklame schadet immer. Aber geben Sie mich nicht auf, Gnädigste. Ich werde Ihnen beweisen, daß mir zum Engel nur die Flügel fehlen."

„O bitte, Engel sind so langweilig."

Erdölfy verbeugte sich.

„Meine Talente liegen nach den verschiedensten Richtungen hin. Wenn Sie also befehlen —"

„Entpuppen Sie sich als Bösewicht."

„Es wird mir schwer werden, aber wessen wäre ich nicht fähig, wenn es sich darum handelte . . ."

Sie unterbrach ihn lachend.

„Schon gut, ich weiß aber noch immer nicht, warum Sie Ihre so glänzend begonnene Carrière aufgegeben haben. Vielleicht wären Sie ein berühmter Staatsmann geworden . . ."

„Das ist's, meine Gnädige. Dieses „vielleicht" war der Hauptgrund meines Ausscheidens."

„Wie? Sie scheuen die Berühmtheit?"

„Durchaus nicht, ganz im Gegentheil. Aber ich war mir klar über meine Fähigkeiten und deßhalb zog ich vor, mir dieses liebenswürdige „vielleicht" zu bewahren. Wäre ich länger geblieben, so würden selbst meine besten Freunde nicht mehr an dieses „vielleicht" geglaubt haben. Sie müssen zugeben, meine Gnädige, daß ich nie ein besserer Diplomat war, als da ich aus der Diplomatie ausschied."

„Und was thun Sie nun eigentlich? Vermissen Sie Ihren Beruf nicht!"

„Es bleibt mir keine Zeit dazu. Ich bin aufs angelegentlichste damit beschäftigt, das Schöne zu bewundern, wo ich es finde."

Sie waren in einen Heckengang eingebogen, der zwischen Gärten sanft anstieg und in dem Lorbeer- und Myrthengebüsch sich über ihren Häuptern zu einem dichten grünen Dache verschlangen.

Stella Randow schloß den Fächer; sie bog den Oberkörper leicht zurück, um eine goldige Blütentraube aus dem Lorbeergebüsch über sich zu brechen.

„Es ist doch seltsam, daß wir uns nie vorher begegnet sind", sagte sie im weitergehen. „Wir leben beide in denselben Kreisen und die Welt ist so klein."

„Für mich wäre es jedenfalls besser, wenn wir uns nie begegnet wären", erwiderte Erdölfy mit einem jener Feuerblicke, die er auf ein gegebenes Stichwort immer bei der Hand hatte.

„Ah — wirklich?"

„Ganz gewiß. Es giebt eben Menschen, die nicht ungestraft in die Sonne sehen können."

„Und Sie gehören zu diesen?"

„Leider."

Sie waren an dem rosenumrankten Pförtchen angelangt, das zum Garten der Randowschen Villa führte.

„Auf Wiedersehen", sagte die schöne Frau leichthin, indem sie

Digitized by Google

ihrem Begleiter die Hand reichte, die er langsam, als wollte er das Glück dieser Berührung recht auskosten, an seine Lippen zog.

„Auf Wiedersehen!"

Er verbeugte sich vor der Gesellschafterin — so tief und respektvoll, daß dem armen Mädchen die Röthe der Verlegenheit ins Gesicht stieg und ein Spottlächeln um die feinen Lippen der Baronin glitt. Die Letztere hatte überhaupt nicht einen Moment jene kühle, spöttische Gelassenheit verloren, die den Grundton ihrer Koketterie bildete.

Ihre Eitelkeit hatte wieder einmal einen glänzenden Triumph zu verzeichnen und sie war um so befriedigter, da sie wußte, wie sehr dieser Triumph mancher ihrer lieben Freundinnen ärgern würde. Mit dem ersten Blick hatte sie diesen vielgenannten, vielbegehrten Kavalier erobert, in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft schon hatte er sich widerstandslos ihrer Macht unterworfen.

Er hatte ihr die Eroberung leicht gemacht — zu leicht eigentlich. So gut er ihr gefiel, sah sie doch bereits den Tag voraus, an dem er ihr langweilig werden würde, wie so viele vor ihm ihr langweilig geworden waren. Im geheimsten Grunde ihres Herzens freute sie sich eigentlich schon ein wenig auf diesen Zeitpunkt. Einen solchen Mann an ihren Triumphwagen zu fesseln, das war viel, noch mehr aber war es dann, wenn das Liebesspiel anfing, ihr lästig zu werden, ihn kühl zu verabschieden.

Dieser Gedanke schmeichelte aber im voraus ihrer unersättlichen Eitelkeit.

Vielleicht wäre sie nicht ganz so siegessicher gewesen, wenn sie ihn hätte beobachten können, wie er elastischen Schrittes durch den Heckengang zurückging.

Er sah sehr vergnügt aus, aber nicht gerade wie ein Mann, den Amors Pfeil direkt ins Herz getroffen hat.

Opfer großer Leidenschaften pflegen nicht in so ausgelassener Laune zu sein, auch ist es nicht Usus, daß sie das „Komm herab, o Madonna Theresa" vor sich hinpfeifen, wenn sie eben erst von dem Gegenstand ihres holden Wahnsinns Abschied genommen haben.

Sandro Erdölfy aber pfiff die Madonna Theresa und dachte dabei: „diese Randow ist der reizendste, koketteste kleine Teufel, den ich seit langer Zeit gesehen habe."

Und dann dinirte er mit bestem Appetit und wechselte vielsagende Blicke mit einer pikanten Französin, die ihm an der table d'hôte gegenübersaß.

In den wenigen Stunden, die ihm bis zum Empfange seiner Gäste auf der Galathea blieben, hatte Graf Erdölfy ganz Unglaubliches geleistet.

Die Yacht war allerdings an sich ein Kleinod — schlank, leicht, zierlich glitt sie wie ein Schwan durch die Wogen.

Die sechs Matrosen sahen gar stattlich aus in ihrer schmucken Sonntagstracht und Erdölfy machte die Honneurs seines Schiffes mit

Digitized by Google

jener liebenswürdigen Ritterlichkeit, die ihm so wohl anstand. Für alles hatte er gesorgt.

Prachtvolle Bouquets wurden den Damen bei ihrer Ankunft überreicht und später, als der Abend hereinbrach, ward ein kleines, feines Mahl auf Deck servirt.

Die Champagnerpfropfen knallten und die Heiterkeit stieg mit jeder Minute.

Man war ausgelassen heiter; wie Raketen flogen die Witzfunken herüber und hinüber und eben so flogen die Blicke — bittend, gewährend, lockend.

Es war das alte Spiel, nur mit veränderter Scenerie.

Wally Arenberg war heute gegen ihre sonstige Gewohnheit merkwürdig still. Sie hatte ihre Cigarrette über Bord geworfen, lehnte bequem in einem tiefen Sessel aus Bambusgeflecht und lauschte, ohne selbst viel zur Unterhaltung beizutragen, auf das, was ihr Nachbar ihr sagte.

Sie hatte den Freiherrn Hasso Walroden im letzten Sommer in einem Ostseebade kennen gelernt und die beiden hatten dort viel und gern miteinander verkehrt. Vor ihrem Scheiden hatte Walroden die Prinzessin gebeten, sein Weib und die Mutter seines verwaisten Kindes zu werden.

Sie hatte nein gesagt und bei diesem Nein war sie geblieben, trotz alles Zuredens der Fürstin und trotzdem sie eine warme, herzliche Sympathie für den Mann empfand, der ihr seine Hand antrug.

Die Fürstin sah die Sache vom rein äußerlichen Standpunkt an, ihre Tochter war vermögenslos, der Freiherr eine brillante Partie, er besaß Grundbesitz, der an Umfang manchem Herzogthum nichts nachgab und sein Stammbaum wurzelte in den grausten Tiefen des Mittelalters.

Damit war das Urtheil der Fürstin über ihn festgestellt, er hätte ebenso schlecht sein können, als er gut war, so würde sie die Verbindung mit ihm doch auf das Lebhafteste befürwortet haben.

„Worauf wartest Du eigentlich?“ hatte sie zornig gefragt. „Du bist zwanzig Jahre alt, Du bist arm und keine Schönheit — dazu hast Du alle diese unglaublichen Schrullen, die — Gott mög' es ihm verzeihen — Dein eigener Vater Dir anerzogen hat. Es wird sich Dir nie wieder eine so glänzende Versorgung bieten.“

„Wahrlich nicht“, bestätigte die Prinzessin mit einem Gleichmuth, der ihre Mutter empörte.

„Es wäre ein unermeßliches Glück für Dich.“

„Jawohl, Mama — ich finde nur keinen Geschmack an dieser Art von Glück.“

„Thorheit“, hatte die Fürstin gescholten, „was soll das? Was meinst Du?“

„Genau was Du meinst — die Millionen des Freiherrn. Sie genügen mir nicht.“

„Genügen Dir nicht?“

Digitized by Google

Die Fürstin war starr gewesen vor Staunen.

„Was, um des Himmels willen, verlangst Du noch? Freilich, Dein fürstlicher Rang.“

Die Prinzessin hatte ungeduldig die Achseln gezuckt:

„Wer denkt daran?“

„Was also?“

„Laß nur. Du würdest mich doch nicht verstehen.“

Dabei war sie geblieben und die Fürstin hatte diese zerstörte Hoffnung zu den vielen Enttäuschungen legen müssen, die ihre unberechenbare Tochter ihr schon bereitet hatte.

Und nun war vorgestern der Freiherr mit seinem etwa sechsjährigen Töchterchen plötzlich in Nizza angekommen.

War das Zufall?

Die Fürstin glaubte es nicht.

Sie hegte die feste Ueberzeugung, daß er von Wallys Hiersein gehört hatte und gekommen war, um sein Heil noch einmal zu versuchen.

Uebrigens hütete sie sich wohl, vor Wally eine solche Muthmaßung laut werden zu lassen; sie kannte ihre Tochter und wußte, daß sie jedenfalls am besten thun würde, die Dinge ungestört ihren Gang gehen zu lassen.

Wally hatte den Freiherrn wie einen lieben Freund empfangen, so herzlich war ihre Wiedersehensfreude gewesen, daß die Fürstin heimlich frohlockte, weil sie überzeugt war, daß ihr ungeberdiges Kind zur Vernunft gekommen und imgrunde sehr zufrieden damit sei, den glänzenden Preis nachträglich doch noch erringen zu können.

Hasso Walroden war in seiner ganzen Erscheinung der echte Typus des norddeutschen Landedelmannes — hochgewachsen, stramm in der Haltung, kraftvoll und energisch in seinen Bewegungen, mit einem großgeschnittenen, mit einem mächtigen blonden Vollbart umrahmten Gesicht, dem man die Gewohnheit des Befehlens ansah, dessen ein wenig strenger Ausdruck aber durch die freundlichen, hellen Augen gemildert wurde.

Jetzt eben richteten sich diese Augen mit unverhohlenem Wohlgefallen auf seine Nachbarin. So wie sie war, mit ihren Eigenheiten und ihrem knabenhaften Ungestüm gefiel sie ihm unendlich besser, als alle die schönen verführerischen Frauen, in deren Kreise er sie hier wiederfand.

„Selbst Sie haben sich, wie ich sehe, dem Einflusse des Nizzaer Badelebens nicht entziehen können“, sagte er lächelnd.

„Wieso?“

Er wies auf ihre Robe, deren Schleppe aus tiefgrünem Plüsch wie ein Teppich zu seinen Füßen lag.

„In Heringsdorf habe ich Sie nie in solchem Glanze gesehen.“

Die Prinzessin schob mit dem Fuße verächtlich die Schleppe wieder zurück.

„Wenn's nach mir ginge, sähen Sie mich auch jetzt nicht darin“,

Digitized by Google

sagte sie ärgerlich. „Mama will's nun einmal so. Sie behauptet, daß es mein Stil ist und daß ich nur so halbwegs passabel aussehe. Was bleibt mir übrig, als nachzugeben. Ich glaube, Mama hätte Nervenkrämpfe bekommen, wenn ich mich geweigert hätte, heut' bei den Velmerscheidts diesen Anzug zu tragen, mit dem sie mich vor einigen Tagen meuchlings beschenkt hat."

„Sie steht Ihnen brillant", sagte Walroden bedächtig.

Wally nickte.

„Ich danke, es geht", erwiderte sie gelassen, „viel bessert dieses Meisterstück moderner Schneiderkunst nicht; Mama quittirte vorhin erst mit einem Seufzer über diese unleugbare Thatsache. Ich bin leider zu sehr nach dem Papa geartet, den jeder Unbefangene für einen Herrn Schulze oder Lehmann halten würde. Aus einer Krähe wird sein Lebtag kein Paradiesvogel; Mama könnte sich die Mühe sparen."

„Um so mehr, als es Leute genug giebt, die eine gewisse junge Dame auch ohne Schlepprobe ganz reizend finden."

Wally hielt sich die Ohren zu.

„Um des Himmels willen, lieber Freund, fangen Sie nicht auch noch an, Süßholz zu raspeln. Man wird hier mit derartigen Phrasen überfüttert, wie ein Papagei mit Biskuits.

„Es ist eben keine Phrase, sondern Wahrheit. Mir wenigstens gefallen Sie besser, als jede andere Frau der Welt. Ich bin nach Nizza gekommen, um Ihnen das zu wiederholen."

Der Prinzessin war das rebellische Blut jetzt heiß ins Gesicht gestiegen.

„O, schweigen Sie!" bat sie heftig.

Er schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht, Wally! Ich habe versucht, Sie zu vergessen, weil Sie es so wollten. Ich kann es nicht. Ich gehöre nun einmal zu den Leuten, die nur ein einziges Mal lieben, dann aber fürs Leben. Sie haben mir's angethan, Wally. In der ersten Stunde unseres Zusammenseins habe ich mir gesagt: Die oder keine! Meine erste Ehe mußte ich aus Familienrücksichten schließen, bei meiner zweiten soll nur mein Herz entscheiden. Wenn Sie darauf beharren, nein zu sagen, werde ich ein einsamer Mann bleiben. Sehen Sie, Wally, ich weiß ja, welch' eine Feuerseele Sie haben und daß Sie sich nie werden genügen lassen an dem, was die Leute so im allgemeinen Glück nennen. Sie werden in Ihrem Gatten mehr sehen, als den Mann, der Ihre Toilettenrechnungen bezahlt und Ihnen den Arm bietet, wenn Sie in einen Salon treten. Mit dem matten bißchen Liebe, das die meisten für vollkommen hinreichend zu einer glücklichen Ehe halten und das dann, breitgeschlagen wie Goldblech, fürs ganze Leben ausreichen soll, können Sie nicht zufrieden sein. Das begreife ich und ich begreife infolge dessen auch, daß Sie einem Manne nicht gehören wollen, der Sie zwar ausschließlich, mit der ganzen Kraft seiner Seele liebt, für den Sie aber höchstens Freund-

Digitized by Google

schaft empfinden. Ich weiß ja, daß ich nicht der Mann dazu bin, das Herz eines jungen vielumworbenen Mädchens im Sturm zu gewinnen, aber vielleicht gelänge es meiner treuen Ergebenheit mit der Zeit, Sie mir geneigt zu machen. Ich will Ihre Antwort nicht heut' und morgen, lassen Sie mich Wochen, Monate, meinetwegen Jahre lang warten, aber gestatten Sie mir, manchmal in Ihrer Nähe zu sein und nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung. Man sagt ja, daß Liebe Gegenliebe erweckt. Warum sollte es also meiner treuen, unerschütterlichen Neigung nicht gelingen, Ihre Freundschaft nach und nach in ein wärmeres Gefühl zu verwandeln? Ich darf bleiben?"

„Habe ich ein Recht, Sie gehen zu heißen?"

„Und wollen Sie mir gestatten, um Ihre Liebe zu werben?"

Wally sah finster vor sich nieder.

„Nein, nein", sagte sie dann plötzlich. „Wozu Sie hinhalten, da ich weiß, daß meine Antwort in Wochen, in Monaten, in Jahren immer die nämliche sein müßte: Ich kann nicht."

„Weil Sie einen andern lieben?"

Sie blickte wild zu ihm auf; ihre dunklen Augen blitzten zornig aus dem erblaßten Gesicht.

„Wer sagt Ihnen das?" fragte sie heftig, „wie kommen Sie auf eine so thörichte Idee?"

„Ihre Heftigkeit beweist mir, daß es keine thörichte Idee ist. Sie verstehen sich schlecht darauf zu lügen."

„Lügen?"

„Nun — oder sagen wir, die Wahrheit zu verhehlen. Einer Natur, wie der Ihren, gelingt das nicht."

Die Prinzessin machte eine herrische Geberde der Abwehr.

„Kein Wort mehr", befahl sie. „Gehen Sie! Lassen Sie mich allein!"

„Habe ich Sie so schwer beleidigt?"

„Nein, nein, aber gehen Sie."

Er gehorchte.

Wally Arenberg blieb allein; sie sah starr aufs Meer hinaus und dann hinüber zu einem Paare, das unweit von ihr an der eisernen Brüstung stand.

Ihre Augen loderten in düsterm Feuer und ihre Hände waren krampfhaft ineinander verschlungen.

Sie war empört über sich selbst — und über Walroden, der ein demüthigendes Geheimniß durchschaute, das sie am liebsten vor ihrer eigenen Seele verborgen hätte.

War es denn möglich?

So ganz vergaß sie ihres Stolzes, daß sie ihr Herz wegwarf an einen Mann, der sich kaum um sie kümmerte, dem jedes hübsche Lärvchen recht war, das ihm eben in den Weg lief.

Es sollte nicht sein.

Ihr Gesicht bekam einen harten, entschlossenen Ausdruck, der sie um Jahre älter erscheinen ließ.

Digitized by Google

Sie plauderte lebhaft mit einem Husarenoffizier, der zu ihr herangetreten war, aber manchmal — ohne daß sie es wußte und wollte — glitt doch ihr Blick hinüber zu dem Paare, das ganz versenkt schien in die Betrachtung des zauberisch schönen Naturbildes.

Nur schien — denn Erdölfys Augen suchten immer wieder verstohlener Weise das reizende Gesicht seiner Nachbarin und Stella Randow gehörte zu denjenigen, die unter allen Umständen den Boulevard des Italiens auch der schönsten Landschaft vorziehen.

Dennoch gab sie sich den Anschein, als gehe sie ganz auf in Entzücken. Ihre Augen schienen hinauszuträumen in weite Fernen und ein traumbefangenes Lächeln lag auch um ihre üppig geschwellten Lippen.

„Welch' ein Anblick!" sagte sie mit einer Begeisterung, die, wenn nicht echt, so doch jedenfalls sehr gut gespielt war.

„Ja, welch' ein Anblick", wiederholte Erdölfy, ohne dabei seine Augen von ihrem Gesicht abzuwenden, und sie fühlte seinen bewundernden Blick, wenn sie ihn auch nicht sah.

„Ist's nicht?" fuhr er fort, nach dem Westen hinüberdeutend, wo intensivste Rosenglut Wasser und Himmel in ein einziges gewaltiges Feuermeer zu verwandeln schien, „ist's nicht, als wolle diese feurige Lohe uns ergreifen und mit sich fortreißen in eine andere Welt, in der nichts übrig bliebe von der Nüchternheit dieser Erde?"

Ein kühles, spöttisches Lachen war ihre Antwort, jenes nixenhaft verführerische und doch so seelenlose Lachen, das ganz im Einklang stand mit ihrer lichten, marmorkalten Schönheit.

„Ah, Sie sind Dichter!" sagte sie. Dabei wandte sie das reizende Gesicht ihm voll zu und sah herausfordernd gleichgiltig aus, als seine kühnen Falkenaugen mit leidenschaftlichem Aufblitzen den ihren begegneten.

„Leider nicht", erwiderte er. „Wenn ich es wäre, so hätte ich jetzt meine goldene Muse gefunden. Nein, ich besitze keine Spur von schöpferischem Genie, aber es giebt Zeiten und Stimmungen, die auch unbegabte Menschen zu Dichtern machen können."

„Und eine solche Stimmung ist Ihre jetzige?"

Sie richtete sich auf und hüllte sich fester in den Abendmantel aus weißem Plüsch, unter dem sie bereits die lichte Gesellschaftstoilette trug.

„Finden Sie das so unbegreiflich?" fragte er.

Sie zuckte leicht die Achseln.

„Wenigstens begreife ich es nur zum Theil. Ganz kann ich dem Fluge Ihrer Phantasie nicht folgen. Diese Rosenglut z. B., die uns umgiebt, entzückt auch mich, aber ich vergesse über diesem Entzücken nicht, daß sie nur ein trügerischer Schein ist, der nach wenigen Minuten spurlos verschwunden und graue, farblose Dämmerung zurücklassen wird."

„Nicht spurlos. Von allem wahrhaft Schönen bleibt ein Wiederschein in unseren Seelen — die Erinnerung."

Digitized by Google

Die Oberlippe der schönen Frau hob sich ein wenig, so daß man die Reihe der kleinen weißen Zähne sehr deutlich dahinter hervorschimmern sah.

„Wie reich an Erinnerungen Sie dann schon sein müssen", sagte sie mit allerliebster Malice.

„Und wie grausam Sie sind, mir diese köstlichen Augenblicke durch herben Spott zu verderben. Glauben Sie wirklich, daß ich fähig wäre, diesen heutigen Abend je zu vergessen?"

Die Baronin lehnte wieder an der Brüstung; sie zerpflückte in tändelndem Spiel die prachtvollen Orchideen, die sie in der Hand hielt und ließ die abgerissenen Blüten hinab ins Meer flattern.

„Gewiß glaube ich das", sagte sie leichthin. Wie sollte ich nicht? Man vergißt so leicht in unseren Kreisen. Der ewige Wechsel der Scenerie und der handelnden Personen ist nicht danach angethan, das Gedächtniß zu stärken. Auch wäre es ja recht unbequem, so viel unnützen Ballast mit sich durchs Leben zu schleppen."

Damit nickte sie ihm lächelnd zu und ging an ihm vorüber zu den anderen hinüber; eine lässige, weiche, unendlich verführerische Anmuth lag in jeder ihrer Bewegungen, in dem ganzen Rhythmus ihres Ganges.

Das Schiff hatte gewendet; am Himmel verglomm allmählich die rosige Glut; am östlichen Horizont stieg der Mond empor, wie eine eherne Scheibe schwamm sein Wiederschein auf dem dunkelnden Meer. Immer weißer, immer geisterhafter ward die Beleuchtung, immer dunkler und schärfer wurden die Umrisse der Ufer und die Schatten, die sie auf den Meeresspiegel warfen.

Graf Erdölfy näherte sich der schönen Randow fürs erste nicht mehr und sie schien ihn auch nicht zu vermissen, denn sie war der Mittelpunkt einer Plaudergruppe, in der es sehr heiter zuging.

„Man muß die Männer nicht verwöhnen", dachte sie mit heimlichem Lachen, „je schlechter man sie behandelt, desto eifriger bewerben sie sich um unsere Gunst."

Dennoch ärgerte sie sich ein wenig darüber, daß er sich so leicht in das Fernbleiben von ihr fand und daß er mit anderen genau so lebhaft plauderte, wie mit ihr selbst. Seine Laune schien durch ihre spöttische Zurückweisung nicht im mindesten gelitten zu haben.

Er saß neben Wally Arenberg, die übrigens dem Prinzip des Schlechtbehandelns gleichfalls zu huldigen schien, denn ihre ganze Art, mit ihm zu reden, hatte — so schien es der Beobachterin — etwas kurzes und unverbindliches.

Nun jedenfalls konnte ihm die Wahl zwischen dieser Amazone mit den rüden Stallmanieren und ihr selbst, der gefeierten eleganten Modeschönheit, nicht schwer werden.

Auch hatte der leise Aerger der Baronin nicht das Mindeste mit Neid oder Eifersucht zu thun. O, keine Spur davon, davor wurde sie durch ihr starkentwickeltes Selbstbewußtsein vollkommen geschützt. Ihrer persönlichen Ansicht nach gab es überhaupt keine Frau, die

Digitized by Google

imstande gewesen wäre, mit ihr zu rivalisiren. Es kränkte sie nur, daß er überhaupt noch Kraft genug besaß, ihr fern zu bleiben; sie war fest davon überzeugt gewesen, daß er rettungslos in ihren Zauberkreis gebannt sei und daß sein Geschick ganz und gar in ihren zarten Händen liege.

Dann fiel ihr plötzlich ein, daß sein Fernbleiben wohl nur die Selbstbeherrschung des Weltmannes sei, der die Gesellschaft nicht zum Zeugen seiner kleinen Niederlage machen wollte.

Er war wohl nur ein wenig entmuthigt und es stand bei ihr, ihn sofort an ihre Seite zurückzuführen!

Sie probirte es.

Ein Blick — der einer lächelnden Frage gleichkam, und richtig, da war er sofort neben ihr und seine Augen sagten ihr alles, was ihre Eitelkeit zu hören wünschte.

Noch am nämlichen Abend auf dem improvisirten Ball bei den Belmerscheidts lernte Erdölfy den Gatten der Baronin kennen, einen vielgenannten Diplomaten, der im Begriff gestanden hatte, ein Ministerportefeuille zu erringen, als eine tückische Herzkrankheit ihn zwang, seinen Beruf — vorläufig wenigstens — aufzugeben.

Er sollte sich jeder geistigen Arbeit enthalten, aber nicht arbeiten, hieß für ihn nicht leben, er hielt es nicht aus. Er sollte keine Zeitungen lesen und er las deren ein halbes Dutzend täglich, er sollte sich um Politik nicht kümmern und er dachte von früh bis spät an nichts anderes, er sollte sich vor Aufregung hüten und er zitterte vor Zorn, wenn er in den Zeitungen las, daß die Angelegenheiten seines Ressorts einen andern Lauf nahmen als den, welchen er selbst ihnen gegeben haben würde.

Unter solchen Umständen war es natürlich, daß sein Leiden sich eher verschlimmerte, als besserte und daß er zuweilen in Herzkrämpfe verfiel, bei denen die Gefahr einer plötzlichen Katastrophe immer sehr nahe lag.

Der Baron war ein hochgewachsener schmächtiger Mann mit feinem, regelmäßigen Gesicht und spärlichem Haarwuchs. Obwohl er kaum vierzig Jahre zählte, sah er infolge der zerstörenden Krankheit wie ein Fünfziger aus. Alles an ihm war korrekt, sein Gang, seine Haltung, seine Art zu sprechen, sein Urtheil. Er sprach wenig, aber nie etwas triviales. Wenn er trotz seiner großen geistigen Begabung dennoch bei erster Bekanntschaft nicht den Eindruck eines bedeutenden Mannes machte, so lag das eben an seiner wunderbaren Korrektheit und an der Unbeweglichkeit seiner Gesichtszüge, vielleicht auch an seiner tonlosen Stimme, die keiner Modulation fähig zu sein schien.

„Welch' ein Mann für diese Frau", dachte Erdölfy bei sich, „sie passen zusammen wie Wasser und Feuer. Gilt die Ehe für unglücklich?" fragte er den Fürsten Valaky, der seine lebenslustige Frau tanzen ließ, so viel ihr beliebte, selbst aber der Trauer wegen an dem Vergnügen nicht theilnahm. Das kostete ihm, beiläufig gesagt, durchaus keine Ueberwindung, denn er war sehr bequem und hatte

Digitized by Google

selbst in seinen jüngeren Jahren nie große Erfolge auf dem Parkett des Ballsaales zu verzeichnen gehabt.

„Durchaus nicht", erwiderte er auf die Frage seines Vetters. Man hat wenigstens nie von irgend welchen Mißhelligkeiten zwischen den beiden gehört. Wenn irgend etwas derartiges vorgekommen ist, so haben sie es jedenfalls ganz perfekt verstanden, das den Augen der Welt zu verbergen. Sie stehen zueinander auf dem Standpunkt vollkommenster Höflichkeit; sie beobachten alle äußeren Rücksichten, die sie sich schulden und gehen sich im übrigen so viel als möglich aus dem Wege. Vor zehn Jahren — denn die Baronin ist älter als sie aussieht — 27 oder 28 Jahre, — hat Randow das blutarme, aus einem herabgekommenen galizischen Adelsgeschlecht stammende Mädchen vom Fleck weg geheiratet, als sie eben erst in der Gesellschaft auftauchte. Man behauptet, daß er damals eine geradezu rasende Leidenschaft für sie empfunden hat. Nun — jedenfalls hat diese Leidenschaft sich sehr schnell verflüchtigt. Als ich das Randowsche Paar zuerst kennen lernte — das mag etwa acht Jahre her sein — war ihr gegenseitiges Verhältniß schon genau, was es heut' ist. Der Baron gewährt seiner schönen Frau eine beinahe schrankenlose Freiheit; er gestattet ihr ohne weiteres, jährlich Tausende für ihre Toilette auszugeben, er läßt sie von Fest zu Fest flattern und sieht es sehr gemütsruhig mit an, daß sie überall, wo sie erscheint, von einem ganzen Planetenkreise von Herren umgeben ist. Ob man ihr noch so eifrig den Hof macht, ob sie selbst noch so eifrig kokettirt, das läßt ihn ganz unbewegt. Seine schöne Frau, um die ihn so viele beneiden, ist ihm offenbar so gleichgiltig, wie der Stein am Wege. Er verlangt nur eins von ihr: daß sie die Ehre seines Namens nicht kompromittirt und er befürchtet auch wohl kaum, daß sie es thun könnte; sie ist zu klug dazu und zu herzenskalt. Sie weiß genau, wie weit sie gehen darf und ganz so weit geht sie auch — bis an die äußerste Grenze, aber auch nicht um ein Haar weiter. Es dürfte ihr auch übel bekommen, wenn sie je vergäße, welche Rücksichten sie ihrer Stellung schuldet. Randow ist eisern in seinen Entschlüssen, sie hätte von ihm keine Gnade zu hoffen. Aber, wie schon gesagt, es ist gar keine Gefahr vorhanden; die Seelenlosigkeit der schönen Baronin ist ihr bester Schutz.

Erdölfy lachte.

„Du scheinst mir nicht eben ein Freund der reizenden Frau zu sein."

„Nein, das bin ich nicht; ich gestehe es offen. Ich habe nun einmal die Aversion gegen diese Gesellschaftsmarionetten, die von Kopf bis zu Füßen nichts sind, als ein einziges großes Bündel der lächerlichsten Eitelkeit, die unmoralisch durch und durch, doch jeder Leidenschaft unfähig sind, deren einziger Schutz ihre Klugheit ist und die kein Sittengesetz kennen, außer dem der Etikette und keinen Richter über sich, als das „on dit."

„Bei allen Göttern des Olymp, Rudi, Du überwältigst mich."

Digitized by Google

„Unsinn!“

„Solche Beredsamkeit hätte ich Dir nie zugetraut. Du bist einfach großartig!“

Damit ging Graf Sandro lachend, um die Baronin zu einer Extratour zu engagiren.

Gleich darauf tauchte die Fürstin in einer Pause neben ihrem Gatten auf. Ihre Wangen glühten und ihre lustigen Augen strahlten vor Tanzlust.

„Mein armer Rudi“, schmeichelte sie, „wie verlassen Du hier in Deiner Ecke sitzest.“

„Wessen Schuld ist's?“ fragte er neckend.

Sie setzte sich neben ihn, ihr drolliges Gesichtchen nahm eine allerliebste Armesündermiene an; sie faltete die Hände im Schoße.

„Bist Du mir böse?“ fragte sie.

Er nahm ihre kleine Hand und führte sie zärtlich an seine Lippen.

„Schelm“, sagte er lächelnd, „willst Du wieder einmal hören, daß ich es trotz zehnjähriger Uebung noch immer nicht fertig bekomme, Dir zu zürnen. Sei nur ein wenig vorsichtiger, Kind! Erhitze Dich nicht so sehr! Du siehst ganz echauffirt aus!“

„Daran ist nur diese Mazurka schuld“, betheuerte Nell und bewegte den Fächer so heftig, daß die kurzen Löckchen über ihrer Stirn einen wahren Kriegstanz aufführten. „Bigi Velmerscheidt ist ein brillanter Mazurkatänzer, beinahe ein noch besserer als Sandro. A propos, Sandro! Findest Du nicht, daß er der Randow recht auffallend den Hof macht?“

„Natürlich! Hast Du es anders erwartet?“

„Nein, nein; er kann nun einmal ebenso wenig in der Nähe einer hübschen Frau sein, ohne ihr den Hof zu machen, als die Mücke in der Nähe des Lichtes sein kann, ohne hineinzufliegen. Es hat ja auch gar nichts zu bedeuten, die beiden werden sich nicht gefährlich werden. Nur — ach, es ist zum todtärgern!“

„Was?“

„Nun ich meinte, er käme Wallys wegen hierher und wollte jetzt endlich Ernst machen.“

„Bewahre! Die beiden sind sich nie mehr gewesen, als gute Kameraden.“

„Meinst Du?“

„Ich bin überzeugt davon. Sandro wird noch lange nicht heiraten.“

„Aber Rudi, ich bitte Dich, er ist volle 30 Jahre alt.“

„Freilich! Und er wird volle 40 werden, ehe er zur Vernunft kommt. Solche Feuerköpfe wie der brauchen mehr Zeit als andere zum austoben.“

„Das ist schrecklich!“ seufzte Nell.

„Wie man's nimmt! Wenn er die wilde Zeit hinter sich hat, wird er möglicherweise ein recht solider Ehemann werden. Aber jetzt

Digitized by Google

heiratet er noch nicht und am wenigsten Wally Arenberg. Das schlag Dir nur aus dem Sinn."

Nell dachte gar nicht daran; so leicht gab sie eine Lieblingsidee nicht auf.

Als Erdölfy sie bald nachher zu einem Walzer holte, erklärte sie, daß sie müde sei und es vorziehe, ein wenig mit ihm zu plaudern. Nell, die es über sich gewann, den Fledermauswalzer anzuhören und dabei in einer Saalecke zu sitzen, während die anderen tanzten, das war ein zu unerhörtes Ereigniß, um nicht sofort Erdölfys Verdacht zu erregen.

Er wußte denn auch sehr genau, woran er war und beobachtete mit geheimem Vergnügen die kleinen diplomatischen Winkelzüge, durch die sie ihrem Ziele nahe zu kommen suchte.

„Amüsirst Du Dich?" fragte sie.

„O, vortrefflich!"

„Du bereust also nicht, nach Nizza gekommen zu sein?"

„Wie sollte ich, da Du hier bist!"

„Bah, ich — cela ne vaut pas la peine. Aber giebt's nicht wirklich ganz reizende Damen hier?"

„Keine reizender als Du."

Klapp — fuhr der Fächer zusammen und ein Paar prächtige graue Sammetaugen blitzten dann den Sprecher halb lachend, halb zornig an.

„Kannst Du denn gar nicht vernünftig sein, Sandro?"

„Wie Du befiehlst, durchlauchtige Cousine. Ich sehe also von Deiner geheiligten Person ab und spreche nur von den anderen Damen. Ja, es giebt reizende hier — diese wundervolle Baronin zum Beispiel.

„Ach, die!"

„Nun, ich sollte doch denken . . ."

„Ja doch — sie ist ja hübsch, recht hübsch sogar, aber sie ist doch eine verheiratete Frau. Ich rede hier von den jungen Mädchen. Da ist z. B. Ilka Vaudery!"

„Gar nicht übel. Hat sie die Absicht, Lady Wyndham zu werden?"

Nell nickte.

„Es scheint so, obwohl ihr wahrscheinlich mancher andere besser gefällt, als dieser steifleinene Lord, der langweilig genug ist, um einen in Gähnkrampf zu versetzen. Aber schließlich wird sie wohl trotz alledem ja sagen, denn sie ist verliebt in seinen Titel, seine Revenüen, in sein Haus am Trafalgarsquare und seinen Herrensitz in Northumberland. Passons là-dessus! Wie findest Du denn Marie Salt?"

Er zuckte die Achseln.

„Recht niedlich", sagte er, „weiß, rosig, zierlich, wie eine Meißener Porzellanfigur, sehr comme il faut jedenfalls; nur für meinen Geschmack ein wenig gar zu sehr abgeschliffen. Sie macht mir den Ein-

Digitized by Google

druck, als hätte sie bis jetzt sauber verpackt in einem Etui gesteckt, aus dem man sie nur eben erst herausgenommen hätte, um sie auf den Heiratsmarkt zu stellen."

Die Fürstin gab sich Mühe, recht harmlos auszusehen; sie rückte die goldene Schlange an ihrem vollen weißen Arm zurecht, während sie sagte:

„Ja, mein Geschmack wäre sie auch nicht. Sie ist gar zu oberflächlich und nichtssagend. Neben anderen verliert sie gewaltig."

„Neben Wally Arenberg z. B. Das wolltest Du doch sagen? Wie Cousinchen?"

Die junge Frau war roth geworden; sie strich und zupfte an ihrem langen Handschuh, der tadellos saß; dann plötzlich warf sie trotzig den blonden Kopf zurück.

„Nun ja", sagte sie, „und was weiter?"

„Nichts, theuerste Nell, nur daß Du ein wenig viel Zeit gebraucht hast, um zur richtigen Programmnummer zu kommen. Das hättest Du bequemer haben können."

Sie lachten beide.

Dann zog die Fürstin ihren Stuhl vertraulich näher an den ihres Vetters heran und sagte schmeichelnd:

„Liebster Sandro, willst Du freundlich genug sein, mir die Wahrheit zu sagen?"

Er legte die Hand aufs Herz.

„Theuerste Nell, wenn Du in diesem Tone sprichst, bin ich zu den ungeheuerlichsten Opfern bereit."

„Auch dazu, ausnahmsweise einmal die Wahrheit zu reden?"

„Auch dazu!"

„Ist Dir nicht schon manchmal die Idee gekommen, Wally zu fragen, ob sie ihren Namen mit dem einer Gräfin Erdölfy vertauschen möchte?"

„Nie, Cousinchen, denn wenn sie mir gekommen wäre, würde ich sie unbedingt noch in der nämlichen Stunde zur Ausführung gebracht haben. Idee und That folgen sich bei mir immer wie Blitz und Schlag."

„Du hast sie aber doch gerne?"

„Sehr gern! Das weißt Du ja. Wir sind immer die besten Freunde gewesen."

„Sie gefällt Dir also?"

„Ausgezeichnet — das heißt, unter Vorbehalt. Jedenfalls ist sie, was die meisten hübschen Frauen nicht sind — ein guter Kerl."

„Sie hat das beste Herz von der Welt und ich glaube, sie liebt Dich, Sandro!"

„Du wirst mich eitel machen, Nell!"

„Bah, als ob ihr Männer das nicht alle von Haus aus wäret."

„Ich nicht?"

„Du bist nicht besser als die anderen. Aber ich bleibe dabei — Wally liebt Dich!"

Digitized by Google

„Und ich versichere Dir, daß ihr nichts ferner liegt. Ich habe durchaus nicht die Absicht, jene verhängnißvolle Frage zu stellen, aber wenn ich's thäte, würde ich mir unbedingt einen Korb holen. Sie hat mich heut' sehr de haut en bas behandelt."

„Nach der Art, in der Du sie vernachlässigt hast, konntest Du das kaum anders erwarten!"

„Ich hätte Wally vernachlässigt?"

„Nun, etwa nicht? Du warst ja eigentlich nur für diese rothhaarige Undine, die Randow, vorhanden."

„Sie hat prachtvolles Haar, Nell!"

„Meinetwegen, was kümmert mich das? Mit all' ihrem prachtvollen Haar und ihrer griechischen Göttermaske ist sie mir unausstehlich."

Erdölfy zog die Spitze seines langen Schnurrbarts durch die Finger; er kniff das eine Auge ein wenig zu und blinzelte mit dem andern schlau zu seiner hübschen Cousine hinüber.

Es machte ihm offenbar ganz außerordentliches Vergnügen, sie zu ärgern.

„Sie ist jedenfalls die Liebenswürdigkeit selbst", sagte er.

„Ach was — kokett ist sie bis in die Fingerspitzen."

„Amüsant!"

„Gefallsüchtig!"

„Reizend hübsch!"

„Beinahe 30 Jahre alt!"

„Du wirst bösartig, Nell!"

„Und Du bist unverbesserlich!"

„Habe ich das je abgeleugnet?"

„Es macht mir Kummer, daß Du sogar nicht sehen willst, wo Dir das wahre Glück winkt."

„Hm, Cousinchen, ich finde denn doch, daß dieses wahre Glück — nun wie soll ich sagen — ein wenig zu tapageuse für meinen Geschmack wäre. Ich würde vorziehen, daß die künftige Gräfin Erdölfy nicht Cigarretten rauchte und nicht mit dem eingehenden Verständniß eines Husarenlieutenants über Rennpferde und die Dressur von Hühnerhunden spräche. Aber was meinst Du, Nell? Ist Deine Ermüdung nicht so weit vorüber, daß wir noch die beaux restes des Fledermauswalzers genießen könnten?"

Eine Minute später flogen sie durch den Saal und Nell Balaky vergaß fürs erste alles, was nicht direkt mit diesem köstlichen Walzer zusammenhing. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Von der Pariser Weltausstellung.

II.

Blicke in allerlei Länder.

Von B. Calmar.

Den ganzen Tag in der Ausstellung!

Ein Gewirr von Glanz und Farben tanzt vor meinen Augen, während ich auf meinem Balkon sitze und die kühle Nachtluft (denn der Pariser Sommer hat auf die Fremdenmassen Rücksicht genommen und ist nicht sonderlich heiß) über meine Stirn wehen lasse. Die sanften Schattirungen der schmeichelnden Seidenfalten, die leuchtenden Gobelins, die gelblichen Töne der Elfenbeinschnitzereien, die satten Farben der Emaillen, der Schmelz der Sèvreporzellane, das Mattgrün und Rosa der mexikanischen Onyxe fließen in eine bezaubernde Farbenharmonie zusammen. Aber sie wird schnell verdrängt durch noch jüngere und noch leuchtendere Eindrücke, durch den Lichtglanz der tausend Flämmchen, die am Abend den Trokadero und den Eiffelthurm schmücken, aus dem ersteren einen Feenpalast und aus dem letzteren ein dunkles, mit Goldpunkten besetztes Spitzengewebe zu machen scheinen. Zwischen dem Thurm und der in gerader Linie hinter ihm liegenden, im goldnen Licht strahlenden Centralkuppel springen die fontaines lumineuses, die jeden Abend Tausende und Abertausende anlocken. Die von elektrischem Licht leuchtenden Wassergarben, die bald in sattem Gelb wie ein Goldregen hinabfallen, bald in silberweißen Strahlen schimmernd auf- und niedersteigen, bald in blauen, rothen oder grünen Farben aus den Urnen, Delphinsrachen und Füllhörnern des großen Springbrunnens und aus dem länglichen Becken sprudeln, bieten eine unübersehbare Reihe der herrlichsten Farbenwirkungen.

Deutlich und immer deutlicher steigen diese wunderbaren Lichtwirkungen vor meinen innern Augen auf und dazwischen meine ich die unzähligen Ah und Oh, die beau, magnifique, splendide und sublime zu hören, mit denen der für Feuerwerk und Illuminationen schwärmende und mit Adjektiven so freigebige Pariser sein Entzücken

Digitized by Google

bezeugt. Nach und nach steigt der Hauptstrahl höher und immer höher, plötzlich sinkt er rasch, und die eben noch schimmernden Lichtquellen versiegen. Das Publikum zerstreut sich eilig, denn um 11 Uhr wird die Ausstellung geschlossen und die kurze Zeit bis dahin will ein jeder noch nach Kräften ausnutzen. Aus dem Musikkiosk tönen noch allerlei Weisen und es läßt sich gut bei den Klängen eines Walzers in der stillen Nachtluft sitzen und die Eindrücke des Tages austauschen.

„Nun, wie weit sind Sie heute gekommen? Haben Sie schon die ganze Ausstellung gesehen?"

„Ach, ich gebe die Hoffnung auf, alles zu sehen. Heute habe ich mich in Japan zu lange aufgehalten. Ach, dieses Japan! Une merveille tout simplement! C'est splendide, unique, admirable!!"

Richtig, auch ich habe mich heute in Japan verspätet!

Niemand versäumt, Japan zu sehen, dessen Ausstellung einen Raum von circa 1400 Quadratmetern, die sich auf zwei große Säle vertheilen, umfaßt. Japan ist nicht nur eine bewunderte, sondern eine stark dominirende Macht im europäischen Kunstgewerbe, es ist mehr als eine Mode, es ist ein Lehrer geworden. Und es verdient diese seine Stellung, denn nach welcher Seite wir in diesen Sälen auch blicken mögen, überall springt uns mit der ihm eigenthümlichen Art sein guter Geschmack in die Augen.

Geschmack? Was sagt das? Was ist Geschmack?

Freilich, unsere Definitionsfähigkeit hört da auf, wo das ganz Individuelle anfängt und was ist individueller, was abhängiger von Umgebung, Erziehung, ja, von zufälliger Laune, als der Geschmack? Dennoch haben wir ein Gefühl, vielleicht auch nur einen Instinkt dafür, was in uns abgelegenen Bildungskreisen jeder Art geschmackvoll ist. Und danach ist Japan sehr geschmackvoll. Bis ins kleinste hinein ziert und schmückt es die Dinge, jedes Industrieerzeugniß scheint ihm zur Ornamentik dienen zu sollen, seine Besen aus Pfauenfedern bilden einen Kranz, seine goldgelben und weißen Seidencocons einen zweifarbigen Fächer, seine Reissorten eine Rosette, die sich an den Wänden ganz anmuthig ausnehmen. Bezaubert bleiben wir vor den spanischen Wänden stehen, die sich in schillernder Farbenpracht hinter den Glasschränken ausbreiten. Sie sind fast alle schon verkauft, diese Stickereien in Gold, Silber und bunten Seidenfäden, mögen sie auch Tausende kosten. Wir erinnern uns des prachtvollen, bronzenen Adlers im Kensingtonmuseum, der als das glänzendste Beispiel einer alten Vollkommenheit im japanischen Bronzeguß dasteht, beim Anblick dieser in Gold und Silber gestickten Adler und Falken auf dunklem Grunde, der in den leuchtendsten Farben ausgeführten Pfauen und Störche, der üppigen Blüten der Schwertlilien und wilden Pflaumenbäume. Denn wie damals, verschwindet bei den japanischen Arbeiten der fast immer peinliche Eindruck einer sehr mühsamen Technik durch die rein künstlerische Wirkung, und wie damals geht der Japaner fast ausschließlich der Natur nach. Sein

Digitized by Google

ganzes Kunstgewerbe beruht auf der Beobachtung der Thier- und Pflanzenwelt. Seine Porzellane, Stickereien, Lackarbeiten, Bronzegefäße, Elfenbeinschnitzereien und Silbersachen suchen und finden bis auf vereinzelte groteske Spiele der Phantasie ihre Modelle in der Natur. Diese Thier- und Pflanzenmotive sind nicht allein Ornament, sondern sie geben den Dingen ihre Gestalt. Da sind Teller in Form eines Vogels, Kürbisse als silberne Theekannen, Lotosblumen als Tassen, Blätter als Löffel, Zweige mit drei aufbrechenden, verschiedenfarbigen Blüten als Leuchter, Schmetterlinge und Fische als Henkel an allerlei Gefäßen. Der Japaner ist ein Realist im modernsten Sinne, indem er die Einzelheit in der Natur nachbildet. Er bringt auch Landschaften und der höchste Berg seines Landes, der Fusijama mit seinem abgestumpften Schneegipfel begegnet uns wieder und wieder, aber die künstlerische Anlage des Japaners geht doch auf das Detail aus, und ein lang herabhängender, in zartlila Seide gestickter Glyzinienzweig ist ein größeres Kunstwerk als seine Landschaft. Die vollendete Technik, die sich aller Zweige des einheimischen Kunstgewerbes bemächtigt hat, macht den großen Einfluß Japans auf Europa zur gerechten Anerkennung einer Kunst, so eigenartig in ihrer Schattenlosigkeit und grotesken Verkürzung, so anziehend durch die gewissenhafte und zugleich künstlerische Behandlung ihrer naturalistischen Vorwürfe, so blendend durch ihre Technik! Zu welchem Resultat die gegenseitige Einwirkung der europäischen und japanischen Kunstwerke führen werden, ist noch nicht abzusehen, bis jetzt ist dieser Einfluß nur zu konstatiren.

In dem der Japanischen Abtheilung benachbarten Rußland begegnen wir ihm in einem Theil der Porzellanfabrikation auf das Frappanteste. Japanische Vögel und japanische Blumen! Und sonst hat Rußland einen ihm ganz besondern Charakter in seiner Ausstellung zu wahren gewußt. Der eigenste Reichthum seines Landes zeigt sich in dem ausgestellten Pelzwerk und den Uralsteinen. Die Versammlung von weißen, braunen und schwarzen Bären, Roth- und Silberfüchsen, Hermelinen, Mardern und Wölfen, die ausgestopft auf zwei oder vier Beinen stehen oder liegen, während zu ihren Füßen und an den Wänden ringsumher sich die Pelzteppiche in allen Größen, Formen, Farben und Nuancen ausbreiten, bilden eine respektable Gesellschaft. Das Ameublement aus Seehundsfellen, mit Beinen und Armlehnen von Büffelhörnern kann freilich nur als Kuriosum anziehen, zumal wenn uns noch die graziösen, französischen Möbel à la Louis XVI. vor Augen stehen, aber die schneeigen Schafpelze und die breiten Bärenteppiche locken manchen Liebhaber an und die schneeweiße Eule läßt uns das Attribut Minervens, der jungfräulichen Göttin, verstehen.

Unter den Steinen hebt sich besonders der grüne Malachit hervor, zu allen erdenklichen Gegenständen, Vasen, Kästen und Tischen verarbeitet und dicht neben ihm und dem ebenso verwendeten tiefblauen Lapis Lazuli begegneten wir wieder, wie 1888 auf der

Digitized by Google

nordischen Ausstellung in Kopenhagen, der großen Menge stumpfer Bronzen, die einen sehr eigenartigen Theil des russischen Kunstgewerbes bilden. Während die großen, französischen Bronzegeschäfte in ihren zumeist emaillirten Werken neben allen erdenklichen Phantasiegestalten Gruppen und Figuren aus fernen Ländern ausstellen, verschleierte Egypterinnen und stämmige Neger, sind die russischen Bronzen in ihren Gegenständen mit wenigen Ausnahmen ganz national. Das besungene Dreigespann mit den dahinjagenden Pferden, ein mühsam ziehendes Thier vor dem mit einem Wasserschlauch beladenen Wagen, Bauern mit echt russischer Physiognomie, die ihre Gänse zum Markt fahren, das Viergespann der Rennthiere, der seine Gebetsrolle abmurmelnde Jude, die blutige Umarmung eines Jägers mit einem Bären, das sind die dem heimatlichen Leben (denn der Begriff Heimat ist für das Land, wo die Sonne nie untergeht, sehr weit zu fassen) entnommenen Vorwürfe, die den Künstler beschäftigen. Wir begegnen demselben Typus bei den Nippsachen der Porzellane, die uns Schneider, Schuster, Töpfer, Käsemacher und Wäscherinnen bei ihrer Hantirung darstellen.

Natürlich fehlen auch alle jene Produkte nicht, die das gemeinsame Eigenthum aller industriellen Völker sind, Kleiderstoffe, Leder- und Eisenwaaren. Die schweren, goldnen, silbernen und großmusterigen Tapetenstoffe scheinen noch ein wenig an den Byzantinismus erinnern zu wollen. Auch dürfen wir Rußland nicht verlassen, ohne eines äußerst patriotischen Korsetthändlers, ich glaube, aus Moskau, zu gedenken, der wie weiland der schuhmachernde Hans Sachs von der Muse, an seiner Nähmaschine von der Hexe Politik besucht wurde, die ihn auf ein weißes Atlaskorsett einen zu Boden geworfenen Bismarck malen läßt, der sich vergeblich gegen einen auf ihm knieenden, russischen Soldaten vertheidigt, auf dessen flatternder Fahne die Worte: Vive la France stehen, während ein anderes Korsett ebenfalls auf weißem Grunde einen dick gestickten russischen und einen ebenso gearbeiteten französischen Arm zeigt, die sich wie auf manchen Grabdenkmälern die Hände reichen und über denen die Worte zu lesen sind: France, Russie, Union! Aber ach, selbst die großen Gefühle sind nur am richtigen Ort und zur richtigen Zeit wirksam und der Deutschenhaß auf einem russischen Korsett in einem französischen Glasfenster läßt uns kalt. Frauenmode und Politik gehen nicht zusammen! Das eine ist graziöse, verführerische, gefallsüchtige Laune, das andere hohes und oft bissiges Prinzip. Da bringe sie mir einer zusammen! Das schlägt mir zum Vortheil aus. In dem Musée de la Révolution sah ich unter den Schmucksachen ein Paar goldene Ohrringe, die nichts weniger darstellen als zwei Guillotinen en miniature, oben mit einer Jakobinermütze, unten mit einem gekrönten Haupt geziert. Ich bin sicher, daß diese breiten Ohrgehänge selbst dem zierlichsten Ohr der begeistertsten Republikanerin übel angestanden und den verliebtesten Bergparteiler an einen Kuß auf besagtes, rosiges Ohr gehindert haben.

Digitized by Google

Die italienische Ausstellung, die sich nicht weit von der russischen befindet, ist nicht eigentlich originell, dennoch zieht sie nicht nur eine Menge Schau-, sondern auch Kauflustiger an. Die italienischen Ausstellungen ziehen immer an. So oft man diesen geschmackvollen Anordnungen von Korallen, Muscheln, Cameen und Mosaiken begegnet, immer wieder erfreuen sie das Auge. Sie haben eben die Eigenschaft, stets hübsch und anziehend zu bleiben. Ist die Ausstellung aber auch schön, fragen wir, indem wir uns all' der großen Traditionen dieses Volkes erinnern? Nein. Italien antwortet mit Madame de Sevigné: Les peuples antiques étaient plus beaux, nous sommes plus jolis.

Nichts als die durch den weißen Marmor unser Auge so angenehm schmeichelnden Skulpturwerke beweisen das. Sie sind in großer Anzahl vertreten, zeigen aber selten, fast nie antike Figuren, leidenschaftlich bewegte oder durch göttergleiche Ruhe wirkende Vorwürfe, sondern Genre und immer wieder Genre. Neapolitanische Fischerknaben mit ihren Netzen, leichtschauernde Mädchengestalten ins Bad steigend, verschleierte Frauenköpfe, Kinder, über ihren zerbrochenen Teller weinend, Mamas Stricknadeln versuchend. Und wie der Geschmack der Künstler mit dem des Publikums übereinstimmt, sieht man aus den sich mehrenden, angehefteten Zetteln mit dem erwünschten: Vendu. Ein weinendes Kind, einen todten Vogel in der Hand haltend, ein Thema, welches wohl schon alle illustrirten Zeitungen durchlaufen hat, ist achtzig Mal verkauft. Neben dem Genre im eigentlichen Sinne treten in dem italienischen Kunstgewerbe die bizarren Motive der Barockzeit hervor. Eine große Florentiner Handlung von geschnitzten, vergoldeten Holzwaaren bietet fast ausschließlich die gekrümmten, gewundenen und geschweiften Formen des 18. Jahrhunderts und die geschnitzten Möbel zeigen ebenfalls eine große Mannigfaltigkeit dieser so oft getadelten und doch so reizvollen und geistreichen Kunstformen. Auch hier entspricht sich Angebot und Publikum. Mir ist von den vielen, besonders gefallenden Dingen ein Spiegel in Form eines Halbmonds im Gedächtniß geblieben, der statt von dem Rahmen von einem phantastischen Drachenungethüm, das sich mit aufgesperrtem Rachen und flammendem Schweif herumschlingt, gehalten wird, ferner ein Stuhl in Form einer auseinandergeschlagenen Muschel, dessen Armstützen durch aufbäumende Fische dargestellt sind. Was für ein Reichthum an Linien und Formen! Freilich, für alle Produktionen einer freispielenden Phantasie oder frei ausnutzenden Nachahmung können wir uns nicht begeistern, und die armen Amoretten zum Beispiel, die mit dem Kopf nach unten an einem Beine hängen und als Blumenvasen dienen sollen, entlocken mir nur einen mitleidigen Seufzer. Aber warum sich bei solch kleinen Wunderlichkeiten aufhalten, wenn das Ganze so hübsch, ach, so hübsch ist?!

Spanien hat, ebenso wie Italien nicht offiziell ausgestellt. Dennoch ist es sowohl in dem Industriepalast und in der Abthei-

Digitized by Google

lung alimentaire und agricole, als auch in dem Gebäude des Beaux Arts vertreten. Spanien ist augenblicklich in Paris sehr in der Mode. In dem großen Theater in der Ausstellung tanzen die Gitanas, die granadischen Zigeunerinnen, im Vaudeville sind spanische Soiréen, im Cirque d'hiver geben die Künstler des Madrider Theaters Vorstellungen. Drei Arenen für Stierkämpfe sind eröffnet, aber sie sind französirt, weder der Stier noch die Pferde dürfen getödtet werden und der grausame Reiz des Tödtensehens, der dem Spanier das Stiergefecht zu einem an- und aufregenden Schauspiel macht, fällt fort. „Spanien steht überhaupt ganz unter französischem Einfluß", sagt mein für spanisches Leben schwärmender Freund seufzend, während wir durch die spanische Industrieabtheilung schritten und die Laute der spanischen, ihm halb heimatlichen Sprache ans Ohr schlugen. Und es ist so. Wir nehmen die fast ausschließlich in Schwarz und Gold gearbeiteten Schmucksachen aus, die in ihren Farben den ernsten heimatlichen Charakter wahren zu wollen scheinen, deren Messer- und Dolchformen an die berühmten Toleder Klingen erinnern und deren Ornamentik den maurischen Einfluß zeigen, auch die schimmernden Möbel aus Granada, die an Kommoden und Schränken die Bogen, Säulen und Stalaktiten der Alhambra wiederholen. Außerdem ist in der spanischen Industrie der Einfluß des Nachbarlandes nicht zu verkennen. „Die nationale Individualität geht überhaupt verloren", seufzt mein Freund und bleibt nachdenklich vor einem Glasschrank mit Stiefeln stehen (alle modernen Stiefeln sehen für einen Laien nun aber auch verzweifelt ähnlich aus). „Alles wird aller Eigenthum. Ich wünsche mir manchmal den Kastengeist der alten Inder zurück. Da blieb doch jeder in seinen Schranken. Haben Sie die zarte Aufmerksamkeit des New-Yorker Fabrikanten gesehen, der den Franzosen ihr Meisterwerk aus dem Louvre, die Venus von Milo in Chokolade vorführt? 700 Kilogramm wiegt sie. Nächstens wird die Mona Lisa in Lübecker Marzipan gebacken werden. Das ist Verbreitung des Kunstgeschmacks."

Ich führte meinen scheltenden Freund aus dem Bereich der braunen und appetitlichen Venus hinweg nach dem rumänischen Gasthaus, das unweit der Rue du Caire liegt. Wir müssen eine Menschenkette durchbrechen, um zu den Tischen zu gelangen, die neben ihm aufgestellt sind. Endlich finden wir einen Platz, dicht neben dem aus rohen Baumstämmen gezimmerten Ziehbrunnen, dessen Stange mit gebleichten Stierschädeln geschmückt ist. Wir haben von hier einen Blick auf den hübschen Holzbau mit seinem vorspringenden Giebel und seiner nach außen liegenden Holztreppe. An der Ecke des Hauses sitzt eine kleine Truppe rumänischer Musikanten. Sie haben eben eine Pause und plaudern mit einander, die Cigarre im Munde. Ihre weißen, schwarzbestickten, ärmellosen Jacken lassen die mit bunter Stickerei versehenen Hemden sehen und der helle Anzug steht gut zu den braunen Gesichtern, zu dem schwarzen Haar und den glühenden Augen. Jetzt greifen sie zu ihren Instrumenten,

Digitized by Google

Geigen, Guitarre und einer eigenthümlichen Art von Pfeife, die ſogenannte Panpfeife, welche aus mehreren Röhren von verſchiedener Länge beſteht. Und wie ſie ſpielen! Welch' ſehnſüchtige Unruhe liegt in den kurzen, abgeriſſenen Rhythmen der Geigen, den hohen, langgezogenen Tönen der Pfeife, in der monotonen und doch melodiöſen Begleitung der Guitarre. Weg von allem Ausſtellungstrubel zieht uns dieſe Muſik, verführeriſch und die Sinne gefangen nehmend, wie eine Rhapſodie von Liſzt oder ein Lied von Lenau. Ein Erinnern an Liebe, Leidenſchaft und unerfüllte Hoffnung beſchleicht unſer Herz, etwas unfaßbares, unbeſtimmbares und doch beglückendes bewegt es wie ein ſchöner Traum.

Mein Freund vergaß ſeinen Aerger.

„Meiner Treu", ſagte er, als die Muſik geendigt hatte, „das iſt noch echt. Wir dürfen freilich nicht vergeſſen, daß die Muſik die eingeborenſte, populärſte und in ihrer Eigenart hartnäckigſte Kunſt iſt. Es iſt kein Zufall, daß ein frommer Glaube die ewigen Engel mit keiner anderen Kunſt, als eben mit der Muſik ſich beſchäftigen läßt. Durch alle völkerverbindenden und verſchmelzenden Erfindungen, Entdeckungen, Neuerungen und Verbeſſerungen hindurch wird ein deutſches Volkslied und ein rumäniſcher Tanz ſich zu retten wiſſen."

Digitized by Google

In etschländischen Rebengärten.

Eine südtirolische Weinstudie von H. P.

„Im Rittersaal, am hohen Kamin,
Saß lang' ich, in Sinnen versunken,
Und habe im feurigen Wein von Tramin
Des Vintlers Gedächtniß getrunken."

Zu welcher Zeit der selige Viktor von Scheffel die alte Veste Runkelstein bei Bozen besucht hat und dort zu obigen Versen begeistert wurde, habe ich trotz aller darob gehaltener Umfrage bis heute nicht genau in Erfahrung bringen können. Für mich war es stets weit mehr der herrliche Ausblick, den man von dort oben gegen das blaue Mendelgebirge und die bewaldeten Berghänge in die Reben- und Fruchtgärten das Etschthal hinab genießt, der mich zu entzücken vermochte, als der Rebensaft, welchen man in der Regel den Besuchern der Burg vorzusetzen pflegt. Für den von den freundlichen Wirthsleuten dort oben geforderten Preis kann man wohl auch billigerweise kaum erwarten, dergleichen edle Tropfen kredenzt zu erhalten, wie solche im Sonnenbrand der Rebengärten von Tramin gezeitigt werden. — Wie es sonach der Dichter angefangen, gerade an dieser Stelle beim „feurigen Wein von Tramin" von „Tristan und Isolde" zu träumen und begeistert des „Vintlers Gedächtniß" zu trinken, vermag ich nicht zu sagen, dagegen bin ich der Meinung, daß trotz aller Romantik, womit Scheffel und so mancher vor und nach ihm das alte, jetzt wiederum „stilgemäß restaurirte" Mauerwerk des Vintlerschlosses, am Eingang zum Sarnthal gelegen, umwoben hat, das daselbst dargebotene Rebenblut bei einem Kenner eines guten Tropfens kaum einen sehr hohen Begriff von etschländischer Weinherrlichkeit hervorrufen würde. —

Von den mancherlei köstlichen Gaben, die auf den 14,377 Hektaren Weinboden Südtirols erbaut werden, findet leider nur ein verschwindend kleines Quantum seinen Weg in die Weinkeller des deutschen Vaterlandes. Außer an einzelnen Orten Süddeutschlands und der Ostschweiz ist daher außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle

Digitized by Google

nur selten etschländischer oder südtiroler Wein als solcher auf einer Weinkarte verzeichnet und insbesondere mag den deutschen Weinhändlern der zur Zeit bestehende hohe Eingangszoll das Geschäft darin als zu wenig lukrativ erscheinen lassen. Sei dem indessen wie ihm wolle! — Sicher möchte Freunden und Kennern so trefflicher Bacchusspenden, wie sie das „selige Etschland" hervorbringt, als ganz besonderer Genuß anzurathen sein, im rebenreichen Gau an Etsch und Eisak selbst einmal ihre önographischen Kenntnisse in verläßlichster, ausgiebigster und zugleich angenehmster Weise zu bereichern. — Läßt doch schon einmal die Thatsache, daß in diesem Lande noch in einer Seehöhe von beiläufig 800 Metern ein durchaus nicht zu verachtender Rothspohn gedeiht, darauf schließen, daß es daselbst um das in Rede stehende edle Bodenerzeugniß überaus günstig bestellt sein muß und wenngleich uns Deutsche, sobald wir eine „Weinreise" zu thun beabsichtigen, in der Regel das patriotische Gefühl nach den Ufern des Rheinstromes zieht, so gehört das Land an Etsch und Eisak gewiß zu denen, deren Bewohner, wenn auch auf „verlorenem Posten" an der Deutschen Sprachgrenze stehend, nicht minder deutsches Wesen und Sitte pflegen, als die an dem vaterländischen Strome seßhaften Stämme. — Was aber das „sagenumwobene Gemäuer" alter Burgen betrifft, so besitzt, wie männiglich bekannt, gerade das Etschland davon weit mehr, als man irgendwo auf etwa gleich großem Gebiete findet und man kann wohl sagen, daß wir uns hier zu Lande fast bei jedem Schritte durch eine Menge Dinge und Namen zurückversetzt wähnen in die Zeiten echt mittelalterlicher Romantik, darinnen wackere, fröhliche Zecher, liebliche Frauen und Minnesang und last not least die Minnesänger selbst ja die Hauptrollen spielten.

Aber nicht nur der Zauber der Sage, der über das Land ausgebreitet ist, sondern dieses letztere selbst und hierbei nicht zum geringsten dessen schier endlose Reben- und Fruchtgärten sind es, die neben der Erhabenheit und Schönheit der südlichen Bergwelt das etschländische Landschaftsbild so überaus reizvoll gestalten. Zumal der in den südtiroler Weingärten fast durchgehends übliche sogenannte „Pergelbau" (vom ital. **pergola**, die Laube) mit seinem üppiggrünen, alles bedeckenden Laubwerk und malerisch herabhängenden Ranken trägt das Seine hierzu bei. — Nur hier und da, wie beispielsweise auf Schloß Rametzer Pflanzungen bei Meran, gewahrt man den am Rheine gebräuchlichen Bau in Stöcken. — Welche von beiden Anbauweisen unter diesen oder jenen Boden- und Klimaverhältnissen die vortheilhaftere sein mag, kann hier füglich unerörtert bleiben. Jedenfalls ist hier wie anderwärts das Hauptaugenmerk, nach vollkommenem Ausreifen der Frucht, auf eine sorgfältige Auslese der verschiedenen Sorten, sowie auf eine rationelle Weinbereitung und Kellerwirthschaft zu richten, um — unter übrigens günstigen Umständen — ein möglichst gutes Produkt zu erzielen. — Welch' köstliche Eigenschaften die Südtiroler und Etschländer Weine

Digitized by Google

besitzen, wenn diese Hauptbedingungen aller Weinwirthschaft erfüllt werden, beweisen ebensowohl die Schloß Rametzer, wie auch die Weine des Andrea Martinelli in Deutschmetz (Mezzo tedesco), diejenigen der k. k. landwirthschaftlichen Anstalt zu San Michele und des Josef Perger in Bozen u. a.

Den Charakter der in diesen Gegenden erbauten Weine anlangend, so erscheint es in anbetracht der dem Lande eigenthümlichen Klima- und Bodenverhältnisse als selbstverständlich, daß, wenn auch je nach den verschiedenen Lagen der Pflanzungen oder nach den mannigfachen Rebensorten mancherlei Unterschiede vorhanden, die Südtiroler Weine insgesammt zu den schwereren zu zählen sind. Die große Zahl sonnig heiterer Tage zu allen Jahreszeiten, die kurze Dauer und Milde des Winters und so manch' andere, dem Weinbau günstigen Umstände tragen das Ihrige dazu bei, in Südtirol sehr kräftige Weine zu zeitigen, deren einige sich namentlich durch ihren hohen Gehalt an Zucker und Extraktivstoffen auszeichnen. So ist beispielsweise der unter dem Namen Vino santo bekannte Wein ein dem Tokayer vollkommen ebenbürtiges Erzeugniß und derselbe findet gleich jenem auch häufige Verwendung in der Medizin. — In dem letzten Jahrzehnt haben freilich auch in Südtirol, mit Ausnahme der Reblaus, die bekannten Krankheitserscheinungen der Peronospora und des Oidiums die Quantität des Produktes ziemlich erheblich beeinträchtigt, doch ist die Qualität meist eine alles Lobes würdige geblieben und es giebt hier zu Lande immerhin noch genug Orte, an denen man ein reines und durch keinerlei „Pantschen" gefälschtes Rebenblut erhalten kann. — Wenn es nun auch schwer nachzuweisen sein dürfte, daß, wie behauptet wird, der Weinbau in Südtirol schon zur Zeit der alten Römer geblüht habe und daß unter dem „vinum rhaetieum" durchaus kein anderer, als der echte „Etschländer" zu verstehen sei, so erfreute sich der letztere unzweifelhaft schon in sehr früher Zeit des besten Rufes und es kann als vollkommen geschichtlich nachgewiesen gelten, daß namentlich in den Zeiten des Mittelalters, etschländische und südtiroler Weine zu den besten Sorten in den Kellern hoher geistlicher und weltlicher Herren gezählt wurden.

Was aber neben der verlockenden Aussicht auf den Genuß edler und feuriger Weine, zumal für den für Naturschönheit empfänglichen Zecher, eine Pilgerfahrt nach den Rebengärten des Etschlandes als ganz besonders lohnendes Unternehmen erscheinen läßt, sind die mannigfaltigen und obendrein ganz eigenartigen Reize des schönen Landes und gerade diese verleihen einer dort unternommenen Weinstudie einen so hohen und geradezu unvergänglichen Reiz. — Versetzen wir uns einmal im Geiste in die Spätnachmittagstunden eines jener Tage, wie in der Regel der Weinmonat im südlichen Berglande deren gar viele bringt: Goldiger Sonnenschein ist über die Landschaft ausgegossen, über der Welt umher liegt der Herbst wie ein zarter, blauduftiger Schleier gebreitet und dennoch gewahrt man des Grüns noch genug darin! Welches seltsame Durcheinanderfließen der Farben!

Digitized by Google

Improvisirte Schachpartie.

Nach einem Originalgemälde von J. E. Gaißer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber die steilen Vorberge herein schaut da und dort ein blendendweißer Giebel der fernen Centralalpen oder an anderer Stelle ragen die phantastischen Formen der Dolomiten! Wo sonst noch in deutschen Landen vermöchte man beim Glase Wein dies alles vereint zu überschauen?! — Und diese Luft, wie wonnig mild, wie früchteduftig weht sie uns an! — Am steilen Bergeshang steht das gastliche Haus, von welchem aus wir in diese Welt hineinschauen, die sich da vor uns aufgethan! lieblich und majestätisch zugleich! Und von dem Rebendache vor demselben, darunter wir Platz genommen, hängen die großen, dunkeln Trauben herab, daraus in wenig Tagen schon jener wunderbar süße, schnellberauschende Most gekeltert werden soll, der solch' feurigen Wein giebt, wie er da vor uns im Glase funkelt! — Im wonnigen Schauen fliehen die Stunden dahin und schon glühen die Wände und Zacken von König Laurins Rosengarten im Purpur des scheidenden Tagesgestirns von dort drüben zu uns herab! In nächster Nähe aber stehen dunkle Lorbeerbüsche, noch dunklere Cypressen und daneben die dichten Büsche mit noch blühenden Rosen. Und wie hier, so lugen allenthalben an den Hängen hin die verstreuten Ansitze, Burgen, Kapellen und Ruinen aus den fruchtreichen Rebengärten hervor, überragt von der blauduftigen, schimmernden Bergwelt. Durch diese stille, erhabene Natur aber tönt von irgendwo aus der Ferne da- und dorther Glockengeläut, von welchem es uns zuweilen dünkt, als käme es aus dem Innern der Berge. — Und wie der köstliche Trank da so lieblich über die Zunge gleitet, ist er zum Zaubertrank geworden, der auch unseren innern Blick entschleiert, daß wir sie recht schauen und fassen, all die Wunder des Landes, die da vor uns ausgebreitet liegen und, wenn auch oft schon von uns geschaut, doch immer neue Reize enthüllen! — Ja, darum sei aber auch immer von neuem gepriesen, Du schönes Land, über welchem der tiefblaue Himmel des Südens sich wölbt und wo dennoch kerndeutsches Wesen noch genug zu finden! Sei gepriesen, Du Land des edeln Minnesangs und des Weines, Du einzig noch übrig gebliebene Heimstätte, darinnen noch nicht das Alles verschlingende und Alles zersetzende Arbeitsleben unserer Tage sie zu vertilgen vermocht: die ewig junge und so echt deutsche Romantik! —

Wer immer es aber geschaut, dieses Land mit dem rechten Blick und seine Weine getrunken an der rechten Quelle, der wird hier begeistert des Dichterwortes gedenken:

Wo so edle Weine fließen,
Muß die Quelle doch wohl echt sein;
Wo so duft'ge Blumen sprießen,
Kann der Boden nicht ganz schlecht sein.

Dem Zecher aber, der diese köstliche Quelle aufzusuchen gedenkt, in vorhinein: Ein fröhliches Schmollis! Und: Glückliche Reise nach dem sonnigen, seligen Etschland!

Digitized by Google

Die Bouquetière vom Rennplatz.

Von Maria Antoinette von Markovics.

„Ich garantire Dir, lieber Freund, Morelli bricht sich heut' noch den Hals!"

„Aeußerst liebenswürdig, bester Walden! Aber ich sehe doch nicht ein, weßhalb Du g'rad' heut' unseren gemeinschaftlichen Freund so zuversichtlich zu ‚des Orkus schwarzen Flüssen' expediren willst?"

„Siehst Du denn nicht, wie Morelli seine Stute, die ‚Gerda', über die Bahn jagt? Betrachte doch die todtblassen Wangen, die tief eingefallenen, glühenden Augen und den verzweiflungsvollen Blick, mit dem er jetzt an der großen Tribüne vorbeifliegt?"

„In der That! Was hat er denn? Sonst der brillanteste und kühnste Reiter, den ich je sah! Hat in Nizza 20,000 Louis mit ‚Gerda' gegen ‚Flaneur' gewonnen. Kapitale Stute, die ‚Gerda'! Ah! übernimmt wieder die Führung — — — ah! bravo! Diesmal ist's mit dem Halsbrechen noch nichts, theurer Walden! Lios war imstande, auf ‚Gerda' zu siegen — — — gehen wir ihn zu beglückwünschen!"

„Laß ihn, Selling, er betheiligt sich am Maidenrennen der Zweijährigen in der vierten Nummer; auch ist er zu Melitta, der schönen Bouquetière, zurückgekehrt, die der Grund seiner Verzweiflung ist."

„O, ein Blumenmädchen? Du scherzest? Du sprichst mit verblüffender Unbegreiflichkeit."

„Laß es Dir gesagt sein, ich bringe mich nicht gern freiwillig um mein gutes Renommée!"

„Nun ja, ich gebe es zu, die Kleine ist eine Schönheit, reizend wie die Venus, graziös und neckisch — aber wegen eines Blumenmädchens in Verzweiflung gerathen — — erlaube mir — —"

„Du scheinst mit der Charakteristik solch' einer jungen Dame schnell fertig! Ja, wenn unsere Bouquetière nur schön wie Venus, nur anmuthig wie Hebe wäre, ließe ich Deine leisen Zweifel gelten; aber sie ist auch an Strenge in gewisser Beziehung der Vorsteherin des ganzen weiblichen Olymps, der Juno, gleich; sie ist weiter Aristokratin und auf ihren Lebensschicksalen liegt ein Hauch der Romantik, der oft minder hübsche Frauen mit einem verführerischen Reize umgiebt."

„Du machst mich fabelhaft neugierig? Ein Blumenmädchen Aristokratin — und tugendhaft?"

Digitized by Google

„Sie war es nicht immer, cher ami, und deßhalb kann sie mit Gretchen sagen: ‚Schön war ich auch, und das war mein Verderben‘.“

„Wie heißt denn diese reizvolle, pikante Schönheit? Du scheinst sie ja näher zu kennen, obgleich sie heute zum ersten Male auf dem Turf erscheint. Alles ist rein verrückt und in sie vernarrt, und Morelli scheint allen ein Doublé vorzugeben.“

„Ganz recht, wenn jemand Ursache hat, ein Narr zu werden, ist es Morelli, denn Melitta — so heißt die Bouquetière — ist — sein Weib.“

„Ah! ah! erlaube — —! Das ist denn doch ein schlechter Witz! Das ist ein meuchlerischer Ueberfall auf meine Nerven.“

„Ich scherze ganz und gar nicht, Walden! Melitta ist die legitime Gattin des Morelli, wenn er auch uns gegenüber den Junggesellen spielte; ich allein wußte, da ich zur Zeit seiner Heirat in Venedig lebte, um sein Geheimniß, dessen Ende sich heute zu einer Katastrophe zuzuspitzen scheint. Sieh' nur, wie er bis in die Lippen erbleicht, so oft einer der Gentlemen sich der reizenden Melitta nähert; sieh' nur den Blick, den er jedem zuwirft, dem es gelingt, eine Rose und mit ihr ein süßes Lächeln von den Purpurlippen zu erhaschen! Er duldet Qualen der Eifersucht — ich weiß es, aber er ist an diesen Leiden selbst schuld.“

„Spanne mich nicht auf die Folter der Neugierde, Selling! Ich kann mich im Nothfall für das zügellosesste Laster oder für die unnatürlichste Jugend erwärmen, aber mein wohlkonservirtes Herz erstarrt zum Eiszapfen, wenn es nur Bruchtheile von einer unglücklichen Liebe erfährt.“

„Deine Havanna scheint diese Erfrierungsmethode zu theilen, denn ihr Feuer ist erloschen, setze sie in Brand; ich will die Pause benutzen, Dir in Kürze das Erwähnenswertheste mitzutheilen. Komm' in die Mitte des Platzes, dort sind wir ungestörter. Doch ehe wir quer durch die Bahn gehen, betrachte Dir einmal Melitta genauer.“

„Ich fecire sie ja mit meinen Augen! Ah! sie ist bezaubernd, ihre Schönheit berauschend! Der vollerblühten Theerose gleicht sie. Dies Füßchen! — Die kleine Hand! Diese Grazie! Die Augen! Ich bitte Dich, gehen wir, sonst schmelze ich zur unrechten Zeit.“

Walden und Selling gehen über die Bahn und treten neben die Tribüne am Sattelplatze, die jetzt auch Morelli, der Reiter der „Gerda“, bestieg.

Morelli ist ein auffallend schöner Mann, Creole von Geburt, eigentlich Mestize. Seine schwarzen, mandelförmigen Augen glühen vor Zorn und Erregung und sind von tiefdunkeln Rändern umschattet. Hoch, schlank wie eine Pinie gewachsen, wiegt er seine ebenmäßig schöne Figur in den Hüften. Sein Blick sucht und findet Melitta, die soeben dem Herzog von C. ein Miniatur-Bouget in das Knopfloch befestigt. Morelli beißt sich auf die bleichen Lippen und wendet sich mit halblautem Fluche zur Seite.

Digitized by Google

„Es ist ein verteufeltes Gefühl, eifersüchtig zu sein! Sie vergilt mir meine Untreue in Venedig. Ach! Weib, Melitta, wie wahnsinnig liebe ich Dich noch!"

Aber der Starter giebt das Zeichen; das Geplauder auf den Tribünen hört auf, die Champagner-Pfropfen knallen nicht mehr. Man steigt auf Stühle, Bänke, auf das Verdeck der Wagen; das neue Rennen beginnt.

„Du siehst, ich bin ganz Geduld, ganz Lämmchen, Selling! Aber nun lasse Dich erweichen und schieße los mit Deiner Erzählung!"

„Nun gut! Melitta entstammt der gräflichen Familie L. zu Paris und ihre Geburt kostete der schönen Mutter das Leben. Erzogen im Kloster, trat die junge Komtesse unter dem Schutze einer Duenna und des Vaters im fünfzehnten Jahre in die Welt. Der Graf hatte hohe Pläne mit der wunderbar schönen Tochter, aber Melitta durchkreuzte sie alle, verschmähte einen Herzogshut, sandte einen geheimnißvollen, millionenreichen Brasilianer in seine Heimat zurück und gab mit unendlicher Grazie einem russischen Fürsten den Laufpaß! Doch endlich schlug auch ihre Stunde. Lord M..... wurde bei Graf L. eingeführt, ein auffallend schöner, jedoch eiskalter Britte. Weiberherzen sind unergründlich! Was dem espritvollen Franzosen, dem heißblütigen Brasilianer nicht geglückt, Melittens Herz zu rühren, gelang dem faden Sohne Albions. Die junge Komtesse fiel durch eigene Schwäche und verließ das Haus ihrer Ahnen bei Nacht und Nebel. Wer kann die Capricen, dies Unberechenbare eines Weiberherzens ergründen? Entweder sie sind eitel Moudschein und Blumenduft und sterben an zurückgetretener Liebe — oder sie sind Satanellas, verführerische Enkelinnen von Teufels Großmama und machen aus uns armen Repräsentanten des sogenannten starken Geschlechts Gliederpuppen, die sie an dem rosenfarbenen Bändchen, ‚Liebe' genannt, so lange zerren und ziehen — bis es reißt und ihnen oder uns die Geduld ausgeht!"

„Auch die meine untergräbst Du heimtückisch, mein Lieber! Melittas, der Bouquetière Roman wolltest Du erzählen und hältst mir eine Demonstration über das Dämonische und Nicht-Dämonische der Weiber."

„Ganz recht! Aber unterbrich mich nicht immer — ich verliere sonst den Faden! Ich gehe zur Sache über! Lord M..... führte die goldblonde, kaum erblühte Komtesse erst nach London und gleich darauf auf seine Besitzung nach Devonshire. Nur zu bald wurde Melitta gewahr, daß der kalte Engländer nicht ein Atom von wärmerem Gefühl für sie hege; auch erklärte Lord M..... ihr ohne Zögern, daß er niemals die Absicht hege, zu heiraten; und als sie ihm eines Tages in London, wo beide die Oper besucht hatten, eine Scene machte, überließ er sie ohne Mittel, ohne Schutz, ohne Abschied sich selbst und dem Elend!"

„Ach, eine solche Schönheit?! Kaum glaublich!"

Digitized by Google

„Er that es! Ich weiß die Geschichte aus dem Munde der reizenden Frau selbst. Nicht einmal die ziemlich große Rechnung im Hôtel bezahlte der Lord — eines Gentleman höchst unwürdig. Melitta verkaufte die Pretiosen, die sie für den Aufenthalt in London angelegt und bezog ein Mansardenstübchen eines Hôtel Garni in der City. ‚Wohin jetzt? Was thun? Wovon existiren?' Diese Fragen durchschwirrten ihr kleines Köpfchen wie Fledermäuse. Nach Hause schreiben? An Papa? Eher sterben!! Hätte auch wenig gefruchtet! Sie kannte den Grafen und wußte, daß er den Makel, den sie durch ihre Flucht auf die adelsstolze Familie gebracht, niemals verzeihen würde.

Zum Arbeiten taugten die kleinen, zarten Händchen nicht; sie hatte auch nichts gelernt. Lebt doch die echte Pariserin nur dem Vergnügen und ihrer chicvollen Toilette! Was beginnen? Die kleine Summe schmolz mehr und mehr bei dem Grübeln, und eines Morgens befand sich Melitta vis-à-vis de rien!! Die kalt-höfliche Herrin von ‚Ritcherthouse' ersuchte die junge Dame, sich ein anderes Logis zu nehmen und am Abend saß die Komtesse, in Seide und Spitzen gekleidet — ohne Obdach auf der Promenade.

Ich sehe es Dir an, Walden, wie leid es Dir thut, damals nicht zu rechter Zeit in London und an der Bouquetière Seite gesessen zu haben. Du willst reden? Nichts da, lieber Freund, ertrage nun geduldig die Sündflut meiner Worte.

Es ist gleich, wie in der thauwarmen Sommernacht Morelli die junge Komtesse gefunden. Das Alltagsleben schafft von Stunde zu Stunde wunderbarere Romane, als sie das Gehirn des besten Dichters selbst mit der größten Mühe hervorzubringen vermag. Morelli, damals im Londoner Rennen als Sieger des Derby-Preises gefeiert, nahm Melitta mit sich nach Venedig, und seine Liebe zu dem schönen Geschöpfe dokumentirte sich in einer Trauung, die in aller Stille in der Kirche de Loretto stattfand. Auch ich befand mich damals in Venedig und hörte am Tage nach der Hochzeit das seltsame Märchen.

Melitta erschien nur wenig in der Gesellschaft und die Lebewelt wußte Morelli wenig Dank, daß er dies Juwel an Schönheit nur im eigenen Heim glänzen ließ, an seinem Scheine sich sonnend.

Die Geburt eines todten Knaben brachte aber eine Mißstimmung bei dem jungen Paare hervor, denn Lios war eitel und wünschte sich einen Erben seines Namens. Er erkaltete gegen sein junges Weib und knüpfte öffentlich mit der Ballerina Claudine ein Verhältniß an, sich an die grenzenlose Verzweiflung der Gattin und den Unwillen der öffentlichen Meinung nicht kehrend. Nicht das zärtlichste Schmeicheln, nicht die liebevollste Hingabe führte ihn in Melittas Arme zurück und von dem Satan von einer Italienerin fort, und an einem Frühlingsmorgen fand Morelli sein Heim leer, als er nach wüst verlebter Nacht zurückkam. Sein Weib war davon gegangen — und als bei ihm, wie bei allen exzentrischen Menschen, aus der kalten Asche neue, glühende Lohe emporschlug, war es zu spät.

Digitized by Google

Melitta war ohne Abschied verschwunden. Morelli ließ den Teufel von Claudine und jagte durch alle Großstädte den Spuren der Verlorenen nach. Das sind jetzt drei Jahre. Wo die Kleine seitdem gesteckt, habe ich nicht in Erfahrung gebracht, da ich sie heute nur ganz flüchtig sprach. Sie ist reizender als je, gefällt mir beinahe noch besser als in Venedig! Aber sie ist spröde und kalt wie ein Eiszapfen, ein ‚Bild ohne Gnade'!

Ich sah sie in ihrem hellblauen und rosa Seidenkostüm, das blaue Jou-Jou-Hütchen graziös auf die goldenen Löckchen gedrückt, in ihrer Equipage zurückgelehnt, heute hier erscheinen. Ich sah den ersten kalten Blick, den sie auf ihren Gatten warf, der in freudigem Schreck, in hohem Entzücken ihr entgegenstürzte. Sie maß ihn mit den großen, glänzenden Augen und erwiderte auf seine feurigen Worte der Liebe, sich zum Präsidenten des Rennklubs wendend:

‚Darf ich bitten, mir den Kavalier vorzustellen? Ich kenne ihn nicht!'

Wie ein Blitz flog's über die Züge des Creolen. Er biß sich die Lippen blutig. Und die Wirkung hast Du beim ersten Rennen zu beobachten Gelegenheit gefunden!" —

„Ich bin Dir doppelt dankbar, Freund Walden, denn Du hast mir durch Deine Erzählung Hals und Kragen gerettet, die ich in einem Duell mit Morelli ohne Frage eingebüßt hätte. Jedenfalls würde ich mir tüchtig die Finger verbrannt haben oder an der Unverdaulichkeit einer unglücklichen Liebe gestorben sein! Jetzt bin ich gefeit!"

„Für den Augenblick wohl, Schmetterling. — Doch sieh'! das Rennen beginnt aufs neue und Morelli ist der Erste!"

Der Creole sitzt wie ein Adonis im Sattel. Alle Chancen sind von vornherein für seine „Gerda", die Siegerin im französischen Derby. Alles wettet wie toll auf sie, und wenn man schüchtern den englischen, für den grand prix sozusagen aufgepäppelten Favorit „Esquire" nennt, begegnet man einem verächtlichen Achselzucken. Selbst der Engländer, der ihn reitet, Lord Holcamp, machte sich keine Illusion über seine Aussichten.

Morelli jagt über die Bahn wie die Windsbraut und seine Augen suchen Melitta. Die Bouquetière steht abgewendet, anscheinend im tiefen Gespräche mit Fürst L..., einem schönen Ulanen-Rittmeister. Endlich sieht sie auf und ihr Blick begegnet dem ihres Gatten; sie lächelt verächtlich. Der Creole spornt „Gerda" an, daß sie sich hoch aufbäumt und weiterfliegt.

Furchtbares Geschrei erhebt sich, in welchem man nur die Namen „Morelli" und „Gerda" unterscheidet — plötzlich ein unartikulirter Schrei — — dann entsetzensvolle Stille! — Walden hat recht prophezeit; „Gerda" ist gestürzt, ihren Reiter, der sich das Genick gebrochen, unter sich begrabend.

Melitta, die Bouquetière, erbleicht und schwankt einen Augenblick — einen einzigen raschen Moment — sie faßt sich aber bald und zuckt die Achseln, ihre Konversation mit dem Fürsten fortsetzend!

Digitized by Google

Eine moderne Gemäldeanthologie.

Von A. S—o.

Unter den wenigen Privatgalerien, welche Wien zur Zeit zählt, ist die „Galerie Lobmeyer", die im Wiener Künstlerhause derzeit zu sehen ist, in jeder Hinsicht die weitaus interessanteste. Mit Geist, Geschmack und feinem Kennersinn zusammengestellt, bietet dieselbe wahre Perlen vergangenen und zeitgenössischen künstlerischen Schaffens. Wir haben ihren Besitzer schon anläßlich der Jubiläumsausstellung im österreichischen Museum als einen von Wiens ersten Kunstindustriellen kennen gelernt. Und wäre dies nicht der Fall, so würde diese Sammlung laut genug dafür sprechen, daß der Mann, dem sie ihr Entstehen verdankt, für die Kunst ein offenes Herz und Auge besitze.

Die ältesten Stücke derselben reichen bis ins 17. Jahrhundert zurück. Da sind die Namen Bronwer, Brackenburg, Craesbecke, Bynants, Cuip, A. van de Neer, Everdingen, C. Poelenburg und Claude Lorrain, eine kleine, aber auserlesene Schaar niederländischer Meister. Die Mondscheinlandschaft van de Neers zeigt das warme Tongefühl dieses Künstlers in seiner ganzen Eigenart. In Brackenburgs Wirthsstube spiegelt sich das aus Bronwers und Tenniers Bildern bekannte Element des flämischen Bauers und um Claude Lorrains Flucht nach Aegypten — ein Bild, wie wenige seinesgleichen geeignet, die majestätische Eigenart der historischen Landschaft zu zeigen — dürfte Lobmeyers Galerie vielfach beneidet sein.

Wenige von unseren zeitgenössischen Meistern haben sich hier noch kein Plätzchen erobert. Einige von ihnen wird man freilich ungern vermissen. Sie könnten sicherlich den Glanz des Ensembles noch vielmals erhöhen. Dafür freut es uns andererseits, daß Künstler, wie Pettenkofen, numerisch so bedeutend vertreten sind, daß man bei genauerem Eingehen interessante Einblicke in ihre Schaffensmethode gewinnt.

Anknüpfend an niederländische Traditionen, sehen wir Markos mythologische Landschaften, eine Winterlandschaft mit herrlicher Luftperspektive von Remi van Haanen in Hobbemas Geleisen. Ein Sprung weiter in der Zeit führt uns zu Waldmüller, der mit einer sizilianischen Landschaft vertreten ist. Mehrere Gemälde rühren von Gauermanns und Danhausers Meisterhand her. Man sieht fast überall gleichsam den Maler im Bilde. Sehr in die Augen springen Spitzweg, des Mondscheinhumoristen köstliche Genrebildchen mit ihrer Bürgergarden- und Musikantenstaffage. Ein Stimmungskünstler wie Calame, darf natürlich nicht fehlen, und Herr Lobmeyer hat von ihm für seine Sammlung eine Schweizerstudie von herrlichem Tonzauber erworben. Unter den Vollblutkoloristen dominiren Munkacsy und Makart. Makart mit einer kleinen Farbenorgie, darin der etwas verzeichnete Prachtleib der Nymphe, doch verkündet jeder Zug in

Digitized by Google

diesem Gemälde triumphirend den Namen des Meisters. Munkacsy mit seinen drei Hauptwerken: „Christus vor Pilatus", „Milton" und „Mozart" — derselbe Mozart, von den schwermüthigen Klängen der eigenen Muse verklärt. Manches, dem glücklichen Augenblick Entrungene ist namentlich in dieser Skizze festgehalten, das sie uns fast noch lieber macht, als dasselbe Original. Auch Oswald Achenbach feiert mit vier Bildern seine Triumphe. Bei ihm ist es stets der Zauber der atmosphärischen Beleuchtung, eine ins Gold der sinkenden Sonne getauchte Abendstimmung oder die in die Nacht hereindämmernde Tageshelle mit ihren magischen Stimmungsreflexen. Daß Aigner nicht mit Unrecht ein geistvoll beobachtender Augenmaler geheißen wurde, beweist ein Studienkopf, im Kolorit glatt und äußerst harmonisch, ganz mit dem alten Künstlermuthe Aigners gemalt. Mehreren antikisirenden Kanons kann man nicht das Prädikat meisterhaft verweigern. Eine Perle der Sammlung ist Vautiers „Mädchen im Walde", eine Idylle von dichterischer Feinheit, die immer wieder anzieht, so oft man das Bild auch betrachtet. Ein lyrischer Ton geht durch dasselbe, wie durch viele Gemälde Vautiers. Um von dem Zauber, der darüber ausgegossen, einen Begriff zu erhalten, muß man es sehen. Nichts gemachtes, nichts erkünsteltes! Dieses am Waldesrande sitzende kleine Mädchen ist voll lebensfrischer Anmuth, in ihrem überschatteten, unschuldig sinnlichen Gesichtchen träumt ein so reicher Zukunftsroman, daß sie, trotz ihrer ärmlichen Hülle, einer jungen Königin gleichsieht. Der Gott der Jugend hat sie auf die Stirn geküßt. Dabei ist die ganze Figur mit rafaelischer Feinheit gezeichnet und in der Ausführung des Details von liebevollstem Fleiße. Ein landschaftliches Kabinettstück von feinstem Stimmungscharakter ist die Praterstudie von Darnaut. In zwei sehr gefälligen Genrebildern bezeichnet Seitz, der ja mit seinem trefflichen Landsmann Simm in vieler Hinsicht auf einer Stufe steht, seine eigenste Weise. Ein Compagniebildchen von Lichtenfels-Eisenmenger, die Villa Angiolina mit ihrer Durchlaucht Kronprinzessin-Wittwe Stefanie als Spaziergängerin, gehört zu den Zierden der Sammlung. Nicht minder gilt dies von Kurzbauers Kartenaufschlägerin, einer Komposition von entzückender Wahrheit. Eine glückliche zufriedene Stimmung ist über das Ganze ausgebreitet. Sie spricht aus jeder dieser Physiognomien, von denen uns überdies jede einzelne ein anderes erzählt, die an den Ofen gelehnte Maid mit ihren schwarzen Tollkirschenaugen, das blauaugige Blondchen und das uns im Profil zugewandte Schelmengesicht, — dessen Besitzerin ein kleines, lustiges Baby auf ihrem Schoße wiegt. Unter den Aquarellisten hat Rudolf Alt ein Zimmer für sich okkupirt. Das Schönste aber haben Passini und Fischer beigestellt. Passini ein Bildchen von unaussprechlichem Reiz: „Mädchen am Brunnen". Wenn man dieses Kolorit, dieses Spiel der Lichter entzückend nennt, läßt man ihm noch kaum sein Recht widerfahren. Und L. H. Fischer ist mit einer seiner Waldlandschaften „Partie bei Melk" erschienen, welche wahrhaft die Radirnadel heraus-

Digitized by Google

fordert. Vor allem aber möchte man den Künstler um die Stimmung beneiden, in der das niedliche Kunstwerk entstanden. Es thut uns nur leid, daß die Sammlung noch eine Fülle dessen enthält, das wir hier nicht eingehend würdigen konnten. So wäre über Rottmann, Isabey, Jütz, Troyon, Piloty, Blaas, L'Allemand, Schindler, Zetsche, Vita und andere Künstler noch manches Schöne zu sagen gewesen. Herr Lobmeyer macht noch fortwährend neue Ankäufe und daher ist auch das letzte Wort über diese schon heute hochbedeutende Gemäldesammlung noch lange nicht gesprochen.

„Punch."

Es giebt keine satirische Zeitung in Europa, die auch nur im entferntesten mit dem Londoner „Punch" in eine Reihe zu stellen wäre. Er ist in einem solchen Grade frisch, frei und anzüglich, daß Ausländer, welche von ihren heimischen Ideen hinsichtlich des schuldigen Respekts vor der Obrigkeit durchdrungen sind, oft aufs höchste davon frappirt werden. Vergleichen wir den „Punch" mit irgend welchen Witzblättern in Berlin, Paris, Wien oder Rom! Es mag in den kontinentalen Publikationen ein reicheres humoristisches Material zu finden sein, aber von dem Humor des „Punch" kann man wie von dem Sheridans sagen, daß er „ne'er carries a heart-stain away on its blade". Dies ist etwas, worauf die Engländer mit Recht stolz sein dürfen, weil die Humoristische Presse überall das beste Merkmal für den Geschmack und die Sinnesart des Publikums bildet. Der „Punch" ist ein durchweg englisches Erzeugniß. Er hat z. B. wenig oder nichts gemein mit den humoristischen Zeitschriften von Paris. Er ignorirt absichtlich jene ganze Richtung, welcher die französischen Satiriker ein Drittel ihres Materials verdanken. Geschichten von durchgebrannten Ehemännern und treulosen Eheweibern sind widerwärtige Themata, von denen sich der „Punch" völlig fern hält. Kurz, der „Punch" ist ein Blatt für die Familie, das selbst die jüngsten Familienmitglieder lesen dürfen, und wie viele junge Engländer mögen ihre ersten politischen Ideen aus seinen Spalten geschöpft haben! Denn der „Punch" genießt einen Vortheil, der den kontinentalen Zeitungen gewöhnlich versagt ist: er hat unbeschränkte Freiheit der politischen Satire in Wort und Bild. In der Politik hat der „Punch" schon oft einen stärkeren Einfluß ausgeübt, als man im allgemeinen annimmt. Ein jeder, dem es darum zu thun ist, die englische und vor allem die Londoner Gesellschaft zu studiren, kann nichts besseres thun, als einige der letzten Bände dieser Zeitschrift zu durchblättern. Er wird darin eine vollkommene Offenbarung der englischen Sitten finden, und es dürfte schwerlich eine reichhaltigere Quelle der Belehrung in dieser Hinsicht anzutreffen sein. Hierzu ist jedoch eine genaue Kenntniß des Londoner slang, d. h. sämmtlicher Londonismen erforderlich. Die gesammelten Bände

Digitized by Google

enthalten die genauesten Informationen über Punkte, welche in den Werken ernsten Charakters und selbst in der Romanliteratur nicht ein Mal erwähnt werden. Bis ins kleinste Detail giebt der „Punch“ ein Bild des sozialen Lebens mit all' den Sonderbarkeiten einer Nation, bei welcher das Sonderbare in seltsamer Art mit dem Konventionellen verquickt ist. Seit dem Tode des Humoristen Mark Lemon und des Karikaturisten Leech, welche das Blatt gegründet haben, steht „Punch“ vielleicht nicht mehr ganz so hoch wie früher, ist aber trotzdem seinen zahlreichen Konkurrenten, wie „Fun“, „Judy“, „Moonshine“ in London, „Sphinx“ in Manchester, „Free Lance“ in Liverpool ꝛc. bedeutend überlegen. Dr. A. B.

Das Jubiläum der Luftschiffahrt.

Von Heinrich Becker.

Am 27. September 1788 stieg der französische Luftschiffer Jean Pierre Blanchard, nachdem er zu Paris seine Versuche gemacht, in Berlin zum ersten Mal empor. Vor dem Brandenburger Thor, da wo das neue Gebäude für den Reichstag gebaut wird, hatte Blanchard sich erhoben. Bei ca. 940 Meter Höhe ließ er an einem Fallschirm einen Korb mit zwei Hunden herab, welche unten wohl ankamen. Er selber stieg bis ca. 1800 Meter; bei dem Dorfe Buchholz kam auch er wieder heil herab. Am Abend wurde er im Theater mit Jubel begrüßt, von der königlichen Familie aufs höchste ausgezeichnet.

Seit jener Zeit hat die Luftschiffahrt nach der Weite, wie nach der Höhe sich ausgedehnt. Die Militär-Luftschiffer zu Berlin fuhren im August 1887 mit der „Barbara“ in 5 Stunden bis zum Frischen Haff 150 Kilometer weit. Die Franzosen Jovis und Mallet kamen am 13. August 1887 von Paris nach Preux in Belgien in 4 Stunden 375 Kilometer weit. Der Italiener Capazza flog im Frühjahr 1887 von Corsica nach Marseille über das Mittelmeer 300—375 Kilometer weit. Jetzt wird von dem Amerikaner Keety selbst eine Fahrt von Philadelphia über den Ozean geplant.

Blanchard kam nur 1800 Meter hoch. Im Jahre 1850 hat Barral 6300 Meter erreicht; Jovis und Mallet kamen im Jahre 1887 bis zu 7000 Meter; die drei Pariser Luftschiffer Tissandier, Sivel und Croce-Spinelli im Jahre 1875 bis zu 8500 Meter; die Engländer Glaisher und Coxwell bis zu 10,000 Meter. Bei alle diesen Aufstiegen gewahrte man aber eine zunehmende Kälte, welche das Weiterfahren erschwerte.

Die Alpen-Warten auf dem Gotthard: Säntis, Sonnblick und Obir meldeten im Januar und Februar 1887 und 1888 eine Kälte von 20—30° C., der Sonnblick (3000 Meter hoch) im Mai noch 12°, im Juni noch 4—6° Kälte; erst von Mitte Juli bis Mitte August stieg das Quecksilber über den Gefrierpunkt. Der Luftschiffer

Digitized by Google

Flammarion kam am 15. Juli 1868 bei 2400 Meter schon an den Nullpunkt; Welsh erreichte diesen am 17. August 1852 bei 3500 Meter. Fonvielle kam am 4. Juli 1875 bei 3450 Meter durch Eisgewölk; Glaisher passirte solches am 26. Juni 1863 bei 3300 bis 4000 Meter; Barral am 27. Juli bei 4500—6300 Meter.

Jovis und Mallet stiegen am 13. August 1887 von Paris in die Höhe. Sie kamen in eine W.- und eine NO.-Strömung, wie an Wärme und Kälte ersichtlich war. Es waren bei 4800 Meter Höhe — 2° C., bei 6000 Meter dagegen + 3°, bei 7000 Meter wieder — 3°. Bei dem Abstieg kamen sie mit 6000 Meter durch Eiswolken; die „Horla" war ganz mit Reif bedeckt; das Gewölk wurde so dicht, daß sie ihre Stimmen nicht mehr vernahmen. Bei 6600 Meter war Mallet ohnmächtig geworden; mit Mühe ward er zum Leben gebracht.

Tissandier, Sivel und Croce-Spinelli stiegen am 15. April 1875 empor. Sie erreichten 8500 Meter, die Kälte war — 10° C. Alle drei wurden der Reihe nach ohnmächtig, Tissandier zuerst, Spinelli zuletzt. Verzweifelnd griff Spinelli nach dem Ventil, um den Ballon herab zu lassen. Die Finger versagten den Dienst; er packte das Seil mit den Zähnen, öffnete die Klappe, dann sank auch er zusammen. Rasch sank der Ballon; vom scharfen Luftzug erwachte Tissandier; er kam lebend unten an, indeß die Gefährten das Leben büßten.

Die Herren hatten nach dem Plan von Paul Bert (dem berühmten Naturforscher, der vor zwei Jahren als Gouverneur von Tonkin starb) ihre Fahrt begonnen. A. v. Humboldt, die Brüder Schlagintweit u. a. ausgezeichnete Bergsteiger hatten beobachtet, daß bei 6—7000 Meter das Blut aus Mund und Nase entströmte. Man schrieb dies der dünneren Luft in der Höhe zu, welche die im Körper befindliche schwerere nicht nieder zu halten vermöchte. Paul Bert fand die Erklärung in dem Sauerstoff, der in der Höhe fehle. Die Luftschiffer nahmen deßhalb bei einer ersten Fahrt im März 1874 einen Ballon mit 70 Liter Sauerstoff und 30 Liter Stickstoff in das Schiff. Von dieser Luft athmeten sie ein und kamen glücklich herunter. Bei der Fahrt am 15. April 1875 nahmen sie drei Ballons von je 65 Liter Sauerstoff und 35 Liter Stickstoff mit. Sie kamen bei 8000 Meter in eine Region von 8—10° Kälte. Sie konnten weder die Ballons öffnen, noch das Ventil, welches den Luftball sinken macht. Ihre Hände waren kraftlos geworden, einestheils vor Kälte, anderntheils wegen Mangel an dem Luftdruck, der nöthig ist, um die losen Glieder unserer Finger zusammen zu halten. Spinelli konnte deßhalb nur mit der Kinnlade, die von stärkeren Bändern gehalten wird, das rettende Seil noch erfassen.

Der Sauerstoff — der fünfmal schwerer als Stickstoff und fünfzehnmal schwerer als Wasserstoff ist — sinkt mit jedem Gewitter zu Boden. Die obere Luft entbehrt deßhalb dieses Haupttheiles

Digitized by Google

von unserer Lebensluft. Das Einathmen desselben genügt aber nur für die Erhaltung der Lunge, des Lebens, nicht für die Spannung der Glieder. Der Mensch müßte — wie die Meertaucher — unter eine Glocke gesetzt werden, wenn er in 8000 Meter Höhe noch hantiren wollte. Ohne Hände ist aber jede Fahrt, jedes Steuern unmöglich, der ganze Aufstieg vergeblich. Es erweist sich also, daß in einer Höhe, die den höchsten Bergen der Erde gleich kommt, nicht bloß dem menschlichen Fuß, sondern auch den Flügeln, die der Mensch sich ansetzt, eine Grenze gesteckt ist. Nur die Ueberirdischen dürfen den endlosen Aether durchfliegen.

Kippsachen.

Die bis jetzt bekannten größten Blüten sind die der Victoria regia und der Rafflesia Arnoldi. Die ersteren sind bei der weiten Sichtbarkeit ihrer zahlreichen großen hellrosa Blätter und durch den angenehmen Geruch, den sie ringsumher verbreiten, dafür eingerichtet, größere Insekten zur Bewerkstelligung der Blumenstaubübertragung anzulocken, während die zweiten durch ihre schmutzig-braunen Blütenblätter und durch den fauligen Geruch, den sie aushauchen, Aasfliegen und Mistkäfer als Bestäuber herbeiziehen. Nun hat vor kurzem Ed. Beccari auf Sumatra eine neue Aroidee entdeckt, die von ihm Conophallus Titanum genannt wurde, und die aasliebende Thiere anlockt und von ungeheurer Größe ist. Die Ausbreitung der Blumenkrone hat einen Durchmesser von 83 Centimeter, der nackte Theil der Blütenstandachse hat die erstaunliche Länge von 1 Meter 75 Centimeter. Die Farbe der Blumenkrone ist ein bräunliches Purpurroth, der Blütenstandachse ein schmutziges Gelb, wie es bei Blüten, die aasliebende Thiere anlocken, gewöhnlich der Fall ist. Die Knolle dieser neuen Aroidee, von der Beccari zuerst nur ein Fruchtexemplar auffand, hatte einen Umfang von 1 Meter 40 Centimeter, so daß zwei Männer dieselbe tragen mußten, während das einzige Blatt einen $3^1/_2$ Meter langen Stiel mit 90 Centimeter Umfang an der Basis besaß. Der Blattstiel war glatt, grün gefärbt, und dicht mit fast kreisrunden, weißlichen Flecken besetzt. Die drei Aeste, in welche der Blattstiel sich in seinem obern Ende theilte, hatten die Stärke eines menschlichen Oberschenkels und theilten sich noch mehrmals, zusammen eine Spreite von 3 Meter 10 Centimeter Länge bildend, so daß das ganze Blatt eine Fläche von 15 Meter Umfang deckte. Der Schaft des Fruchtexemplars hatte die Stärke des Blattstiels, der fruchttragende, 50 Centimeter lange und 75 Centimeter im Umfange messende Theil war dicht mit olivenförmigen Früchten von rother Farbe besetzt.

Die von Beccari nach Italien gesandten Samen gingen in den Gewächshäusern der Villa di Sesto zu Florenz auf und entwickelten gut wachsende Pflanzen. Die zugleich mitgeschickten Knollen gaben jedoch wenig Hoffnung, daß sie ausschlagen würden.

Die Erziehung der Seidenraupen. Mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt hängt der Chinese an seinen Seidenraupen und trifft die umfassendsten Vorkehrungen, um deren Wachsthum nicht zu hindern oder zu stören. Unter den Vorsichtsmaßregeln bei der Erziehung der Seidenraupen findet sich z. B. folgende Stelle: „In dem Zimmer, in welchem die Seidenraupen gefüttert werden, darf nichts vorhanden sein, was übel riechende Ausdünstungen verbreitet. Die Seidenraupe ist ein himmlisches Insekt, in dessen Natur die Liebe zur Reinlichkeit liegt, und kaum weht sie ein übler Geruch an, so wird der gesunde, grünlich-weiße Wurm augenblicklich gelb, hört auf zu fressen und ist am zweiten oder dritten Tage todt. — In dem Hause, in welchem Seidenraupen aufgezogen werden, muß man dieselbe Vorsicht beobachten, als befände sich ein pockenkrankes Kind in demselben. An der Pforte ist irgend ein Zeichen oder eine Inschrift anzubringen, damit keine fremden Personen eintreten; denn kommt ein frem-

Digitized by Google

der Mensch in das Zimmer, oder wird an der Thür ein Geschrei vernommen, so gerathen die Raupen augenblicklich in sichtbare Unruhe, hören auf zu fressen und fangen an zu kriechen."

Aus diesem Grunde werden im Süden Chinas mit dem 10. April, der Zeit der Einspinnung der besten Raupenart in jener Gegend, alle Rechtshändel abgebrochen und selbst solchen Personen, welche Dienst suchen, wird nach dieser Zeit der Aufenthalt in den Dörfern nicht gestattet, aus Besorgniß, es möchte der Seidenkultur daraus Nachtheil erwachsen. Man berechnet, daß eine Raupenmenge, welche gleich nach dem Auskriechen 1 Tschin (etwa 6 Gramm) wiegt, während ihrer ganzen Lebensdauer 160 Gin (circa 100 Kilogramm) Blätter verzehrt. Ebenso wird angegeben, daß eine Raupenmenge, welche nach der zweiten Häutung 500 Gramm wiegt, in der Folge 4 bis 5 Kilogramm Cocons liefert. Vollwichtige, gereinigte Cocons geben ein Achtel ihres Gewichtes an Seide. Wer so viel Raupen erzieht, daß sie in ihrer dritten Lebensperiode 10 Tschin (60 Gramm) wiegen, der kann später 10 Gin (etwa 7 Kilogr.) Seide gewinnen, d. h. eine Quantität, die für den Unterhalt einer aus mindestens 10 Individuen bestehenden Familie in China vollkommen ausreicht.

Gebet eines Apothekers. Auf der Apothekerversammlung zu Richmond (Ost-Virginien) im Jahre 1882 wurde ein alter Druck nebst Bild vorgelegt, der viel Spaß und Neckerei veranlaßte. Ein vor einem Stuhle knieender, ausgemergelter Apotheker spricht folgendes Gebet:

„O mächtiger Aesculapius, höre auf einen vom Mißgeschick niedergebeugten Mann; sende, ich flehe Dich an, so ein paar Gichtchen und hartnäckige Katarrhe hernieder, oder Dein demüthiger Verehrer muß sein Geschäft schließen. Und sollte es Dir belieben, auch einige Krämpfe- und Fieberanfälle hinzuzufügen, so würde dies für Deinen elenden Diener eine sehr große Hilfe sein; denn, bei meiner Apothekerehre, ich habe seit zwei Monaten die Musik eines Mörsers nicht gehört!

„Nimm auch Bedacht, ich beschwöre Dich, auf die betrübte Lage meines Nachbars Krepp, des Leichenbestatters, der unter dem Mangel meiner Praxis schwer leidet und durch den kläglichen Stillstand meines Geschäfts manches Geschäftchen einbüßt. Stärke ihn, auf daß er sein Mißgeschick mit Philosophie ertrage und mit neuer Hoffnung dem Klange der Glocken entgegensehe!

„Höre mein Flehen und schlage mit Leiden alle, die mein Gewerbe nicht ermuthigen wollen, und vernichte alle ihre böswilligen Erfindungen, z. B. die verflixten, frisch erfundenen wasserdichten Unterröcke; möchten alle solche Gewänder den Ratten zum Raube fallen. Schütte den Balsam von Gilead aus über die Armenpfleger des Dorfes und auf alle Freunde Galeas!

„Möchte es Dir doch belieben, einen mitleidigen Blick in mein Verzeichniß schlechter Kunden zu werfen und meiner Nebenmenschen Gebrechlichkeiten zu steigern; füge einige Zusatzknipfe zu des Pastors Gicht und unseres würdigen Vicars Rheumatismus. Vor allem aber bitte ich Dich, unsere gnädige Gutsfrau unter Deine besondere Fürsorge zu nehmen, denn sollte das erwartete Kind ein Knabe sein, und ich etwas dazu beitragen, daß der junge Gentleman glücklich das Licht der Welt erblickt, so könnte mir das ein schönes Stück Geld einbringen!"

Salon-Büchertisch.

Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwickelung, Zweck und Bedeutung derselben für die Bühne. Literarhistorisch-kritische Studien von Gustav Adolf Erdmann. Wittenberg, R. Herrosé. 1888.

Das Werk führt die ganze dramatische Literatur, soweit sie sich mit der Person des Reformators in eingehender Weise beschäftigt, von ihren ersten Anfängen bis zu den Erscheinungen der Gegenwart auf Grund eigener genauer Quellenforschungen des Autors dem interessirten Publikum in historisch-kritischer Weise vor und giebt ein klares Bild über die Entwickelung und zugleich auch über den künstlerischen Werth der heute so vielfach unrichtig beurtheilten Lutherfestspiele der Gegenwart und deren Bedeutung für die deutsche Bühne.

Digitized by Google

Ueberseeische Reisen. Von Amand Goegg. Zürich, J. Schabelitz. 1888.

Den Inhalt dieses Buches bilden Reiseberichte, welche während des langjährigen wiederholten Aufenthaltes des Verfassers jenseits des Ozeans im Hamburger „Fremdenblatt" und in der „Frankfurter Zeitung" erschienen sind und zwar Reisen: Ueber Nordamerika nach Australien. 1) Vereinigte Staaten von Nordamerika; 2) Australien; Südamerika: 1) Argentinien; 2) Uruguay; 3) Brasilien. Nordamerika: 1) Texas; 2) Mexiko; also ein sehr umfangreiches Ländergebiet zum Gegenstand haben. Ohne vorläufig im einzelnen auf diese sehr interessanten Schilderungen der genannten Länder einzugehen, sei nur bemerkt, daß vorliegendes Werk im Auftrage des Verfassers, der durch schwere Krankheiten abgehalten wurde, von dessen Verleger, welcher die zerstreut gedruckten Reisebriefe chronologisch zusammenstellte, herausgegeben worden ist, und nur eine Art Vorläufer eines größeren Werkes sein soll, welches der Verfasser zu schreiben beabsichtigt, und in welchem er seine reichen, fünfzigjährigen Erlebnisse diesseits und jenseits des Ozeans im Zusammenhang zu beschreiben gedenkt.

Ph. Schweitzer, Geschichte der Skandinavischen Literatur. (Leipzig, Wilh Friedrich. Drei Bände, 15 Mark, als achter Band der „Geschichte der Weltliteratur".)

Für die Literatur keines anderen Volkes hat man zur Zeit in Deutschland ein so lebhaftes Interesse, wie für die Skandinaviens. Da wird es denn mit großer Freude begrüßt werden, daß Ph. Schweitzers Werk durch das Erscheinen des dritten Bandes zum Abschluß gelangt ist. Von einem Deutschen ist das der erste Versuch, die Geschichte der Literatur aller skandinavischen Völker von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu behandeln, und dasselbe ist für die Größe und Schwierigkeit des Unternehmens als durchaus wohlgelungen zu bezeichnen. Herr Schweitzer offenbart gründliche Kenntnisse der Dichterwerke, sowie der nordischen Beurtheiler derselben und ist befähigt gewesen, sich nach Möglichkeit ein eigenes Urtheil zu verschaffen und dasselbe doch zugleich mit dem der einheimischen Autoritäten zu vergleichen. Seine Darstellung ist ebenso klar, wie interessant und der Stiel, abgesehen von einigen undeutschen Wendungen und Ausdrücken, die sich leicht aus dem langen Aufenthalt im Auslande und der eingehenden Beschäftigung mit der Literatur desselben erklären, fließend, lebhaft und nicht ohne Schwung. Der erste Band behandelt die nordischen Literaturen von den ältesten Zeiten bis zur Reformation, der zweite die Volkslieder und die Verfasser des Reformationszeitalters, sowie des 17. und 18. Jahrhunderts, der dritte endlich die des 19. Jahrhunderts bis zu diesem Jahre, selbst Ibsens „Frau vom Meere" ist schon berücksichtigt. Ueberhaupt werden Ibsen und Björnsen sehr eingehend behandelt, was der Bedeutung der Dichter und dem Interesse des deutschen Publikums für dieselben durchaus entspricht. Natürlich wird man über Einzelheiten streiten können; so ist sicher Paulsen (der Dichter heißt nicht Poulsen) zu ungünstig beurtheilt; trotz seiner Schwächen ist er immer ein wirklicher Dichter, auch wäre dieser oder jener Name wohl noch erwähnenswerth gewesen (wie z. B. Johanne Schjörring), aber welchem die Gegenwart behandelnden Werke könnte man solche Vorwürfe nicht machen? In jedem Falle gewährt das Buch einen trefflichen Ueberblick über die Entwickelung nordischen Geisteslebens und nordischer Dichtkunst, und der Verfasser verdient den aufrichtigen Dank aller, die sich für unsere Stammesbrüder und ihr geistiges Leben interessiren.

E. Brausewetter.

Aesthetische Studien für die Frauenwelt. Von Otto v. Leixner. Vierte Auflage. Leipzig, Hermann Dürselen. 1888.

In 24 Essais, eine reiche, verschiedenartige Ideenfülle in eine edle und vornehme Sprachform kleidend, erörtert Otto v. Leixner in diesem elegant ausgestatteten und mit dem Bildniß des Verfassers geschmückten Band, fesselnd und anregend eine Reihe Themata, welche, so weit auseinander liegend sie auch sein mögen, doch alle in demselben ästhetischen und moralischen Anschauen wurzeln. Der Verfasser spricht sich in den einleitenden Worten unter anderem folgendermaßen über die Entstehung

Digitized by Google

dieser Abhandlungen aus: „Aus Liebe zu den ernsten Zielen der echtmenschlichen Erziehung, in welcher der Frau eine so große Macht gegeben ist, sind sie hervorgegangen, mögen sie etwas dazu beitragen, dieselbe Liebe in andern zu stärken und zu vermehren und mit ihr den berechtigten Idealismus in der Auffassung des Lebens und der Kunst". Daß die gebildete Frauenwelt diese schöne, ihr gewidmete Gabe eines bedeutenden, kunstsinnigen, feinkritischen Geistes dankbar aufgenommen hat, beweist die gegenwärtig vorliegende vierte Auflage der „Aesthetischen Studien". Vielleicht stimmen wir hier und da nicht ganz mit allem und jedem überein, was in so liebenswürdiger Weise und glänzender Sprachbehandlung hier dezirt wird, doch die Mehrzahl der Leserinnen wird sich sagen: „So und nicht anders muß es sein!" Vielleicht haben wir auch nicht alles und jedes hier zum ersten Mal erfahren und meinen manches schon da und dort doch ähnlich gelesen oder gehört zu haben. Doch kann man das Gute, Schöne und Geistreiche je zu oft lesen oder hören?

Bildertisch.

Aufbruch zur Jagd. Auf den Feldern und Fluren ist es längst still und kahl geworden; die Ernte ist vorüber, kein Sensenklang ertönt und kein Lerchenlied. Die Schwalbe schießt nicht mehr mit fröhlichem „Witwit" über das wogende Kornfeld. Dafür aber spinnt die Sommerspinne ihre langen silbernen Fäden über die Stoppeln und hoch aus der Luft erklingt der eigenthümliche trompetenartige Wanderton des südwärts ziehenden Kranichs. Der Wald färbt sich gelb und roth, purpurn und braun und der Herbst hält seinen Einzug mit seinen stillschönen, heiterklaren kurzen Sonnentagen Das ist eine bezaubernde Zeit voll eigenartigen Reizes. Das ist die Wonnezeit des Jägers, denn nun klingt das Hifthorn durch die Wälder, der kurze Knall der Büchse über die Stoppeln, das frohe Gebell der Meute und das Horrido und Hallali der Hetzjagd über die Fluren Auch in dem Schloßpark aus dem vorigen Jahrhundert, welchem unser erstes heutiges Bild zeigt, wird es lebendig. Man rüstet sich zur Jagd, die bei dem herrlichen Herbstwetter eine besonders fröhliche zu werden verspricht. Der blaue Himmel schaut freundlich durch das halb entlaubte Gezweig der Kastanienallee, die in den Schloßgarten führt und in den Wegen raschelt das abgefallene braune Laub unter den Hufen der brannahenden Kavallade, in welcher sich der fürstliche Jagdherr mit seinen Gästen befindet. Im Vordergrunde sind noch einige Junker an den Pferden beschäftigt, das Sattelzeug in Ordnung zu bringen, denn es wird heute einen scharfen Ritt geben und da muß alles stramm und fest sitzen. Es gilt heute dem Hirsche über die Fluren auf schnellem Rosse mit der flüchtigen Meute nachzusetzen, bis er sich ermattet und zu Tode gehetzt den ihn verfolgenden Hunden ergiebt und er von dem ihn zuerst erreichenden Reiter den Todesstoß empfängt; ein frohes Hallali verkündet dann den Jagdgenossen den Sieg des Glücklichen.

Der Fuchs vor der Falle. Das Füchslein auf unserm Bilde, eine Meisterleistung Ludwig Beckmanns, befindet sich in einem ganz eigenthümlichen Dilemma. Das todte Huhn dort an dem Zweige über dem Wasser ist jedenfalls ein leckerer Bissen, aber das Ding, das da aus dem Wasser herausschimmert, ist desto verdächtiger. Jedenfalls ist die Sache nicht geheuer, und Meister Reinele grübelt stehenbleibend darüber nach, wie er sich dieser Erscheinung gegenüber verhalten soll. Ob er nun der Verführung erliegt, sich in der Falle fängt und vom Jäger gefaßt und getödtet wird, ob er der Versuchung widersteht und dem lecker bereiteten Mahle den Rücken oder vielmehr die Ruthe zukehrt oder ob er — es ist ein Vermittelungsvorschlag — mit einem Beine in der Falle hängen bleibt und sich dieses, um sich wenigstens dreibeinig zu retten, mit Todesverachtung abbeißt, was, wie Jäger und Thierkenner versichern, schon mehrfach vorgekommen ist; diese drei Möglichkeiten zu erwägen und sich für eine zu entscheiden, müssen wir dem geneigten Salon-Leser überlassen.

Unser Schutzpatron. Im schwäbischen Dorfwirthshaus ist eine Zeitschrift mit dem Bilde Bismarcks angekommen und nun bildet der große Kanzler den Unterhaltungsstoff der Dorfpolitiker. „Sakra", sagt der Schlehbuschmüller, indem er einen herzhaften Zug aus seinem Bierkrug thut, „sakra", wie hat er sie im Reichstag

Digitized by Google

z'sammageritte, der Bismarck, in der letzte Sitzung, daß die Lappe so umherumgeflogе sind! Hei, war das eine Luft! Ich freu mi a jed'smal, wann er so loslegе thut, kann mir nicht helfe. Und recht hat er doch! Stark müffa ma sein na Außi hin, wann's au no manchen Batzen kost'n thut! Es muß ammol sein! Ich bleib dabei: er ischt a ganzer Mann!" „Hascht Recht, verflixt Recht", sagt der Michel vom Ganslaubinger Hof, „hascht Recht, wann ma ihn nit hätte, der die Wacht hält, dann wär's dem Franzose in sein'n Kopf scho längst eingefalle, bei uns einzufalle und unser schön's Ländle zu verwieschte, wie dermalen der Melac, nach dem wir jetzt den Kettenhund taufe, und von der andern Seit' der Ruff'. Ja, er ist unser Schutzpatron, unser Sankt Georg! Hol ma das Bild in dem großen Blatt, der „Illustrirte Zeitung", wo sei Kopf abgebild't ist, daß ma sich dran erlabe kann und mir gieb a Krügl!" „Recht so, recht so", meint der Schlehbuschmüller, „da woll'n ma sein Wohl trinke! Siehst, da ist er! Ist doch a ganzer Mann, bei meiner Seelen Seligkeit! Wann der seine Augenbraun zusammaziehe thut, da merkt ma's scho in dem ganzen Europa, potz Schwenzelenze! Stoß an, Ganslaubingermichel, vivat, unser Schutzpatron, hoch, hoch, hoch!" — Und der eiserne Reichskanzler auf dem Bilde? Es war, als umflog ein mildes Lächeln das wie in Erz gegossene, gewaltige Antlitz unseres Schutzpatrons!

Improvisirte Schachpartie.

Von allen Spielen lob' ich mir
Das königliche Schach.
Herr Kamerad! Wie wär's, wenn wir
Hier spielten ganz gemach?

Zwar ist in dem Quartier kein Tisch,
Doch thut's die Trommel auch.
Das Schachbrett drauf! Nun ziehet frisch,
Wie's feiner Spieler Brauch.

Dem Schach das Los des Kriegers gleicht,
Das Spiel ist wie der Krieg,
Die Wage sinkt, die Wage steigt,
Doch endlich winkt der Sieg.

Und wer schachmatt sich geben muß,
Bewahrt doch seine Ehr'.
Der Sieger war ein Pfiffikus,
Mit dem der Kampf gar schwer.

Die Kanne her! Herr Bruder, trink',
Auch hier gilt guter Zug.
Ich gebe Dir auf Deinen Wink
Revanche noch genug.

Schachgegner sind wir, doch im Stich
Laß ich Dich nimmer, traun!
Im blut'gen Kampf, da wirst Du mich
Stets Dir zur Seite schau'n.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Morgenjacke aus malvenfarbigem Surah.
Die Vordertheile und auch der Rücken haben einen collerartigen Besatz aus

Nr. 1. Morgenjacke aus malvenfarbigem Surah.

Digitized by Google

mit olivenfarbigen Perlen aufgeſetzter Spitze. Den Hals umgiebt eine Spitzenkrauſe. Dem vorn kragenartig, ſpitz zugehenden Spitzenbeſatz ſchließt ſich eine am Vordertheil herabreichende Spitze an, welche auch den untern Rand der Jacke umgiebt. Ein einfacher, olivenfarbiger Stoffgürtel hält die Falten in der Taille feſt und birgt ſeinen Schluß unter der vorn herabfallenden Spitze. Die Aermel ſind aus Spitze gefertigt und haben unten ein breites, glattes Bündchen. Ueber den Ellbogen befindet ſich eine Stoffſpange, welche den bauſchigen Aermel in zwei Puffen theilt.

Nr 2. Runder Hut.

Nr. 2. Runder Hut.

Der braune Hut hat eine breite, hochgebogene und geſchwungene Krempe, auf welcher ſich eine lange, weit nach innen liegende, gleichfarbige Feder befindet. Mehrere ſolcher Federn bedecken den flachen Kopf des Hutes und hängen im Rücken herab. Am innern Rand iſt eine große rothe Roſe mit grünen Blättern befeſtigt.

Nr. 3. Taille aus altblauem Wollenſtoff.

Die Vordertheile ſind an den Seiten anliegend. Das eine breitere Theil bildet in der Mitte herab Falten und wird an der Seite geſchloſſen. Eine Spange aus

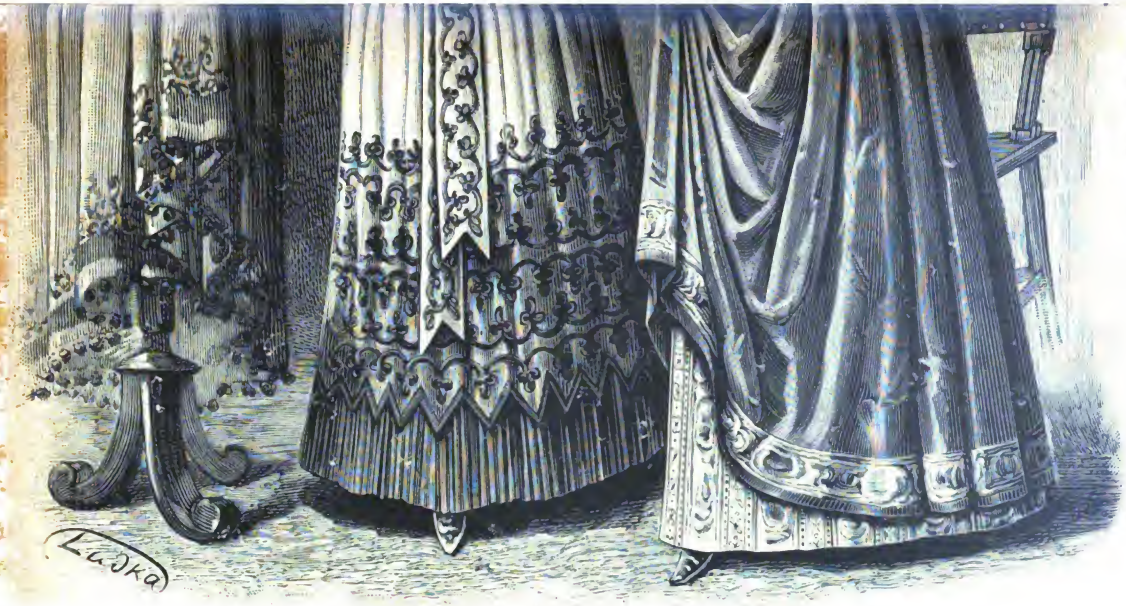
Digitized by Google

Nr. 3. Taille aus altblauem Wollenstoff.

Passementen hält die Falten in der Taille. Die Schnebbe ist von da ab gereiht und am Rand ebenfalls mit einer, rund um die Taille gehenden Passementenborde

Nr. 4. Taille aus kupferfarbigem Surah und weißer bestickter Seide.

Digitized by Google



Nr. 5. Anzug aus altblauem Wollenstoff.

Nr. 6. Besuchs-Anzug aus mattgrüner Bengaline und weißer Seide mit Gold und Mattgrün bestickt.

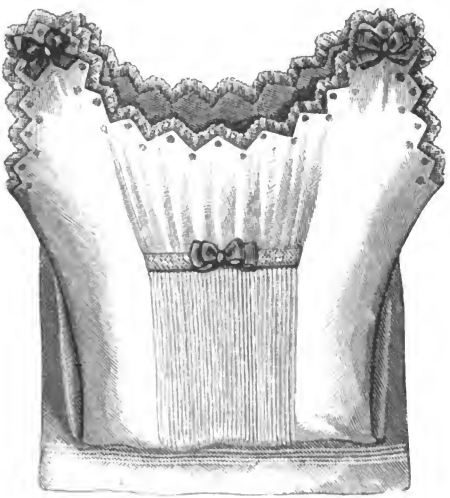
Digitized by Google

Digitized by Google

eingefaßt. Die Aermel haben an der Schulter Falten und unten einen Passementenbesatz.

Nr. 4. Taille aus kupferfarbigem Surah und weißer bestickter Seide.

Die Vordertheile und der Rücken sind faltig. Ein Collertheil mit Stehkragen aus weißer, kupferfarbig bestickter Seide hält die, demselben mit einem Kopf angesetzten Surahtheile der Taille. Die Seitentheile am Vordertheil sind in der Taille nach vorn gelegt und mit einem bestickten Gürtel gehalten, welcher im Rücken unter einer Rosette sich dann schließt. Auch Coller und Taille haben Rückenschluß. Den unteren glatten Aermeln aus bestickter Seide schließen sich sehr weite, in Falten gelegte Oberärmel an. Die Schultern erhöht eine hochstehende Stofffpange aus kupferfarbiger Surah.



Nr. 7. Taghemd aus Batist.

Nr. 5. Anzug aus altblauem Wollenstoff.

Der gerade Rock ist an der Taille, in drei kleine Puffen gereiht, angesetzt. Den untern Rand bildet eine kleingefältelte Falbel. Ueber dieser Falbel ist der Rock in Zacken geschnitten und eingefaßt. Von diesen Zacken bis zum Knie reicht eine reiche Bordenstickerei. Die anliegende, vorn schräg mit Silberknöpfen geschlossene Taille umschlingt ein Gürtel, welcher in langen Enden vorn herabreicht und eine gleiche Stickerei wie der Rock hat. Ebenso verziert ist der glatte Stehkragen und die Aermelaufschläge. Die anliegenden Aermel haben Achselklappen, welche, gleich dem Rock, ausgezackt und bestickt sind und auch mit einer ebensolchen Falbel endigen.

Nr. 6. Besuchs-Anzug aus mattgrüner Bengaline und weißer Seide mit Gold und Mattgrün bestickt.

Der erste Rock aus weißer bestickter Seide ist sehr glatt. Der darüberfallende, am untern Rand mit einem breiten Seidenstreifen besetzte, etwas kürzere Rock aus mattgrüner Bengaline ist an der Taille in gleichmäßige, tiefe Falten genommen, am Vordertheil, in der Höhe des Knies, gefaßt und an der Taille befestigt. Die an-

Digitized by Google

liegende Taille aus Bengaline hat am Vordertheil, von der Schulter aus nach der Brust, in drei Lagen angebrachte Theile aus bestickter weißer Seide. Diese Lagen sind unter der spitzen Zacke eines Miedertheiles befestigt. Ein Latz und Stehkragen aus mit Gold und grüner Seide bestickter Seidengaze schließt die Theile. Die kurzen Ellbogenärmel aus weißer bestickter Seide sind an der Schulter bauschig und in Falten eingesetzt. Der kleine Aufschlag derselben ist aus bestickter Seidengaze hergestellt.

Nr. 7. Taghemd aus Batist.

Der obere runde Ausschnitt und die Aermelöffnungen sind ausgezackt, mit eingereihter Spitze besetzt und mit bestickten Punkten verziert. Das obere Vordertheil ist fächerartig über der Brust mit einem farbigen Band und Schleife zusammengenommen, welches überdies von einem bestickten Einsatz belegt ist. Unter-

Nr. 8. Schürze aus rothem Surah für junge Damen.

halb dieses Einsatzes ist der Stoff in feine Fältchen gelegt. Den untern Rand des Hemdes begrenzen mehrfache Säume.

Nr. 8. Schürze aus rothem Surah für junge Damen.

Die drei Außenränder der hübschen Theeschürze sind ausgefranzt. Die unteren beiden Ecken sind mit eingestickten Rosenknospen ausgestattet. Die am Gürtel befindlichen Enden werden nach der Mitte gebogen und sind ebenso bestickt, wie die unteren. Den Latz bilden gleichfarbige, im Rücken zu einer Spitze zusammengefügte Bänder, welche vorn an der Schürze befestigt sind. Ein gleiches Band ist vorn über die Brust gespannt und an beiden Seiten mit Schleifen an den Tragbändern befestigt. Diese Schleifen halten überdies noch nach unten fallende, sich in der Mitte der Taille vereinigende Spitzenfächer.

Nr. 9. Hut für kleine Mädchen.

Der vorn breite, hochgebogene Rand des Hutes ist mit faltig gezogener rosa Gaze im Innern belegt. Gleichfarbige Bänder aus moirirter Gaze halten die hintere

Digitized by Google

Krempe hoch. Eine rosa Feder, welche sich nach vorn neigt, wird von einem dichten Bandschlupfenbüschel gehalten. Rosa Bindebänder befestigen den Hut.

Nr. 9. Hut für kleine Mädchen.

Nr. 10. Musikmappe.

Auf schwarzes oder bronzefarbiges Tuch stickt man Blüten und Blätter mit

Nr. 10. Musikmappe.

matten Farbentönen. Die Blumen in Rosa, Blau und Violet. Die Blätter mit rosen- und reseda grüner Seide. Die Rückseite ziert ein mit Gold oder Bronze gestickter Namenszug.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Leipzig-Reudnitz.

Digitized by Google

Die Spielgefährten.

Nach einem Originalgemälde von Carl Fröschl.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Novellette von Hermance von Kager-Potier.

Die bildenden Künstler gaben wie alljährlich ihr glänzendes Maskenfest. Ein lebensfrohes, schaubegieriges Völklein drängte sich in abenteuerlichen, theils kostbaren, theils fragwürdigen Gewändern aus allen Zeiten und Landen durch die Prachtsäle der Akademie, die ihr Heiligthum an diesem einen Tag im Jahre der profanen Menschheit zu Freude und Genuß eröffnet hatte.

Und wo die Kunst, die heitere Göttin, ihr luftiges Zigeunerzelt aufschlägt, da klingen heller die Lieder, da wird das Lachen freier und die Seele muthiger, und das Herz genießt in volleren Zügen den Flammentrank, den Jugend, Schönheit und Liebe ihm verschwenderisch kredenzen mögen.

So auch hier. Eine warme, weiche, süßduftende Luft erfüllte die schimmernden Räume, wie sicilische Sonnen leuchteten die Glühlichter elektrischer Lampen hinter dem Blattwerk üppiger Palmen hervor, in hohen Spiegeln malte sich das Bild der buntbewegten Menge, manches schönen Weibes, mancher lieblichen Mädchenblume, und heiße Blicke zuckten auf, und heiße Lippen flüsterten verstohlen ein neckendes, tändelndes Liebeswort.

In der Nische, wo ein flötender Pan zwischen Rosen und Camelien stand, hatte ein junges Paar sich kosend eingefunden.

Sie waren beide schön und dem Leben kaum erwacht; aber das Antlitz des Mannes trug jenen herben Zug der Schmerzen, der frühe Noth verräth; auf seinen Wangen lagerte eine Blässe, so fein und durchsichtig, wie die der weißen Rosenknospe, die seine Schultern streifte und die zu früh verwelken wollte im schwülen Saaldunst, der sie erstickte.

Der Jüngling und das Mädchen begegneten einander zum ersten Male. Auf seine Fragen erfuhr er von ihr, daß sie Marianne heiße

Digitized by Google

und ihr Vater ein reicher, „o, sehr reicher“ Mann sei — der erste Maschinenschlosser des Landes; er allein gäbe mehr als fünfhundert Arbeitern Brod und in seinen Oefen erlösche das Feuer weder Tag noch Nacht.

Marianne erzählte das mit einem Anflug von Stolz und Genugthuung, und da ihr Zuhörer sie nicht unterbrach, fuhr sie freimüthig fort: „Mein Vater hat sich aber auch sein ganzes Leben lang ehrlich geplagt, hat nie gerastet, sich keinen Sonntag gegönnt und keinen Wirthshausplausch; selber hat er die Arbeiter überwacht und geleitet, denn nur so kommt man auf einen grünen Zweig und kann am Ende seiner Tage befriedigt die Hände in den Schooß legen und ausrufen: Ja, ich habe etwas geleistet!“

Großäugig, wie ein Wunder, staunte der Jüngling das Mädchen an seiner Seite an; er schüttelte seinen schönen, lockigen Kopf und meinte halb ernst, halb erheitert: „Sie sprechen sehr vernünftig, liebes Fräulein!“

„Ich — vernünftig?“ sagte Marianne wieder lachend mit der ganzen Naivetät eines Kindes, „was Ihnen einfällt, so etwas kommt bei mir gar nicht vor! Aber hab' ich denn nicht recht? Ein Geschäft, wie mein Vater es treibt, das trägt doch etwas; nehmen Sie dagegen diese Malerei zum Beispiel — dieses Bilderschnitzen — ich bitte Sie, das ist — auch der Vater sagt es — das ist doch nur entschuldigtes Faulenzerthum.“

Er hätte ihr nun antworten können, daß er als Maler es wohl wisse, daß die Himmlischen ihre Lieblinge allerdings nicht immer auf Rosen betten, daß der Kampf des Geistes ein anders heißer sei, als der mit Hammer und Axt; er hätte ihr sagen können, wie in qualenvollen Stunden die nimmerrastende Seele Bild um Bild und Form um Form gestalte und nach Licht und Leben ränge, aber er sah in ihre braunen, fragenden Kinderaugen, die so einfältig still zu ihm aufschauten, und er lachte und vergaß, was ihm auf der Lippe lag und neigte sich zu ihr, flüsternd von heiteren, lieblichen Dingen, die sie gern und willig hörte und er beklagte, daß es ihm wohl nie ermöglicht sein werde, sie wiederzusehen.

„Ei, warum nicht?“ fragte sie, „kommen Sie nur, ich will Sie meiner Mama vorstellen und ihr sagen, daß Sie sie malen werden.“

„Aber . . .“, wollte er zögernd einwenden.

„Nichts da, fürchten Sie sich nicht“, schnitt sie ihm die Rede ab, „wenn sie auch bös' d'reinschaut, die Mama, so ist sie doch seelengut, sie hat ihren ganzen Zorn in den Augen, das Herz weiß nichts davon.“

Und damit schob Marianne ihren Arm flink in den des Malers und führte ihn seinem Schicksal entgegen.

Und dieses Schicksal war gewaltig. Wie die Königin Pomare thronte Mama Schlossermeisterin auf ihrem Ehrenplatz an einer langen Tafel, umringt von einem Kreis der reichsten und angesehensten Bürger der Residenz.

Digitized by Google

Sie hatte ein immer noch schönes, wenn auch nicht mehr jugendliches Gesicht, herbe Züge, wie aus Stein gehauen, einen breiten, streng geschlossenen Mund und der Blick, den sie ihrem Töchterchen über dessen langes Fernbleiben mit dem Tänzer zuwarf, hätte einen Tiger zu zähmen vermocht.

Marianne jedoch schien durchaus nicht ängstlich, was ihr die heimliche Bewunderung des Malers eintrug, und diesen der Mutter präsentirend, sagte sie mit staunenswerthem Erfindungstalent und ebensolcher Zungenfertigkeit: „Hier, Mama, ein junger Maler, Herr von Libenau. Er hat mir eben erzählt, er habe öfters Gelegenheit, Dir auf der Straße zu begegnen und hege den glühenden Wunsch, Dich auf seinem neuen Bilde „Götterdämmerung" — nicht wahr, „Götterdämmerung?" — der arme Libenau, der nicht wußte, wie ihm geschah, verneigte sich zustimmend bis auf die Erde — also auf diesem Bilde, Dich, Mama, als Juno zu verewigen."

„Hat er das wirklich gesagt, der Herr von Libenau?" fragte die Frau Schlossermeisterin ungläubig.

„Gewiß, nicht wahr, Herr von Libenau?"

Abermalige Verneigung.

„Ja, meinen Sie denn, daß ich die Figur für diese — diese Venus hätte?"

„Aber Juno, liebe Mama, Juno", verbesserte die Tochter, „weißt Du, die Gemalin Jupiters — —"

„Schon gut — nur keine Schulmeisterei", gebot die sich ihrer Würde wohlbewußte Dame, und zum Maler gewendet, sagte sie mit freundlichem Lächeln: „aber bitte, Herr von Libenau, doch Platz zu nehmen; ich bin ganz verblüfft — ganz überrascht, Sie müssen sich näher erklären — ich verstehe die Sache noch gar nicht."

Mit Hilfe Mariannens log sich der junge Maler, den es gar sehr in die Nähe seiner thaufrischen Tänzerin zog, in Herz und Haus von deren Mutter, und als nach einiger Zeit Papa Schlossermeister, der sich mit einigen Fachgenossen unterhalten, wieder nach seiner Familie zu sehen kam, stellte ihm seine Gattin den jungen Maler folgendermaßen vor: „Dieser Herr hier — ein sehr feingebildeter junger Mann — wird so frei sein, mich als Göttin zu malen. Ich hoffe, Du hast doch nichts dagegen?"

„Wenn der Olymp nichts dagegen hat, mir kann's recht sein!" versetzte der Schlossermeister und freute sich, daß seine Frau diese ganz kleine Bosheit nicht pariren konnte.

Hans Libenau aber vermochte in den wenigen Morgenstunden, die ihm nach dieser Ballnacht verblieben, keine Ruhe mehr zu finden; es war nicht allein die holde Erinnerung an das schöne Mädchen, die seine Sinne beschäftigte, als vielmehr ein leidiges Schuldgefühl, das sein Herz beklemmte und ihm völlig Schlaf und Erquickung raubte.

Er konnte des heiteren Morgens, der in seine Stube brach, nicht recht froh werden; wie ein Alp drückte es auf ihn, daß er den

Digitized by Google

Schlossermeisters zugesagt hatte, bei ihnen zu erscheinen und mit den Sitzungen zur Götterdämmerung beginnen zu wollen.

Seinem Freunde, einem jungen Grafen Sittner, ebenfalls Maler, der ihn aufzusuchen kam, schüttete er das ganze Leid einer bedrückten Seele aus; dieser aber wußte ihm keinen Trost, sondern lachte von ganzem Herzen über den köstlichen Karnevalsscherz, den wohl niemand ernst nehmen könne.

„Aber denke nur, Marianne — sie erwartet mich — sie hat mir so warm die Hand gedrückt" — rief Hans verzweifelt aus.

„Und Du — Du hast Dich Knall und Fall in die kleine Bürgerin verliebt?"

„Ja."

„Das ist ehrlich. Nun also — dann sei kein Narr und mach' Dich, so gut es geht, an Deine „Götterdämmerung". Die Aureole, die der Juno mangelt, wird die Nähe der Geliebten Dir ja reichlich ersetzen."

Graf Sittner hatte recht.

Noch im Laufe derselben Woche schlug Libenau sein Atelier im Hause der Schlossermeisterin, wo man ihm eigens ein Zimmer eingeräumt, auf und mit viel Eifer und heißer Müh' begann er aus der behäbigen, massiven, vom Wohlleben schier strotzenden Frau das Bild der königlichen Juno herauszuschälen.

Und bald hatte sich Libenau völlig im Herzen der Schlossermeisterin eingenistet und sie ermangelte nicht, ihn mit der ganzen biederben Liebenswürdigkeit, die ihr eignete, zu überfluten.

Aber gerade ihre herzliche Offenheit, ihre naiven Beweise einer wirklichen Zuneigung lasteten schwer auf seiner Seele, und er vermochte es nicht über sich, da zu täuschen, wo man ihm so wahr und ehrlich begegnete.

Darum sprach er oft von seinem Leben, von den Entbehrungen seit frühester Kindheit an, von den Eltern, die im Elend gestorben, ihm nichts hinterlassend, als das glänzende Erbe einer Begabung, auf die er all' sein Hoffen setzte.

Dazu freilich lächelte der Schlossermeister mitleidsvoll; er schien einem solchen Kapital kein Zutrauen entgegenbringen zu wollen und wenn Hans meinte, er würde in Kürze imstande sein, ein eigen Heim zu gründen, dann erwiderte der praktische Mann der Arbeit, daß er sich dies höchstens im Monde oder auf „den gläsernen Bergen bei den sieben Zwergen" vorstellen könne.

Und in dieser Beziehung stimmte die Frau Schlossermeisterin, bei aller Achtung vor dem Maler doch ihrem Gatten bei, und die leisen Anspielungen, welche Hans betreffs seiner Neigung für Marianne und seiner Heiratspläne fallen ließ, wurden von dem würdigen Ehepaar scheinbar gänzlich überhört.

Man ließ ihn sogar mit Marianne allein; er galt im Hause des Schlossermeisters sichtlich nicht als Mann. Und immer inniger schloß er sich an das schöne, heitere Mädchen, und immer

Digitized by Google

zärtlicher begegnete ihm dieses. Sie machten sich kein Hehl aus ihrer Liebe und schworen sich die schicksalschwersten Eide ewiger Treue, aber mit dem Vater offen zu reden, wollte Marianne dem Maler nimmermehr gestatten.

„Er wird Dir das Haus verbieten und uns trennen für immer — das wäre mein Tod", sagte sie und setzte grollend hinzu: „Warum hast Du aber auch nichts ordentliches gelernt? Verständest Du doch ein Handwerk — aber gerade diese dumme Malerei, die nichts einträgt! Ja, wenn Du noch berühmt wärest, wie der Rubens oder der Raphael — so aber, was bist Du denn?!"

Diese Aeußerungen, die er fast täglich zu hören bekam, ernüchterten Hans einigermaßen, und mit verdoppelter Liebe kehrte er zu seiner Arbeit zurück; er erschien sich wie ein Treubrüchiger, der reumüthig wieder in die Arme der wahrhaft Liebenden flüchtet, um an ihrem Busen zu genesen.

Er war schon nahe daran, sich gänzlich von Marianne los zu sagen. Auch an dem Bilde der Juno war bereits der letzte Pinselstrich gethan, denn er hatte der Frau Schlossermeisterin einfach erklärt, die Ausführung der ganzen „Götterdämmerung" würde zuviel Zeit beanspruchen und er halte es daher für besser, seine edle Gönnerin allein, ohne Gruppirung abzukonterfeien.

Mama Schlossermeisterin zeigte sich noch sehr dankbar und sehr entzückt, als sie schließlich ihr wohlgelungenes Porträt von Hans zum Geschenk erhielt; sie fand auch, daß sie wie geschaffen sei für griechische Gewandung und bedauerte lebhaft nicht den ganzen Tag als Juno herumspazieren zu können.

„Es ist gar soviel bequem!" meinte sie.

Nach dieser Schenkung theilte Hans so beiläufig mit, daß er nächstens eine Studienreise unternehmen werde. Er blickte dabei auf Marianne und sah, wie sie erblaßte, wie sie, die eben in einem Korb zu ihren Füßen kramte, sich langsam, wie traumbefangen emporrichtete und dann ohne Laut in die Lehne ihres Stuhles zurücksank.

Erschreckt sprangen die Mutter und Hans herbei, um sie zu stützen, sie aber raffte sich auf und sich erhebend flüsterte sie: „Es ist nichts — ein Schwindel — ich will auf mein Zimmer gehen."

Mit den widerstreitendsten Gefühlen im Herzen kehrte Hans an diesem Tage heim.

Er wußte, Marianne liebe ihn mit der ganzen Kraft ihrer Seele, er wußte aber auch, daß sie seiner Kunst, seinen Idealen nicht nur fern, daß sie ihnen sogar feindselig gegenüberstände und er immer zu wählen haben würde zwischen ihr und seinem Beruf.

Als er sich dahin seinem Freunde, Graf Sittner äußerte, fuhr dieser beinahe zornig auf: „Du wirst doch einer Jugendschwärmerei, die jeder durchmachen muß, wie die Kinder das Zahnen, nicht Deine ganze Zukunft opfern? Du wirst doch nicht einer Liebschaft willen die Gottheit in Dir erschlagen? Sei nicht wahnwitzig; reiße Dich los! Das Mädchen ist jung, sie wird den flüchtigen Schmerz, den

Digitized by Google

Du ihr anthust, leicht überwinden — eine neue Toilette, eine Loge in der Oper werden Dich ihr zehnfach ersetzen."

„Du kennst sie nicht — Du kennst sie nicht! Sie hat die Willenskraft ihres Vaters, seine Ausdauer, seine Zähigkeit; sie setzt durch, was sie sich einbildet oder sie geht zugrunde."

„Du sagst aber auch, sie sei sehr vernünftig? Eh bien! sie wird zur Einsicht kommen, daß für Frauen ihres Schlages ein Bäcker oder Fleischer am Ende bei weitem anziehender ist, als der genialste Künstler. Und um Dich auf andere Gedanken zu bringen", wendete Graf Sittner das Gespräch, „melde ich Dir die besten, die wärmsten, die herzlichsten Grüße meiner Cousine. Oder hast Du Florence schon vergessen? Die zarte, poetische Florence mit den hellen Tizianaugen?"

„Vergessen? Nein, oder ehrlicher gesagt, ja — beinahe!" gestand Hans.

„Wie grausam Du bist und — wie verblendet! Ich versichere Dir nicht zum ersten Male, Florence liebt Dich. Sie ist Wittwe, jung, schön, reich, sie interessirt sich für die Künste, sie malt — sie dichtet, mit einem Wort, sie ist ein begehrenswerthes Weib! Hunderte buhlen um ihre Gunst, und Du Thor, den sie anbetet — —"

„Spiele nicht mit mir, Bruno", rief Hans abwehrend, „ich bin heute nicht in der Laune, auf Deine Späße einzugehen. Deine Cousine, die Herzogin, hat mich nicht liebenswürdiger behandelt, als die hundert anderen, die zu ihren Füßen schmachten — ich habe niemals eine Bevorzugung meiner Person wahrgenommen."

„Weil Du nicht sehen willst, weil Du obstinat bist! Höre einen Vorschlag zur Güte. Florence hat mich zum Thee geladen, versteht sich nur en petit comité und ganz à la fortune du pot. Komm' mit; sie wird entzückt sein Dich wiederzusehen, dafür steh' ich Dir — also eingeschlagen?"

Der Graf streckte seine feine, schlanke Hand dem Freunde entgegen; Hans zögerte noch.

„Nun, willst Du nicht?" fragte Bruno. „Wenn Du nicht schon ganz verloren bist, gehst Du mit mir. Laß' Dich heilen von Florence — das beste Mittel gegen eine Liebe, die uns Aergerniß giebt, ist, eine neue anzuknüpfen — Gift gegen Gift! Also eins — zwei —."

„Halt!" rief Hans, „eine Bedingung; laß mich vorerst Mariannes Vater sprechen. Verweigert er mir das Mädchen, dann — dann — Gegengift!"

Nicht ohne Zagen bat er auch in der That noch zur selbigen Stunde den Schlossermeister um eine Unterredung.

Dieser trat ihm freundlich, mit gewohnter Herzlichkeit entgegen.

„Ich weiß, warum Sie kommen", sagte er unumwunden, „Sie wollen meine Tochter heiraten."

Hans richtete sich erstaunt in die Höhe.

„Sie scheinen überrascht? — Wie? — Ja, ja, Sie haben ge-

Digitized by Google

dacht, ich sei so dumm nichts zu merken. Sie sehen aber, Vater bleibt Vater, und mein Geschäftseifer hindert mich nicht, meine häuslichen Verhältnisse zu beobachten. Ich war indessen der Meinung, es handle sich hier nur um ein kleines Herzensfieber, das heute kommt und morgen verschwindet, — das jedes Mädchen und jeden Mann einmal packt und zu dem man ein Auge zudrückt. Sie aber scheinen die Sache ernst zu nehmen und so erkläre ich Ihnen, daß ich mein Kind nie und nimmer einem Künstler gebe; ich habe ein Vorurtheil gegen diese Rasse."

Hans konnte ein flüchtiges Lächeln nicht unterdrücken und der Schlossermeister fuhr fort: „Sie lachen, Sie haben recht, ich weiß, Sie sind ein vernünftiger Mensch, und so will ich Ihnen etwas sagen. Mein Kind liebt Sie. Gut. Ich bin reich, ich brauche nicht auf Kapitalsvermehrung durch einen Schwiegersohn zu spekuliren, meine Tochter hat die Mittel ihren Mann nach freier Wahl zu nehmen. Wenn Sie also Ihr Metier an den Nagel hängen, wenn Sie mir versprechen, ein tüchtiger Arbeiter werden zu wollen, dann — hier meine Hand, dann — werden Sie mein Sohn!"

„Wie, ich sollte in Ihre Dienste treten und handlangern, wie um Rahel?" rief Hans entrüstet aus, „nein, mein Herr, dazu bin ich mir zu gut."

„Er ist sich zu gut — das ist köstlich", entgegnete der Schlossermeister lachend, „aber ich fordere ja nichts von Ihnen, ich will Ihnen ja nur etwas geben und Sie müssen mir doch selbst einräumen, ich bin ein sehr coulanter Mann! Ich sage nur — entweder malen oder heiraten. Sie haben die Wahl, handeln Sie ganz nach Belieben. Ich brauche auch noch keinen Bescheid — nicht heute, nicht morgen. Ueberlegen Sie sich die Geschichte. Für jetzt aber muß ich gehen — das Geschäft vor allem. Leben Sie wohl und — sagen wir auf Wiedersehen!"

Hans verbeugte sich stumm und wendete sich zur Thür, da rief ihn der Schlossermeister noch einmal an: „Also, junger Freund, nichts für ungut, wenn Sie mir sagen werden: ‚Herr, ich will arbeiten' — dann werde ich wissen, welchen Lohn ich Ihnen dafür auszahlen soll."

Im blauen Salon der Herzogin Latour flackerte das Kaminfeuer, brodelte der Samovar, plätscherte die kleine Zimmerfontäne am Gueridon in der Fensternische, und die beiden japanischen Ecklampen zu Seiten des Divan verbreiteten ein stilles, weiches, behagliches Licht.

Die kostbare Bronzeuhr aus der Zeit Maria Theresias, die auf einem wahren Juwel von Rokokoschränkchen mit Einlegearbeit aus Silberfiligran ihr bescheidenes Plätzchen gefunden, tickte eben die neunte Abendstunde, als der Lakei eintrat, um Graf Sittner und Herrn von Libenau der Herzogin zu melden.

Und es geht ein wunderbarer Zauber aus von dem Wesen einer geistvollen Frau; die Schönheit hat eine elementare Gewalt, aber das Parfüm des Geistes dringt in die geheimsten Fächer unseres

Digitized by Google

Herzens, es umfängt unsere Seele mit einer göttlichen Trunkenheit, es greift sie nicht an mit dämonischer Macht, es erquickt sie vielmehr und versetzt sie in jenen schwärmerischen Taumel, der der Phantasie ihre höchste Schöpferkraft verleiht.

Auch Florence Latour übte diese magische Gewalt auf ihre Umgebung; schon ihre Stimme, weich und dunkel, wie das Gemurmel eines Waldquells, schmeichelte sich in jedes Herz, aber nicht um zu verletzen, sondern um zu trösten, zu versöhnen, und alles, was sie sprach, bekundete ein reiches Wissen, ein feines, sanftes, zärtliches Gemüt.

Sie ging den beiden jungen Männern einige Schritte entgegen und ließ ihre Hand für eine Sekunde still in der des Malers ruhen.

Hans war gekommen, theils um sein gegebenes Wort an Bruno einzulösen, theils auch um seinen gerechten Zorn über des Schlossermeisters Anforderung rascher zu überwinden.

In einer Anwandlung von Leichtfertigkeit oder Trotz behandelte er Florence mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit, er versuchte es, ihren Blick an sich zu ziehen und festzuhalten und er bemerkte, daß sie ihm gern und oft ihr Auge zuwendete und daß sie weder in ihrer Rede, noch in ihren Bewegungen jene Ruhe fand, die sie sonst auszeichnete.

Es lag etwas hastiges, erregtes in ihrem Gebahren, ihre feinen Nasenflügel vibrirten und wenn sie ihr Glas zum Munde führte, bebten ihre Finger.

Aber sie sprach mit ihm nicht mehr als mit ihrem Vetter, sie schenkte dem Geplauder desselben die scheinbar größte Theilnahme, sie ermunterte ihn zum trinken, sie schien gewaltsam nach einem Uebermuth zu ringen, der ihn an ihr befremdete, und er sagte sich: „Sie ist eine Kokette!“

Er äußerte dies auch gegen Bruno, als er spät nach Mitternacht Arm in Arm mit ihm heimkehrte.

Dieser aber lachte und meinte, Hans kenne die Weiber schlecht, nur ihm hätte die ganze Flut der Liebenswürdigkeit gegolten, mit der er von seiner Cousine unerwarteterweise überschwemmt worden.

Demungeachtet schlug der junge Maler alle ferneren Einladungen, die die Herzogin ihm zukommen ließ, aus.

„Sie würde solange mit mir tändeln, bis sie mich im Netze wüßte, dann ließe sie mich getrost zu Tode zappeln“, versicherte er und blieb dabei.

Auch Marianne wieder zu begegnen mied er ängstlich; er hatte ihr schriftlich lebewohl gesagt und nichts weiter von ihr erfahren.

Es kam nun für ihn eine Zeit, wo er sich mit wahrer Leidenschaft in die Arbeit stürzte, wo nichts mehr für ihn Werth und Bedeutung hatte als die Kunst, und es war, als ob ihm diese seine Treue lohnen wollte, denn ein in wenigen Wochen von ihm vollendetes Gemälde wurde von der Akademie mit dem ersten Preise ausgezeichnet und unter günstigsten Bedingungen angekauft.

Digitized by Google

Dadurch gewann er frischen Lebensmuth und neuen Schaffensdrang, er glaubte wieder an seine Sendung.

Eines Tages jedoch erhielt er einen Brief in groben, derben Zügen, offenbar von ungeübter Hand geschrieben; er las und erblaßte.

Es war die Schlossermeisterin, die ihn an das Krankenbett ihrer Tochter berief, die ihm sagte, Marianne werde sterben, wenn er nicht käme.

Vor seiner Seele tauchte in vollster Lebensfrische das Bild des jungen, knospenden Mädchens auf; er gedachte jenes Balles, wo sie ihm zum ersten Mal begegnet, wo sie den ersten staunenden Blick in die Welt gethan; er gedachte all' der seligen Stunden, die er durch sie genossen, all' der Zärtlichkeit, mit der sie ihn umgeben hatte, und die alte Liebe loderte in ihm empor heißer und mächtiger als je vorher.

Der Brief war ihm zu später Stunde übergeben worden und eine qualvolle Nacht ging hin, ehe er an das Lager der Geliebten eilen konnte. Wie oft und oft in dieser qualvollen Nacht dachte er: „Wie — wenn sie stürbe?“ und eine tödtliche Angst preßte ihm das Herz zusammen.

Und als er Marianne endlich wiederfand und sah, daß das Leid die Frische ihrer Wangen verwischt, das Feuer ihrer Augen verlöscht habe, faßte seine Seele ein wahrhaftiger Schmerz, und aufschluchzend sank er an ihrem Bett in die Kniee.

Marianne legte ihre Hand weich auf seine Locken; er schaute auf, und sein Blick traf das sorgenvolle Antlitz ihres Vaters. Eine unerklärliche Gewalt riß ihn da plötzlich in dessen Arme, und er rief laut aus: „Herr, ich will arbeiten.“

Der Schlossermeister drückte ihn freudig an seine Brust. Kaum, daß sich Marianne recht erholt hatte, wurde die Trauung des jungen Paares mit allem bürgerlichen Prunk und Staat vollzogen.

Hans erhielt eine Stelle als Comptoirist im Hause seines Schwiegervaters zugewiesen und warf er sich anfangs wirklich mit vielem Fleiß auf die ihm fremde Thätigkeit.

Aber ein schöner Sommerabend im Freien, der Anblick der lieblich zarten, blassen Farben des Himmels, das Duften und Blühen im weiten Land, das Schlummerlied einer Drossel weckten all die göttliche Begeisterung, die er begraben geglaubt, in seiner Brust zu neuem Leben.

Er griff zu Pinsel und Palette, und mit dem ganzen glühen Eifer seiner Jugend und seines Talentes kehrte er schwärmerisch wieder zurück zur geliebten Kunst.

Seine Frau beobachtete diese Wendung voll eifersüchtigem Groll; sie hätte eine Nebenbuhlerin nicht bitterer hassen können als die Malerei, die, wie sie wohl empfand, die höchste Daseinsfreude ihres Gatten ausmachte.

Sie versuchte durch Bitten, Thränen und Vorwürfe ihn wieder

Digitized by Google

den Geschäften ihres Vaters zuzuführen und dieser seinerseits ermangelte nicht, sich in derber Weise über die Faulheit und die „alberne Klexerei“ seines Schwiegersohnes gehörig auszusprechen.

Auch die Frau Schwiegermutter kam und sagte, so sei nicht gewettet worden, man habe gehofft, an Hans, wenn schon gar nichts anderes, so doch wenigstens eine Arbeitskraft zu finden, und es wäre freilich sehr bequem und sehr angenehm, sich von seiner Frau auffüttern zu lassen und dabei noblen Passionen nachzugehen.

Wenn Hans dann endlich aufbrauste, verfiel Marianne in Krämpfe, verwünschte ihr ganzes Leben und nannte sich verlassen und betrogen.

So erübrigte dem Maler nicht anderes, als sich zu flüchten; er eilte verzweifelt aus dem Hause und suchte seine ehemaligen Kollegen wieder auf. Aber er fand nicht mehr jene Freundschaft, vor allem nicht jene Achtung, die man ihm früher gezollt. Denn was fragt die Welt nach eingebildeten Verpflichtungen, nach einer Thorheit des Herzens?

„Du hast Dich verkauft“, hieß es allenthalben, „Du bist der heiligen Göttin untreu geworden, sie wird auch Dich im Stiche lassen.“

Und es schien, als sollte dieses Wort sich bewahrheiten, denn mitten in der Arbeit verließ ihn die Begeisterung, er fühlte sich müde und abgespannt, es wollte sich kein Bild zu sicherer Form in ihm gestalten — er skizzirte und skizzirte, aber zur Vollendung vermochte er nichts zu bringen.

Marianne triumphirte darüber.

„Siehst Du, was Du für ein Künstler bist“, rief sie spöttisch, „Farbe vergeuden kann ich auch — sei vernünftig und gehe zu Deinen Kontobüchern. Ich will Dir sagen — der Vater hat wieder einige sehr vortheilhafte Geschäfte abgeschlossen!“

Aber Hans ging nicht zu den Kontobüchern, er hatte einen besseren Trost gefunden — eine Kneipe, in einem der verlorensten Theile der Stadt.

Dort traf er einige Kameraden, untergegangene Genies gleich ihm, leichtlebige, verlotterte Gesellen, die, was noch an guten Regungen in ihm lebte, zu ersticken wußten, die ihn nach Kräften ausnützten und sich so auf seine Kosten schöne Zeiten gönnten.

Oft kam er trunken nach Hause; in diesem Zustande namenloser Ueberreiztheit trieb es ihn dann wieder an die Arbeit und er malte emsig, meist schlechtes verworrenes Zeug.

Einmal im Rausche vollendete er ein Genrebild, ein Liebespaar in lauschiger Waldeinsamkeit, und es geschah zum ersten Male nach langer Zeit, daß er Freude empfand an dem Geschaffenen.

Er nahm sich vor, dieses Gemälde einem Prüfungskomité von Paris einzuschicken und wollte sich an der dort ausgeschriebenen Preiskonkurrenz betheiligen.

Nachts jedoch überfiel ihn plötzlich ein Fieber, und er erkrankte.

Digitized by Google

Seine Frau, in der die alte Liebe mit einem Male wieder zu erwachen schien, pflegte ihn voll zärtlichster Sorge, doch vergingen Wochen, ohne daß sein Zustand sich merklich zum besseren wenden wollte.

„Ja, ja, die Flasche — die Flasche" sagte der Arzt, die Achseln zuckend.

Hans aber tröstete Marianne.

„Mach' Dir nichts daraus", bat er, als er ihre verweinten Augen sah, mein Vater hat an demselben Uebel gelitten — es sitzt auf der Brust — doch ich bin jung, so etwas giebt sich bald."

„Laß' es uns hoffen, Hans", erwiderte sie, „und dann — nicht wahr, Du versprichst es mir? — dann wirst Du wieder meinem Vater helfen und Dich endlich an eine ordentliche Thätigkeit gewöhnen?"

„Ja", versetzte er leise und sagte dann: „Ziehe den Vorhang weg von diesem Bilde dort und stelle es so, daß das Licht darauf fällt — ich will es sehen."

Sie that, wie ihr geheißen.

„Nein, wie fein Du das gemalt hast", rief sie aus, „dauert es Dich nicht um die viele kostbare Zeit?"

Er lächelte schmerzlich und schwieg.

Am Abend meldete sich Bruno bei ihm; Hans hatte ihn nicht wiedergesehen seit seiner Verheiratung, welchen Schritt der Freund ihm nicht verzeihen konnte.

„Florence ist mitgekommen", sagte der Graf, „sie wollte Dich sehen um jeden Preis, so blieb mir denn nichts übrig, als sie mitzuschleppen und für meine Frau auszugeben — sie spricht gegenwärtig mit Marianne."

Gleich darauf trat Florence beim Maler ein.

Sie reichte ihm die Hand, und er sah fragend zu ihr auf und sah, daß ihr lichtes Auge in heißer, stummer, schmerzensvoller Zärtlichkeit auf ihm ruhe.

Ein Augenblick beklemmender Stille verging, ehe Florence ihre Gewandtheit wiederfand, dann sprach sie tröstlich und heiter auf den Kranken ein.

„Ich bin gekommen, Ihnen Adieu zu sagen — ich reise heute Abend nach Paris", erzählte sie, „Sie wissen, ich habe dort sehr liebe Verwandte, die ich längst aufzusuchen beabsichtigte."

Bruno hatte inzwischen das neue Bild seines Freundes bewundert und trug sich an die Einsendung desselben an die Jury besorgen zu wollen.

„Es ist zu spät", meinte Hans, „am 15. läuft der Termin für die Beschickung ab und wir zählen heute den 12. Da läßt sich nichts mehr machen."

„Doch", entgegnete Florence freudig, „ich werde das Bild mitnehmen und persönlich übergeben."

Er drückte ihr dankbar die Hand — weiter nichts.

Digitized by Google

Nach Ablauf eines Monats kehrte die Herzogin wieder.

Freudestrahlend erschien sie an der Seite Brunos bei ihrem kranken Freunde; man hatte ihr allerdings gesagt, daß Hans immer noch leidend sei, aber als sie eintrat und ihn erblickte, schrak sie so heftig zusammen, daß der Vetter ihren Arm preßte und ihr ins Ohr flüsterte: „Muth, Florence!"

„Ich bringe Ihnen eine Freudenbotschaft", rief sie mit erzwungener Heiterkeit, „Ihr Bild ist angenommen und auch ausgezeichnet worden."

„Mein Schwanengesang", entgegnete Hans wehmüthig lächelnd.

Da vermochte sich die schöne Frau nicht länger zu halten und brach in Thränen aus; Bruno aber legte seine Hand auf die Schulter seines Genossen und sagte, vergebens bemüht seinen Schmerz niederzudämpfen: „Mensch, was hast Du aus Dir gemacht?"

„Du giebst mir einen Titel, den ich nicht verdiene!" antwortete Hans, „ich war einmal ein Mensch, jetzt aber bin ich keiner mehr — ich habe meine Individualität verleugnet und mich selbst gemordet — täusche Dich nicht — ich bin schon lange todt!"

Als am anderen Morgen Bruno nach des Malers Befinden zu fragen kam, trat ihm die Schlossermeisterin entgegen.

„Er ist die Nacht gestorben", sagte sie seufzend, „es war das Beste für uns alle, Gott tröste ihn — er hätte uns noch zugrunde gerichtet. Denken Sie nur, mein Mann hat in den Büchern, die Hans anvertraut waren, nachgesehen und nicht eine einzige Rechnung für richtig befunden, dagegen war jedes leere Fleckchen vollgekritzelt und vollgeklext — das reinste Schülerheft! Ich bitte Sie so etwas! — Welchen Schaden der uns noch hätte bringen können!"

Die Herzogin Latour kaufte sämmtliche Skizzen und Bilder auf, die Hans hinterlassen.

„O, nehmen Sie nur alles — alles", sagte die ehrlich trauernde Marianne, „hier seine Mappen, seine Zeichnungen — einige sollen ganz werthvoll sein, wie er mir versichert hat — nehmen Sie nur — nehmen Sie — die unselige Malerei war doch an allem Schuld. Ich habe ihn so sehr geliebt und wir hätten so glücklich sein können, wenn er Schlosser gewesen wäre, wie mein Vater!"

Digitized by Google

Ein deutsches Dichterleben.

Von **Gustav Karpeles.**

Es giebt nur wenige deutsche Dichter, die in ihrem Leben und Schaffen einen so durchaus sympathischen Eindruck hervorzubringen imstande waren, wie der, von dem ich heute den Lesern dieser geschätzten Zeitschrift ausführlicher erzählen will, wie Robert Prutz, dessen Leben nur wenigen bekannt ist und dessen dichterisches Schaffen längst vergessen zu sein scheint. Und doch verdient beides, gerade in unserer Zeit, vollauf gewürdigt zu werden.

Robert Prutz war ein Charakter und ein Talent zugleich. Man muß ihm Sympathie entgegenbringen, weil er männlichen Ernst mit Würde und Hoheit im Kampfe der Zeit zu verbinden wußte, weil er trotz aller Anfeindungen und Unbilden alle Zeit seines Lebens ein Kämpfer für Freiheit und Recht, aber auch ein guter, deutscher Patriot blieb. Prutz war eine allseitig angelegte Natur; nach den verschiedensten Richtungen hin erstreckte sich seine Wirksamkeit. Seit seinem ersten Auftreten (1840) ist kein entscheidender Moment im Leben des deutschen Volkes gewesen, in dem nicht auch Prutz seine Stimme als Dichter, als Journalist oder als Redner erhoben hätte.

Robert Prutz wurde am 30. Mai 1816 in Stettin als der Sohn eines Kaufmannes geboren, der sich in jungen Jahren aus eigener Kraft zu Wohlstand emporgearbeitet hatte und der nun in höherem Lebensalter, da er sein Vermögen durch die Napoleonischen Kriege verloren, eifrig bemüht war, die Verluste durch verdoppelte Anstrengung wieder einzubringen. In diesem heißen Ringen unterlag er aber; das Glück wollte sich nicht mehr einstellen, und der strenge, heftige Mann endete mit der Zeit in Schwermuth. Die schwächere Mutter scheint auf den frühgeweckten Knaben gleichfalls nicht erheblich eingewirkt zu haben, desto mehr aber seine ältere Schwester, die an seinem dichterischen Schaffen später den lebhaftesten Antheil nahm und der er bis zum Tode in treuer Liebe zugethan

Digitized by Google

blieb. Die größte Förderung erfuhr Prutz durch seine Lehrer am Marienstiftgymnasium zu Stettin. An dieser berühmten Schule wirkten damals Männer, wie Ludwig Giesebrecht, als Dichter, Gelehrter und Politiker hervorragend, K. Hasselbach, K. E. A. Schmidt, Karl Löwe, der berühmte Balladenkomponist, damals Kantor in St. Jakob u. a.

Mit einem glänzenden Zeugniß verließ der junge Prutz als Abiturient das Gymnasium, an dem er einer der begabtesten und fleißigsten Schüler gewesen war. Damals schon entstanden in Mußestunden seine ersten dichterischen Versuche, die gleichwohl in Chamissos Musenalmanach bereitwillige Aufnahme fanden. Auch ein erster kritischer Versuch datirt aus jener Zeit. Es ist dies ein scharfer Angriff auf einen seiner Lehrer. Und diese Thatsache allein mag Zeugniß ablegen für den unerschrockenen Wahrheitsmuth des jungen Prutz, der das Vorurtheil nicht scheute, welches Schüler zu begleiten pflegt, die gegen ihre Lehrer auftreten. Dieses erste Debüt war eine vernichtende Broschüre gegen den Faustkommentar, den sein Lehrer Karl Löwe geschrieben hatte. Schon aus dem kritischen Blute, das der junge Kämpfer hier vergießt, erkennt man die Spuren des Löwen, der sich später noch ganz andere Opfer auserwählen sollte. Diese Broschüre erschien 1834 zu Berlin, wohin sich Prutz studirenshalber gewendet hatte. Vier Jahre trieb er nun auf den Universitäten zu Berlin, Breslau und Halle Philologie, Alterthumswissenschaft, Philosophie und Geschichte. Im Jahre 1838 promovirte er mit einer Dissertation: „Ueber die Quellen der Annalen des Tacitus und anderer römischer Historiker." Darauf ging Prutz wieder nach Stettin zurück, wo es ihm so gut gefiel, daß er über ein Jahr daselbst verweilte. In jener Zeit entstanden seine ersten dramatischen Versuche, von denen noch späterhin die Rede sein wird.

Prutz fand damals in dem Oberlehrer Albert Wellmann einen feinsinnigen Förderer seiner dichterischen Bestrebungen. Wellmann, an einem Gichtleiden erkrankt, mußte seine Stelle am Stettiner Gymnasium aufgeben; er war ein vielseitiger und feingebildeter Kopf, ein genauer Kenner alter und neuer Sprachen und Literaturen. Um den Lehnstuhl des Kranken fand sich damals täglich ein Kreis bedeutender Männer zusammen. v. Drosigk, der feinsinnige Uebersetzer Bojardos, Gierke, der spätere Märzminister, Georg v. Blankensee, der ritterliche Troubadour, der Komponist Triest, der bekannte, noch lebende Entomologe C. A. Dohrn, zugleich vortrefflicher Uebersetzer spanischer Dramen, ferner Franz Kugler, der bekannte Kunsthistoriker, und der junge Wolfgang von Goethe, der damals unter Löwe Musik studirte.

Wie wohl sich auch Prutz in diesem Kreise und in seiner Heimat fühlte, er mußte schließlich doch beide verlassen, um sich einen angemessenen Wirkungskreis zu schaffen. Er wollte sich als Privatdozent an einer deutschen Universität habilitiren, und seine Wahl fiel auf Halle, wo damals Arnold Ruge und Theodor Echtermayer

Digitized by Google

die „Halleschen Jahrbücher" herausgaben, in denen ein neuer kritischer Geist wehte, der auf Prutz besonders sympathisch wirken mußte. Ihnen schloß sich Prutz mit allem Eifer an und in ihren Jahrbüchern erschienen seine ersten kritischen Arbeiten, die von seltenem Freimuth Zeugniß ablegten.

In demselben Jahre trat Prutz auch zum ersten Male als Dichter vor die Oeffentlichkeit und zwar bei folgendem Anlaß: Gegenüber den frechen Herausforderungen der Franzosen hatte Niklas Becker sein unverdientermaßen so berühmt gewordenes Rheinlied ertönen lassen. Darauf hatte ihm Alfred de Musset mit seinem „Nous avons eu, votre Rhin allemand, Il a tenu dans notre verre" geantwortet. Diese neue und übermüthige Herausforderung erregte den Zorn aller deutschen Patrioten, und Robert Prutz war es, der der patriotischen Entrüstung in seinem Gedicht „Der Rhein" schwungvollen Ausdruck verliehen hat. Mit diesem einen Gedicht stellte sich Prutz in die erste Reihe jener politischen Lyriker, die, wie Herwegh, Freiligrath, Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben u. a., den Wünschen und Hoffnungen des deutschen Volkes freimüthigen poetischen Ausdruck gaben. So hieß es in dem Rheinlied von Prutz:

„Gebt frei das Wort, Ihr Herrn auf Euren Thronen,
So wird das andere sich von selbst befrei'n.
Wagt's und vertraut's! in allen Euren Kronen,
Wo giebt's ein hell'res, edleres Gestein?
— Die Presse frei! Uns selber macht zum Richter.
Das Volk ist reif! Ich wag's und sag' es laut:
Auf Eure Weisen baut, auf Eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größ'res anvertraut!"

Und mit einer wahrhaft prophetischen Vision schließt das Gedicht folgendermaßen:

„So wird's erreicht, und wenn in künft'gen Tagen
Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert.
— Denn dann gelang's, ihn ewig fest zu flechten!
Die gold'ne Freiheit soll die Fessel sein;
Dann lohnt es sich, bis in den Tod zu fechten,
Dann, deutsch und frei, dann bleibt er unser Rhein!"

Das Jahr 1841 war für Robert Prutz ein sehr bedeutungsvolles. In diesem Jahr erschien die erste Sammlung seiner Gedichte und zugleich seine vorzügliche literarhistorische Monographie über den Göttinger Dichterbund. Damit waren die beiden Hauptrichtungen seiner künftigen Thätigkeit angedeutet. Außerdem vermälte er sich in demselben Jahr mit einer sächsischen Beamtentochter aus Dresden, und verlegte seinen Wohnsitz nach Jena, wo sich ihm ein ersprießlicherer Wirkungskreis eröffnete.

Als Literarhistoriker hatte ja Prutz durch seine obengenannte Monographie seine Befähigung und seine Berechtigung auf einen

Digitized by Google

Lehrstuhl vollauf dokumentirt. Klare und lichtvolle Auffassung der literarischen Dinge und Persönlichkeiten, umfassende Gelehrsamkeit und eine schöne, oft sogar schwungvolle Darstellung zeichnete alle seine literarhistorischen Arbeiten aus. Als Dichter stand Prutz, wie gesagt, schon damals in der vordersten Reihe der politischen Lyriker, obwohl seinen Gedichten noch keine große Selbstständigkeit und Originalität nachzurühmen ist. Der Einfluß Herweghs ist unverkennbar und starke Anklänge an Uhland und Heine begegnen uns fortwährend. Die lyrische Kraft ist nicht allzugroß; das stimmungsvolle Lied fehlt fast gänzlich. Am ehesten kommt noch die satirische Ader zum Durchbruch. Im ganzen hat die politische Lyrik von Prutz eine breite, weitausholende Behaglichkeit; ein klarer, scharfer Geist spricht in mehr oder minder gelungenen Versen die politischen Forderungen des Tages aus. In der zweiten Sammlung seiner Gedichte (1849) treten diese Mängel noch deutlicher hervor. An die Stelle des lyrischen Schwungs ist ein Haschen nach Reimspielen und Wortwitzen getreten und der edle Jugendzorn hat einer grämlichen Verbitterung den Platz geräumt. Der Vorwurf, den man dieser Art von Gedichten machte, daß sie eigentlich eher publizistische Prosa, gereimte Leitartikel als wirkliche Lyrik seien, ist keineswegs ein unverdienter. Jedenfalls aber ist die wirkliche Bedeutung des Lyrikers Prutz nicht auf diesem, sondern auf einem andern, später hervortretenden Gebiete seines dichterischen Schaffens zu suchen.

Die Popularität freilich verdankt er hauptsächlich seinen freimüthigen politischen Liedern, und er sonnte sich wohl damals im Glanze seines neuen Dichterruhms und in dem jungen Eheglück, das ihm an der Seite eines treuliebenden Weibes beschieden war. Was diese Frau dem Dichter gewesen, in guten wie in trüben Tagen, Jahrzehnte hindurch, das zeigt „des Dichters Haustafel", eine Sammlung von Gedichten zum Hochzeitstage aus verschiedenen Jahren am deutlichsten. Da heißt es zum 7. Juli 1852:

„Kein leichtes Los ist Dir beschieden!
Im Drang der Noth, in Sturm und Nacht
Sollst Du mein Anker sein, mein Frieden,
Der treue Stern, der bei mir wacht.

Das ist ein Räthsel, unergründlich,
Was Liebe trägt, was Liebe kann;
Ein Räthsel, aber dennoch stündlich
Hebt sich's aufs neue wieder an.

Sei denn dies Räthsel unsrer Herzen,
Das einz'ge zwischen Dir und mir,
Und lächelnd durch die Nacht und Schmerzen
Getrosten Muthes folgen wir!

Drei Jahre später (1855) erscheint schon der Dichter:

„Sonst poetischer Vermehrer,
Jetzt prosaischer Ernährer
Für die wachsenden Verzehrer."

Digitized by Google

Und abermals drei Jahre später bringt er der Gattin folgenden poetischen Gruß:

„Achtzehn Jahre sind geschwunden
Seit zum ersten Mal
Dieses Tages junger Strahl
Dich und mich vereint gefunden.
Achtzehn Jahre wechselvoll
Holp'rig bald, bald eben,
Trüb' und lachend, bunt und toll,
Und das heißt ein Menschenleben!

Manches haben wir erduldet
In der Jahre wilder Flucht,
Viel gestrebt und viel versucht,
Viel geirrt und viel verschuldet;
Knospen, die der Lenz gebracht,
Eh' sie blühten, starben,
Und von mancher heißen Schlacht
Trägt das Herz die stummen Narben.

Nun nach kummervollsten Tagen,
Nach des Unglücks Last,
Die Du treu und tapfer hast
Als ein liebend Weib getragen;
Wie ans Sturm und Wetternacht
Sterne sich erheben,
Also winkt in Morgenpracht
Uns ein neues, beff'res Leben!

Schon aus diesen Gedichten ist zu erkennen, daß des Dichters Leben kein beständiges Wandeln auf Rosen war.

Zwar die Lebenszeit in Jena, zu der wir nun zurückkehren, war für den Dichter verhältnißmäßig eine glückliche. Im Umgange mit gleichgesinnten Genossen, mit Männern wie Dahlmann, Göttling, Danz, Luden, Karl Haase u. a., fand Prutz reiche Anregung und warme Theilnahme. Aber gerade dieser Umgang mit diesen als Freiheitshelden verschrieenen Männern wurde auch die Klippe für seine Anstellung, die ihm unter durchaus nichtigen Vorwänden beharrlich verweigert wurde. Ein von Prutz verfaßtes Tischlied auf Dahlmann, das er unbesonnenerweise der Censur entzogen hatte, brachte die Entscheidung. Er wurde aus Jena und den thüringischen Staaten überhaupt ausgewiesen und es begann nun für ihn die Epoche der Quälereien und Verfolgungen.

Zunächst wandte sich Prutz wieder nach Halle, um sich dort zu habilitiren, was ihm jedoch nicht gestattet wurde. Dies hinderte ihn jedoch nicht, in seinen literarhistorischen Arbeiten eifrig fortzufahren. Seine „Geschichte des Journalismus", von der leider nur der erste Band erschienen, ist ein glänzendes Zeugniß für die Arbeitskraft des Schriftstellers auch unter den ungünstigsten äußeren Bedingungen. Hatte ja doch der Minister Eichhorn ihm sogar die Benutzung der königlichen Bibliothek in Berlin für seine Vorarbeiten verweigert. Gleichwohl zeigte auch diese Arbeit eine vollständige Beherrschung

Digitized by Google

des Materials, sowie jene seltene Klarheit der Auffassung und Darstellung, die alle wissenschaftlichen Arbeiten von Prutz ziert, mögen sie auch noch so schwierige Probleme behandeln.

Seinen vollen Zorn gegen die herrschenden Mißstände im Staate goß der Dichter in seiner satirischen Komödie „Die politische Wochenstube“ aus, die er, um der Censur zu entgehen, 1845 in Zürich erscheinen ließ. Die „Politische Wochenstube“ ist eine Satire im Stile Platens und nach antiken Mustern, also eine Art Aristophanischer Komödie, voll satirischer Geißelhiebe auf die reaktionäre Zeitrichtung. Aber es fehlen auch nicht lyrische Prophezeiungen einer bessern Zukunft, als deren Verkünderin „die wahre Germania, die jungfräuliche Mutter des kommenden Königs“ in begeisterten Parabasen gefeiert wird. Die Dichtung erregte in jener stillen Zeit natürlich allgemeines Aufsehen und trug dem Dichter sogar einen Majestätsbeleidigungsprozeß ein, der aber durch eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelms IV. selbst, an den sich Prutz in einem würdig gehaltenen Schreiben gewendet hatte, niedergeschlagen wurde. Ja, kurz darauf erhielt er sogar, durch Vermittelung Alexander v. Humboldts, die Erlaubniß, in Berlin Vorlesungen halten zu dürfen, allerdings nicht über moderne Literatur, sondern nur über die Geschichte des deutschen Theaters. Im Winter 1846 hielt Prutz diese Vorlesungen, die auch später im Druck erschienen, vor einer zahlreichen und ansehnlichen Zuhörerschaft mit außerordentlichem Erfolg ab. Es zeigte sich dabei eine neue Seite seines Talents, nämlich seine wahrhaft hinreißende Beredsamkeit, die ihn im nächsten Vierteljahrhundert zu einem der glänzendsten Redner in Deutschland erheben sollte.

Die Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters erstrecken sich von den ältesten geistlichen Spielen bis auf die Berliner Bühnenverhältnisse unter dem Grafen Brühl; die freiheitliche Gesinnung und der freimüthige Ausdruck derselben, der alle Schriften von Prutz durchzieht, tritt auch in der Behandlung dieses Stoffes unverkennbar hervor. Mit einem wehmüthigen und zugleich hoffnungsfreudigen Ausblick in die Zukunft schließen diese Vorlesungen ab: „Der Glanz unserer Bühne ist erloschen, die Kraft unserer dramatischen Kunst ist gebrochen und kein einzelnes Ereigniß, kein Intendantenwechsel, keine Berufung dieses oder jenes Schauspielers, keine Verwerfung oder Annahme eines einzelnen Stückes kann dem deutschen Theater helfen, sondern nur eine Erneuerung unseres Lebens selbst kann auch unsere Bühne erneuern. Schon sehen sie die leisen Anfänge erwachenden politischen Bewußtseins, die seit vier, fünf Jahren die Herzen unseres Volkes durchzittern, von den Anfängen einer neuen dramatischen Dichtung begleitet; das Volk, zurückkehrend zu sich selbst, fängt an, auch wieder Interesse zu finden an seinem Theater; die Bühne wird wieder eine Macht, sie wird eine Vorkämpferin der Freiheit und der nationalen Bewegung; es giebt schon wieder Stücke, welche die Nation mit Liebe empfängt und die Fürsten verbieten ... Es sind eben Anfänge, es sind Keime, welche reifen

Digitized by Google

werden, reifen müssen, sobald nur wir selbst nicht müde werden, der größern Zukunft auch mit kleinen Anfängen bereitwillig vorzuarbeiten. Mögen sie denn bald aufgehen, die köstliche, die Sonne der Erfüllung, der Morgen unserer Freiheit!"

Mit diesen begeisterten Worten hatte Robert Prutz nicht nur das Programm der Zukunft, sondern auch das seiner eigenen künftigen Thätigkeit verkündet. Da ihm die Machthaber einen Lehrstuhl an den Universitäten verweigerten, beschloß er, die Bühne zu seiner Lehrkanzel zu machen und von dieser herab den Kampf gegen die Tyrannei und für die Freiheit auszufechten.

Mit demselben Eifer, den er allen seinen Schöpfungen widmete, wendete er sich jetzt der Bühne zu. Eine Reihe von Stücken, die schon früher entstanden waren, wurden umgearbeitet, andere neu geschaffen. Die bedeutendsten dramatischen Werke von Prutz sind die Trauerspiele „Moritz von Sachsen", „Karl von Bourbon" und „Erich, der Bauernkönig". Das bedeutendste von diesen dreien ist wieder das erstgenannte. Die patriotische und freie Gesinnung, die den Grundcharakter seiner lyrischen Poesie ausmacht, liegt auch seinen dramatischen Dichtungen zugrunde. Sie sind also wesentlich Tendenzstücke; Prutz wollte das Theater zum Schauplatz der politischen Opposition machen. Es scheint nicht, als ob ein innerer Beruf ihn zum dramatischen Schaffen geführt hätte. Allen seinen Stücken fehlt das Theaterblut, das Geheimniß der Bühnenwirkung, der dramatische Nerv; ein Pathos, ein Gedanke durchzieht dieselben, der Gedanke der Freiheit. So sind seine Helden in ihrer abstrakten Haltung in der That mehr Gefäße des politischen Gedankens als dramatische Charaktere, die menschliche Rührung erwecken können. Die Sprache ist schön und von dem Feuer politischer Lyrik durchglüht; auch die Handlung ist spannend und reich bewegt. Aber all' dies vermochte den Dramen von Prutz zu keinem langen Bühnenleben zu verhelfen; nur sein „Moritz von Sachsen" hatte trotz — oder vielleicht auch wegen der argen Censurquälereien in Berlin selbst einen vorübergehenden Theatererfolg aufzuweisen. Auch der Versuch, eine praktische Verbindung mit dem Theater anzubahnen, verlief resultatlos im Sande: kaum ein Jahr hielt es Prutz in Hamburg aus, wohin ihn Jean Baptiste Baison als Dramaturg des dortigen Stadttheaters berufen hatte. Die einflußlose Stellung als fünftes Rad am Thespiskarren konnte einem Manne wie Prutz nur wenig behagen; nur zu bald sah er ein, daß er weder als Dramaturg, noch durch die von ihm begründeten „Dramaturgischen Blätter" das Ideal einer Musterbühne, welches ihm vorgeschwebt hatte, in Hamburg werde verwirklichen können.

Inzwischen waren auch die Märzstürme des Jahres 1848 hereingebrochen und Prutz befand sich bald im Mittelpunkt der Ereignisse, in Berlin, als einer der Hauptredner des konstitutionellen Klubs. Es erging ihm in dieser Zeit der Erfüllung seiner sehnlichsten Hoffnungen aber sehr seltsam: er, der unerschrockene Kämpfer gegen jede

Digitized by Google

Unterdrückung, galt den politischen Heißspornen des tollen Jahres als ein Moderator, ja der Pöbelherrschaft in Berlin und Dresden gegenüber wohl überhaupt als Reaktionär, da er den kosmopolitischen Tendenzen Arnold Ruges und seiner Freunde das nationale Prinzip entgegenstellte.

Der Kultusminister des Ministeriums Auerswald, R. v. Ladenburg, verlieh endlich Prutz in diesem Jahr die so lang vergeblich erbetene Professur in Halle. Aber kaum war er in seiner Stellung etwas fest geworden, da brach die Reaktion wieder herein und der neue Kultusminister Otto v. Raumer machte ihm das Leben in Halle recht schwer. Gleichwohl hielt er es in dieser Stellung, trotz unaufhörlicher Quälereien von oben und unten, volle acht Jahre bis 1857 aus. Indeß sagte er später wiederholt selbst, daß dies die unergiebigste Zeit seines Lebens gewesen sei. Müde des unaufhörlichen Haders, verlangte er endlich seine Entlassung; nun suchte man ihn zu halten, aber vergeblich. Anfangs 1858 verließ er die Universität und Halle, wie es hieß, „auf Urlaub" — aber alle wußten, daß er nimmer wiederzukehren beabsichtige.

Es ist interessant und charakteristisch für Prutz wie für seine Zeit, daß er sich in jener Epoche der Reaktion, wo das freie Wort strenger als je verpönt war, wieder einem neuen Schaffensgebiet zuwandte, nämlich dem Roman. Imgrunde genommen auch hier ohne innern Drang und nur für seine politische Tendenz arbeitend, mußte Prutz auch auf diesem Gebiet, wie früher auf dem des Dramas, sich nur mit halben Erfolgen begnügen. Nein, er war kein Romanschriftsteller, und selbst seine besten Romane „das Engelchen", „der Musikantenthurm" und „Felix" vermochten nicht den Erfolg zu erringen, den so viele Minderbegabte so leicht zu erreichen pflegen. Aber Prutz war eben kein Romanschriftsteller, es fehlte ihm die gewandte Darstellung und die künstlerische Technik. Die Handlung ist zu weitschweifig, die Charaktere haben nicht Fleisch und Blut, die ganze Arbeit verräth nur zu deutlich den Einfluß französischer und englischer Muster. Wenn Prutz geglaubt hatte, aus dem Romanschreiben ein Gewerbe machen zu können, so hatte er abermals eine schwere Täuschung erlebt. Was ihn als Dichter förderte, was ihn als Forscher auszeichnete, das hemmte ihn als Dramatiker, das störte ihn als Romanschriftsteller. Mit dieser Erkenntniß war aber Prutz auch wieder auf dem Boden angelangt, von dem er einst ausgegangen.

* * *

Als ein müder, in den Sorgen des Lebens früh ergrauter Mann lenkte nun Robert Prutz anfangs 1858 sein Schifflein wieder dem Hafen der Heimat zu, die er als Knabe auf stolzem Schiff mit bunten Masten hoffnungsfreudig verlassen hat. Hier fand der Dichter, wonach er im Leben bisher vergeblich gesucht hatte, die Ruhe, aber auch die Schaffensfreudigkeit wieder, so daß diese zweite, kürzere

Digitized by Google

Hälfte seines Lebens auch die bessere, glücklichere genannt werden kann.

Er liebte seine pommersche Heimat wahrhaft innig, und das Gedicht, mit dem er seine Vaterstadt beim Wiedersehen begrüßte, ist sicher eines seiner besten:

„Die Du mit duftig mildem Odem
Mir kühlst der Seele heißen Brand,
Gegrüßt, o Heimat, deren Boden
Ich allzulang mich abgewandt!
Gleichwie der Schiffer an die Küste
Sich rettet aus zerschelltem Kahn,
So aus des Lebens staub'ger Wüste
Lenk ich zurück zu Dir die Bahn.

Und wie mit zärtlichem Erbarmen
Die Mutter das verirrte Kind,
So ziehst auch Du mit starken Armen
Mich an den Busen sanft und lind;
Die wirren Schaaren heiß'st Du fliehen
Die mich umschwärmt zu steter Pein
Und lullst mit leisen Melodien
Den Schmerz, den immer wachen, ein.

Und was das Leben mir genommen
Und was das Schicksal mir entwandt,
Ich seh': es alles wiederkommen,
Wie ich' es ehedem gekannt:
Das sind der Berge blaue Gipfel,
Vom Grün der Wälder dicht umsäumt,
Es sind dieselben Schattenwipfel,
In denen ich als Kind geträumt!

Und erstes Hoffen, erstes Sehnen,
Der erste Zorn der jungen Brust,
Das süße Weh' der ersten Thränen,
Des ersten Kusses Götterlust,
Es kehret alles, alles wieder,
Gleichwie die Schwalbe kehrt im Mai,
Und wieder schäumt durch meine Lieder
Der Muth der Jugend, stolz und frei.

O, sei gesegnet, theurer Boden,
Der rasch die Seele mir verjüngt!
Schon fühl' ich mich von Deinem Odem,
Gleichwie vom Frühlingshauch beschwingt;
Weit hinten liegt, was ich gewesen,
Das Leben lacht in neuem Glanz,
Hier werd' ich, oder nie, genesen,
Am Busen meines Vaterlands!"

Und er genaß auch wirklich! Die treue Fürsorge der Familie, der Kreis trefflicher Freunde und Jugendgenossen, die Entfernung von allen literarischen und politischen Händeln, alles dies ließ den Dichter die Unbilden der Zeit vergessen und gab ihm neuen Lebensmuth und frische Schaffensfreudigkeit. Es kam ein Ereigniß hinzu, welches heute, wo die Hauptzeugen noch am Leben, kaum leise angedeutet, geschweige denn ausführlich besprochen werden darf.

Digitized by Google

Nach seiner Rückkehr in die Heimat begegnete der Dichter daselbst der Frau wieder, der er als junges Mädchen einst seine erste Jugendliebe geweiht hatte. Die Leidenschaft, die er vordem für dieses zarte und liebliche Wesen gefühlt, erwachte in dem alten Manne mit verdoppelter Heftigkeit wieder und schlug in poetischen Flammen voll lodernder Pracht hoch empor. Prutz hatte nach dieser Richtung hin etwas von dem greisen Goethe; auch er fühlte sich noch in reifen Jahren jung genug, um zu lieben und hielt es mit dem Marquis de Lassy, der einmal sagte, das Aufhören der Liebesträume sein ein Zeichen, daß der letzte Schlaf herannahe. Auf das Glück der Leidenschaft folgte aber auch bei Prutz der Schmerz der Leidenschaft. Alle Phasen dieses poetischen Johannistriebes spiegeln sich in den Dichtungen wieder, die in den nun folgenden zehn Jahren entstanden und die Prutz in verschiedenen Sammlungen („Aus der Heimat", 1858, „Aus goldenen Tagen", 1861, „Herbstrosen", 1864, „Buch der Liebe", 1867) rasch hintereinander veröffentlicht hat.

Prüft man diese Sammlungen auf ihren dichterischen Vollwerth, so muß man ohne Einschränkung und mit freudigem Erstaunen bekennen, daß diese imgrunde genommen so wenig bekannte und noch weniger nach Gebühr gewürdigte erotische Poesie weitaus das Beste, Reinste und Reichste ist, was seine Muse überhaupt gezeitigt. Mit diesen Dichtungen wird Robert Prutz auf die späte Nachwelt kommen; das war ein Dichterherbst voll reifer, frischer und erquickender Früchte! Die Eigenart dieser Liebeslyrik aber bestand vornehmlich darin, daß Prutz, an klassische und antike Muster anknüpfend, im Gegensatz zu der süßlichen und schwachherzigen Backfischlyrik eine Poesie der Männer schuf.

Hier war die Forderung reichlich erfüllt: Die Poesie möge endlich aufhören, immer zu jubeln und zu drohen, zu jauchzen und zu klagen; sie lege Hand an zum Aufbau unseres Vaterlands — nur dann werde sie aus einer Poesie der Jünglinge und Weiber eine Poesie der Männer werden! Es sind in der That nur wirklich empfundene Liebesgefühle, denen Prutz in diesen Dichtungen leidenschaftlich wahren Ausdruck verleiht. Kein Schleier des Geheimnisses wird über die wieder aufgetauchte Jugendliebe gebreitet, sondern mit altklassischer Offenherzigkeit und Freiheit werden die einzelnen Phasen dieses Liebestraums uns geschildert.

Zunächst versucht der Dichter allerdings noch, zwischen seiner glühenden Leidenschaft und dem Glück des häuslichen Herdes ein gewisses Kompromiß abzuschließen, indem er seiner Gattin zuruft:

„Dichterfrau, o sei geduldig,
Lächle, liebliches Gesicht!
Ja, es fühlt mein Herz sich schuldig,
Doch bereuen kann es nicht.
Aus der Jugend fernen Tagen,
Eh' mein Auge Dich gekannt,
Flammen sind emporgeschlagen,
Die die Seele mir gebannt.

Digitized by Google

Gönn', o gönne uns ein Weilchen
Ihrer Gluten süßen Schein;
Gönne uns ein armes Theilchen
Von dem Glück, das ewig Dein!
Dennoch bleibt Dir doch das Ganze
Fest und treu, wie Du geglaubt,
Und es kränzt mit frischem Kranze
Neu sich Deines Dichters Haupt!"

Später verstummte aber dieses Gefühl und die Sprache der Leidenschaft behält allein ihr volles Recht. Da ist nichts von Hangen und Bangen, zartem Sehnen, süßem Hoffen, keine zarte Mondscheinpoesie, keine Wehmuthsschauer und Entsagungsschmerzen, sondern eine Poesie des Genusses, die die Poesie der Sehnsucht zum mindesten wirksam ergänzen konnte, eine Poesie, die einer erlauchten Ahnenreihe von Anakreon bis auf Heine sich ebenbürtig anschließen durfte...

„Du sollst, o Herz, die Leidenschaft,
Die gottgebor'ne, nicht verdammen,
Es reift des Menschen höchste Kraft
Im holden Glutstrahl ihrer Flammen.
Wo etwas großes je gelungen,
Wo je ein edles Werk vollbracht,
Da ist es ihrem Schoß entsprungen,
Ihr Athem hat es angefacht."

Aus diesem Grundton sind alle Dichtungen gestimmt. Die Lyrik heißer Liebesleidenschaft schreckt vor nichts zurück; aus schüchternen Opferflammen werden wilde Feuerbrände. Ihr einziger Kanon lautet:

„Was die Liebe kann begehren,
Liebe darf es frei gewähren.
Was von Liebe ward verschuldet,
Gern von Liebe wird's geduldet.

Alles Fehlen, alles Irren,
Liebe weiß es zu entwirren,
Trägt mit seliger Geberde,
Alle Noth und Schuld der Erde.

Am Geliebten jeden Flecken
Weiß sie sorgsam zu verdecken;
Ja, ihn völlig frei zu sprechen,
Theilt sie lächelnd sein Verbrechen."

Diese Kasuistik der Leidenschaft ist für die Liebespoesie des Dichters charakteristisch, in der alle Stimmungen eines solchen Verhältnisses einander in bunter Reihe folgen. Behagliche Ausmalung der Lebensfreuden, die Wonne des Genusses, der Schmerz der Entsagung, philosophische Reflexionen über das Weltgeheimniß und den Tod, dithyrambisch-bachantische Gedanken über den Weltuntergang...

„Und war es wirklich keine falsche Kunde
Und haben die Propheten nicht gelogen
Und brechen wirklich heut des Himmels Bogen
Und Flammen schlagen aus dem finstern Schlunde,

Digitized by Google

Gegrüßt auch du, des Erdballs letzte Stunde!
Von der Geliebten süßem Hauch umflogen,
Verschränkten Armes, Mund an Mund gesogen,
Im Wonnerausch, wie gern geh' ich zu Grunde!
Rast, Stürme, rast, entweicht, ihr goldnen Heerden,
Die ihr am Himmel weidet! Bricht zusammen
Im tiefsten Kern, du morscher Bau der Erden!
Versiegt, o Sonnen, ihr urew'gen Ammen!
Zum Brautbett muß das Chaos selbst uns werden,
Indeß als Hochzeitsfackel Welten flammen!"

Dieser verzehrenden Glut der Leidenschaft stehen aber auch andere stimmungsvolle, rein und melodisch ausklingende Lieder gegenüber, wie etwa das folgende:

„Ich will's Dir nimmer sagen,
Wie ich so lieb Dich hab',
Im Herzen will ich's tragen,
Will stumm sein, wie das Grab.

Kein Lied soll Dir's gestehen,
Soll flehen um mein Glück.
Du selber sollst es sehen,
Du selbst — in meinem Blick.

Und kannst Du es nicht lesen,
Was dort so zärtlich spricht,
So ist's ein Traum gewesen,
Dem Träumer zürne nicht."

Eine wahrhaft fromme und sinnige Empfindung, ein reines und heiliges Gefühl überkommt aber den Dichter und mit ihm seine Leser, wenn er nach einem heißen Tag der Leidenschaft in sabbathlicher „Abendstille" Einkehr und Umschau hält:

„Nun ruht die Welt mit Schweigen,
Der laute Tag verrann.
Die gold'nen Sterne steigen
Hell leuchtend himmelan!
Rings, wie mein Ohr mag lauschen,
Ist alles stumm und todt,
Nur leise Wellen rauschen,
Geküßt vom Abendroth.

O Liebste, komm' und neige
Dein lächelndes Gesicht,
Wie durch die dunklen Zweige
Des Mondes Silber bricht;
Ein seliges Ermatten
Schließt leis' mein Auge zu;
O komm in diese Schatten,
So weich, so mild wie du!

Von Deinem Arm umschlungen,
Gelehnt an Deine Brust,
O, holde Dämmerungen,
O nächtlich süße Lust!
Nichts bietet mehr das Leben
Und nichts die Erde mir,
Mein ganzes Sein und Streben,
Es ruht versenkt in Dir."

Digitized by Google

In solchen und ähnlichen Gedichten liegt die eigentliche Bedeutung von Robert Prutz, in der er auf die Nachwelt kommen wird, wenn ihn auch die Mitwelt nicht verstanden oder vergessen hat. Auch zur politischen Lyrik, seiner zweiten Jugendgeliebten, kehrte Prutz am Abend seines Lebens wieder.

Vor dem Kriege von 1866 war er einer der ersten, der gegen den „Bruderkampf" in flammenden Gedichten auftrat. Diese brachten ihm eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung ein. Er wurde trotz einer glänzenden Vertheidigungsrede zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, später aber amnestirt. Der Erfolg des Krieges belehrte auch ihn, und sein poetischer Widerruf ist nicht weniger kühn, als seine poetische Anklage.

In den folgenden Jahren widmete sich Prutz ganz der Ausübung des seltenen Talents, das ihm die Natur verliehen hatte: dem öffentlichen Vortrag. Man nannte ihn damals den Wanderprofessor der deutschen Literatur. In diesen Vorträgen entfaltete der Dichter noch einmal den glänzenden Schwung seiner poetischen Weltanschauung und die volle Gewalt seiner freien Rede zu mächtigster Wirkung. Diese Vorträge waren es auch, welche mich 1869 zu Prutz in persönliche Beziehung brachten. So begeistert war ich von einem derselben, daß ich, unter dem unmittelbaren Eindruck des Vortrags, eine kleine Schrift über Heinrich Heine, meine erste literarische Arbeit, schrieb und Prutz widmete. Ich erhielt darauf von dem Dichter das folgende Schreiben: „Allerdings setzt die Ehre, welche Sie im Begriffe sind, mir durch die Widmung Ihrer Schrift zu erzeigen, mich einigermaßen in Verlegenheit, indem ich mir nur allzu wohl bewußt bin, nicht im mindesten Anspruch darauf zu haben. Andererseits ist es ein so schönes und erhebendes Gefühl, besonders für den alternden Mann, mit der heranwachsenden Jugend, dieser Erbin unserer Kämpfe, unserer Hoffnungen und Träume im Verkehr zu bleiben, daß ich die mir zugedachte Widmung als einen Ausdruck eben dieses Bandes, das mich mit der Jugend unseres Vaterlandes verknüpft, mit freudigem Dank annehme."

Ich verlebte damals herrliche, fröhlich angeregte Tage in Gesellschaft des Dichters in Breslau und Warmbrunn und blieb mit ihm in brieflichem Verkehr. Leider sollte derselbe nicht lange dauern, denn schon im Sommer 1869 traf Prutz ein Schlaganfall. Er wünschte sich nun, als seine geistigen Kräfte abnahmen, Erlösung durch den Tod, aber erst drei Jahre später, am 21. Juni 1872, traf ihn ein Gehirnschlag, der seinem Leben ein rasches Ende machte.

Ueberschauen wir zum Schlusse noch einmal dieses Leben, so tritt uns der Charakter von Robert Prutz als ein ganzer, echt männlicher und edler auch in einer schwankenden und vielbewegten Uebergangsperiode entgegen. In ihm war Talent und Charakter vereinigt; denn er war ein Dichter, ein wahrer, großer und echter Dichter, einer der besten nach Goethes Heimgang. Das Bleibende von dem Vergänglichen seiner Schöpfungen zu sondern und zu bewahren, ist

Digitized by Google

Sache der Nachwelt. Für uns bleibt Robert Prutz der liebeglühende, freiheitsehnende Poet, auf den wir gern die Worte sprechen, die er selbst verkündet:

„Nimmer sang um eitlen Ruhm ich; schweigend meines Gottes voll,
Ließ der Lieder Flut ich brausen, frisch, wie sie der Brust entquoll.
Durch der Menschen lautes Treiben ging ich achtlos und allein,
Denn mit seinen heil'gen Wipfeln rauschte mir Apollos Hain."

Lorbeer und Myrthe.

Von Rudolf Knuffert.

Der Ehrgeiz, meinst Du, macht das Herz mir weit,
Du glaubst, ich trachte nur nach Ruhm und Glanz,
Und daß mein schönster Traum Unsterblichkeit
Und daß mein höchster Wunsch ein Lorbeerkranz.

O Kind, an all' das hab' ich nie geglaubt,
Mein schönster Traum war meine Lieb' für Dich
Und möcht' ich sehen ein bekränztes Haupt
Wär's Deins mit einem Myrthenkranz für mich.

Digitized by Google

Augsburger Bilder.

Von A. Freiherr von Moltke.

Ich saß Frau von R. gegenüber, einer Dame, welche die Abende in ihrem Hause zu einem hochgeistigen Genusse zu gestalten wußte und durch ihre Liebenswürdigkeit, die so recht fühlbar vom Herzen zum Herzen sprach, durch ihre ungesuchte Einfachheit ein unsichtbares, doch starkes Band um ihre Gäste wob, sodaß man stets ungern den Zauber dieses Bannes durchbrach, um wiederum der Nüchternheit des alltäglichen Lebens anheimzufallen. Es hat zu allen Zeiten und in allen Ländern solche Frauen gegeben. Von mehreren, welche das Schicksal inmitten einer geistig besonders regen Zeit stellte, hat die Geschichte die Namen aufbewahrt, ihnen war beschieden, in die Laufbahn des einen oder anderen Sterns erster Größe bestimmend einzugreifen. Frau von R. wird nicht zu diesen berühmten Frauen zählen, ihr Wirken zieht engere Kreise, sie hat sich aber im Geiste derjenigen, welche das Glück hatten, ihr nahe zu kommen, ein unvergängliches Denkmal geschaffen. Man hört wohl: „sie versteht die Kunst, es ihren Besuchern angenehm zu machen.“ Die Kunst? Seit ich Frau von R. kenne, ist es mir klar, daß dies keine Kunst ist, sondern eine Gabe, etwas angeborenes, wenn man so will, etwas künstliches darf eben nicht durchgefühlt werden. Befangen und in Gedanken verloren, saß ich da; so zerstreut war ich, daß mich sogar die mit viel Wärme vorgetragenen Lieder Hornsteins, des schwäbischen Sängers, nicht in die Wirklichkeit zu rufen vermochten. Musik wurde bei Frau von R. gemacht, aber die Gäste wurden nicht durch endlose Sonaten, durch mit geschulter, doch etwas eingerosteter Stimme vorgetragene Arien ermüdet und gezwungen, diese Ermüdung mit konventionellen Lügen zu bezahlen.

„Wann werden Sie abreisen?“ fragte Frau von R.

„Uebermorgen, gnädige Frau.“

„Ach, an einem Freitag. Sie wissen doch, der Seemann segelt nie an einem Freitag aus.“

Digitized by Google

„Mir, gnädige Frau, kann der Freitag kein Unglück mehr bringen; mein Verlassen des schönen Frankfurt ist schon Unglück genug für mich."

„Und darf man fragen, wohin es gehen soll?" warf Baron von P. dazwischen, ein Mann, der es liebte, bei allen Gelegenheiten geistreiche Citate einzustreuen, sonst aber von seinem Gelde lebte und harmlos war, wie ein aus der Hand fressender Kanarienvogel.

„Nach Augsburg", entgegnete ich mit einem leisen Seufzer.

„Lasciate ogni speranza voi ch'entrate" sagte Baron von P. mich mit einem Blick betrachtend, als ob ich zum Schafott geführt werden sollte. Er hatte wohl niemals Dantes unsterbliches Werk gelesen, aber die schreckliche, trostlose Inschrift über dem Eingang zur Hölle war ihm geläufig. Das Gespräch wurde allgemein und inmitten des zwanglosen Geplauders hatte ich Gelegenheit über manche ungünstige Urtheile über Augsburg nachzudenken. Kant sagt in seiner Kritik der reinen Vernunft: „die Erscheinungswelt ist das Produkt des Ansich der Dinge und des wahrnehmenden Subjekts." Weder Baron P. noch sonst jemand in der Gesellschaft waren „wahrnehmende Subjekte", soweit ihr Urtheil Augsburg betraf, dies war mir ein Trost, der die Hoffnung in mir lebendig erhielt.

Noch ein Lebewohl dem schönen Frankfurt, seiner mir liebgewordenen Promenade, seinem herrlichen Palmengarten, der buntbewegten Zeil mit ihren prächtigen Schaufenstern, noch einen letzten Blick auf die eleganten Equipagen mit ihren alttestamentarischen Insassen; im Traum sah ich das alles an mir vorüberfliegen, dann ein jähes Erwachen — „Augsburg", scholl es vom Munde des Schaffners, ich befand mich in der uralten, einst so blühenden Reichsstadt, in der Augusta Vindelicorum.

I.

Der Mai ritt dieses Mal nicht, wie ich einstens in einem alten Kalender gelesen, auf einem koppigen Schimmel ins Land. Ganz im Gegentheil. Ein blauer Himmel und eine lachende Sonne ließen vergessen, welch' böser Tyrann der Winter gewesen, und es war eine wahre Wonne zu beobachten, wie Mutter Natur ihren Kindern das grüne Festkleid wob und säumte. Die Temperatur lud ein, sein Heim zu verlassen, um die Brust in der reinen Frühlingsluft zu dehnen, das Auge durch den Blick auf das langentbehrte frische Grün zu stärken und dem Geiste durch den Einfluß des geheimnißvollen Triebes in der aus monatelanger Erstarrung erwachten Natur neue Spannkraft zu verleihen. Ich lenkte meine Schritte nach dem sogenannten Wertachbrückerthor. Vom Nordwestende der Stadt gelangt man dahin, indem man längs des Stadtgrabens durch eine herrliche Allee hinschreitet. Im Winter wird in den rechter Hand gelegenen, sonst trockenen Graben, Wasser gelassen und also eine schöne Eisbahn geschaffen. Die Ausburger, namentlich das schöne Geschlecht, leisten vortreffliches im Schlittschuhlaufen. Man kann sie

Digitized by Google

hier gar zierliche Wendungen unter graziösem Wiegen des Oberkörpers machen sehen, während sie sich vertrauensvoll an den schlanken Sohn des Mars anschmiegen. Im Geiste sah ich sie dahersausen, die unwiderstehliche Linie, auf dem rechten Flügel das schöne, dunkeläugige Mädchen mit den flatternden, schwarzen Haaren, inmitten eine bunte Reihe, die jugendlichen Gesichter geröthet von der reinen Winterluft und der gleichmäßigen, anmuthigen Bewegung. Jetzt kommen sie am Ende der Bahn an, fast stemmt sich die Brünette gegen das Eis, die Verkörperung der siegreichen Schönheit, um die sich alles dreht, die ganze Reihe fliegt herum und fröhlich lachend eilt sie wieder dem anderen Ende zu. Wenn der gereifte Mann und pater familias solchem Thun mit stillem Lächeln zusieht, wie angenehm muß er erst berührt werden, wenn er sein Auge über die Kinderschaar gleiten läßt, die, zum größten Theil wohlgeübt, mit freudigen Rufen und vor Lust blitzenden Augen sich auf der glatten Bahn herumtummelt. Es hat etwas antikes an sich, das Schlittschuhlaufen, die vornehme Ruhe des Oberkörpers, die leichten, eleganten Bewegungen. Im alten Rom und in Griechenland würde es sicherlich eine staatliche Einrichtung geworden sein. Unser Altmeister Goethe war in seiner Jugend ein eifriger Schlittschuhläufer, er — lebhaftes Reden reißt mich aus meinem Sinnen, zwei Gymnasiasten wandeln, die Wissenschaft unter dem Arm, an mir vorüber, sie streiten über die Auslegung eines Citats aus den Satiren des weltklugen Horaz. Ich gehe weiter und passire die Straße, welche, wie das Taschenbuch von Augsburg von 1830 besagt, nach Frankreich und in die Niederlande führt. Jetzt dient sie nicht mehr solch' fernen Zielen, der schrille Pfiff der Lokomotive hat das Knallen der Frachtfuhrleute und das Rollen der bequemen Reisewagen verdrängt und längst den Heerstraßen die Bedeutung der Verbindung mit fernen Ländern genommen. Hier steht noch ein hoher Thurm mit den einst so dräuhenden Schießscharten; ein Denkmal aus der Zeit, in der die freien Bürger Augsburgs ihre Freiheit mit ihrem Blute vertheidigten. Der stolze, mittelalterliche Thurm und die heutzutage an ihm vorüberführende Pferdebahn — ein drastisches Bild des Sonst und Jetzt. Unweit davon stand noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die Schwedenlinde, unter welcher Gustav Adolf häufig geruht haben soll und wo dieser Deus ex machina des 30jährigen Kriegs die Deputation der Stadt empfing, welche ihm huldigte, als wäre er ihr Herr und Gebieter. Die Linde ist den Axthieben zum Opfer gefallen. Noch aber lebt ihr Andenken in Schrift und Wort fort. Ich steige eine Anhöhe hinan, das ehemalige Glacis, auf seinen Kamm führt abermals eine schattige Allee hin und Ruhebänke laden zum ruhigen Betrachten der Umgegend ein. Welch' fesselndes, eigenthümliches Bild auf diesem Punkte! „Pfannenstiel" ist der eben nicht sehr geschmackvolle Name des Raumes zwischen dem Wertachbrückerthor und der Bastion Lug ins Land. Ein bedeutender Kunstkritiker wurde einst von einem Manne in zerrissenen Stiefeln und

Digitized by Google

mit schmutzigem Hemdkragen an ein ihm vor 25 Jahren gewährtes Darlehen von einer Mark erinnert. Der Kunstkritiker zahlte und verehrte dem Mann, mit dem er allerdings gemeinschaftlich das Gymnasium besucht hatte, ein Buch mit dem Hinzufügen, daß er dies einst für sein gutes Gedächtniß erhalten habe, er aber ihn, seinen langjährigen Gläubiger dieser Gabe für würdiger erachte. Hoffentlich hat der Mann, der die Aehnlichkeit des Platzes, auf dem ich mich befand, mit einem Pfannenstiel entdeckte, auch eine Anerkennung für die Größe seiner Einbildungskraft erhalten. Der Blick schweift über eine Reihe großer Fabriken hin, über belaubte Fluren und liebliche, im dunkeln Grün des Waldes halbversteckte Ortschaften, umarmt von den wasserreichen Betten der Wertach und des Lech und abgeschlossen durch sanfte Hügel, ein abgerundetes Bild moderner Industrie und Agrikultur. Der Reiz des Bildes wird erhöht durch die unmittelbare Nähe der noch stehenden Ringmauer und des Festungsgrabens, durch die klassische Erinnerung, daß hier das „castrum" der Römer, die Hauptbefestigung der Augusta stand. Ich lasse mich auf eine der Bänke nieder. Ich sehe im Geist die römischen Cohorten, wie sie unter dem waffenkundigen Drusus die elenden Hütten der Vindilicier, der Urbewohner des Bodens, zerstören und mit dem Schwert in der Faust die Anfänge abendländischer Kultur in diese Gegend pflanzen. Welch' seltsamer Zufall! Der erste Kaiser Roms, Augustus, verlieh der Stadt ihren Namen, unter dem letzten Kaiser des heiligen römischen Reichs deutscher Nation hörte die Stadt auf, deutsche Reichsstadt zu sein, um fortan ein neues Zierrath in der Krone der Wittelsbacher zu bilden. Ich vernahm wildes Kriegsgeschrei, nicht der Schlachtruf der disziplinirten Legionen des Augustus, sondern den der Allemannen, welche in barbarischer Wuth die sichtbaren Zeichen römischer Kultur wegfegten, zugleich aber an dieser Stätte dem Joche fremder Herrschaft ein Ende bereiteten. Attila kam, die Geißel Gottes, der Vorgänger des ersten Napoleon, ihm tönte bei Augsburg das „Halt!" entgegen, wie Napoleon bei Moskau. Vielleicht war es hier, wo sich Welf, der streitbare Bojarenherzog, heranschlich, die Mauern erstieg und die kaum erst emporgeblühte Stadt fast dem Erdboden gleich machte. Doch sie sank nicht wie ein zweites Karthago in das Nichts zurück, sondern erstand durch die Thatkraft ihrer Bürger von neuem, um immer wieder der Spielball der Kriegsfurie zu werden, welche bis in unser Jahrhundert hinein diese Gegend durchtobte. Ach, Augusta, Dir war wohl wie keiner Stadt des deutschen Reiches beschieden, die Weltgeschichte sich abspielen zu sehen, gar eigenartig ist Dein Schicksal! Die Wucht der Keule, die Schärfe des Schwertes, die rings zerstörende Kraft der Bombe hast Du kennen gelernt, mehr wie einmal drohte Dir gänzlicher Untergang, stets hast Du Dich wieder erhoben, um in früher Zeit ein Bollwerk gegen wilde Horden, im Mittelalter ein leuchtender Stern zu sein, dessen Strahlen bis in die fernsten Gegenden drangen. Eine Handelsmetropole, standest Du mächtig und

Digitized by Google

angesehen da, besonderer Günstling der deutschen Kaiser! Dieser Glanz verblich, Dir verblieb nur die Erinnerung. Und jetzt? Nachdem der Maschinenbetrieb sich Bahn gebrochen, hast Du möglichsten Vortheil aus Deinem Wasserreichthum gezogen und Dich mit einem Gürtel rauchender Schlote umgeben, welche Dich zu einer der ersten Industriestädte Deutschlands erheben.

Während ich also und noch manches andere dachte, ließ sich ein kleines Mädchen, mit Kochgeschirr in der Hand, auf der gegenüberstehenden Bank nieder. Das Kind war einfach aber reinlich gekleidet und schaute mich mit seinen großen blauen Augen neugierig an. Da ertönten aus allen Fabriken die Glockenzeichen, es war 12 Uhr mittags, die Zeit der Pause für die Arbeiter. Schaarenweise strömten sie heraus, die meisten gingen ihren sauberen, luftigen Wohnungen zu, um dort gemeinsam mit den Ihrigen das Mahl zu verzehren. Zu meiner Nachbarin gesellten sich Vater, Mutter und ältere Schwester, alle drei fanden lohnende Arbeit. In Augsburg, mit seinen Tausenden von Arbeitern, hat die Hydra der Arbeiterbewegung bis jetzt keine Beute gefunden; es scheint fast, als wäre hier die große Frage der Zeit gelöst, indem die Arbeitgeber in wahrhaft großartiger Weise für das Wohl ihrer Arbeiter sorgen. Da ziehen sie an mir vorüber, die jüngeren Leute mit fröhlichen Gesichtern und harmlosen Scherzen, die älteren die ihnen entgegengelaufenen Kleinen an der Hand haltend. Doch eben löffelt die Kleine klappernd zusammen, was Eltern und Schwester im Topf gelassen, es erinnert mich an meinen eigenen Hunger, ich sputete nach Hause, die freundlichen Grüße der wackeren Leute ebenso erwidernd.

II.

„Civis Romanus sum", hiermit glaubte der stolze Römer alles gesagt zu haben, wie etwa, wenn die Sonne sprechen könnte, sie sagen würde: „Ich bin die Sonne." Mit demselben Selbstgefühl sagte und sagt wohl auch noch heute der Ausburger: „i ben a Augschburger", denn er liebt seine Vaterstadt und sieht mit berechtigtem Stolz auf ihre Vergangenheit zurück. Mir gefällt der patrizische Stolz, die Exklusivität der bevorzugten Familien Augsburgs, dieser Epigonen der vornehmsten Bürger der freien Reichsstadt, welche fest zusammenhalten, deren gediegener Reichthum, dem prunkhafte Schaustellung fremd ist, deren Konzentration aller Interessen auf einen engen Kreis, deren Bewußtsein, die Träger von Namen zu sein, die einst eine gewisse Weltbedeutung hatten, sie mit einer chinesischen Mauer umgiebt, über die der moderne frivole Zug, der Hauch der gegenwärtigen Genußsucht und Raschlebigkeit selten zu dringen vermag. Dieser Charakterzug darf aber nicht in Engherzigkeit ausarten, sonst erinnert er an die Deckelschnecken, welche im Vollgefühl ihres Werthes vor den anderen Schnecken sich hermetisch gegen die Außenwelt abschließen. Sie stehen da, diese alten Geschlechter der Stadt, wie deren Thürme und Mauern, trotzig und kaltabweisend auf das heutige Gewimmel

Digitized by Google

unter ihnen blickend, dem Zahn der Zeit widerstehend, nur roher Gewalt sich beugend.

Durch die Stadt schlendernd, traten mir fast bei jedem Schritt Ueberbleibsel aus früheren Zeiten vor die Augen, die meist schmalen, mit Erkern versehenen Häuser, eingekeilt zwischen ihren modernen Nachbarn, sind ebensoviele in die Neuzeit hineinragende Monumente. Nach der Chronik soll der Kardinal Bentivoglio im 16. Jahrhundert die Maximilianstraße eine wahre Kaiserstraße genannt haben, jedenfalls ist sie eine der merkwürdigsten Deutschlands. Das Rathhaus mit seinem interessanten goldenen Saal, das Fuggerhaus, der berühmte Gasthof „Zu den drei Mohren" sind ihr eigen. An dem einen Ende steht der sagenumwobene Perlachthurm, mit dem der Augsburger bewußten und unbewußten Kultus treibt, so daß er in der Fremde wohl selten an seine Vaterstadt denkt, ohne daß dieser schlanke, auf Jahrhunderte zurückschauende Thurm in seinen Gedanken eine Rolle spielt. Der Augustus-Brunnen mit dem Standbild des Kaisers Augustus scheint mir ebenso großartig wie kunstvoll, eine Zierde der Stadt, eindruckerweckend durch die Kühnheit seiner Ausführung. Die bei Augsburg zusammenfließenden Flüsse sind durch vier Figuren allegorisch versinnbildlicht; wahrlich, sie haben in unserer Zeit hierfür ihre Dankbarkeit bethätigt. Zierlich ist der in der oberen Maximilianstraße stehende Herkules-Brunnen. Herkules, das Sinnbild der kraftstrotzenden Männlichkeit, im Kampfe mit der Hydra, steht auf dem Postament, die Keule zum todtbringenden Schlage erhoben. Unter ihm lehnen sich an die Ecken drei Najaden, die Sinnbilder der anschmiegenden, sinnenberückenden Weiblichkeit. Sie sind von formvollendeter Schönheit, doch scheint der fortdauernde Aufenthalt im Wasser etwas abzehrende Wirkung zu haben, auch möchte ich den drei Jungfrauen den Impfschein abverlangen, sie sehen aus, als ob sie die Pocken durchgemacht hätten. Ein kunstreiches eisernes Gitter schützt die in mythologischer Einfachheit gekleideten Damen vor allzugroßer Neugier. Würdigen Abschluß findet die Straße durch die im gothischen Baustile im Anfang des 17. Jahrhunderts errichtete St. Ulrichskirche. Sie ist nach dem ebenso frommen als streitbaren Bischof Ulrich benannt, der, wie die Chronik erzählt, fünfzig Jahre lang das Bisthum Augsburg verwaltete und für ein Vorbild der Frömmigkeit und Tugend galt. Seine geistlichen Funktionen hinderten ihn nicht, mehrere Male den Kriegspfad, so unter anderem gegen die Herzoge von Bayern zu wandeln. Kaiser Otto der Große schätzte ihn hoch, wozu er allen Grund hatte, da unserem Bischof hervorragender Antheil an dem Siege über die Hunnen zugeschrieben wird.

Ich sah das Haus der Philippine Welser; noch mehr, ich sah ihr Bild. Wer kennt nicht den rührenden Roman dieser schönen Augsburgerin? Die alten Griechen hatten ihre Aspasia, die Römer ihre Mutter der Gracchen, die Karthager ihre Semiramis, die Oasen der Wüste ihre Zenobia, die Franzosen ihre Jungfrau von Orleans, die Engländer ihre Maria Stuart, Augsburg hat seine Philippine

Digitized by Google

Geiſtlicher Zuſpruch.

Nach einem Originalgemälde von v. Sieger.

Digitized by Google

Digitized by Google

Welser, die ideal schöne Patrizierstochter des 16. Jahrhunderts, welche den jugendlichen Prinzen Ferdinand zu heißer Liebe entflammte. In einem französischen Roman ist zu lesen, daß ein französischer Gelehrter, welcher unermüdlich den Spuren der Gallier nachforschte, schließlich in dem Wahne verkehrte, daß er einstens Brennus gewesen, der kühne Anführer der Gallier, welcher Rom stürmte, aber, wie auch so mancher in unserer Zeit, dem Zischen der Gänse weichen mußte. Die Leute, mit denen er damals gelebt zu haben wähnte, sah er in seiner heutigen Umgebung wieder und nur Liebe und Freundschaft entrissen ihn diesem gefährlichen Spiel seiner Phantasie. Wie ich vor dem Bilde der Welser stand, mich in ihren Anblick vertiefte, hatte ich Mühe, mich vor einem ähnlichen Anachronismus zu bewahren, so lebhaft stellte ich mir das erste Sehen Philippinens und des feurigen Erzherzogs vor; ich meinte den Hufschlag seines Schimmels zu hören, wenn er in seiner kleidsamen Rittertracht über den alten Heumarkt galoppirte und mit stürmisch klopfendem Herzen das züchtig verschämte Frauenbild grüßte, das oben, halb versteckt hinter der Gardine, sich leicht verneigte. Philippinens Mutter tritt ins Zimmer, erfahren in dergleichen Dingen übersieht sie mit einem Blick die Situation und beschließt, ihr von Amors Pfeilen getroffenes Töchterlein auf eine Weise zu leiten, die allein der Nachkommin Belisars, des Bezwingers der Ostgothen, Roms und Afrikas, der Angehörigen einer weit über Augsburgs Weichbild hinaus berühmten Familie, würdig war. Es erhöht den Reiz, welcher dieser zarten Liebeswerbung eigen ist, daß sie nicht, wie gewöhnlich solche Episoden, in einen schrillen Mißton ausklingt, vielmehr ihren Abschluß in einer innigen, edlen Vereinigung findet, der später auch der väterliche Segen nicht fehlte. Dasselbe freundliche Gestirn leuchtete einer anderen schönen Augsburgerin, Agnes Bernauer, welche den Prinzen Albrecht, Sohn des Herzogs Ernst von Bayern, zu ihren Füßen sah. Sie büßte den Sieg ihrer Schönheit mit dem Tod in den Wellen der Donau. Gar naiv klingt die Erzählung, in der eine dritte Tochter der freien Reichsstadt mit einem gekrönten Haupte und zwar mit keinem geringeren als dem Schwedenkönig Gustav Adolf in Berührung kam. Die Situation muß eine für den Besieger Wallensteins und Tyllis ziemlich delikate gewesen sein. Der königliche Glaubensheld wohnte am ersten Pfingsttage des Jahres 1632 einem Ball bei und zeichnete die ebenso schöne wie tugendsame Jakobine Lauber besonders aus. Gustav Adolf, hier nicht König und Feldherr, sondern einfacher Tänzer, wurde durch die Reize seiner Tänzerin so sehr gefangen, daß er, wie die Chronik sagt: „Die süße Blüte der Zärtlichkeit von ihren Lippen zu pflücken versuchte.“ Die holde Frau wehrte und sträubte sich und ihre Finger geriethen hierbei in des Königs Spitzenkragen, sodaß dieser mehrere Löcher erhielt. Ueberrascht und beschämt zog sich Gustav Adolf zurück, sandte jedoch als Zeichen seiner Bewunderung des anderen Tages der unnahbaren Dame die Trophäe nebst mehreren Schmuckgegenständen. Der stolze und glückliche

Digitized by Google

Gatte brachte den Kragen unter Glas und Rahmen mit folgender Inschrift:

„Diesen Kragen hat Gustavus Adolfus, König in Schweden, getragen und meiner Eheliebsten Jakobina Lauber, geborene Augsburgerin, nebst vielen Pretiosis verehrt, weil sie zu der Zeit, als höchstgedachter König in Augsburg gewesen, die schönste Jungfrau allda war, daher sie auch von höchstgedachter Majestät gewürdigt worden, daß dieselben mit ihr bei einem Ball öfters getanzet; die Ursache aber, warum der König ihr diesen Kragen verehrt, war diese, weil sie sich, als der König sie gnädigst liebkosete, aus Schamhaftigkeit in etwas gewehrt, mithin mit ihren Fingern die in dem Kragen befindlichen Löcher gerissen habe."

Das Taschenbuch von 1830 Augsburgs bemerkt, daß von diesem Kragen keine Spur mehr vorhanden sei und daß die sonst über Gustav Adolfs Aufenthalt in Augsburg sehr ausführlichen Akten dieser Kragengeschichte keinerlei Erwähnung thun. Es fügt mit einem melancholischen Seufzer hinzu, daß später während der langen Anwesenheit der französischen Krieger in Augsburg keine Wiederholung eines dergestalt zerstückelten Hemdkragens vorgekommen sei.

III.

Augsburg hat seinen Stadtgarten. Derselbe steht auf dem Terrain, auf welchem im Jahre 1886 die Kunstgewerbe-Ausstellung stattgefunden hatte und ist somit eine bleibende Erinnerung an eine Zeit, in der die Stadt durch einen großen Fremdenzulauf und dem daraus entstehenden vibrirenden Leben aus ihrer Ruhe und ihrem Gleichmuth gerüttelt wurde. Gleich am Eingang war ich angenehm berührt, weder das Verbot, Hunde mitzubringen, noch die Warnung vor Taschendieben zu bemerken; man hat es eben hier mit einer wohlgesitteten und das Mein und Dein respektirenden Bevölkerung zu thun. Fallen dem Besucher auch in diesem öffentlichen Garten vorläufig mehr Stühle und Tische wie Bäume und Gesträucher in die Augen, so gewährt er doch dem vom Akten- oder Straßenstaub bedeckten Herzen eine angenehme Erholung, zumal wenn die einschmeichelnden, leichten Melodien italienischer oder die kraft- und maßvollen Weisen deutscher Meister erklingen. An solchen Konzertabenden entfaltet sich ein buntes, lebensvolles Bild. Die Uniformen der Offiziere verschiedener Waffengattungen schimmern durch das junge Grün, die lichten Gewänder der Damenwelt vollenden das harmonische Ganze. Die Schatten der Nacht lagern sich nach und nach über den Garten, mit einem Schlage glühen die elektrischen Lichter und überfluten alles mit dem ihnen eigenthümlichen Scheine. Magisch beleuchtet zeigt sich das Kiosk am Teiche; das durch seine verdeckte Lage um so wirkungsvollere elektrische Licht spiegelt dessen zierliche Umrisse, die es umrahmenden Sträucher im Wasser wieder, während das milde Mondlicht sich durch die leise zitternden Blätter

Digitized by Google

Bahn bricht. Eben wie ich hinblickte, erschienen in ihm zwei liebliche Mädchengestalten, sie beugten sich über das Geländer nach dem Wasser, die Musik spielte in weichen Akkorden — ein Bild aus Venedigs romantischer Zeit. Ich schaute mich um nach dem Sänger mit der Mandoline unten in der Gondel — ein Entenpaar schwamm vorüber, nach Brodkrümchen haschend. Ich setzte mich an einen der vorderen Tische, wo die Spaziergänger vorüber mußten, abgerissene Sätze streiften mein Ohr:

„Anna, drüben am Kaffeehause sitzt er. Wenn Du jetzt net mit mir da vorbeigehst, mag i Di net mehr."

„So ein Potpourri aus Carmen, hinten der Mond — geradezu großartig, Fräulein."

„Sarah, guck Di net immer um, denk an die Contenance."

„Aber so was, Mutter!"

„Feines Blatt, Kleopatra, flor fina, eine gefällig, Herr Premier?"

„Danke schön. Kleopatra drückte die Natter an den Busen und starb."

„Antike Gesinnung, Herr Kommerzienrath! Schöne Cigarre!"

„Wie haißt, schlecht? Kaufen Se Russen, jetzt a fein's Papierche."

„Der Franzos' und der Russ' packen ei, wenn mer erst d' Engländer han —"

„Do gehe der Katz d' Hor aus, gelte Se?" ꝛc. ꝛc.

Das letzte Stück war verklungen, von den Biertischen her tönte anhaltendes Klatschen, die Musik packte Instrumente und Notenbücher zusammen, Lichter verlöschten, ich erinnerte mich plötzlich an den kühlen Nachtwind — darum nach Hause.

IV.

„Aus Kampfes Nacht
Stieg auf mit Pracht,
Der Sonne gleich
Das deutsche Reich."

Wie einfach, wie schön und ergreifend sind die Worte, welche Augsburgs Siegesdenkmal schmücken! Auf dem weiten Platze, Frohnhof genannt, unweit des ehrwürdigen, majestätisch emporragenden Domes, dessen Anfänge bis zu Constantin dem Großen zurückgeführt werden, steht das Denkmal, umgeben von anmuthigen Blumenbeeten und duftendem Flieder. Kasper Zumbusch, der nachmalige Erbauer des prachtvollen Maria Theresia-Denkmals in Wien, hat es errichtet und in ihm den alten Denkzeichen der Stadt ein modernes hinzugefügt, das in seiner einfachen Schönheit, in der Erhabenheit des Gedankens, in dessen künstlerischer Ausführung eine dauernde Zierde der Stadt bleiben wird. Auf dem Sockel von dunklem Marmor, an den sich vier allegorische Figuren lehnen, steht die imponirende Gestalt eines germanischen Kriegers, im Begriff, das Schwert in die Scheide zu stecken. Diejenigen, zu deren Andenken das Denkmal

Digitized by Google

errichtet, haben mit ihrem Blute den Frieden erkauft — das Schwert ruht.

Dank euch, ja tausend Dank euch allen,
Ihr kamet just zur rechten Stund'.
Gott sei mit denen, die gefallen,
Die schlafen in dem fremden Grund.

Wohl oft zu ihnen Töne dringen,
Stolz lauschen sie im fremden Grab;
Denn aus dem Vaterlande klingen
Viktoriaschüsse tief hinab.

Und manchmal ist's des Windes Weise,
Die Gräber küßt er sanft und weich.
Cypressen flüstern rings im Kreise
Viel Grüße von dem Deutschen Reich.

Diese Siegesdenkmäler sind ein Band mehr zwischen den deutschen Landen, um sie wird sich bei künftigen großen nationalen Begebenheiten die Einwohnerschaft schaaren, von ihnen ausgehend werden unsichtbare Fäden allenthalben ein einmüthiges deutsches Volk umschlingen.

Macht fest im Nord und Süd, Germanen,
Den schwererrung'nen, jungen Bund!
Dies schuldet ihr den ew'gen Manen
Der Schläfer in dem fremden Grund!

Die mächtigen Schwingungen der Glocken des Domes vibriren durch die Luft, sie rufen die Gläubiger zur Andacht. Ich trete ein in den kühlen Raum, wo schon Tausende sich das Einzige geholt haben mögen, was mit vergangenem aussöhnt und für zukünftiges stärkt, die Hoffnung. Nur wenige, den niederen Volksklassen angehörig, verrichteten ihre Andacht; ganz abseits vor dem Bilde der Mutter Gottes kniete ein altes Mütterlein, die Linien des Grams und der Sorge in dem alten Gesicht, ihre zitternden Hände hielten den starken Glauben fest, der sie durch das Leben geleitet, und mild blickte das schöne Antlitz Marias auf die Betende nieder. Die Katholiken schmücken ihre Gotteshäuser und Gottesacker, Anfang und Ende unseres Erdenlebens, diejenigen Stätten, in welche der erste und letzte Schritt gethan wird. Dieser Sitte liegt ein tiefer Sinn zugrunde. Das Göttliche offenbart sich sowohl im Kleinsten, wie im Größten, aber nah tritt es uns hauptsächlich in letzterem, in der großartigen Alpennatur, im Gesammteindruck der grünen Fluren und Wälder, im wunderbaren Firmament. Warum also nicht die Stätte ausschmücken, in welcher in gleichsam offizieller Weise die Anbetung des Göttlichen geschieht? Im Augsburger Dom schweift das Auge des Beschauers 56 hohe Säulen entlang durch das Schiff, welches mit dem prächtigen Hochaltar abschließt. Mehr oder minder gelungene Altarbilder, farbenreiche Glasmalereien, eine Reihe Bilder Augsburger Bischöfe zieren das herrliche Gotteshaus. Eigenthümlich berührt an diesem Orte des Friedens und der Erbauung eine Dar-

Digitized by Google

ſtellung des Entſatzes des von den Türken im Jahre 1680 belagerten Wien; doch als Verherrlichung des Sieges des Chriſtenkreuzes über den muhamedaniſchen Halbmond, abendländiſcher Kultur über morgenländiſche Barbarei, ſcheint mir dieſer Platz nicht ſo ganz unpaſſend.

Andächtige drehen unwillig die Köpfe, das Umhergehen ſtört ſie, weßhalb ich ins Freie trete, nicht ohne einen Blick auf die ſtattliche Menge Heiliger zu werfen, deren exemplariſches Leben ſie würdig gemacht hat, in Stein gehauen die Portale des Domes zu zieren.

Er hat's nicht noth.

Die Sterne ſtehen am Himmelszelt
Im ewigen ſtillen Betrachten der Welt,
Es leuchtet und ſtrahlt und glüht ihr Blick
Wie von geheimem Dichterglück.

Es ſtehen, ſtill betend, die Blumen im Chor
Und ſchauen zum blauen Himmel empor;
Der Duft, der ihrem Kelch entquillt,
Mit Frühlingsſeligkeit erfüllt.

Die Amſel ſitzt im blühenden Hag
Und blickt ſo träumeriſch in den Tag,
Und durch ihr ſtilles Träumen zieht
Ein welterlöſendes Frühlingslied.

Nur Du, o Menſch, es Pflicht benennſt,
Daß Du geſchäftig ras'ſt und rennſt —
An allen Straßen ſitzt der Tod,
Auch er rennt nicht — er hat's nicht noth!

Benno Rüttenauer.

Digitized by Google

Charon, hol' über!

Wir schritten zu der Stromesau
Hinunter durch die Regenluft.
Die Pappeln schauerten silbergrau
Im leisen Spiel der Abendluft.
Es lag in schattenlosem Schein
Die leichtbewegte Wellenbahn,
Und drüber stieg vom Erlenhain
Ein Greis hinab zum Kahn;
Aufrecht die knochige Gestalt,
Die Brust von weißem Bart umwallt.
„Charon, hol' über!"

Wie scherzend rief's der Grafensohn,
Doch war sein Blick der Schwermuth voll.
Zurück von drüben, scholl's wie Hohn,
Scholl's dumpf und hohl wie Geistergroll.
Und als wir traten in das Boot,
Da schwankt' es von des Jünglings Tritt,
Doch dann im letzten Abendroth
Es still flußüber glitt.
Der Alte hob das Ruder kaum.
Wir alle saßen wie im Traum.
„Charon, hol' über!"

Jetzt traten wir ins Fährmannshaus.
„Willkommen!" rief ein Mägdelein.
„Kind, gieb den besten Wein heraus",
So sprach der Graf, „und schänk uns ein!"
Und als wir bei dem rothen Trank
Nun saßen in des Herdes Glast:
„Hei, alter Charon, habe Dank!"
Rief laut der wilde Gast.
„Die Seelen, welche durstig sind,
Holst über Du im Abendwind."
„Charon, hol' über!"

Digitized by Google

Nun neigt er sich zur jungen Maid
Und sprach zu ihr im Flüsterton
Von seiner Liebe, seinem Leid,
Von seines stolzen Vaters Drohn.
„Ihn rührte nicht mein heißes Flehn,
Doch läßt mein Herz Dich nimmermehr."
Dann klang es wie „Von hinnen gehn"
Und „keine Wiederkehr."
Ich sah im flackernden Geleucht
Des Mädchens Wangen blaß und feucht.
„Charon, hol' über!"

Dann sprach auch sie. Nur wie ein Hauch
Kam's an mein Ohr; ich ahnt' es nur:
„Wo Du hingehst, da geh' ich auch."
Sie hob die Hand auf wie zum Schwur.
Da rief's vom Strom her im Gebraus.
Ein Wetter war jäh aufgewacht,
Und mahnend trieb es uns nach Haus
In ungestümer Nacht.
Und oft noch scholl es mir im Ohr
In wilder Wellen dumpfem Chor:
„Charon, hol' über!" —

Als wieder einen Gruß ich bot
Dem Alten mit dem düstern Blick,
Da that zu fragen nicht mehr noth
Nach seines armen Kinds Geschick.
Denn an dem Röhricht lösten sich
Vom Nebelzug zwei Schemen ab.
Ihr frost'ger Athem streifte mich;
Dann flob'n sie stromhinab.
Der Greis fuhr schweigend seine Bahn,
Wie fünfzig Jahr' er schon gethan,
„Charon, hol' über!"

Adolf Brieger.

Digitized by Google

Am einen Augenblick.

Novelle von T. Tschürnau.

(Schluß.)

Seit diesem Abende waren etwa zwei Wochen vergangen. Graf Erdölfy war nach wie vor der eifrigste Bewunderer der schönen Randow; wo sie erschien, tauchte er sicherlich binnen kürzester Zeit in ihrer Nähe auf. Kein Kavalier hätte ritterlicher, galanter, dienstbeflissener sein können, als er es war, aber über eine gewisse Schranke ging er nie hinaus, und die anfängliche Verwunderung der Baronin über diese Thatsache wich nach und nach zur Ungeduld.

Sie wartete auf das Bekenntniß seiner Leidenschaft. Nicht etwa, als ob sie ihn erhört oder irgend etwas gethan haben würde, das ihre Stellung gefährdet hätte.

Nein, sicherlich nicht! Sie hatte im Gegentheil schon einige hübsche Phrasen von Freundschaft und Resignation in Bereitschaft, mit denen sie sich aus der Schlinge ziehen wollte; aber er gab ihr keine Gelegenheit, diese niedliche Komödie zu spielen.

Wie es am ersten Tage zwischen ihr und Erdölfy gewesen war, so blieb es. Er zeigte ihr auf alle Weise, wie sehr er sie bewunderte, aber trotz ihres hochgeschraubten Selbstbewußtseins und seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit fühlte sie doch ein wenig heraus, daß es eigentlich nur schöne Redensarten waren, die er ihr sagte, Redensarten, die er wahrscheinlich vor ihr schon mancher anderen gesagt hatte. Das empörte ihre Eitelkeit.

Sie meinte, schon am ersten Tage diesen Mann zu willenloser Unterwerfung gezwungen zu haben und jetzt mußte sie einsehen, daß er wohl ihr feuriger Bewunderer, aber keinesfalls ihr Sklave war. Sie fühlte heraus, daß ihre Macht über ihn ganz bestimmte Grenzen habe, und das gerade reizte sie. Wie die Tage vergingen, fing sie an, aufgeregt zu werden.

Es passirte ihr, der sonst so kühl Gelassenen, daß ihr Herz

Digitized by Google

höher klopfte, wenn er in ihre Nähe kam und daß ein blinder Zorn sie faßte, wenn er mit einer anderen sprach, statt sich ihr sofort zu nähern.

Liebe war es gewiß nicht, was sie zu Erdölfy zog und ebensowenig hellauflodernde Leidenschaft, sondern ein aus gekränktem Stolz, verletzter Eitelkeit, aus Haß und Bewunderung gemischtes Gefühl, das in seinen Wirkungen der Leidenschaft beinahe gleichkam und die eigensüchtige, kalte Natur der schönen Frau in ihren Grundvesten erschütterte.

Die vornehm spöttische Gelassenheit der Weltdame machte einer nervösen Unruhe Platz, die sie nur mit größter Selbstbeherrschung zu verbergen wußte.

Graf Erdölfy fand sich zuweilen zu einem Plauderstündchen in der Randowschen Villa ein, aber nie versuchte er bei diesen Gelegenheiten ein tête-à-tête mit der Herrin des Hauses herbeizuführen.

Zwischen ihm und dem Baron hatte sich eine Art von Freundschaftsverhältniß entwickelt; bei näherer Bekanntschaft hatten sie gegenseitig mehr ineinander gefunden, als sie zu finden erwartet hatten.

Sandro Erdölfy wurde von der scharfen Urtheilskraft Randows und von seinen geistvollen Aperçus ebenso angezogen als umgekehrt Randow von der frischkräftigen Lebenslust und der zwanglos vornehmen Herzlichkeit des Grafen. Die glänzende Unterhaltungsgabe des letzteren kam im Verkehr mit Randow ganz besonders liebenswürdig zur Geltung; es zeigte sich dann, daß unter der Leichtfertigkeit des eleganten Lebemannes doch ein tieferer Fond verborgen lag, von dem freilich die meisten seiner Bekannten gar keine Ahnung hatten. Es lohnte ihm eben nicht, sich ihretwegen in Unkosten zu setzen. Hier aber, diesem reichen, scharfen Geiste gegenüber gab er sein Bestes, und es setzte ihn manchmal selbst in Staunen, wie gut dieses Beste war.

Wenn der Baron mehr positives Wissen besaß, so hatte Erdölfy dagegen mehr gesehen und erlebt; er hatte alle Erdtheile durchstreift und besaß den nicht eben häufigen Vorzug, seine Erinnerungen in eine scharf plastische Form kleiden zu können, die dem Zuhörer das Erzählte gewissermaßen zu etwas selbsterlebtem machte.

Auf Frau von Randow wirkte der Reiz dieser glänzenden Schilderungen ganz und gar nicht; sie wurde ungeduldig und ärgerlich dabei.

Ihre Eitelkeit war so ganz die Quintessenz ihres Wesens, daß sie gar nicht fähig war, die Welt außerhalb ihrer reizenden Person anders als vom Standpunkt dieser maßlosen Eitelkeit zu beurtheilen. Sie begriff nicht, wie ein Mann, den sie mit ihrer Gunst beglückte, wie ein solcher Mann, wenn er in ihrer Nähe weilte, an irgend etwas anderes denken konnte, als eben nur an sie.

Zuweilen merkte sie, daß er im Eifer seines Gespräches mit Randow ihre Gegenwart ganz vergaß.

Das schien ihr unerträglich.

Digitized by Google

Ihr Gatte war ihr bisher nur gleichgiltig gewesen, jetzt haßte sie ihn, er war ihr im Wege.

Sie wünschte ihn weg.

Aus den Andeutungen der Aerzte wußte sie, daß seine Lebensdauer selbst im günstigsten Falle keine lange mehr sein könne. Wenn er denn doch sterben mußte, so war es am besten, er starb bald.

Sie sagte sich das mit kühlster Reflexion und ohne sich die geringsten Gewissensvorwürfe zu machen wegen ihrer verbrecherischen Gedanken.

Wenn er starb, dann stand es bei ihr, Gräfin Erdölfy zu werden. Sie zweifelte nicht daran, daß Sandro sie, nur sie allein wählen würde, wenn diese Schranke gefallen war, die ihn von ihr trennte.

Gräfin Erdölfy — die Idee wurde zum Traum ihrer Tage und Nächte. Was bedeutete der junge Adel ihres Gatten, der alles, was er war, sich selbst verdankte, neben dem der Erdölfys, die mit regierenden Häusern verschwägert waren. Gräfin Erdölfy, das bedeutet für sie eine neue höhere Sprosse auf der Leiter der Vornehmheit und einen Reichthum, neben dem das, worüber sie jetzt verfügte, höchstens als Wohlhabenheit gelten konnte.

Sandro Erdölfy in der Glorie seiner hohen Stellung und seines Riesenvermögens schien ihr der Inbegriff alles begehrenswerthen. Sie meinte sogar, zum ersten Male in ihrem Leben mit heißer Leidenschaft zu lieben, weil sie so heftig wünschte, ihn unlösbar und für immer an sich zu fesseln.

Es gab außer ihrem Gatten noch eine Person in Nizza, die Stella Randow bitter haßte, so bitter, daß sie kaum imstande war, ihre täglich wachsende Aversion unter dem Deckmantel gesellschaftlicher Höflichkeit zu verbergen — diese Person war Wally Arenberg.

Die Baronin war nicht eifersüchtig im eigentlichen Sinne des Wortes; sie glaubte nicht im entferntesten, daß Erdölfy für ihre Rivalin mehr als freundschaftliches Wohlwollen empfinde, aber sie fürchtete, daß er den Entschluß fassen könne, die Prinzessin zu heiraten, weil sie ihm sympathisch war und weil er sich früher oder später doch entschließen mußte, eine Dame aus der Gesellschaft zur Gräfin Erdölfy zu machen.

Mit Argusaugen beobachtete sie den Verkehr der beiden, und man hätte meinen sollen, daß die Resultate ihrer Beobachtungen geeignet gewesen wären, sie zu beruhigen.

Graf Erdölfy machte ihr — der schönen Randow, dem glänzendsten Stern der Saison — auffallend den Hof, das stand fest, und der Prinzessin Arenberg machte er nicht den Hof, das stand ebenso fest. Seine bewundernden Blicke, der leidenschaftliche Tonfall seiner Stimme bewiesen der Baronin, daß er im Bann ihrer wunderbaren Schönheit war; mit den Waffen ihrer körperlichen Reize besiegte sie immer wieder seine leicht erregbaren Sinne, aber ihre Macht über ihn war nicht groß genug, seine Energie zu beugen, und sie war

Digitized by Google

auch nicht dauernd, diese Macht. Wenn sie in der einen Stunde hatte heiße Leidenschaft in seinen Augen aufblitzen sehen, war er in der nächsten schon wieder ganz der leichtherzige Weltmann, der von wärmeren Gefühlen gar nichts zu wissen schien.

Sie konnte sich dem demüthigenden Bewußtsein nicht verschließen, daß er fähig sein würde, sie zu vergessen, wenn er dem berückenden Zauber ihrer Gegenwart entzogen war.

Ganz anders war sein Verhältniß zu Wally Arenberg. Er bewunderte die Prinzessin nicht mit dem enthusiastischen Entzücken des Schönheitsschwärmers, er fand sie mehr interessant als hübsch und hatte an ihrer Erscheinung und der ganzen Art ihres Auftretens gar manches auszusetzen, aber so wie sie war, mit allen ihren Fehlern und Mängeln, gefiel sie ihm doch ganz ausnehmend, und wenn er bisher nur die Zuneigung eines älteren Bruders für sie gehabt hatte, so kam jetzt in sein Empfinden nach und nach ein wärmerer Ton, dessen er sich selbst kaum bewußt war.

Die Baronin entzückte seine schönheitsdurstigen Sinne, aber zu Wally zog ihn sein Herz und es gab Minuten, in denen er sich sagte, daß sie doch eigentlich die einzige Frau sei, die ihn je verlocken könne, ihr seine kostbare Freiheit zu opfern. Ihre feurige Seele, die sich manchmal mit elementarer Gewalt Bahn brach, die frische Naturwüchsigkeit ihres Wesens, die ihn anmuthete, wie reine deutsche Waldluft, die treuherzige Ehrlichkeit ihrer Augen — das alles gab ihr für ihn eine Anziehungskraft, die er freilich schon früher empfunden hatte, aber bei weitem nicht in dem Maße wie jetzt.

Vielleicht war der Zauber zum Theil auf den scharfen Kontrast zurückzuführen, in dem Wally zu ihrer Umgebung stand; unter allen diesen glänzenden, verführerischen, koketten Frauen kam sie ihm vor wie eine heimatliche Waldblume unter exotischen Treibhausgewächsen. Ihre herbe Mädchenhaftigkeit wirkte geradezu erfrischend auf ihn und er mußte sich manchmal Mühe geben, ihre unleugbaren Mängel nicht für ebenso viele Vorzüge zu halten. Freilich traten diese Fehler auch bei weitem nicht mehr so scharf, als wie an jenem ersten Tage, hervor.

Sein lieber Kamerad — er hatte sie von jeher gern so genannt — war nicht mehr so herausfordernd laut und burschikos wie damals, und seit er ihr neulich gesagt hatte, daß er das Rauchen bei Damen nicht leiden könne, hatte er nie mehr eine Cigarrette in ihrem hübschen, frischen Munde gesehen.

Früher würde sie ihn einfach ausgelacht und weitergeraucht haben. Warum that sie es jetzt nicht?

Sie ärgerte sich eigentlich über ihre eigene thörichte Nachgiebigkeit, und manchmal stand sie im Begriff, trotzig nach einer Cigarrette zu greifen, wenn er eben dabei war, aber dann ließ sie schnell die Hand sinken und erröthete, als habe sie sich auf einem Verbrechen ertappt.

Ueberhaupt, wenn er sie auch noch seinen lieben Kameraden nannte,

Digitized by Google

so vertraulich wie einst und so ungezwungen war ihr Verkehr doch bei weitem nicht mehr.

Die Schuld lag an ihr; sie konnte eine gewisse Scheu nicht überwinden, von der sie früher nie etwas gewußt hatte.

Wenn sie eben noch ohne alle Rücksicht auf ihre ehrbaren 20 Jahre und ihre Spitzentoilette mit den Balakyschen Buben Räuber und Gensdarm gespielt hatte, so genügte gewiß sein Herankommen, den modernen Rinaldini in eine salonfähige junge Dame zurückzuverwandeln.

Einmal kam er dazu, als sie mit einem Papierhelm auf dem dunklen Haar und einem Stecken, statt des Säbels, in der Hand die Rolle des Unteroffiziers spielte, der sechs Rekruten — denn diesmal machte die kleine Else Walroden das halbe Dutzend voll — wacker eindrillte. Sie that das mit einem Stimmenaufwand, der die Vögel in den Zweigen über ihr veranlaßte, sich einen andern Aufenthaltsort zu suchen, und diese oratorische Anstrengung verhinderte sie, Erdölfys Herankommen zu bemerken. Er stand bereits neben ihr, als sie seine Anwesenheit gewahr wurde.

Im Nu flog der Papierhelm in ein Boskett und Prinzessin Wally verschwand, aller damenhaften Würde bar, in höchster Eile um eine Wegwendung. Aber Sandro Erdölfys Behendigkeit gab der ihren nichts nach.

Er war im Nu an ihrer Seite.

„Das übersteigt ja alle Grenzen", schalt er lachend. „Seit wann habe ich denn das Privilegium, Sie allemal in die Flucht zu jagen, wenn ich erscheine, oder doch wenigstens der schwarze Mann zu sein, der Ihr Vergnügen stört?"

„Sie müssen mich für recht thöricht halten", sagte die junge Dame statt jeder direkten Antwort.

„Das habe ich im Laufe unserer langen Bekanntschaft schon recht oft gethan."

Die dunklen Mädchenaugen sahen trotzig zu ihm auf, aber nur, um sich sofort wieder zu senken.

„Jedenfalls ohne alle Berechtigung", schmollte die Beleidigte. „So heut' zum Beispiel. Sie können sich doch wohl denken, daß ich nicht zu meinem eigenen Vergnügen mit den Kindern gespielt habe."

„Ich begreife, Durchlaucht", sagte Erdölfy feierlich gemessen, „Sie brachten der allgemeinen Menschenliebe ein Opfer, das bei Ihrer sonstigen untadeligen Gesetztheit doppelt hoch anzuschlagen ist. Auch sprach ich, wenn Sie sich gütigst erinnern wollen, nicht von dem Spielen, sondern von dem nachträglichen Davonlaufen, das vielleicht eher das Prädikat thöricht verdient. Ich frage nochmals warum?"

„Darum brauchen Sie sich nicht zu kümmern."

Er lachte vergnügt.

„Gott sei Dank, das war wieder einmal die Stimme der Natur. Daran erkenne ich meinen guten Kameraden von ehemals. Aber wirklich, Wally, Sie behandeln mich ganz abscheulich, und ich erkläre

Digitized by Google

Ihnen hierdurch ein- für allemal, daß ich dies künftig nicht mehr geduldig ertragen werde. Wollen Sie vielleicht die Ursache einer furchtbaren Katastrophe sein? Dahin werden Sie gelangen, wenn Sie es so weiter treiben. Warum wird zum Beispiel dieser Walroden mir allemal und zu jeder Zeit vorgezogen? Alle Freundesrechte, die ich früher besaß, werden eins nach dem andern auf ihn übertragen. Wenn wir einen Ausflug machen, sind Sie unter seiner Obhut, wenn der Weg beschwerlich wird, bietet er Ihnen den Arm, wenn Sie sich beim Tanze erhitzt haben, dann ist er es, den Sie nach Ihrem Burnus senden. Wissen Sie, daß ich schon einige Male drauf und dran gewesen bin, diesem Walroden einfach den Kragen umzudrehen? Wenn ich nächstens eine Mordthat auf mein Gewissen lade, so sind Sie schuld daran. Ich bin kein Engel und könnte unter Umständen zum Teufel werden, wenn Sie fortfahren, mich mit so empörender Grausamkeit zu behandeln. Ich fühle, wie alle wilden Triebe meiner Natur täglich mehr das Gute überwuchern, das in mir lebt."

„Und das ja leider schon an sich so außerordentlich geringfügig ist."

Mit diesem letzten Triumphe machte die Prinzessin ihm eine spöttische Verbeugung und eilte ihm voraus, die Stufen zu der Rampe des Valakyschen Hauses empor, auf der gerade heute so ziemlich alle Mitglieder des näheren Bekanntenkreises versammelt waren.

Die Fürstin feierte ihren Geburtstag, und man nahm nach einem glänzenden Diner hier draußen im Freien den Kaffee.

„Wie erhitzt Sie aussehen, chère princesse", sagte Frau von Randow, die in lichtblauer Seide traumhaft reizend aussah, „Sie sollten Ihren Teint mehr schonen."

„O, an dem ist nichts zu verderben", lachte Wally unbekümmert, „es wäre nutzlose Plage, wenn ich mir seinetwegen irgend welchen Zwang auferlegen wollte."

Die Baronin warf über ihre Mokkatasse hinweg einen prüfenden Blick auf das bräunliche Gesicht des jungen Mädchens, das gerade jetzt mit der warmen Färbung und den heiter strahlenden Augen ganz wunderhübsch aussah.

Dann glitt unter dem Schutze der langen dunklen Wimpern ein verstohlener Blick zu Erdölfy hinüber. Mimi Gersdorf hatte ihn sofort bei seiner Ankunft gekapert, aber während er mit ihr plauderte, suchten seine Augen Wally, die eine leichte Verwirrung nicht ganz verbergen konnte. Kein Zweifel, es war irgend ein geheimes Einverständniß zwischen ihnen.

Die Baronin erblaßte bis auf die Lippen; sie athmete schnell und heftig. Ihr Gatte saß in unmittelbarer Nähe.

„Du scheinst nicht ganz wohl zu sein", sagte er mit seiner ruhigen, tonlosen Stimme.

Stella Randow hatte schon ihre Fassung wiedergefunden.

Digitized by Google

„O doch — ganz wohl", erwiderte sie lächelnd, „nur ein klein wenig abgespannt. Das ist die Folge der durchtanzten Nacht."

Es kam ihr vor, als ob ein leiser Sarkasmus um seine Lippen zuckte.

Was war das?

Durchschaute er sie?

Ahnte er, was in ihr vorging und fing er an, sie zu beobachten?

Sie mußte besser auf ihrer Hut sein. Walroden hatte sich einen Stuhl neben die Prinzessin gezogen.

„Ich soll Sie von meiner Schwester grüßen", sagte er, während Wally ihm, halb abgewandt, die Tasse nahm, die der Diener ihr präsentirte.

„Besten Dank", sagte sie. „Richten Sie meinen Gegengruß aus. Kommt Ellina nicht zum Karneval hierher?"

„Nein, sie wird in St. Remo bleiben, es ist ihr zu geräuschvoll hier. Aber sie wünscht dringend, Else bei sich zu haben, und ich werde deßhalb in den nächsten Tagen mit dem Kinde nach St. Remo übersiedeln."

Wally war noch beschäftigt, sich mit Sahne und Zucker zu versorgen, sie fand keine Zeit, sich nach ihm umzuwenden, aber seinem scharfen Blicke entging es nicht, daß eine heiße Blutwelle ihr bis unter das dunkle Haar hinaufstieg.

„Ah, Sie wollen fort. Das thut mir leid, sehr leid."

Der Diener war gegangen; sie mußte sich jetzt endlich doch entschließen, die scheuen Augen zu ihrem Nachbar aufzuschlagen.

„Ich werde Sie sehr vermissen", setzte sie nach einem kleinen Zögern hinzu.

Er lächelte trübe.

„Das werden Sie nicht, Wally. Meine Liebe zu Ihnen ist bei weitem zu tief und zu scharfsichtig, als daß es Ihnen gelingen könnte, mich zu täuschen, selbst wenn Sie sich besser auf derartiges verständen. Es wird Ihnen eine Erleichterung sein, wenn ich nicht mehr hier bin und ich — nun es ist das letzte Mal, daß ich mit Ihnen davon rede, darum lassen Sie mich ganz offen sein — ich bin kein schmachtender Romeo, und ich werde nicht an einer unglücklichen Leidenschaft zugrunde gehen, aber ich bin auch nicht stark genug, es mit ansehen zu können, daß ein anderer mein Kleinod als Eigenthum an sein Herz nimmt. Darum lassen Sie mich gehen. Es ist für uns beide am besten so".

Sie antwortete nicht und er sah, wie ihre Hand, die mit dem Kaffeelöffel spielte, heftig zitterte.

Dieses beredte Schweigen sagte ihm alles, was er noch zu wissen brauchte.

Er stand leise auf und verließ den Platz an ihrer Seite.

* * *

Digitized by Google

„Wer hat recht gehabt, Rudi?“ fragte die Fürstin am nämlichen Abend, ihrem Gatten beide Hände auf die Schultern legend und sich auf den Fußspitzen hebend, um ihm aus nächster Nähe gerade ins Gesicht sehen zu können.

Er legte beide Arme um ihre schlanke Gestalt und sah ihr zärtlich in das zu ihm emporgewandte, erwartungsvolle, aber hübsche Gesichtchen.

„Ich weiß zwar vorläufig nicht, wovon Du sprichst, Kleine“, sagte er neckend, „aber ich setze ohne weiteres voraus, daß Du recht hast. Frauen haben bekanntlich immer recht.“

„Spotte nicht, Bösewicht“, sagte die Fürstin, ihm die Lippen mit einem Kusse schließend, „diesmal habe ich gewiß und wahrhaftig recht. Sie lieben sich.“

„Wally und Sandro?“

Sie nickte.

„Nun — und die Baronin?“

„Pah, deren Wagschale ist in letzter Zeit ganz gewaltig emporgeschnellt. Sie war eben von anfang an nur ein passetemps für Sandro, ein hübsches Spielzeug, nie mehr. Was um alles in der Welt soll er machen, wenn sie so rabbiat mit ihm kokettirt. Wahrscheinlich hätte ohne ihre Avancen diese Tändelei die erste Woche nicht überlebt. Auch ist sie als Gattin des Barons, den er hochschätzt, vor einem Zuweitgehen seinerseits vollkommen sicher.

Er bewundert sie und sagt ihr Schmeicheleien, wie er sie allen hübschen Frauen sagt. Es ist nun einmal seine Natur so. Im übrigen ist sie ihm ganz ungefährlich. Wenn sie morgen fortginge, würde er schon übermorgen nicht mehr an sie denken. Nein, Wally hat's ihm angethan und zwar schon längst. Nur, daß er's nicht wußte. Ich hab' ihm geholfen, sein Herz zu entdecken.“

„Du?“

„Ja, ich. In solchen Dingen sind wir Frauen unbedingt die besten Diplomaten. Ich habe ihm zweierlei gesagt, erstens, daß Wally ihn liebt und dann, daß Walroden sofort seine rechte Hand darum geben würde, wenn Wally einwilligen wollte, sein Weib zu werden. Das erstere hat seiner Eitelkeit geschmeichelt, die er ableugnet, die aber natürlich bei ihm, wie bei jedem Manne, in reichstem Maße vorhanden ist.“

„Verleumderin!“

„Und das zweite hat seine Eifersucht angeregt. Man erkennt den Werth eines Gutes nie so klar als dann, wenn man in Gefahr ist, es zu verlieren. Kurz, ich habe ein wenig Vorsehung gespielt und, wie Du siehst, mit bestem Erfolge.“

Fürst Valacky umschloß das blonde Köpfchen seiner Frau mit beiden Händen.

„Ich sehe wieder einmal, daß ich die gescheiteste kleine Frau unter Gottes Sonne mein eigen nenne“, sagte er lächelnd, „und ich kann jedenfalls dem Himmel gar nicht genug danken für die Ver-

Digitized by Google

blendung, die Dich, mein Lieb, veranlaßte, einen solchen Simplizissimus, wie ich es bin, zum Manne zu nehmen."

„Ja, ich habe einen abscheulich schlechten Geschmack gehabt", sagte sie mit einem komischen Seufzer und ihre zärtlichen Augen verriethen ihm in klarster Deutlichkeit, daß ihr Geschmack noch jetzt genau so schlecht war, wie damals.

* * *

Und so kam der Karneval heran, der Karneval, der bei uns in Begleitung von Eis und Schnee, von Kälte und Wintersturm erscheint und der sich dort in das üppigste Blütengewand hüllt.

Immer farbenreicher wurde die herrliche Landschaft; Rosen hingen über die Mauern der Gärten, roth und violett blühendes Geranke überwucherte alle Hecken und Zäune, aus sammetweichem Rasen sproßten Veilchen hervor, viermal so groß als die unserigen und von berauschendem Dufte.

Und wie in den Gärten, so blühte und duftete es überall draußen in der Wildniß der freien Berghöhen, wo das dunkle Laub der Olivenwaldungen sich scharf gegen das hellere der Edelkastanien und der Korkeichen abhob. Ueberall hatte der lachende Frühling sein Prachtgewand über die Erde geworfen, selbst die Felsen waren überrankt von einer kleinen, vielfarbigen Rosenart. Margueritesträucher wuchsen da, mit weißen Blütensträußen übersäet, riesige Rhododendron und rosig leuchtende Hortensienbüsche, grellrothe Geranien und dazwischen Rosen — immer wieder Rosen.

In den Hôtels war längst jedes Plätzchen bis auf die kleinste Dachkammer besetzt, am Strande, auf den Promenaden, in den zahlreichen Cafés drängte und schob sich eine bunte, aus allen Elementen und allen Nationen zusammengewürfelte Menschenmenge, und in den Straßen der innern Stadt tauchten bereits die ersten, oft recht fragwürdigen Masken auf.

Heut' wurde der Karneval in aller Form durch den großen Blumenkorso eröffnet, der seinen Weg durch die rue anglaise und durch die angrenzenden Straßen nehmen sollte.

Die Theilnahme war gerade diesmal eine sehr große und die Reihe der Equipagen eine schier endlose.

Alle Häuser waren überreich mit Blumengewinden geschmückt, prachtvolle Teppiche hingen von den Balkonen herab, bunte Fahnen bewegten sich leise in dem lauen Luftzuge, der von dem Meere herüberwehte.

Eine ungeheure Menschenmenge umlagerte die Straßen, so daß kaum Raum für die Doppelreihe der Wagen blieb.

Dem Zuge voraus ritten Herolde in prachtvoller mittelalterlicher Tracht, die durch laute Trompetenstöße den Beginn des Korsos anzeigten.

Und nun begann die Blumenschlacht.

Digitized by Google

Von Wagen zu Wagen flogen die duftenden Geschosse; die Damen erhoben sich im Eifer des Kampfes von den Sitzen; zarte Wangen glühten, schöne Augen leuchteten, man lachte, man rief, man jubelte.

Es war ein Bild reichsten, üppigsten Lebens.

Neben der vornehmen Welt war hier natürlich die Boheme in allen Schattirungen vertreten. Es war mindestens ebenso viel Talmi als wirkliches Gold vorhanden und ein Unbefangener konnte sich der Thatsache nicht verschließen, daß wirklich oft, sehr oft, das Talmi echter aussah, als das eigentliche Edelmetall.

Da gab es Herzoginnen, die wie wohlhabende Bäckersfrauen aussahen und Damen der Halbwelt, die den Eindruck machten, als habe ihre Wiege in einem Fürstenschlosse gestanden und nicht in einer elenden Kellerwohnung der Rue Montmartre.

Heut' und hier mischten sich ganze und halbe Welt zu einem beinahe unlöslichen Chaos.

Dicht hinter der Equipage einer Prinzessin von königlichem Geblüt fuhr da auf hochrädrigem Gig die berühmte oder vielmehr berüchtigte Soubrette eines Pariser Theaters in einem, ins Weibliche übersetzten Jockeianzuge von grellfarbiger Seide; hinter ihr auf dem Bedientensitze saß ein Negerknabe in scharlachrother, mit Gold überladener Livrée. Das kleine Schwarzgesicht machte halsbrecherische Künste, um die kostbaren Sträuße aufzufangen, mit denen seine Gebieterin überschüttet wurde, aber es gelang ihm nur zum Theil.

Viele der Rosen-, Jonquillen- und Orchideensträuße fielen zu Boden und wurden entweder von den Pferden der nachfolgenden Equipagen zertreten oder von tollkühnen Gassenbuben unter den Hufen der Thiere hervorgeholt.

Sehr großes Aufsehen erregte die fürstlich Valacky'sche Equipage, die von einem Viergespann prachtvoller Rappen gezogen wurde. Die schönen Thiere tänzelten so stolz einher und trugen die zierlichen Köpfchen so hoch, als wüßten sie, wie gut sie aussahen mit dem in Weiß und Rosa gehaltenen Federschmuck über der Stirn, mit dem silbernen Geschirr und den Zügeln, die aus Rosengewinden zu bestehen schienen. Kutscher und Diener waren gepudert und trugen Rokokokostüm — weiß mit Silber.

Auf dem Rücksitze des Wagens saßen die beiden ältesten Prinzenknaben von sieben und acht Jahren in reizvollster Pagentracht, rosa Atlas mit weißen Seidenschluppen; von den beiden Damen im Fonds war die Fürstin in Rosa, die Baronin Randow trug einen tüllartigen weißen Stoff mit silbernen Lilien durchwoben über schimmernder weißer Seide. Sie gab heut' ihren wundervollen Teint unbeschützt der Sonne preis; auf ihrem Haar, das in dem grellen Tageslicht wie rothes Gold leuchtete, saß ein phantastisch geformter Hut, der nur aus großen weißen Straußfedern zu bestehen schien.

Obwohl die Fürstin neulich erst ihrem Vetter erklärt hatte, daß diese Randow mit sammt ihrer vielgerühmten Schönheit ihr ganz

Digitized by Google

unausstehlich sei, hatte sie doch nicht gezögert, der Dame für den Korso einen Platz in ihrem Wagen anzubieten.

Wally Arenberg fuhr mit einem halben, Dutzend anderer junger Damen in einem Wagen, der einen einzigen großen Blumenkorb darstellte und der von vier schneeweißen, ganz mit Schellen, Pompons und Bändern behängten Ponys gezogen wurde.

Wally also konnte die Fürstin nicht haben, und vielleicht war ihr das gerade in diesem besondern Falle nicht ganz unlieb. Zu der in den zartesten Farben gehaltenen Ausstattung der Valackyschen Equipage und ihrer Insassen paßte die lichte Schönheit der Randow unbedingt besser, als die dunkle, pikante der Prinzessin.

Bei einer Gelegenheit, wie der heutigen, kam es der lebenslustigen Fürstin vor allem darauf an, möglichst großen Effekt zu machen und dieser Effekt war ihr doppelt gesichert, wenn sie die gefeiertste Schönheit der Saison an ihrer Seite hatte. Dabei kümmerte sie sich sehr wenig darum, daß ihre eigene frische, blonde Niedlichkeit neben den unvergleichlichen Reizen ihrer Nachbarin ein wenig verlor, hier handelte es sich vor allem darum, daß morgen in der Gazette de Nice die Valackysche Equipage als Glanzpunkt des Korso genannt wurde. Solch' ein Erfolg war schon einer kleinen Selbstverleugnung werth.

Ihren Zweck hatte sie jedenfalls erreicht. Der Korso gestaltete sich für die Insassen der Valackyschen Equipage zu einem wahren Triumphzuge, dessen Löwenantheil freilich der Baronin zufiel.

Ihr Name war auf aller Lippen.

„Wer ist sie?" fragte man.

„Ein herrliches Geschöpf."

„Sie sieht der Königin Marguerita ähnlich."

„Aber sie ist jünger."

„Und schöner."

„O, weit schöner."

„Ein Frauenbild, wie aus einem Titianschen Gemälde herausgeschnitten."

Die so Bewunderte lag anmuthig in den weißen Seidenkissen des Wagens und sah lächelnd dem lustigen Krieg zu, den die Fürstin und ihre beiden hübschen Knaben mit wahrem Feuereifer führten. Sie selbst nahm nicht theil daran, sondern dankte nur hin und wieder durch ein verbindliches Neigen des schönen Hauptes für den Blumenregen, mit dem sie überschüttet wurde.

„Der Papa, der Papa", riefen die Knaben in hellem Jubel.

Eine Art von Omnibus kam von der andern Seite her dem Wagen entgegen.

Auf der Imperiale desselben standen acht oder neun Herren; das Innere des Wagens war mit Blumen angefüllt, von denen die Diener auf Verlangen immer neue Massen heraufreichten. Fürst Valacky hielt die Zügel der beiden prächtigen Trakehnerhengste, die zwar, gleich dem Wagen selbst, einem der Herren hinter ihm ge-

Digitized by Google

hörten, denen er aber trotzdessen das liebevollste Interesse zuwandte. Für die Blumenschlacht, die um ihn her geführt wurde, hatte er keine Zeit übrig; er war vollauf damit beschäftigt, die feurigen Thiere zu zügeln. Flog ihm hin und wieder ein Blumenstrauß gerade an den Kopf, so hob er wohl dankend die Hand oder nickte der Geberin freundlich zu, aber zu mehr verstieg sich seine Galanterie nicht. Mochten die Blumen fallen, wohin sie wollten; ihm war das augenscheinlich sehr gleichgiltig.

Das ward anders, als die Equipage mit den vier Rappen in Sicht kam und er die hellen Stimmen seiner Knaben hörte. Seine Augen lachten vergnügt unter den buschigen Brauen hervor; er richtete sich strammer auf und zog seinen Goldfüchsen die Zügel so scharf an, daß sie mit hochgehobenen Häuptern tänzelten und mit den scharfaufschlagenden Hufen Funken aus dem Pflaster lockten.

Ein heißer Kampf entspann sich zwischen den beiden Wagen; binnen wenigen Sekunden flog eine Blumenfülle herüber und hinüber, die jedenfalls für einen ganzen deutschen Kotillon ausgereicht haben würde.

Die Baronin Randow betheiligte sich auch jetzt nicht am Kampfe, erst als der Wagen zum Weiterfahren vorrückte, nahm sie einen kleinen Strauß weißer Rosen auf und sandte ihn mit wohlgezieltem Wurfe auf die Imperiale des Omnibus.

Der Strauß hatte das ihm bestimmte Ziel getroffen; die schöne Frau lächelte und ihre Nixenaugen grüßten mit verführerischem Leuchten den glücklichen Empfänger.

Graf Erdölfy hatte durch eine Verneigung und ein Heben des Hutes gedankt; er befestigte eine der Rosen im Knopfloche seines Ueberziehers, ein Geschäft, bei dem ihm sein Nachbar, ein stattlicher junger Mann, in der kleidsamen Uniform der Potsdamer Gardehusaren, mit unverhohlenem Neide zusah.

„Sie sind nun einmal ein Glückspilz", sagte der Offizier kopfschüttelnd.

„Wenn man nur wüßte, wie Sie es anfangen, alle Damen für sich zu gewinnen."

Erdölfy zuckte lachend die Achseln.

„Welche Mißgunst", sagte er.

„Schämen Sie sich in Ihre schwarze Seele hinein, mein lieber Barnewitz. Haben Sie glänzender Kriegsgott uns arme Civilmenschen etwa heut' noch nicht genügend in den Schatten gestellt? Ich sollte doch meinen, Sie könnten mit Ihren Erfolgen zufrieden sein. Da, da und da — das galt wieder Ihnen. Haben Sie bemerkt? Es waren die drei hübschen Genueserinnen. Wirklich ein allerliebstes Kleeblatt."

„Pah — kleines Wild", brummte der Gardehusar.

„Undankbarer."

„Ja, Sie haben gut reden. Wenn mir die schönste Frau in Nizza, die sich im übrigen ganz passiv verhält und sich damit be-

Digitized by Google

gnügt, ganz unendlich reizend auszusehen, — wenn diese Königin im Reiche der Schönheit mir und nur mir allein einen Strauß zugesandt hätte, so würde ich den anderen auch ihre kleinen, unscheinbaren Erfolge von Herzen gern gönnen, das mögen Sie mir glauben. Wahrhaftig, trotz der Manichäer, die mich bis hierher verfolgen, würde ich mit Wonne mein halbes Jahreseinkommen für den Blick hingeben, den sie Ihnen vorhin zuwarf. Ein wunderbares Weib! Schön wie eine Houri des Paradieses und geheimnißvoll wie eine Sphinx. Wenn es doch gestattet wäre, das Räthsel dieser herrlichen Augen lösen zu dürfen. Ich glaube, wenn Sie wollten . . ."

Erdölfy unterbrach ihn mit sichtlicher Ungeduld.

„Reden Sie doch nicht Thorheiten, Barnewitz", sagte er abwehrend und sein finsterer Blick streifte dabei einen sehr elegant aussehenden Mann, der in unmittelbarer Nähe der beiden Herren stand und dem offenbar kein Wort der Unterhaltung entgangen war, das bewies sein mokantes Lächeln.

„Nun, nun, fahren Sie nicht gleich auf, Sie Hitzkopf", beschwichtigte Barnewitz, „ich scherzte ja nur. Ah, da sind die Fürstenbergs. Na wartet."

Für die nächsten Sekunden vergaß der junge Offizier alles andere im Eifer des sich entspinnenden Kampfes, dann aber kehrte er doch wieder zu dem gefährlichen Thema zurück.

„Soviel steht fest", sagte er, „wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich der Versuchung nicht widerstehen können. Ich würde nicht ruhen, bis ich ergründet hätte, wie viel jener geheimnißvolle Blick, der so viel versprach, zu halten geneigt ist."

Vielleicht wäre Erdölfy sehr unkluger Weise abermals heftig geworden, wenn nicht eben die vier weißen Ponys und hinter ihnen der Riesenblumenkorb in Sicht gekommen wären.

Die lebendigen Blumen, die der Korb enthielt, waren sehr lieblich, bis auf eine — Mimi Gersdorf, die sich unter den übrigen ausnahm wie eine herbstliche Aster zwischen frischen Rosen.

Besonders reizend war Prinzessin Wally in maisgelber Seide mit tiefrothen Rosen an der Brust und einem winzigen Hütchen, das ein reizendes Charivari aus gelblichen Spitzen und frischen Burgunderrosen war und das dem pikanten Gesicht zum Entzücken hübsch ließ.

Das leicht entzündbare Herz des preußischen Gardeoffiziers stand sofort wieder in hellen Flammen.

Er war erst am vorigen Tage angekommen und sah Wally Arenberg hier zum ersten Male.

„Bezaubernd", versicherte er in lebhaftester Begeisterung. „Die Schwarze meine ich — die in Gelb. Ein Gesichtchen, wie eine neckische Grazie und dazu diese junonische Gestalt. Und diese Augen — wahre Sonnen. Ah —"

Dieser Ausruf galt einem Strauße tiefrother Rosen, der dicht an Erdölfys Kopf vorüber auf das Deck des Omnibus flog.

Digitized by Google

„Natürlich wieder für Sie“, brummte Barnewitz.

Erdölfy hatte sich rasch umgewendet, um die Blumen aufzunehmen; und mit ihm zugleich hatte der Marchese d'Olivero sich danach gebückt und die Rosen ergriffen, ehe Erdölfy ihm zuvorkommen konnte. Die Züge des Grafen waren plötzlich wie in Hochmut versteinert.

„Ich bitte“, sagte er, die Hand ausstreckend, „die Blumen waren an meine Adresse gerichtet.“

„Sie wissen das so genau?“ fragte der andere lächelnd.

„Ganz genau.“

„Dann freilich.“

Der Marchese überreichte die Blumen dem rechtmäßigen Eigenthümer.

„Also der Kampf der weißen und rothen Rose“, sagte er mit einem bezeichnenden Blicke auf die Blume, die Erdölfy im Knopfloche trug.

In Erdölfys Augen blitzte der Zorn auf; für einen kurzen Moment schien es, als werde er dem Spanier eine schwere Beleidigung zuschleudern, dann aber wandte er sich mit einem Achselzucken ab und trat wieder zu Barnewitz heran, der die kleine Scene mit einigem Erstaunen beobachtet hatte.

„Was war das zwischen Ihnen und dem Marquise?“ fragte Barnewitz, als die beiden Herren eine Stunde nachher ihrem Hôtel zuschritten.

„Zwischen mir und dem Marquise d'Olivero meinen Sie? O, nichts. Ich habe zu diesem Herrn auch nicht die geringsten Beziehungen.“

„Wenigstens keine Beziehungen freundschaftlicher Art“, lachte der Husar, „das habe ich allerdings sehr deutlich bemerkt. Bei der heiligen Feuerzange, Erdölfy, ich glaubte einen Augenblick, Sie ständen im Begriff, den langen Kerl mit der Habichtsnase einfach zu Boden zu schlagen. Oder befinden Sie sich vielleicht jetzt in einem steten Zustande nervöser Gereiztheit? Es ist mir heut' schon ein paar Mal aufgefallen, daß Sie sich ganz unnützerweise alteriren über Dinge, die Sie früher mit größter Gemütsruhe hingenommen hätten.“

Erdölfy lachte.

„Sie haben recht“, sagte er leichthin, „ich bin durchaus nicht frei von der Krankheit unseres Jahrhunderts, namentlich hier nicht. Die Luft muß schuld sein, die etwas verweichlichendes und zugleich aufreizendes hat, und dann diese tolle Jagd nach dem Vergnügen. Das reibt mehr auf, als die Strapazen einer Nordpolexpedition. Begreifen Sie, daß es gewissenlose Aerzte giebt, die ihren Patienten Nizza als nervenstärkend empfehlen? Was nun diesen Marquis betrifft — hm, sind Sie auf Ihrem Lebenswege noch nie Menschen begegnet, deren Nähe Ihnen die Empfindung weckte, als ob eine Kröte Ihnen eben über die Hand kröche? So geht mir's mit diesem Menschen. Ich komme, wenn er in meiner Nähe ist, allemal in

Digitized by Google

Versuchung, ihn von mir wegzuschleudern, gerade wie ein giftiges Insekt."

„Ohne jeden besondern Grund?"

„Ohne jeden Grund, denn daß er in seiner Villa Feste veranstaltet, die zu Orgien ausarten und daß man nicht recht weiß, woher er die Mittel nimmt, hier so zu leben, wie er es thut, das könnte mir ja wohl sehr gleichgiltig sein."

„So bleibt also nur eine Idiosynkrasie."

„Meinetwegen — nennen Sie es so. Sind das nicht die Genueserinnen, die da eben vor unserm Hôtel aussteigen?"

„Sie sind's. Brillant. Wir müssen dem Oberkellner einen Wink geben, damit wir beim Diner neben die Damen kommen."

* * *

Ein französischer Herzog, einer der Thronprätendenten, gab am nämlichen Abend eine musikalische Soirée, bei der eine weltberühmte Diva singen sollte.

Wagen auf Wagen rollte vor das Portal des Schlosses; in den hellerleuchteten Sälen fanden sich bent' alle zusammen, die das Recht hatten, sich zur crême de la crême zählen zu dürfen.

Als Stella Randow am Arme ihres Gatten den Empfangssaal betrat, wandten sich aller Augen nach ihr hin und ein Murmeln der Bewunderung folgte ihr, wo sie vorüberging.

In der Robe von mattweißem Atlas mit Diamanten im Haar und an den Armen war sie unvergleichlich schön.

Graf Sandro Erdölfy trat zu den beiden heran; während Randow noch mit dem Herzog sprach, unterhielt er sich mit der Baronin.

Das Licht des Kronleuchters fiel hell auf das schöne Paar.

„Lancelot und Ginevra", sagte der Marchese d'Olivero spöttisch zu seinem Nachbar, einem jungen Russen, mit dem er gerade jetzt sehr liirt war und der im Laufe der letzten Woche enorme Summen in Monte Carlo verloren hatte.

„Wie?" fragte der Russe, der ganz bedeutend mehr Geld als Verstand und literarische Kenntnisse besaß.

Der Marchese warf einen höhnischen Blick nach dem Paar unter dem Kronleuchter.

„Nun — denn Tristan und Isolde, das wäre das nämliche. Sie verstehen —"

„Ah, sehr gut. Und Sie meinen wirklich?"

Der Marchese nickte.

„Der Liebestrank ist bereits gebraut", sagte er. „Ich bin mir nur über eins nicht klar."

„Und das wäre?"

„Ob dieser Herr von Randow sich herablassen würde, die Rolle des Königs Marke zu spielen. Fischblütig genug sieht er aus, aber

Digitized by Google

solche Menschen entpuppen sich manchmal ganz merkwürdig im entscheidenden Augenblicke."

Das Zeichen zum Beginn des Konzertes wurde hier gegeben. Die Gesellschaft strömte nun aus den Empfangszimmern nach dem Musiksaale.

Ein Herr mit sehr langen Haaren und Fingern spielte einige Lißtsche und Rubinsteinsche Kompositionen mit unendlich großer Fingerfertigkeit und unendlich geringem Verständniß, er schüttelte seine Löwenmähne, er blickte zur Saaldecke auf, als läse er seine künstlerischen Eingebungen dort ab, er hob seine weißen, hageren, weitgespreizten Finger hoch in die Höhe und brachte nervenschwache Naturen zu der unwillkürlichen Vermuthung, daß im nächsten Augenblick irgend etwas entsetzliches geschehen, etwa der prachtvolle Erardsche Flügel in Stücke gehen, oder der Künstler in bacchantischen Wahnsinn ausbrechen werde. Aber nichts dergleichen; sowie das letzte Tosen verhallt war, wurde der Virtuose wieder zum Salonmenschen. Er legte die Hand auf die Stelle, an der er sein Herz vermuthete und dankte mit selbstbewußtem Lächeln für den gespendeten Beifall. Seine Verbeugung erinnerte dabei an die Bewegung eines Taschenmessers, das man halb einknickt und dann wieder emporschnellen läßt.

Nach ihm trug ein vornehmer Dilettant einige Lieder ohne Worte vor, Werke eigener Komposition, die besser auch ohne Töne geblieben wären.

Vorzüglich waren die mitwirkenden Damen, eine amerikanische Geigenfee und die Diva, der jeder Ton mit Geld aufgewogen wurde und deren Triller das Publikum sofort in künstlerische Begeisterung versetzten.

Das Konzert dauerte nicht lange, kaum eine Stunde und auch dafür war man dem hohen Gastgeber dankbar, denn wenn die gebotenen Kunstgenüsse groß waren, so war es die Hitze in dem menschengefüllten Saale nicht minder. Namentlich die Herren, die im Hintergrunde des Saales eine dunkle, nur durch einige Uniformen buntbetupfte Mauer gebildet hatten, begrüßten das Stühlerücken, Schleppenrauschen und Durcheinanderfluten wie eine Erlösung.

Die Gesellschaft vertheilte sich wieder in die lange Enfilade der Säle, deren geöffnete Glasthüren der laue Nachtluft stets freien Zutritt ließen.

Diener, die ungeheure Tablets hoch über den Köpfen hielten, wanden sich mit vieler Kunstfertigkeit zwischen den Riesenschleppen durch; die Herren stürzten nach den Buffets, um ihre ausgetrockneten Kehlen mit eisgekühltem Champagner zu befeuchten; die Damen zogen sich nach lauschigen Plauderecken zurück; die gefeiertsten waren hier wie überall von einem ganzen Planetenkreise von Bewunderen umgeben. So vor allen anderen Stella Randow.

Mit lässiger Anmuth lehnte sie in einer Causeuse, ließ sich unterhalten von einem halben Dutzend Herren und nippte dabei zuweilen von der Schale mit Fruchteis, die sie in der Hand hielt.

Digitized by Google

Die Unterhaltung war von jener Art, die einer gewissen Art von Weltdamen als die einzig amüsante erscheint, — abspringend, scharf zugespitzt, hart an der Grenze der Frivolität hinstreifend, ohne doch jene Grenze je zu berühren; ein waghalsiges Spiel mit Worten, das eine große Uebung voraussetzt. Die zierlichen Pikanterien kamen heut noch ein wenig kecker als sonst über die lächelnden Lippen der schönen Frau, ihre Augen flammten in beinahe fieberhafter Glut und sie wechselte zuweilen die Farbe, wenn Erdölfy in ihrer Nähe auftauchte und wieder verschwand, ohne zu ihr heranzutreten. Ihr Lachen klang heller als sonst, ihre Koketterien wurden gewagter, wenn sie glaubte, daß er sie beobachtete. Sie hätte gejubelt, wenn nur ein Zug in seinem Gesicht ihr Eifersucht verrathen hätte, wenn ein finsterer Blick, ein Zusammenziehen der Brauen ihr ein Recht gegeben hätte zu dem Glauben, daß seine Gleichgiltigkeit nur eine äußerliche, erzwungene sei.

Sie war heut so schön, so wunderschön und sie wußte es. Nie hatte sie fester auf die Macht ihrer Reize vertraut.

Und nun — es ging ihr kalt durch die schönen Glieder; zum ersten Male erlitt ihr Selbstbewußtsein eine harte Niederlage, zum ersten Male mußte sie es erleben, daß der Zauber ihrer Erscheinung nicht überwältigend auf ihn wirkte, daß ihr Blick, ihr Lächeln nicht genügten, ihn sofort an ihre Seite zu rufen.

Er dachte nicht an sie, er hatte für den Augenblick ganz vergessen, daß sie überhaupt da war; seine Gedanken weilten bei einer anderen, sie fühlte das mit peinigender Bestimmtheit heraus. Sie schloß die Hände fester um ihren Fächer, dessen zarte Stäbe unter dem heftigen Drucke ihrer Finger knisterten, sie biß die kleinen weißen Zähne fest in die Unterlippe und alles Leben schien sich aus ihrem erblaßten Gesicht in die leuchtenden Augen zurückgezogen zu haben, die, wie magnetisch angezogen, immer wieder den Grafen suchten, so auffällig, so unverwandt, daß die Herren, die bei ihr waren, es unbedingt bemerken mußten.

Aber was kümmerte sie das in dieser Stunde grenzenloser Aufregung? Die ganze Welt war ihr gleichgiltig. Ihre Seele hatte nur Raum für den einzigen Gedanken: „Er liebt mich nicht, wird mich nie lieben."

Plötzlich stand ihr das Herz mit einem schmerzhaften Ruck still, um dann gleich darauf wieder in einem so rasenden Tempo zu schlagen, daß ihr war, als müsse es ihr die Brust zersprengen.

Sie hatte Erdölfy aus den Augen verloren, jetzt sah sie ihn wieder im Nebenzimmer, dessen Flügelthür weit geöffnet war. Er stand neben dem Sessel einer Dame, mit der er plauderte.

Diese Dame war ihre Todfeindin — Wally Arenberg.

Wie eifrig die beiden miteinander sprachen, wie unverwandt Erdölfys Augen an dem hübschen, lebensvollen Gesicht des jungen Mädchens hingen.

Ein heißes, brennendes, furchtbares Gefühl stieg in der schönen

Digitized by Google

Frau auf, ein Gefühl, das sie bisher nie gekannt hatte — rasende Eifersucht.

Ihre Augen leuchteten wie Irrlichter in dem blassen Gesicht und ihre Lippen zuckten und bebten im Krampfe der innern Aufregung.

Aus einem der jenseitigen Säle klang Ballmusik herüber.

Die Baronin erhob sich und nahm den Arm des Lieutenants von Barnewitz, der sich einen Platz an ihrer Seite zu erobern gewußt hatte.

Wie immer und überall, wo sie erschien, so war die schöne Frau auch heute die Königin des Balles, ja sie war es mehr als je, denn ihre sonstige kühle Ruhe hatte einer bacchantischen Ausgelassenheit Platz gemacht; ihre Erscheinung und ihr ganzes Wesen waren heute wie von inneren Flammen durchleuchtet. Nie war sie umschwärmter, gefeierter, angebeteter gewesen. Sie schien strahlend heiter und litt doch im geheimen alle Qualen einer Verdammten.

Wo blieb er?

Warum erschien er nicht im Ballsaale? Weilte er noch immer an der Seite jenes Mädchens?

Einmal führten die Verschlingungen des Tanzes sie mit Nelly Balacky zusammen.

„Wo ist Ihr Vetter eigentlich?“ fragte sie, und haßte sich selbst dabei, weil sie nicht die Kraft besaß, das gefährliche Thema unberührt zu lassen.

„Bei Wally vermuthlich“, erwiderte die Fürstin lachend. „Sie erklärt das Tanzen bei dieser Hitze für zu strapaziös und hat ihn, wie es scheint, zu der nämlichen Ueberzeugung gebracht.“

Dabei sah Frau Nell provocirend boshaft aus, während sie ihrer schönen Freundin über die Schulter hin zunickte und sich dann von ihrem Tänzer wieder entführen ließ.

Ein anderes Mal tauchte Fräulein Mimi Gersdorf in der Nähe der Baronin auf. Sie sah in cremefarbenem Tüll wie eine Schwertlilie aus, die man seit längerer Zeit ihrem heimatlichen Elemente entzogen hat, und es war ihr heut trotz aller Bemühungen nicht gelungen, einen Tänzer zu erobern.

Was Wunder also, daß sich ihr die Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift verwandelt hatte und daß sie das dringende Bedürfniß empfand, irgend jemanden zu kränken — besonders diese schöne, gefeierte Frau, die mühelos errang, was ihr selbst stets versagt geblieben war.

„Haben Sie schon von der neuesten Verlobung gehört, die in der Luft schweben soll?“ fragte sie geheimnißvoll.

„Lord Wyndham und Ilka Vandery!“

„Auch die — ich meinte aber den Grafen Erdölfy und Wally Arenberg.“

„Ah — es ist also wirklich etwas derartiges in Aussicht?“ fragte die Baronin mit einem Lächeln, das ihr große Anstrengung kostete.

Digitized by Google

„Gewiß, ich bin überzeugt davon. Er weicht ja heut' kaum von ihrer Seite. Eigentlich doch ein recht seltsamer Geschmack seinerseits, nicht wahr?"

„Warum? Die Prinzessin gilt für hübsch."

„Nur bei Herren, denen ihre originellen Manieren und ihre dreisten schwarzen Augen gefallen. Wer höhere Ansprüche stellt, wird diesen zimmetfarbenen Teint und diese Stumpfnase unmöglich bewundern können."

Fräulein Mimi erinnerte sich plötzlich daran, daß diese strenge Kritik ihrem eigentlichen Zwecke Abbruch that, sie setzte deßhalb schnell hinzu:

„Aber, wie schon gesagt, die Herren denken anders darüber. Sie finden Wally Arenberg ganz reizend. Nun erobert sie gar diesen Grafen Erdölfy, den Vielbegehrten, den bisher keine zu fesseln wußte. Er hat sein flatterhaftes Herz total und für immer an Wally verloren; ich habe es schon in dieser letzten Zeit bemerkt und wenn mir noch irgend welche Zweifel geblieben wären, so müßten sie heut schwinden. Warum auch sollte er sich um sie bewerben, wenn nicht pour ses beaux yeux. Wally besitzt weiter nichts, als ihren Fürstentitel.

Etwa eine Stunde später traf Erdölfy mit der Baronin zusammen, die ihm aus einer der nach dem Treppenhause führenden Thüren entgegentrat.

Er war ihr während des ganzen Abends ausgewichen. Das Uebermaß ihrer Koketterie mißfiel ihm; mit der anmuthigen Vornehmheit, die zu ihrem zarten Liebreiz gehörte, wie der Duft der Rose, verlor sie in seinen Augen ihren größten Zauber. Ihre Ausgelassenheit beleidigte sein ästhetisches Gefühl und da alles, was er je für die Baronin empfunden hatte, nur eben auf diesem Gefühle basirte, so war der Uebergang von seiner bisherigen Bewunderung zur kühlsten Gleichgiltigkeit ein ebenso plötzlicher, als natürlicher gewesen.

Er hatte kaum noch an sie gedacht. Mimi Gersdorfs Beobachtungen waren ganz richtige gewesen. Wenn er in der letzten Zeit noch geschwankt hatte, so war er sich heut vollkommen klar geworden über das, was er wollte und begehrte.

Hätte er einen Augenblick des Alleinseins mit Wally gefunden, so würde er sie heut schon an sein Herz gezogen und das „Ja" von ihren Lippen geküßt haben. Denn daß es ein Ja sein würde, das wußte er.

Ihre Augen waren der klare Spiegel ihrer Seele und verriethen unbewußt, was ihre mädchenhafte Scheu ihm gern verborgen hätte.

Die Baronin Randow war ihm nie viel gewesen und jetzt war sie ihm nichts mehr, dennoch mußte er sich in diesem Augenblick wieder gestehen, daß er nie vorher im Leben ein so vollendet schönes Geschöpf gesehen habe.

Trotzdem jede zärtliche Regung seines Herzens der Prinzessin

Digitized by Google

gehörte, konnte er sich dem Eindrucke dieser wunderbaren Schönheit nicht entziehen, so wenig, wie er vermocht hätte, beim Anblick eines jener Kunstwerke kalt zu bleiben, die jetzt, wie vor Jahrtausenden, die schönheitsdurstigen Seelen mit Begeisterung durchglühen. Weg war die bacchantische Ausgelassenheit, die ihn vorhin so unangenehm berührt hatte. Das Gesicht der jungen Frau war durchsichtig blaß und ein leiser Schmerzenszug lag um die weichen Lippen. Wenn es nicht gar zu sehr außer allem Bereiche der Wahrscheinlichkeit gelegen hätte, würde er sogar geglaubt haben, die Spuren vergossener Thränen zu bemerken. Zu seiner Bewunderung kam das Mitleid.

„Sie sind nicht wohl, Frau Baronin?“ fragte er besorgt.

Sie wich seinem Blicke aus.

„O doch“, sagte sie, „jedenfalls hat mein Unwohlsein wenig zu bedeuten. Die Hitze im Ballsaal, — auch habe ich wohl ein wenig mehr getanzt, als mir zuträglich war. Ich habe meinen Diener nach meinen Sachen gesandt. Ah, da ist er schon.“

Erdölfy nahm dem Mann den Mantel ab; er legte die schützende Hülle um die Schultern der Baronin, dann bot er ihr den Arm und führte sie durch die offene Glasthür auf die breite Rampe des Schlosses hinaus, auf der zahlreiche Paare in der milden Nachtluft promenirten.

Durch die weitgeöffneten Thüren übersah man die hellerleuchteten, menschengefüllten Säle; draußen wie drinnen war ein buntes Durcheinander plaudernder Gruppen und ein Stimmengewirr, das an die Zustände nach dem Thurmbau von Babel erinnerte.

„O, das ist unerträglich“, sagte die Baronin seufzend. Ich bitte, kommen Sie. Die zauberische Stille des Gartens ist gar zu lockend nach diesem Charivari hier oben.“

Sie stiegen auf breiten Marmorstufen zu der an die Rampe stoßenden Terrasse herab, auf welcher inmitten blühender Gebüschgruppen drei Riesenspringbrunnen ihre mächtigen Strahlen zum sternenhellen Nachthimmel emporsandten.

Farbige Lampions lugten aus allen Zweigen hervor und umgaben in flimmerndem Kranze die Bassins der Springbrunnen.

Auch hier schleiften kostbare Schleppen über die Kieswege, helles Lachen mischte sich in das Geplätscher der Fontänen und vom Ballsaal her lockten weiche wiegende Melodien.

Erdölfy und seine Begleiterin trafen auf Bekannte, die Welmerscheidts, Ilka Vandery und Lord Wyndham, der nach Gelegenheit suchte, dem hübschen muthwilligen Mädchen seine Liebe zu erklären.

Auch an dem Marchese gingen die Beiden vorüber; er sah ihnen mit seinem mokantesten Lächeln nach und folgte ihnen sogar in einiger Entfernung, als sie nach der zweiten Terrasse hinabstiegen.

Erdölfy würde vorgezogen haben, auf der ersten zu bleiben, aber was konnte er sagen oder thun, ohne unhöflich zu erscheinen; gegen den Willen einer schönen Frau giebt es keinen Widerspruch. Auch hier lustwandelten zahlreiche Paare, aber keine Lampions und

Digitized by Google

Gaskronen machten den Himmelslichtern ihr Recht streitig. Es war eine köstliche, milde Nacht. Das Mondlicht umfloß mit silbernem Schein das dunkle Grün der Bosketts und spielte um die schlanken Glieder der marmornen Götterbilder, die aus den Laubmassen geheimnißvoll hervorleuchteten.

In schweren Wogen trug der Nachtwind den Duft der blühenden Bäume zu den Spaziergängern herauf, er umschmeichelte ihre Wangen und hob spielend die flockigen, schimmernden Locken über der Stirn der Baronin.

Sie war von märchenhafter Schönheit, wie sie so neben Erdölfy herging, ganz in Weiß gehüllt mit dem lang nachschleppenden Gewande, das ihre hohe königliche Gestalt noch höher erscheinen ließ.

Man hätte sie selbst für ein Marmorbild halten können, für die schönste der Olympierinnen, die von ihrem Wolkensitze herabgestiegen wäre, das Herz der Männer zu bethören.

Erdölfy hatte in ihr bisher immer nur die kokette Weltdame gesehen, heute und hier war sie eine ganz andere — ein von Leidenschaft durchglühtes Weib, diese scheinbare Ruhe war nur Schnee, unter dem die Lava des Vulkans jeden Augenblick hervorbrechen konnte.

Erdölfy ahnte, was in ihr vorging, es peinigte ihn, dieses reizende Weib leiden zu sehen um seinetwillen; er begriff jetzt den Grund ihrer wilden unnatürlichen Heiterkeit, die nur eine Komödie gewesen war, die Welt und ihn zu täuschen und er kam sich sehr schuldig vor, weil seine Bewunderung ihres Liebreizes so oft den Schein einer Leidenschaft angenommen hatte, die er gar nicht empfand.

Er hatte wieder einmal Grund, seinen Leichtsinn zu verwünschen. Dennoch leugnete seine stolze Energie auch jetzt noch jede Gefahr ab; er war seiner vollkommen sicher. Gehörte nicht sein Herz einem Mädchen, das ihm seit langen Jahren theuer war, wenn ihm auch erst jetzt klar geworden war, daß ihr Besitz zu seinem Lebensglück nöthig sei, und war das reizende Weib da neben ihm nicht das Eigenthum eines anderen?

Ja, er war seiner vollkommen sicher.

Dennoch konnte er nicht hindern, daß eine Art von Beklemmung ihn an ihrer Seite überkam — das Unausgesprochene lag zwischen ihm und ihr, sein Schuldbewußtsein, die Sünde, die er an ihr begangen hatte und für die er nun nicht einmal ihre Vergebung erbitten durfte.

Er, der gewandte Kavalier, konnte heute den gewohnten leichten Unterhaltungston durchaus nicht finden. Auch erleichterte seine Begleiterin ihm das nicht.

Sie war schweigsam; ihre Antworten kamen kurz, zerstreut, abgebrochen, als sei sie unfähig, ihre Gedanken auf das zu richten, was er ihr sagte; ihre großen, unruhigen Augen hefteten sich manchmal auf ihn mit einem forschenden, angstvollen Ausdruck und senkten sich dann schnell wieder, als fürchteten sie sich, ihm ihr Geheimniß zu verrathen.

Digitized by Google

Ein sanftaufsteigender, nur etwa dreißig Schritte langer Weg führte zu einem Hügel empor, der, gleich dem Pfade selbst, vollkommen frei lag und von dem aus man den Park mit seinen Blumenmedaillons, seinen Rasenplätzen und Baumgruppen weithin überschauen konnte.

Es war wie eine Scene aus einem Feenmärchen, dieser in Mondschein gebadete Garten, den lichte Frauengestalten durchschwebten, in den leise verhallende Melodien herüberklangen und den der duftschwere, laue Nachtwind wie Geisterhauch durchwehte.

Nach einer Weile wandte die Baronin sich ab von dem zauberischen Bilde und ging nach dem Hintergrunde der Hügelplatte, wo blühendes Gebüsch eine Art halbkreisförmiger Laube bildeten. Einige Gartenmöbel standen dort. Die Baronin hatte sich auf eine Bank niedersinken lassen.

„Nur einen Moment", sagte sie, „ich kann nicht mehr, ich bin so grenzenlos müde."

Erdölfy war ihr nicht gefolgt; seine Beklemmung verwandelte sich in Ungeduld.

Was wollte sie?

Was war ihre Absicht?

Die Situation wurde ihm mit jedem Augenblick peinigender. Er mußte ihr ein Ende machen.

Rasch entschlossen trat er näher, aber noch immer blieb er im hellen Mondlicht, während die Baronin im Schatten der überhängenden Zweige saß.

„Man wird uns vermissen", sagte er bittend, „gestatten Sie, daß ich Sie nach dem Ballsaal zurückführe."

Sie richtete sich auf, aber wie gebrochen sank sie wieder zurück. Er sah, daß sie weinte.

„Gnädige Frau", sagte er erschrocken, „Frau Baronin, ich bitte, fassen Sie sich. Wir sind hier keinen Augenblick vor Ueberraschung sicher. Versuchen Sie sich aufzurichten. Nehmen Sie meinen Arm."

Statt dessen preßte sie beide verschlungene Hände vor die Augen; er sah, wie ein krampfhaftes Zucken und Beben durch ihren ganzen Körper ging.

„Ich bin so elend", schluchzte sie in fassungslosem Schmerze.

Erdölfys Herz begann stürmisch zu klopfen.

Diese Thränen, die er verschuldet hatte, brachten ihn außer sich. Wie alle starken, energischen Männer, konnte er Frauen nicht weinen sehen — weibliche Schwäche, das war eine Waffe, gegen die er sich nicht zu wehren wußte. Erschüttert beugte er sich zu der Weinenden nieder.

„Stella", murmelte er, „Stella".

Sie sah zu ihm auf, ihre unter Thränen selig aufleuchtenden Augen tauchten in die seinen; es war ein stummes, leidenschaftliches Liebesbekenntniß.

Vor Erdölfy versank die ganze Welt; er sah nur noch diese

Digitized by Google

sehnsüchtigen Augen, diesen weichen, üppig geschwellten Mund, der zum Kusse lockte.

Und so, ohne eine andere Gewalt zu gebrauchen als die ihres Blickes, zog sie ihn an sich, bis ihre Lippen sich fanden zu einem langen, heißen Kusse.

Eine schrille, hochliegende Stimme brach den Zauber.

„Nicht hier? Der Marchese versicherte doch, die Herrschaften eben noch gesehen zu haben."

Erdölsy war emporgeschnellt; er stand im Nu in gesellschaftsmäßiger Entfernung von der Baronin.

Zu spät.

Wenn auch die meisten der Herankommenden, die Velmerscheidts, Ilka Vandery, der Lord und Mimi Gersdorf nur ahnten, was geschehen war, die beiden, die den anderen vorausgingen, wußten alles; Erdölsy las das heraus aus den starren, entsetzten Augen des Mädchens und aus den wie in Erz gegossenen Zügen des Mannes neben ihr.

* * *

Stella Randow ist seit Jahren Gräfin Erdölsy.

Ihr Gatte trennte sich sofort nach der Katastrophe von ihr; es war vergebens, daß sie sich bis in den Staub vor ihm demüthigte, daß sie zu seinen Füßen um Gnade flehte; erbarmungslos stieß er sie zurück in das Dunkel, aus dem er sie zu sich emporgezogen hatte.

Die Rente, die er ihr aussetzte, war nur genau das, was ihr als Pflichttheil zukam; er sagte ihr in dürren Worten, daß sie auch im Falle seines Todes nie einen Pfennig mehr erhalten werde.

So — enterbt, verstoßen, gemieden von der Gesellschaft, deren Zierde sie gewesen war, lebte sie in Cannes, während ihr Gatte nach Deutschland zurückkehrte und Erdölsy schwerverwundet, von den Aerzten aufgegeben, in Nizza lag.

Bei dem Duell, das am Tage nach jenem verhängnißvollen Mondscheinspaziergange stattfand, flog die Kugel Erdölsys weit ab vom Ziele in die Baumzweige; die des Barons durchbohrte seinem Gegner die Brust.

Erdölsys Zustand schien hoffnungslos, aber selbst wenn er wider Erwarten genaß, lag es nicht in seiner Macht, der Baronin Glück und Ehre wiederzugeben.

Stella Randow war gleich ihrem Gatten katholisch; für ihre Ehre gab es nur eine Lösung — den Tod. Und der kam denn auch als Erlöser. Er gab den einen frei, nach dem er seine Knochenhand schon ausgestreckt hatte, und ergriff dafür den andern — den, der im Wege war.

Etwa einen Monat nach dem Duell erlag Baron Randow einem heftigen Anfalle seines Leidens und genau ein Jahr nachher wurde seine Wittwe Gräfin Erdölsy.

Sandro hatte nicht gezögert, ihr für das, was sie verloren

Digitized by Google

hatte, seinen Namen und sein Vermögen als Ersatz zu bieten. Sie ist am Ziele; sie hatte erreicht, was sie zu erreichen wünschte — eine glänzende Stellung in der Gesellschaft, einen Reichthum, der ihr erlaubt, jenes Luxusleben zu führen, das von jeher ihr Ideal gewesen ist, und einen Gatten, der die Nachsicht selbst ist und ihr vollkommene Freiheit läßt. Daß er sie nicht liebt, ist ihr gleichgiltig, sogar bequem; sie würde weniger frei und unabhängig sein, wenn es anders wäre.

Ihre zweite Ehe ist wie die erste kinderlos geblieben — zu ihrer geheimen Freude — denn wo sollte sie Zeit hernehmen, ihre Mutterpflichten zu erfüllen?

Die Anforderungen der Gesellschaft sind so groß und die Toilette nimmt so viel Zeit in Anspruch.

Sehr viel Zeit — denn die Gräfin findet es nicht mehr so leicht wie einst, ihren Rang als gefeiertste Schönheit zu behaupten.

Ihre Toilette ist zu einem Studium geworden, das alle ihre Geisteskräfte beansprucht und dem sie einen großen Theil des Tages opfert.

Sie hat jenen Kampf begonnen, der immer schwerer wird, je länger er dauert.

Noch ist sie die berühmt schöne Gräfin Erdölfy — aber sie allein weiß, was es ihr kostet, es zu sein.

Manchmal überkommt sie eine große Entmuthigung, es ist ihr, als ob die Pforten der Jugend und Schönheit sich plötzlich ohne Uebergang hinter ihr schlössen. Verzweifelt betrachtet sie im Spiegel die winzigen Falten an den Augen und in den Mundwinkeln, die jetzt noch kaum zu bemerken sind, die sich aber vertiefen werden — vertiefen, bis —

Nein, nein, nein, sie mag nicht daran denken; sie nimmt mit erneuter Energie den Kampf wieder auf und sie siegt — siegt auch jetzt noch.

Aber wie lange?

Und was dann?

Erdölfy ist derselbe geblieben, der er früher war, ein heiterer Unterhalter, ein leichtfertiger Lebemann, nur noch unstäter ist er geworden; gewöhnlich jagt er irgendwo im fernsten Osten Europas, wenn seine Gattin in Paris Triumphe feiert, und geht nach der französischen Metropole, während seine Frau die Faschingszeit in Wien verlebt.

Manchmal treffen sie auch, der Form wegen, für kurze Zeit irgendwo zusammen und dann langweilen sie sich zum sterben.

Wally Arenberg, oder vielmehr die Baronin Walroden, hat Erdölfy nie wieder gesehen. Ihre Eltern sind gestorben; sie lebt mit ihrem Gatten in seiner nordischen Heimat; ein kraftvolles, junges Geschlecht wächst um sie herauf in dem stattlichen Herrensitze, den hundertjährige Buchen umrauschen und der die Stätte des innigsten Familienglückes ist.

Digitized by Google

Wallys Glück iſt nicht das leidenſchaftliche, überwältigende, von dem ſie einſt träumte, es iſt ein tiefes, ruhiges, inniges Glück, unter deſſen beſänftigendem Einfluſſe die ungeſtüme Amazone zu einer vornehmen Dame im beſten und ſchönſten Sinne des Wortes geworden iſt.

Jener feurige, ungebändigte Uebermuth ihrer Jugend — er iſt geſtorben mit ihrer erſten Liebe.

Moſes.

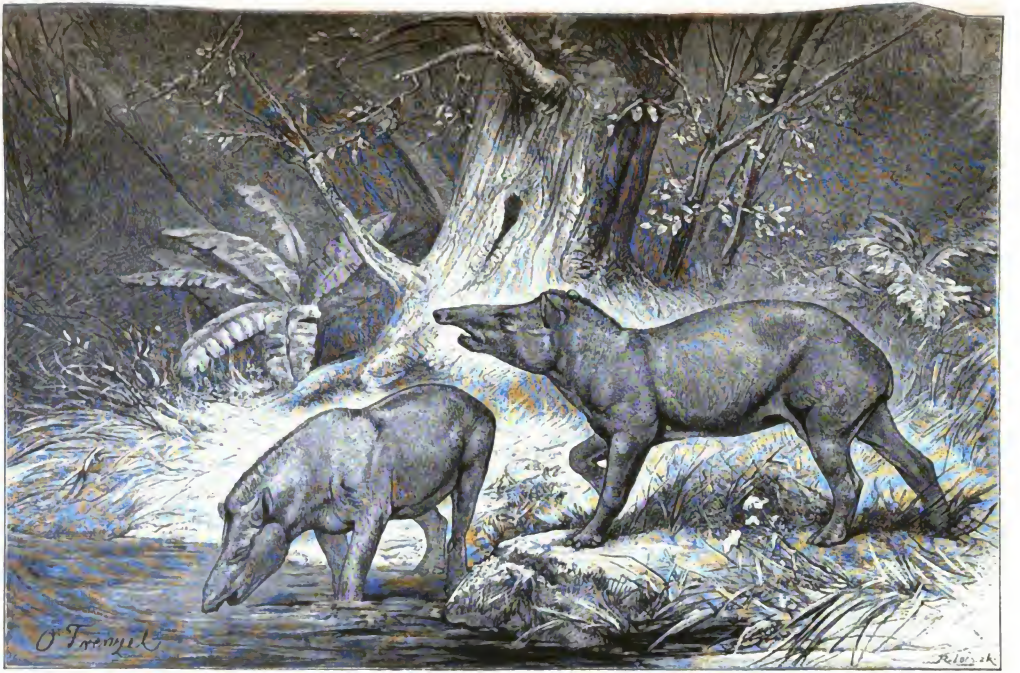
Von Benno Rüttenauer.

Geheimnißvoll mit dicken Schleiern
Umhüllt eine Wolke des Berges Spitze,
Dahinter iſt Gott, durch die Schleier fahren
Des göttlichen Auges zuckende Blitze.

Der Prophet, der Mann mit der flammenden Stirne
Steigt hinauf den Berg und Gott darf er ſchauen,
Mit Gott darf er ſein und am Mund ihm hangen
Dort hinter der Wolke heiligem Grauen.

Indeſſen die Schauer des göttlichen Wortes
Des Propheten große Seele ſchwellen,
Drunten im Staube die lärmenden Völker
Ihr goldenes Kalb, ihr Idol umbellen.

Digitized by Google



Eine dickhäutige Familie.

Nach einer Originalzeichnung von Oscar Frenzel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die erste Münchener Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen. 1889.

Von Adolf Fleischmann.

Es ist keine geringe Errungenschaft für München, daß in diesem Sommer die erste Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen eröffnet werden konnte. Daß an diesem Platze die Führerschaft der Kunst und namentlich der deutschen Kunst liege, die ihm wohl nicht mehr wird streitig gemacht werden können, ist hiermit zur lebendigen Wahrheit geworden und nach den ruhmreichen Ergebnissen und finanziellen Erfolgen der vorjährigen internationalen Kunstausstellung konnte man wohl erwarten, daß die jetzige Ausstellung, die vorläufig ebenfalls im alten sogenannten Glaspalast ein Unterkommen gefunden hat, nunmehr als eine sich jährlich wiederholende ins Leben treten würde. Die Einwürfe und Bedenken, die von verschiedenen Seiten her gegen den Plan geltend gemacht worden waren, hatten eine so große Ausdehnung angenommen, daß man von den Zweiflern hätte angesteckt werden können. Ueber den Gang der Sache im einzelnen, der so manches Lehrreiche für derartige Unternehmungen zutage gefördert hat, können wir uns auf diesen wenigen Blättern nicht verbreiten. Erst am Schluß dieses Aufsatzes seien einige allgemeine Bemerkungen darüber gestattet.

Die Einrichtung im Glaspalast ist ziemlich dieselbe wie im vorigen Jahr. Was an Blattgewächs-Dekoration der imposanten Vorhalle mit ihrem rauschenden Springbrunnen in diesem Jahr fehlt, ist durch den im Raum des Palastes hergestellten Palmengarten reichlich wieder beigebracht worden. Dort stehen im lauschigen Grün die Fächerpalmen und auf üppigem Rasen die Werke der Bildhauerkunst. Die Gemälde sind in einer Reihe großer Säle, im ganzen 48, an den Wänden aufgehängt. Bei unserem ersten, leider nur kurzen Besuch der Ausstellung fielen uns zunächst einige Kunstwerke in die Augen, über welche wir einige Worte des ersten Eindruckes, der sich aber bezüglich des Ganzen bald verwischt hat, sagen müssen.

Die „Geißelfahrer" oder Flagellanten, ein Kolossalbild von Karl

Digitized by Google

Marr in München, verlangt, wie fast jedes historische Gemälde, eine Texterläuterung. Zum Glück liegt eine solche für das Publikum auf und wir konnten uns unterrichten. Denn trotz aller Kenntniß der Geschichte, die weniger mir, als meinem mich begleitenden Freund innewohnt, vermochten wir ohne den Kommentar das Bild nicht zu verstehen, was übrigens durchaus kein Tadel sein soll. Wir sehen von dem großen freien Platze einer Stadt aus in eine Straße hinein, in welcher sich ein Zug phantastisch einherschreitender Männer unter der Führung von zwei Priestern bewegt. Die Männer sind ältere Leute, die Oberkörper ganz entblößt. Der Ausdruck der Gesichter Angst, Schrecken, Jammer, Zerknirschung. Wie vor dem bösen Geist scheinen die andern Menschen auf der Straße zu fliehen, denn der Anblick des Zuges erregt Grausen. Wie im Wahnsinn schreiten sie einher, die Geißelfahrer. Einige erheben ein Kruzifix in Extase, andere schwingen die Geißeln über sich und ihre Nächsten und der Maler hat nicht vergessen, auf den entblößten Rücken die Blutspuren sehen zu lassen. Die Geißelfahrer sind nämlich, wie auch jener Kommentar kurz andeutet, jene Verirrten, die zur Zeit der Kreuzzüge, in ganzen Gesellschaften vereinigt, dem Herrn ebenso dienen und ebenso Gottgefälligkeit üben wollten, wie die Kreuzfahrer, die ins heilige Land zogen und der Idee der Kreuzzüge ihr Leben opferten. Das war natürlich nicht allen Menschen möglich und man hielt es für nöthig, auf einem anderen Weg Zeugniß dafür abzulegen, daß man ebenso fromm sei, wie jene, sich nicht weniger nach dem Himmelreich sehne als sie und bereit sei, hierfür Qualen zu ertragen. So verfielen sie auf die Selbstgeißelung. In ihrer höchsten Potenz wurde sie von ganzen Gesellschaften geübt und zu einer öffentlichen Schau benutzt, um zur Nachahmung zu entflammen. Einen Aufzug solcher Selbstpeiniger stellt unser Bild dar. Hat man nun diesen geschichtlichen Stoff sich vergegenwärtigt, so tauchen vor uns alle jene schrecklichen Scenen der Selbstgeißelung auf, die aus Geschichte und Roman sich bereits in unsere Phantasie eingeschlichen haben. Da ist der Mönch jenes Alpenklosters, der arme Doratus, der sich vor der in sein Herz hereingebrochenen Frauenliebe durch die Geißel, mit der er sich blutig schlägt, schützen und seine Sünde strafen will, sogar, da die Geißel nichts hilft, sich selbst die Augen aussticht; aber — „sie kommt doch!" Da ist die unglückliche Markgräfin Elisabeth von Thüringen, die ihrem Beichtvater den schönen Rücken zur Geißelung bietet, und wie die Armen alle heißen mögen, die in ihrer Verblendung kaum unser Mitleid erregen. Mit solchen Gedanken steht man vor unserem Bild und sieht seine schrecklichen Wahrheiten, aber auch weiter gar nichts, leibhaftig in einer so vollendeten plastischen Gestaltung vor sich, daß man sich, trotz der vollendeten Technik, bald, sehr bald davon abwendet. In der That ist das täglich wahrzunehmen. Kopfschüttelnd gehen die Gäste daran vorbei, während sie bei anderen Gemälden truppweise stehen bleiben und sich freuen. Natürlich: dem Bild fehlt die Schönheit, die Weihe jeder Kunst; die

Digitized by Google

meisterhafte Darstellung ist nur an grauenhaftes, an eine der gröbsten menschlichen Verblendung verschwendet; sie giebt uns keine Versöhnung, nichts, woran Auge und Seele haften bleiben und verweilen möchten. Vorbei! Vorbei! ruft jeder, der kommt, im stillen — und geht. Und dennoch ist das Bild von der Jury gekrönt worden. Dem Pinsel gönnen wir die Krone, dem Gedanken, der Erfindung nimmermehr. Aehnlich verhält es sich mit einem anderen, fast ebenso großen Bild, einem „Spital". Ein Spital? wird der Leser fragen; hoffentlich ein in einer reizenden Gegend gelegenes, wo Kranke in Gärten wandelnd sich der wiedererwachenden Kräfte, dem Wink des frischen Lebens erfreuen! O nein! Nichts von dem: sondern ein Krankenzimmer mit drei Betten. Die kranken Männer, die in denselben liegen, sehen uns ins Gesicht; sie scheinen sehr krank zu sein und sich gegenseitig nicht um einander zu kümmern; jeder leidet still für sich und — stirbt ganz allein, mutterseelenallein! Das Bild ist von Leon Abry in Antwerpen und führt den Titel: der Dichter Gilbert im Spital. Weitere Erläuterungen vermögen wir leider nicht zu geben. Das ist der ganze Inhalt des Bildes. Natürlich hält sich auch hier niemand auf. Dagegen dort, im anstoßenden Saal steht eine ganze Gesellschaft vor einem Gemälde und, wir gehen auch. Das Porträt des Prinzregenten Luitpold von Bayern ist es, gemalt von Franz von Lenbach, ganz im Stil seiner berühmten Bismarckbildnisse mit dunklem Grund, dunkler Kleidung, die sich nur wenig abhebt; nur der Kopf hat lichte Farben. Der hohe Herr ist nicht als Fürst aufgefaßt, sondern als einfacher, schlichter Mann in ganz gewöhnlicher Toilette, dabei von einer wahrhaft imponirenden Aehnlichkeit bei der denkbar freisten Technik, so daß die volle Wirkung des Bildes eine gewisse Entfernung fordert. Der Künstler hat aber in der Ausstellung einen Rivalen. In einem der nächsten Säle hängt abermals ein Bildniß des Prinzregenten in schwarzem Hofanzug, mit hohen Orden geschmückt, gemalt von Fr. Aug. von Kaulbach. Die Aehnlichkeit scheint dieselbe und doch ist sie eine andere: es ist ein ganz anderer Mann, den wir vor uns sehen; es ist das Fürstliche seines Wesens, welches im Bild wahr, aber doch anspruchslos erscheint. Wenn sich die beiden großen Künstler verabredet hätten, was sie zuverlässig nicht gethan haben, so hätte die volle Persönlichkeit des Prinzregenten, seine anspruchslose Einfachheit einerseits und seine fürstliche Erscheinung andererseits, von welcher aber die erstere im Leben nie verdeckt wird, gar nicht vollständiger und wahrer wiedergegeben werden können. Das fühlt auch das Publikum heraus und deßhalb sind beide Bilder stets der Sammelplatz einer kleinen Gesellschaft — umsomehr, als auch die Verschiedenheit der Technik vom Dilletanten und Nichtkenner, von jedem, selbst wenn er nie im Leben einen Pinsel in der Hand gehabt hat, sofort wahrgenommen wird. v. Lenbach konzentrirt das Detail seiner Kunst auf den Kopf, man möchte sagen auf das Auge seiner Porträts. Hände, Kleidung und Nebendinge skizzirt er gewöhnlich nur, wovon er aber hier eine Ausnahme

Digitized by Google

gemacht hat. v. Kaulbach vertheilte seine Kraft auf das ganze Bild, aber man kann deßhalb doch nicht sagen, daß der auf den Kopf entfallende Antheil zu gering wäre. Geradeso, nur mit noch größerer Wirkung, verfuhr er bei dem Porträt des Professors Friedr. von Kaulbach, seines Vaters, eine Perle der Ausstellung. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir noch einige andere Bildnisse, die zum vorzüglichsten gehören: die Bildnisse des Prinzen Ludwig von Bayern, des berühmten Redners vom VII. deutschen Turnfest, gemalt von Richard Falkenberg in Militäruniform und Mantel, ferner Toni Arons Bildniß des Prinzen Alfons von Bayern, ebenfalls in Militäruniform. Sie sind mehr im Stil von Kaulbachs gehalten, aber in Betreff der Aehnlichkeit jenen beiden Meistern wohl ebenbürtig.

Ein delikater Punkt für den Berichterstatter und Kritiker einer Kunstausstellung sind die weiblichen Nacktheiten. Die Schönheit des Weibes darzustellen, ist noch auf keiner Ausstellung unterlassen worden und so sind auch in der gegenwärtigen einige Versuche zu sehen. Gelungen sind sie unseres Erachtens nicht alle. Zunächst müssen wir dieses allgemeine Urtheil begründen.

Geschichtliche und Genrebilder und alles, was sonst noch in diese Kategorie von Kunstwerken der Malerei und der Plastik gehört, haben irgend einen Vorgang, ein Ereigniß aus dem Leben, eine Handlung zum Gegenstand, die, künstlerisch betrachtet, in erster Linie stehen. Ihnen gegenüber müssen wir die auf dem Bild erscheinenden Menschen erst in die zweite Linie rücken. Das erste ist hier die künstlerische Konzeption des thatsächlichen Bildinhaltes. Damit ist nicht gesagt, daß die Darstellung der Menschen eine untergeordnetere wäre; im Gegentheil: sie wird zur Hauptarbeit des Künstlers und zu seiner größten Aufgabe, wenn er mit der Konzeption im reinen ist. Beim Porträt ist das Gegentheil der Fall. Wir verlangen hier nicht, den Menschen handeln zu sehen, sein Sein, seine Erscheinung ist die Hauptsache. Wie aber bei einer nackten weiblichen Figur? Ist es nicht unnatürlich, unwahr und ein Widerspruch mit dem menschlichen Gefühl, ebenso des Weibes wie des Mannes, daß ein nacktes Weib sich sehen lassen sollte oder gar wollte? Zeigt uns also der Künstler ein solches Frauenbild, an dem wir weiter gar nichts zu sehen bekommen als den Körper, und wenn er noch so schön wäre, so sagt er uns eine Lüge und begeht einen groben Fehler und Verstoß gegen jenes Gefühl. Er hat vielmehr die Verpflichtung, ein solches Frauenbild in Verbindung mit irgend einer Thätigkeit, eines Gedankens, eines Zustandes, wenn auch nur des Schlafes, oder es in einer Stellung darzustellen, die einen Gedanken ausdrückt. Ueber alles dieses vergessen wir, oder können wir wenigstens vergessen, daß wir ein nacktes Weib vor uns sehen. Daß wir es in Wirklichkeit freilich gewöhnlich nicht vergessen, sondern uns an dem schönen Leib mehr erfreuen wie an der Handlung und am Gedanken, ist unsere Schuld und nicht die des Künstlers. Wenn das alles richtig ist, so werden wir wohl unser Urtheil begründet haben. Denn das Bild

Digitized by Google

Nr. 643 im sechsten Saal von Mège du Malmont, genannt: „Am Ufer der Yvette", stellt uns ein junges, total nacktes Weib in Lebensgröße dar, welches im Grase liegt. Sie thut gar nichts; daß sie etwas denkt, merken wir auch nicht. Sie liegt eben dort und wir sollen weiter nichts thun, als diesen Körper ansehen, weil er ein schöner Körper sein soll, was er aber nicht einmal ist. Daß sich ein nacktes Weib ins Gras legt und nichts thut und denkt, ist eine Unwahrheit und nebenbei ein ganz unkünstlerischer Gedanke. Man steht vor dem Bild kühl bis ans Herz hinan, und wenn man sich einen Fieberthermometer in die Armhöhle legt, so würde die Quecksilbersäule nicht um ein Haar steigen. Wir kommen bei einem nachher zu erwähnenden anderen Bild hierauf zurück, aber hier sei „der modernen Venus" von Henri Schlesinger in Paris gedacht, einer nackten Schönheit ersten Ranges, die eben im Begriff ist, einen Mantel umzulegen. Diese Kleinigkeit genügt, um das Bild zu rechtfertigen. Eine andere nackte Frauenfigur, eine Statue, steht im Palmengarten. „Bacchantin" von J. Lambeaux in Brüssel. In ihrer Stellung und Miene liegt Ausgelassenheit und kühne Herausforderung. Also in dieser Beziehung entspricht das Kunstwerk der soeben aufgestellten Theorie. Aber weder Figur noch Gesicht ist schön. Die volle Brust würde reizen, wenn man nicht gar so sehr fühlte — daß sie von Stein ist. Ein Grund zur Nacktheit ist also auch hier nicht vorhanden. Wenn aber dieser Ausnahmezustand nicht durch die beiden Bedingungen, die zu erfüllen sind, Schönheit einerseits und Thätigkeit oder Gedanken andererseits — motivirt ist, so ist er selbst in der freiesten Kunst nicht berechtigt.

Auf dem engen für gegenwärtige Unterhaltung uns zu Gebote stehenden Raum auch nur die hervorragendsten Kunstwerke, wenn auch noch so kurz, zu besprechen, ist weder möglich, noch liegt es im Zweck dieser Blätter. Schon die Auswahl zu treffen ist sehr schwer. Wollte man die bereits verkauften in erster Linie berücksichtigen und meinen, das hierin der sicherste Gradmesser des Werthes liege, so würde man sehr irrgehen. Wir können nur den auf der Ausstellung vertretenen Richtungen der Kunst einige Aufmerksamkeit schenken und bei der Auswahl der Werke, die dabei stattfindet, ist meist unser Individualismus maßgebend. Da drängt es uns denn zunächst, die religiöse und Kirchenmalerei, der Richtung Millets, d. i. der sogenannten Bauernmalerei und der Frei-Lichtmalerei einige Worte zu widmen und dann systemlos bei diesem oder jenem Bilde anderer Richtungen zu verweilen.

Die Kirchenmalerei ist von Professor Löffts in München vertreten, die religiöse von Ude, also beide von Meistern ersten Ranges. Jeder hat ein Bild dieses Genres ausgestellt, jedes ist in seiner Art bedeutend. Löffts Richtung ist heiter, wie die Kunst bei aller Erhabenheit sein soll. Ude ist ausgeprägter Realist. Andere Züge der religiösen und Kirchenmalerei sind in der ganzen Ausstellung nicht wahrzunehmen, es sind auch nur wenige solche Bilder vorhanden. Löffts

Digitized by Google

Kolossalbild der „Himmelfahrt Mariä", ist für den Freisinger Dom bestimmt und hors de concours. Die heitere Jungfräulichkeit auf den Zügen der heiligen Mutter und das triumphirende Frohlocken in den Gesichtern der Engelsfiguren ist entzückend. Maria schwebt in warmem, goldigem Luftglorienschein, als wenn er von ihr selbst ausstrahlte, von einer Wolke getragen, aufwärts und empfängt von schwebenden Engelskindern einen Palmenzweig, das Symbol des Sieges über das Leben: ein Engel in der Beleuchtung jenes Glorienscheines reicht ihr die Lilien, das Sinnbild unschuldiger Weiblichkeit, und wieder ein Engel, der der Hauptfigur nachzueilen scheint, streut noch Rosen hinab auf die arme Erde. — Udes Bild: „Lasset die Kindlein zu mir kommen", streift in seinem Stil an die Frei-Licht-malerei, ohne aber ihren Mängeln zu verfallen. Der Künstler hat die Scene in einen zimmerartigen Raum unserer Zeit versetzt; auch die Figuren tragen die Gewandung der Gegenwart, Christus selbst eine Art Chorrock, wie unsere protestantischen Geistlichen, und hat nicht den üblichen Heiligenschein. Das alles fällt im ersten Augenblick auf. Das ist — sollte man meinen — doch kein Realismus! Aber wenn man sich sagt, daß es sich hier um eine Idee und nicht um thatsächliche Geschichte handelt, daß Christus überall und zu allen Zeiten derselbe und über Zeit und Ort erhaben gedacht werden muß, so darf man auch dem heutigen Künstler das Recht nicht bestreiten, den Heiland und sein Wirken in der Gestalt seiner Zeit, der Gegenwart, darzustellen. In dieser Gestalt aber ist der Realismus in jeder Figur erkennbar, namentlich in der wunderschönen Kindergruppe.

Die Richtung des großen Jean François Millet ist zwar nicht durch ihn selbst, aber durch ein Bild seiner Schule vertreten. Auch sie huldigt einem strengen Realismus und beschränkt sich auf das Leben der Bauern. Man mag es immerhin ein psychologisches Räthsel nennen, daß der hochbegabte Künstler nur auf diesem Felde arbeitete. Aber die Art, wie er es that, erregt die Bewunderung unserer Zeit und es ist für die Ausstellung von hohem Werth, wenigstens ein Kunstwerk seiner Schule aufweisen zu können. Der Meister ist Gustave Adolfe Binet in Paris. Er hat ein Liebespaar, fast in Lebensgröße in einen einfachen ländlichen Garten gestellt, ein Grasgarten, von einem mit Weidensträuchen besetzten Bach durchflossen. Keine menschliche Seele, keine menschliche Spur ist zu sehen, der hohe und rohe Bretterzaun wehrt den Beobachter. Dort steht ein Bauernbursche, am Hals hängt ihm sein Mädchen, welches er einfach, ohne jede Schwärmerei um die Hüften fast und küßt. Beide in der täglichen Arbeitstracht, recht abgetragen, formlos, ohne jeden Chik, als hätten sie eben die Arbeitsgeräthe aus der Hand gelegt. Alles harmonirt, Baum und Strauch, Gras und Grasblumen. Der Bursche ist von hinten dargestellt, während man das Gesicht des Mädchens sieht, so weit es nicht vom Gesicht des Burschen gedeckt ist. Sie hat das Auge im Kuß geschlossen und schmiegt sich so hingebend und herzlich an ihn an, indem sie den Arm um den Hals schlingt, daß

Digitized by Google

man die Seligkeit dieses Augenblickes warm mit ihr empfindet. Aus der Stellung des jungen Mannes fühlt man heraus, daß er den Schatz sehr lieb hat, daß er aber doch kühler ist wie sie. Miene und Stellung des Mädchens sagen: „Ich laß im Leben nicht von Dir!" Kurz — ein wohlthuendes Bild voll Lebenswahrheit und doch jeglichen malerischen Effektes bar und ledig. Im Stil ist es auch etwas von der Frei-Lichtmalerei angehaucht.

Von den vielen Bildern der Ausstellung, die voll und ganz in diesem Stil gehalten sind, mögen sie angehören welcher Nation sie immer wollen, thut nicht eines dem Auge und noch viel weniger der Seele wohl. Wo viel Licht, da ist viel Schatten. Dieses Naturgesetz existirt für die neue Methode nicht. Schatten erzeugt sie allerdings, aber der ist nicht im Bild, sondern er legt sich über die Seele der Menschen, welche die Bilder ansehen. Also er fehlt, wo ihn die Natur wirft, und er ist da, wo ihn die Natur verscheucht. Denn nichts verscheucht mehr die Schatten aus dem natürlich angelegten Gemüt, als der Genuß der wahren Kunst. Unsere Ausstellung bietet in dieser Richtung die bezeichnendsten und schärfsten Gegensätze. Man hat natürlich die Frei-Lichtbilder von den anderen weder isoliren können, noch wollen, obgleich es wohl theoretisch sich hätte rechtfertigen lassen, sie, die nach dem Wahlspruch ihrer Schöpfer die allein richtigen sein sollen und denen die Zukunft glänzende Siege bereiten werde, auch in eigenen Ehrenhallen, losgelöst aus den Verirrungen der bisherigen falschen Kunst aufzustellen. Wir halten es für sehr weise, tolerant und großmüthig, daß man dies Arrangement nicht getroffen hat. Es hätte den Bildern offenbar geschadet. Im Gemenge mit den übrigen werden doch wenigstens die besten noch mit angesehen, viele freilich werden auch hier übersehen. Ständen sie getrennt in besonderen Sälen, so würden sie, wenn überhaupt, nur aus Neugier betrachtet. Es ist wahr, daß die Künstler das Publikum bilden und in seinem Geschmack dirigiren können. Die Plein-air-Malerei hat dies bis jetzt thatsächlich nicht vermocht und wird es nie vermögen, weil sie den Widerspruch in sich selbst trägt. Mit diesem Urtheil wollen wir freilich nur das Extrem treffen, z. B. Bilder wie der „Waldhüter" von v. Gleichen-Rußwurm, oder „der Wächter des Paradieses" von Stuck. Ein Wald ohne Schatten!! Alles, was uns am Walde entzückt, — fort damit! Ein Wächter des Paradieses, ein Schemen mit dem flammenden Schwert, ein Bild in Lebensgröße, eine einzige Figur, die vor dem — Nichts steht und das flammende Schwert mit ausgespreiztem Arm hält, als wollte er es in die Erde bohren — und alles Licht, selbst das Nichts. Wir haben schon angedeutet, daß auch die beiden Bilder: „Ein Liebespaar" und „Lasset die Kindlein zu mir kommen" von Pleinairismus angehaucht seien. Das will sagen: die Farben sind vorherrschend hell, es fehlen Schatteneffekte, aber der Schatten selbst fehlt nicht; bei dem letzteren Bild ist er auffallend schön, klar und durchsichtig gehalten — aber jener Waldhüter und Paradieswächter sind lächerliche Uebertreibungen,

Digitized by Google

die mitsammt allen ihren Genossen nicht nur das natürliche Gefühl, sondern sogar den gesunden Menschenverstand beleidigen. Einige französische Werke beweisen, daß wohl zu unterscheiden ist, wo nach dem Plein-air-System und wo nach der bisherigen Art gemalt werden muß. In dem Kolossalbild von Charles Alexandre Crauk: „Die Nymphe Arethusa wird in eine Quelle verwandelt" und in Alexandre Folguières „Juno", in Amand Laroche „der Thau", wollen wir der Manier sogar eine gewisse Berechtigung zugestehen. Aber — eines schickt sich nicht für alles! Wenn der Thau u. dergl. im hellsten Licht erglänzen darf, so darf deßwegen nicht auch der Wald seines Schattens beraubt werden. Ich glaube, wenn ein Plein-airist reinsten Wassers das Bild von Klinkenberg in München (Saal II Nr. 495) hätte malen sollen: „die Walpurgisnacht" — er hätte sie ebenso, wie jenen Waldhüter, nach dem Frei-Licht-System gemalt.

An Landschaften ist die Ausstellung nicht überreich, aber sehr mannigfach, in Berg und Thal, in Ebene und Steppe, in Wald und Feld, in See und Wasserfall, vertreten und fast nur durch Meisterwerke. Wir nennen nicht die Werke großer Namen, die alle Welt kennt, sondern betonen, daß auch Künstler, die erst den Namen sich erwerben müssen, gerade in der Landschaft hervorragendes ausgestellt haben; z. B. Phil. Röth „An der Amper", oder Ed. Schleich der jüngere: „Ebene bei Freising". In die Landschaft, wenigstens so weit sie auf der Ausstellung vertreten ist, hat sich die Frei-Lichtmalerei noch nicht eingedrängt, denn daß man überhaupt die Landschaft jetzt lichter hält als im vorigen Jahrhundert, ist schon ein alter Fortschritt, auf den sich die heutigen Plein-airisten nicht berufen dürfen.

Die Historienmalerei hat eigentlich nur ein einziges größeres Werk geliefert: „Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand I." von Alex. Liezen-Mayer (München). Die vorhin erwähnten Geißelfahrer gehören in das Gebiet der Kulturgeschichte.

Aus der großen Zahl der übrigen Werke, die sich im allgemeinen unter dem Begriff Genre klassifiziren und nicht hervortretende Richtungen der modernen Kunst erkennen lassen, seien nur noch einige herausgegriffen. Wir haben schon angedeutet, daß wir dabei nur dem individuellen Eindruck folgen, den wir selbst, und so viel wir wahrnehmen konnten, auch viele andere Besucher der Ausstellung empfinden und halten dies Verfahren bei einem Bericht über dieselbe für richtiger, als wenn wir nach Anleitung des Katalogs nur die Werke der namhaftesten Meister auswählen wollten. Als man in München den Gedanken aufnahm, Jahresausstellungen für Kunstwerke aller Nationen einzurichten, wurde namentlich von Professor Lindenschmidt hervorgehoben, daß die Kunst und die Künstler zu ihrem Gedeihen nichts nöthiger hätten, als ununterbrochene Fühlung mit der Nation zu gewinnen. Diese Fühlung wird aber nur erkannt aus dem Eindruck, den die Werke auf die Beschauer hervorbringen, mögen sie herrühren von wem sie wollen.

„Sta. Theodosia" von Alexander Jakesch in Prag ist ein am

Digitized by Google

Boden einer wilden Landschaft liegendes Weib in Lebensgröße. Sie ist gefesselt, nur leicht bedeckt, der Oberkörper nackt; der Gesichtsausdruck halb Verzweiflung, halb Ergebung. Vergleicht man diese Nacktheit mit der oben erwähnten: „Am Ufer der Yvette", so wird man die dort ausgesprochene Beurtheilung bestätigt finden. Während die am Ufer im Gras liegende Schöne halb und halb im Plein-air-Stil gemalt ist, stehen wir hier bei Sta Theodosia vor dem Gegentheil, und der Unterschied in der Wirkung ist nicht zu verkennen. Durch die Behandlung des Schattens gewinnt hier die Farbe des Fleisches den richtigen Ton, den wir dort nur zu sehr vermissen. — „Des Lebens Lust und Last" von Lindenschmidt ist die Darstellung eines an sich sehr einfachen Gedankens. Die Einen freuen sich am Leben, die Anderen tragen seine Lasten freudelos. Beides dicht neben einander. Dies giebt uns der Künstler in einem Idyll wieder. Eine junge Dame bricht von einem blühenden Apfelbaum ein Reis ab. Ihr zu Füßen liegt ein junger Herr im Rasen und spielt Guitarre. Dicht daneben führt der grobsteinige Weg aus dem Walde vorbei. Ein junges Weib, ärmlich und kümmerlich gekleidet, schreitet barfuß über das Steingerölle, eine schwere Last Leseholz auf dem Rücken tragend und ihr Söhnchen, ein zerlumptes Knäbchen, an der Hand führend. Er ist auch barfuß. Der Blick beider, den sie hinüber auf die „Glücklichen" werfen, bezeichnet deutlich genug, was sie empfinden. — Man verläßt das Bild nicht, ohne ihr Gefühl zu theilen. Aber bald hat die Kunst jede Wehmuth verscheucht und wir müssen hellauf lachen. Zwei Mönche sind in ihrer Zelle an einem Tisch beschäftigt, junge Stallhasen abzurichten, die umherlaufen. Eines der reizenden Thierchen soll soeben durch einen kleinen Reif springen, den ihm der eine Mönch vorhält. Beide frommen Brüder, natürlich feiste Herren, lachen recht gemüthlich. In der offenen Thür erscheint aber der Prior des Klosters und macht ein Gesicht, als wollte er sagen: „Aber Ihr alten Esel" ꝛc. Das Bild ist von Theodor Rauecker in München. (Saal 41, Nr. 823.) — Ebenso erheiternd ist eine „Münchener Karnevalsscene" im Bierzimmer eines Redoutenlokals von Ferd. Lenke (München) Saal 23, Nr. 568. Es ist schon spät. Die Köpfe glühen. Man unterhält sich sehr lebhaft an verschiedenen Tischen. Die Damen sind keine Mädchen, aber auch keine Frauen, keine einzige Knospe, lauter aufgeblühte Rosen. Die Herren, die mit ihnen kosen, sind wenigstens ganz gewiß nicht ihre Männer. Jene sind schöne, üppige Gestalten mit Gesichtern voll Lust und Leben; die Herren meist alte und junge Gauner in schwarzem Frack oder auch im Rock. Alle Stellungen bei größter Bequemlichkeit frisch bewegt und lebendig, alle Blicke vielsagend, zweifelnd und versprechend, und zur Unterhaltung, die gepflogen wird, ist jeder Commentar überflüssig. — Auch die Mythologie wird zum Humor benutzt. Venus, unter einem Baum sitzend, packt ihren Amor, der Lust hat, davon zu laufen, mit mütterlicher Energie beim Flügel, weil sie ihn mit einem Blumenstrauß, den sie in der erhobenen

Digitized by Google

Rechten hält, züchtigen will, (Saal 47, 674 a.) von Jules Jos. Meyner (Paris). — Robert Köhlers „Nachmittag in einem Café" ist ähnlich behandelt wie jene Karnevalsscene und ebenso meisterhaft durchgeführt, aber es geht anständiger und weniger lärmend zu.

Wir hatten die Absicht, hiermit unsere Unterhaltung über einzelne Kunstwerke abzuschließen. Aber ein nochmaliger Gang durch die Säle lenkte unseren Blick doch noch auf einige Bilder von eminenter Bedeutung. Deßhalb noch einige Worte:

„Die heiligen Frauen am Kreuzwege" von Alois Dalug in München, hätten vielleicht richtiger vorhin, wo wir von der religiösen Malerei sprachen, erwähnt werden können, aber die Auffassung des Bildes trägt keinen religiösen Charakter. Die Gruppe der heiligen Frauen bildet den Vordergrund des Bildes, sie stehen an einer Felswand erschrocken, bekümmert, händeringend, denn im Mittelgrund des Bildes wird der Zug sichtbar, dabei der kreuztragende Christus, der sich bergan den Frauen entgegen bewegt. Der Zug nach Golgatha war schon tausend und abertausendmal Gegenstand künstlerischer Darstellung, aber in dieser Eigenartigkeit, wie auf unserem Bild, ist er wohl noch nicht zu sehen gewesen. Alles mystische und heilige ist vermieden, rein menschlich und geschichtlich, also im vollen Gegensatz zu Udes Bild, steht die Scene vor uns und thut die schönste Wirkung gerade durch den Ausdruck ihrer inneren Wahrheit. — Auch ein Landschaftsbild von Carl Hasch in Wien „Der Waldbach" hätten wir lieber oben erwähnt, wenn es uns nicht erst später aufgefallen wäre. Es ist von besonderem Werth, weil es nicht im neuen, nur mit Massen arbeitenden Landschaftsstil gemalt ist, sondern die Natur auch in ihre Einzelheiten verfolgt, so weit es nur immer perspektivisch und optisch möglich ist. Es sind nur wenige Landschaften dieser Art ausgestellt, aber sie behaupten sich ebenbürtig, oft siegreich neben dem modernen Stil. Der Waldbach bricht aus einer Schlucht hervor, in welche man hineinsieht, und stürzt schäumend und brausend im Vordergrund über mächtige Felsblöcke; rechts dichter Wald majestätischer Bäume, von denen sich eine kolossale Eiche in scharfer Beleuchtung abhebt. Auf ihr bleibt das Auge unwillkürlich ruhen, denn sie steht nahe genug, so daß man ihr Geäste mit dem frischen Blattwerk im einzelnen wahrnehmen kann und nicht müde wird, sich in derselben zu vertiefen.

In einer Reihe kleinerer Säle sind die Kupferstiche, Radirungen und sonstige farblose Kunstwerke, und in einem besonderen größeren Saal sind die Aquarelle ausgestellt, während wieder eine andere Gruppe kleinerer Säle architektonische Handzeichnungen, Grundrisse, Profile, Totalansichten ꝛc. in großer Anzahl enthält. Unter den Aquarellen finden wir Bilder von unsäglicher Farbenpracht einerseits und duftigster Zartheit andererseits. Allgemeines Aufsehen erregen z. B. A. Meckels in Karlsruhe „Moses auf dem Berge Sinai", „Die

Digitized by Google

Fischer" von Emanuel Bugnioli in Venedig und einige landschaftliche Bilder. Unter den architektonischen, leicht gefärbten Zeichnungen nimmt das Konkurrenzprojekt für das Reichsgerichtsgebäude in Leipzig von Fr. Thiersch einen der ersten Plätze ein.

Zum Schluß gedenken wir noch des vielbesprochenen großen Oelbildes „Ein Ablaß in der Bretagne" von Dagnan-Bouveret zu Neully a. d. Seine, deßhalb, weil es uns den ihm vorausgegangenen Ruf kaum zu verdienen scheint. Es ist in Plein-air-Manier gemalt. Sehen wir aber hiervon ab, so bietet es auch sonst nichts erwärmendes. Im Vordergrund sitzt eine Gruppe schwarz gekleideter Frauen oder Mädchen mit großen, weißen Schleifenhauben, die die Gesichter rund umschließen, im Gras. Die eine liest einen Ablaßbrief vor, dem die anderen aufmerksam lauschen. Andere solche Gruppen sind im Mittel- und Hintergrund sichtbar, auf einer großen Wiese monotoner Färbung gelagert. Das ist der Inhalt des Bildes, wenn man noch die kleine Kirche, wahrscheinlich die Wallfahrtskirche, am Horizont dazurechnet. Daß uns die Darstellungsweise nicht gefällt, bedarf keiner Begründung, weil uns, wie schon gesagt, die Plein-air-Malerei überhaupt nicht, für solche Bilder aus dem Leben aber am allerwenigsten anmuthet. Es ist sehr schwer, wenn man ein gewissenhaftes Urtheil fällen will, zu untersuchen, wie weit die Reklame im Recht ist, oder nicht. Nichts ist leichter zu beeinflussen und zu biegen, wie der Geschmack in Kunstsachen und das versteht man im Ausland viel besser als bei uns. Es hat uns zur ersten Jahresausstellung einen sehr schätzbaren Beitrag geliefert, wofür wir ihm dankbar sind, aber unser Urtheil können wir uns nicht verkümmern lassen. Man wird annehmen dürfen, daß auch der materielle Erfolg der Ausstellung dieses Urtheil rechtfertigt. Es sind bis jetzt, Ende August, nahezu für 300,000 Mark Kunstwerke verkauft worden, wovon etwa zwei Drittheile auf deutsche Werke kommen, ein Verhältniß, welches auch dann noch deutlich genug spricht, wenn man zugiebt, daß die deutschen Werke die erhebliche Mehrzahl bilden.

Dieser Erfolg läßt annehmen, daß er den vorjährigen noch übersteigen, daß also das Bestehen von Jahresausstellungen für internationale Kunstwerke in München vor der Hand ein dauerndes sein wird. Die Befürchtung eines materiellen Mißerfolges war, als man den Plan erwog, solche Ausstellungen einzurichten, laut ausgesprochen worden. Man meinte, es sei klüger, des im vorigen Sommer errungenen Sieges sich zu erfreuen, statt ihn, wie einen am Spieltisch gemachten Gewinn, gleichsam aufs neue einzusetzen und Gefahr zu laufen, ihn zu verlieren; auch sei es sehr zweifelhaft, ob die Produktionskraft der deutschen und namentlich der Münchener Künstler so groß und die Bereitwilligkeit der Auswärtigen, Jahresausstellungen zu beschicken, so nachhaltig sein werde, um es wagen zu dürfen, sie einzurichten. Da mußte denn endlich der Muth, der Unternehmungssinn, das Vertrauen auf die Produktivität der Kunst, und auf den guten Klang Münchens als Kunstmittelpunkt, den Aus-

Digitized by Google

schlag geben. Es hat viel und harte Kämpfe in Schrift und Rede gekostet, den ängstlichen Gemütern den Sieg streitig zu machen. Das Verhältniß ist ähnlich wie in Bayreuth. Als Wagner gestorben war, zweifelte man allgemein an dem ferneren Zustandekommen der Festspiele. Aber auch hier haben jene Faktoren dem Werke zum ferneren Gelingen geholfen, weil es seinen unvertilgbaren Werth in sich selbst trägt. Das müssen auch diejenigen anerkennen, die in Sachen der Musik und der Wagnerschen Oper nicht auf den Meister schwören. Ein Schritt zur Sicherung der Jahresausstellungen wird noch zu thun sein, nämlich die Verwirklichung des schon längst besprochenen Planes, ein „Künstlerhaus" zu erbauen, womit sich vielleicht ein günstigeres Lokal für die Ausstellungen verbinden ließe, als der Glaspalast ist, der zu ganz anderen Zwecken errichtet wurde und den man sowohl im vorigen als in diesem Sommer nur aushilfsweise benutzt hat.

Je gewichtiger der materielle Erfolg der Ausstellungen in die Wagschale der deutschen Kunst fällt, desto größer wird der Wettbewerb des Auslandes werden. Der Reiz des Ueberbietens im Können ist in der bildenden Kunst viel größer, als in der Literatur, weil dort die Technik erkennbarer ist, wie hier. Es wird eher gelingen, die Technik eines Piloty zu studiren und nachzuahmen, als den Wohlklang Schillerscher Verse, und die Technik der Pleinairisten wird bald abgewirthschaftet haben, wenn sie sehen, daß sie keine Käufer finden. In der bildenden Kunst spielt das Wie, nicht das Was die Hauptrolle und beherrscht den Kunstmarkt.

Digitized by Google

Aus der französischen Revolution.

Der Weiberaufstand am 5. und 6. Oktober 1789.

Von A. von Winterfeld.

Wie die Frauen in Frankreich immer und überall, so haben sie auch in der Revolution von 1789 eine große Rolle gespielt, und zwar nicht bloß einzelne, besonders hervorragende — Madame Roland, Charlotte Corday, Theroigne de Mericourt — sondern auch in der Gesammtheit der niederen Volksschichten als treibende, drängende, leidenschaftlich sich betheiligende Masse. Die Weiber von Paris sind es gewesen, die den ersten unmittelbaren Zusammenstoß des Volkes mit dem Hofe, die erste, höchst gefahrvolle Situation desselben und seine folgenschwere Ueberführung von Versailles nach Paris ins Werk gesetzt haben, obgleich dies alles ursprünglich kaum in ihrer Absicht lag, als sie, nicht mit Unrecht unwillig über die Theuerung der Lebensmittel, namentlich des Brodes, am frühen Morgen des 5. Oktober 1789 sich zusammenrotteten, um sich, da die Männer, wie es schien, nichts thun wollten, selbst Abhilfe zu verschaffen.

„Laßt uns aufs Stadthaus ziehen und der Kommune unsere Noth klagen; an ihr ist es, uns zu helfen, und wehe ihr, wenn sie es nicht thut!"

Ein junges Weib bemächtigt sich einer Trommel in einem Wachthause des Stadtviertels St. Eustache und stellt sich wirbelnd an die Spitze der Unzufriedenen. Der Zug setzt sich in Bewegung und wächst mit jedem Augenblicke durch freiwillige und gepreßte Zuzüglinge lawinenartig an. Alle unterwegs auf den Straßen getroffenen Frauen, Marktweiber, Grisetten, zur Frühmesse gehende Wittwen und alte Jungfern, das Frühstück einholende Dienstmägde — alle müssen sie mit, sie mögen wollen oder nicht.

So geht es unter Trommelwirbel und Geschrei nach dem Stadthause, wo der Zug, dem sich auch nicht wenig Männer, halb aus Neugier, angeschlossen, auf viele Tausende angewachsen, ungehindert

Digitized by Google

anlangt, nachdem so nebenbei unterwegs einige Bäckerläden geplündert worden sind, deren Inhaber sich nur durch eilige Flucht vor dem Strick und dem Laternenpfahl hatten retten können.

Im Stadthause ist zu dieser frühen Stunde — zwischen sechs und sieben Uhr — weder der Maire, noch sind die Munizipalräthe bereits gegenwärtig, sondern nur einige erschrockene und rathlose Schreiber. Außerhalb befindet sich zur Bewachung eine Compagnie der Nationalgarde, welche die große äußere Treppe und die Eingänge besetzt hält. Entweder muß sie von ihren Waffen Gebrauch machen, oder die Weiber einlassen, denn sie wollen absolut hinein. Sie zieht das letztere vor, denn wer könnte gegen Weiber — „Patriotinnen" — die Waffen zücken? — und so ergießt sich die tobende Sündflut hinein und erfüllt alle Räume des alten Stadthauses bis oben hinauf in den Glockenstuhl.

Dorthin hat sich der Abbé Lefèvre geflüchtet, der sich zufällig im Stadthause befindet. Er wird von den Mänaden ergriffen und unter gellendem Hohngelächter sofort an Ort und Stelle aufgehängt. Doch reißt der Strick und der Unglückliche stürzt zwanzig Fuß tief hinab auf ein Bleidach, wo er für todt liegen bleibt. Allein er ist nicht todt, sondern erholt sich langsam und kann sich retten, behält aber Zeit seines Lebens ein Zittern in allen Gliedern.

Die Raublust ist erwacht. Die Thüren, soweit sie nicht offen sind, werden mit Aexten eingeschlagen und Geldsäcke fortgeschleppt. In der Rüstkammer bewaffnet sich das Weiberheer mit Gewehren und Kanonen.

Dann schicken die Rasendgewordenen sich an, das schöne alte Stadthaus mit Archiv und Bibliothek, mit allen Schätzen der Kunst und des Alterthums, in Brand zu stecken, um doch auch ein Freudenfeuer zu haben.

Da ergreift Maillard, ein Munizipaldiener — die Mitglieder des Stadtraths sind immer noch nicht da — der sich bereits bei der Einnahme der Bastille hervorgethan, eine Trommel, schlägt den Generalmarsch und giebt das Losungswort: „Allons, à Versailles!" „Laßt uns nach Versailles ziehen!"

Das leuchtet den Weibern sofort ein, denn der Königspalast verspricht noch ganz andere Beute, wie das Stadthaus; sie lassen ab von ihrem Beginnen, schaaren sich um Maillard, der zu Pferde gestiegen, stimmen ihm begeistert zu und verlangen, von ihm nach Versailles geführt zu werden.

So ist denn das Unheil vom Stadthause abgewendet und wälzt sich langsam gegen die vier Stunden von Paris entfernte königliche Residenz.

Die erbeuteten Kanonen werden mit von der Straße den verschiedenen Fuhrwerken abgenommenen Pferden bespannt, und auf die vorderste derselben setzt sich rittlings die bei solchen Gelegenheiten die verwegene Amazone spielende, sonst aber ein ziemlich schmähliches Gewerbe treibende, blondgelockte Theroigne de Mericourt mit Helm und Pike. Maillard reitet voran und so geht es vorwärts.

Digitized by Google

Auf den Champs élisées läßt er Halt machen und theilt, um einige Ordnung und Disziplin herzustellen, den ungeheuren, ungeordneten Haufen in einzelne Trupps, an deren Spitzen er weibliche Offiziere setzt. Theroigne hilft ihm dabei in der Art eines Adjutanten.

Dann geht es im Regen, der sich indessen eingestellt, auf der kothigen Straße nach Versailles weiter, wo man ahnungslos über den zugedachten Besuch ist. Damit man es auch bleibe, und die Ueberraschung desto gelungener sei, werden unterwegs alle Reisenden und Kuriere, besonders die, welche von Paris kommen, angehalten und scharf bewacht. Gleichzeitig wird das Weiberpressen beständig fortgesetzt, und selbst elegante Damen, halb ohnmächtig vor Entsetzen, müssen aus ihren Kutschen steigen und mit ihren seidenen Schuhen im Kothe mitwandern.

In Chaillot, wo man anhält um zu frühstücken, wenn es möglich ist, liefern die Bäcker freiwillig alles ab, was sie an Brod und Backwaaren vorräthig haben und bleiben daher von der Plünderung und vom Strick verschont.

Während so das Weiberheer langsam weiter zieht, ist es in Paris keineswegs ruhig geblieben.

Aufgeregt durch den Weiberaufstand und Ausmarsch, hat sich eine ungeheure, theilweise bewaffnete Volksmenge auf dem Grèveplatze vor dem Stadthause versammelt, ebenso die durch das Schlagen des Generalmarsches allarmirte „Nationalgarde", wie die ehemalige „französische Leibgarde" seit der Einnahme der Bastille heißt, wobei sie mit dem Volke fraternisirte, wie sie es auch heute thun wird.

Alle wollen sie gleichfalls nach Versailles — die Weiber sollen nichts voraus haben — und verlangen, daß der General Lafayette, der sich inzwischen, wie auch der Maire und die Munizipalräthe, auf dem Stadthause eingefunden, sie dahin führe. Trotz seiner großen Popularität gelingt es dem General nicht, sie davon abzubringen — will er sie nicht führen, wohlan, so werden sie allein gehen — und nach siebenstündigem vergeblichen Unterhandeln muß er sich, um durch seine Gegenwart wenigstens so viel Unheil wie möglich abzuwenden, dazu verstehen, die vielen Tausende, Volk und Nationalgarde, den Weibern nach, gen Versailles zu geleiten.

So steigt er denn um sieben Uhr abends, zwölf Stunden später wie Maillard, zu Pferde, setzt sich an die Spitze der Männer, wie jener an die der Weiber, und zieht sehr widerwillig, aber gezwungen, den gleichen Weg mit seinem Heer. Das Landvolk unterwegs gafft erstaunt den ungeheuren Zug an und spricht:

„Paris marche sur nous!"

Das vorangegangene Weiberheer ist inzwischen bis auf die letzte Hügellehne vor Versailles angelangt und hat dort Halt gemacht.

Da liegt vor ihnen der stolze, von Ludwig XIV. erbaute Palast, der seinesgleichen in der Welt nicht findet, umgeben von weiten, herrlichen Gärten; da schimmern aus prachtvollen Baumgruppen Groß- und Kleintrianon und weiter entfernt St. Germain hervor.

Digitized by Google

Eine majestätische, hundert Meter breite, vierfache Ulmen-Allee führt schnurgerade auf das Königsschloß zu, kein Sitz des Friedens und der Freude, sondern der bangen Unruhe und der schwarzen Sorge. Ein herrlicher Anblick, und dennoch bei diesem trüben Herbstwetter wie in Trauer getaucht.

Die Weiber empfinden, so nahe ihrem Ziele, nun doch etwas wie Bangigkeit, vielleicht einen Rest von Ehrfurcht vor dem Staatsoberhaupt und seinem Sitz. Es wird daher ihrem Anführer, Maillard, nicht allzuschwer, sie zu bewegen, vorerst als Bittende aufzutreten, zumal ein anderes Betragen gefährlich werden könnte, da in und um Versailles beträchtliche Truppenmassen versammelt sind. Noch ist der König keineswegs der machtlose Strohmann, der Spielball in den Händen der Parteien, der er bald immer mehr werden sollte, noch bedurfte es nur eines festen Entschlusses, um dergleichen gewaltthätige Aufstände, die Anfänge zügelloser Pöbelherrschaft, zu unterdrücken. Deßhalb ist es gerathener, sich treu-ergeben und loyal zu zeigen.

So rückt denn das nasse und kothbespritzte Weiberheer in drei Kolonnen, die Kanonen wohlweislich im Hintergrunde verborgen, unter dem Gesange des „Henri quatre" und „Vive le roi!" rufend, gegen das Schloß.

Dort hatte man inzwischen, obgleich erst in letzter Stunde, Kunde von dem Anmarsch erhalten und war dadurch in nicht geringe Bestürzung versetzt worden. Was bedeutet das und was wollen sie? Sicherlich nichts gutes.

Ein rathloser Ministerrath hat sich schnell versammelt. Generalmarsch wird geschlagen und die Sturmglocke gezogen. Die Gardes du Corps und die Dragoner, letztere zu Fuß, stehen vor den Gittern der Schloßhöfe, die Schweizergarde, innerhalb derselben, unter den Waffen.

Im Ballhause, dicht neben dem Schlosse, tagt die Nationalversammlung und debattirt über die „Menschenrechte". Da hört man, immer näher kommend, ein Schreien und Kreischen und herein tritt eine Deputation von zwölf schmutzigen, triefenden Weibern, nachdem es Maillard und den Huissiers nur mit vieler Mühe gelungen war, den Schwarm der übrigen zurückzuhalten.

Nun sprudeln sie ihre Anklagen hervor: Nicht die Mißernte, nein, die Aristokraten sind an der Theuerung schuld, das Getreide wird zurückgehalten und die Müller sind bestochen, um nicht zu mahlen; auch hat man der Nationalkokarde nicht die gebührende Achtung erwiesen ꝛc. ꝛc.

Der Präsident, Mounier, erklärt sich bereit, sich sofort zu Sr. Majestät zu begeben, und ihr die Beschwerden der „Bürgerinnen" vorzutragen. Die Bürgerinnen bestehen aber darauf, mit ihm zu gehen, sie wollen selbst mit dem König sprechen. Hat er, als er sie aus dem Fenster anmarschiren sah, nicht hinabgeschickt und sie fragen lassen, was sie wollten? Also führen und vorstellen mag sie der

Digitized by Google

Präsident, aber reden können sie, Gott sei Dank, selbst. Und so geschieht es nach ihrem Willen.

Während die Deputation sich zum König begiebt, harren die Tausende draußen im rieselnden Regen ungeduldig ihrer Rückkehr, mühsam zurück- und einigermaßen in Ordnung gehalten durch die Soldaten, welche leider bald selbst, wenigstens zum Theil, in bedenkliche Unordnung gerathen sollten, denn die am meisten dazu geeigneten Weiber, vorweg Theroigne, die das Verführen berufsmäßig versteht, machen sich daran, durch Scherze, Ueberredung, Liebenswürdigkeiten aller Art, die Festigkeit der tapferen Krieger auf die Probe zu stellen, ihnen unter sanften Liebkosungen die Waffen zu entwinden und sie ihrer Pflicht abwendig zu machen. Namentlich die abgestiegenen Dragoner zeigen sich schwach, während die Garde du Corps und die Schweizer fest bleiben.

Inzwischen sind auch bereits einige Vortrupps des Männerheeres angelangt, ebenso naß wie die Weiber und daher auch ebenso schlechter Laune wie diese.

Endlich kommt die Weiberdeputation aus dem Schlosse zurück, freudestrahlend und laut rufend: „Vive le roi!“

Sie sollen aufhören zu schreien und lieber ordentlichen Bericht erstatten, wie es sich für eine Deputation ziemt.

Also: Fünf von ihnen wurden vor den König gelassen. Die siebzehnjährige Louise Chabrarz, die die beste Figur macht und die Worte wohl zu setzen weiß, war zur Sprecherin erwählt worden. Se. Majestät waren sehr huldvoll und freundlich, und als Louise während ihrer Anrede vor Bewegung, vielleicht auch vor Erschöpfung, schwach wurde und sie nahe daran war, in Ohnmacht zu fallen, nahm sie der König in seine Arme und stützte sie, bis sie sich wieder erholt hatte. Und dann gab er ihnen trostreichen Bescheid: Es sollten Lebensmittel nach Paris geschickt werden, das Korn sollte frei umlaufen, die Müller sollten mahlen, so viel sie können.

Die feuchten Mänaden hören den enthusiastischen Bericht ziemlich übellaunig, skeptisch und nicht ohne Mißgunst an. Was diese alberne Zierpuppe, die Louise, sich doch einbildet, weil er sie in seinen Armen gehalten hat! Das lohnte sich auch der Mühe — so ein schmächtiges Ding! Eine Aristokratin ist sie, eine Verrätherin — an die Laterne mit ihr! Und trotz allen Schreiens und Bethenerns hat die Aermste, ehe sie sich dessen versieht, ein Strumpfband um den Hals und wäre zweifellos erdrosselt worden, wenn nicht einige Gardes du Corps eingeschritten wären und sie gerettet hätten. Sie muß noch einmal mit ihren Begleiterinnen ins Schloß, und wehe ihr, wenn sie den königlichen Bescheid nicht schwarz auf weiß zurückbringt! Mit bloßen Worten lassen sich die „Patriotinnen“ nicht abspeisen. Präsident Mounier macht abermals den Führer.

Die draußen ungeduldig wartende Menge drängt immer ungestümer gegen die Gitter der Höfe und nimmt eine immer drohendere Haltung an. Es kommt zu Unordnungen und Zusammenstößen,

Digitized by Google

wobei die Nationalgarden, von denen auch bereits einzelne Abtheilungen angelangt sind, Partei gegen die königlichen Truppen nehmen. Es fallen Schüsse und es giebt einzelne Verwundungen auf beiden Seiten, wodurch die Erbitterung steigt. Das Pferd eines Offiziers wird erschossen und bleibt auf dem Platze liegen. Bald sollte sein Leichnam noch einige Wichtigkeit erlangen.

Endlich macht die einbrechende Dunkelheit, der zunehmende Regen, der Hunger, vornehmlich aber der vom König befohlene Rückzug des größten Theiles der verhaßten Gardes du Corps — verhaßt weil sie pflichtgetreu sind — nach Rambouillet, diesen Plänkeleien ein Ende.

Während dessen hatte im Schlosse die größte Bestürzung geherrscht. An Flucht denkend, ließ man für den äußersten Fall angespannte Wagen am Gitter der Orangerie halten. Sie wurden jedoch von den Nationalgarden bemerkt und mußten wieder ausgespannt werden.

Uebrigens weigerte sich auch der König, ebensowohl zu fliehen, wie Gewalt anzuwenden, und schritt so immer weiter vor auf dem Wege des eigenen Verderbens.

Der hungernde Pöbel macht sich indessen über das erschossene Pferd her und bratet es an Ort und Stelle bei offenem Feuer. Aber was ist ein Pferd für so viele Tausende? Und warum kehrt die Deputation aus dem Schlosse immer noch nicht zurück? Man muß doch einmal nachsehen, ob ihr Führer, der Präsident Mounier, sie nicht vielleicht getäuscht hat und gar schon wieder in der Nationalversammlung ist.

So dringen nun die ungeduldigen Weiber nicht mehr einzeln, sondern in Masse in den Sitzungssaal. Der Vizepräsident vermag die Eindringlinge nicht in Schranken zu halten, auch Mirabeaus Löwenstimme nicht, obgleich man ihm, dem „Volksgrafen", applaudirt. „Du pain, du pain, pas de longs discours!" schreien die Aufgebrachten.

Als Mounier endlich an der Spitze seiner Deputation mit dem verlangten schriftlichen Bescheide zurückkehrt, findet er an Stelle der Abgeordneten hunderte von Weibern, welche sich damit vergnügen, die Nationalversammlung zu parodieren. Sie halten Reden, stellen Anträge, fassen Beschlüsse, alles unter geräuschvoller Heiterkeit. Eine handfeste „Dame der Halle" sitzt mit grotesker Würde auf dem Präsidialstuhl und ist nur mit Mühe und Ueberredungskunst zu bewegen, ihn zu räumen, wie auch die übrigen „Patriotinnen" sich weigern, den Saal zu verlassen, wo sie wenigstens im Trockenen sind.

Mounier läßt seine gesprengte und zerstreute Versammlung durch Trommelschall wieder zusammenrufen und sorgt zugleich für Proviant. Die Abgeordneten kommen und die Lebensmittel kommen auch. Als die Körbe mit Brod, Wein und Würsten von Hand zu Hand gehen, werden die Weiber bedeutend milder gestimmt und lassen sich herbei, den Abgeordneten Platz zu machen, die für alle Fälle beisammen

Digitized by Google

bleiben wollen, so lange die kritische Lage dauern wird. So berathen sie denn in nicht geringer Zerstreutheit die „Menschenrechte“ weiter, denn sie befinden sich kaum weniger in Sorge und Unruhe als der Hof.

Alles wartet mit Spannung auf Lafayette, von dessen Anmarsch man indessen Kunde erhalten.

Erst gegen Mitternacht hört man das Rollen der Trommeln, welches seine und seines Heeres Ankunft verkündet. Er ist absichtlich, um dem Hofe Zeit zur Vorbereitung oder zur Flucht zu lassen, so langsam marschirt. Oft wurde unterwegs Halt gemacht, zuletzt in Montreuil, dicht vor Versailles, wo der General das ganze Heer feierlich, mit aufgehobener Rechte schwören ließ, des Königs Residenz zu achten und ihm und der Nationalversammlung treu zu sein. Bald werden wir sehen, wie dieser Schwur gehalten wurde.

So zieht denn Lafayette mit den dreißigtausend Männern in Versailles ein, empfangen von den Rufen der Weiber: „Vive Lafayette, vive la nation, vive la garde nationale!“ Großer Jubel auf beiden Seiten.

Der General begiebt sich nebst zwei Pariser Munizipalräthen, die ihn begleitet haben, sogleich ins Schloß, wo er vom König und der Königin, umgeben von den Ministern und Marschällen, empfangen wird.

Er erklärt, daß er gekommen sei, um mit seinem Kopfe für die Sicherheit Ihrer Majestäten zu haften. Die Königin, die allein von allen Männern und Weibern im Schlosse diese angstvollen Stunden hindurch Muth, Ruhe und Entschlossenheit gezeigt, lächelt ironisch zu dieser schönen Phrase.

Darauf geben die beiden Munizipalräthe folgende Wünsche zu erkennen: „Erstens soll die Bewachung der königlichen Familie künftig nicht mehr den Gardes du Corps, sondern der Nationalgarde anvertraut werden. Zweitens möchte der König geruhen nach Paris zu kommen und inmitten seiner getreuen (?) Hauptstadt residiren.

Der König, sonst immer zur Nachgiebigkeit geneigt, widerstrebt doch diesen Anforderungen, die ihn fast zum Gefangenen machen würden. Endlich einigt man sich hinsichtlich des ersten Punktes dahin, daß die Nationalgarden die äußeren, die Gardes du Corps und die Schweizer die inneren Schloßwachen beziehen sollen, eine Halbheit, die sich bald bitter rächen wird.

Was die Verlegung der Residenz nach Paris betrifft, so erklärt Se. Majestät, sich nicht sofort darüber entscheiden zu können.

Man muß sich um so mehr vorläufig bei diesem Bescheide beruhigen, als es bereits drei Uhr morgens und alles innerhalb wie außerhalb des Schlosses todtmüde ist. Nachdem daher der Wachtdienst in der vereinbarten Weise geordnet, geben sich alle mit einigem Gefühl von Sicherheit der ersehnten Ruhe hin.

Die Pariserinnen und Pariser haben, so gut es eben ging, in leeren Kasernen, in Kirchen, Wirths- und Privathäusern Obdach gefunden. Doch ist ein erheblicher Theil von ihnen, und zwar ge-

Digitized by Google

rade die schlimmsten Elemente, mit üblen Absichten im Freien umherstreifend, zurück geblieben.

Es ist gegen fünf Uhr morgens, und tiefe Ruhe herrscht im Schlosse, wie außerhalb desselben. Da dringen ein paar, auf Raub und schlimmeres ausgehende, um das Schloß schleichende Strolche durch eine mit unglaublicher Nachlässigkeit unverschlossene und unbewacht gelassene Thür in den äußeren Schloßhof.

Einer von den wachthabenden Gardes du Corps sieht es zufällig aus dem Fenster und ruft den Eindringlingen zu, den Schloßhof zu verlassen. Anstatt dessen überhäufen sie ihn mit den gröbsten Schmähungen und weichen auch, als er seiner Instruktion gemäß zu feuern droht, nicht, dringen vielmehr, gefolgt von anderen, weiter vor. Nun feuert er wirklich und verwundet einen von ihnen.

Ein Wuth- und Rachegeheul ertönt. Von allen Seiten erfolgt Zuzug, binnen wenigen Minuten sind auch die Gitter des inneren und des innersten, des sogenannten Marmorhofes gesprengt und die tobende Menge, Männer und Weiber, mit Piken und Aexten bewaffnet, dringt, nachdem die beiden Schildwachen am Hauptportal des Schlosses grausam ermordet und zertreten worden sind, ungehindert die große Treppe hinauf durch die Gänge des Palastes, überall die Gardes du Corps, die sie findet, vor sich hertreibend und einzelne überraschte von ihnen ermordend.

Die Anderen fliehen von Saal zu Saal, von Gemach zu Gemach, indem sie alle Thüren hinter sich verschließen, die aber durch die Aexte der Verfolger schnell genug zertrümmert werden.

So tobt die wilde Jagd bis zu den Zimmern der Königin.

Laut schlagen die verfolgten Gardes du Corps an die Thür des Vorzimmers und rufen den entsetzten Kammerfrauen zu: „Sauvez la reine, sauvez la reine!“ Rettet die Königin! Sie selbst wollen hier standhalten und sterben, um der Königin Zeit zur Flucht zu geben.

Diese, so furchtbar aus dem Schlafe erweckt, flüchtet, nur halb bekleidet, auf einer inneren Treppe in die Gemächer des Königs, wohin man auch die erschrockenen, aus der Ruhe gerissenen Kinder gebracht hat. Nun kann die unglückliche Familie, wenn es sein muß, wenigstens vereinigt sterben.

Die Gardes du Corps, welche dem Blutbade entronnen sind, folgen bis in das Vorzimmer des Königs, dessen Thür sie mit Tabourets, Bänken und Möbeln verbarrikadiren, eine schwache Schranke für Axthiebe.

Da plötzlich hören die Schläge auf, das Geschrei wird schwächer und erstirbt in der Ferne. Die den Tod erwartenden athmen auf. Was ist geschehen? — Es wird an die Thür geklopft, aber sanft. „Macht auf, Gardes du Corps!“ ertönt es draußen, „wir sind's, die Nationalgarden; wir wollen euch retten, Kameraden, wie ihr uns einst bei Fontenay*) gerettet habt.“

*) Schlacht bei Fontenay 1745.

Digitized by Google

Es wird geöffnet und die eintretenden Nationalgarden beruhigen die Gardes du Corps und schwören, daß ihnen kein Haar gekrümmt werden soll. „Soyons amis!“ — Der König zeigt sich einen Augenblick in der Thür und sagt: „Thut meinen braven Gardes du Corps nichts zuleide“, eine Mahnung, deren es nicht mehr bedarf.

Nun säubern die Nationalgarden mit gefällten Bajonetts die Räume des Schlosses von den Eingedrungenen, und als Lafayette, eiligst herbeigeholt, erscheint, ist bereits die Ordnung so ziemlich wieder hergestellt. Die mit genauer Noth einem schrecklichen Tode entronnene Königin kann sich nicht enthalten, zu dem General, der sich vor wenigen Stunden mit seinem Kopfe für ihre Sicherheit verbürgt, beziehungsvoll zu sagen: „Nun, Herr von Lafayette?“

Innerhalb des Palastes herrscht wieder Ruhe, allein außerhalb desselben, auf den Höfen und auf der Esplanade, wogt ein vieltausendköpfiges Meer von furienartigen Weibern und Sansculotten, die von Rach- und Raubgier erfüllt, wild gegen die Eingänge drängen, die jetzt von den Nationalgarden bewacht werden. Darüber hinweg ragen als gräßliche Wahrzeichen, hoch auf Piken getragen, die abgeschnittenen Köpfe der ermordeten Gardes du Corps. Daneben fehlt es auch nicht an lächerlichen Scenen. So haben die Aufrührer sich der Rosse aus dem königlichen Marstall bemächtigt und wollen sie besteigen. Doch vergebliches Bemühen! Die edeln Thiere empören sich gegen solche Reiter und werfen sie, sich bäumend und hinten ausschlagend, unter gellendem Gelächter der Zuschauenden in den Koth.

Noch immer ist die Gefahr groß, obgleich die populäre Nationalgarde nunmehr allein den Wachtdienst versieht. Die geretteten Gardes du Corps haben sich ungeheure dreifarbige Nationalkokarden anstatt der bisher getragenen weißen angesteckt und zeigen sich an den Fenstern und auf den Balkons, indem sie: „Vive la nation!“ rufen, um den Pöbel zu besänftigen. Dies gelingt ihnen jedoch nicht eher, als bis sie auf dem Schloßhofe den Nationaleid schwören und Mützen und Waffen mit den „Patrioten“ austauschen. Erst dann herrscht Friede und Versöhnung, wenigstens scheinbar.

Auch der König zeigt sich, von Lafayette begleitet, auf dem großen Balkon und wird jubelnd mit „Vive le roi!“ von der Menge begrüßt.

Nun ertönt der Ruf: „La reine, la reine!“ Die Königin folgt ihm, obgleich man sie zurückzuhalten sucht, und tritt mit ihren Kindern hinaus. „Point d'enfants!“ — Ohne die Kinder — schreit es unten. Die Königin, obschon sie weiß, daß ihr Leben an einem Strohhalm hängt, denn sie sieht Gewehrläufe auf sich gerichtet und es ist ihr wohl bekannt, wie beharrlich und systematisch seit langen Jahren der Haß des Volkes gegen sie angestachelt worden, schiebt dennoch die Kinder zurück und bleibt allein stehen, mit ruhigem Lächeln, die Arme über die Brust gekreuzt. Ein solcher Beweis von Muth verfehlt seine Wirkung selbst auf die rohesten Gemüter nicht.

Digitized by Google

Die Gewehrläufe senken sich, und als Lafayette, das Knie beugend, ehrerbietig die Hand der Königin an seine Lippen zieht, erschallt es brausend aus tausend Kehlen: „Vive la reine!“

Aber mit alledem ist man noch nicht am Ende. Immer lauter, immer ungestümer, immer drohender ertönt der Ruf: „Le roi à Paris!“ Es ist ersichtlich, daß die Menge gutwillig nicht abziehen wird ohne den König. Soll man Gewalt anwenden, jetzt wo ein leidliches Einvernehmen kaum hergestellt ist? Die Wage der Entscheidung, so verhängnißvoll diese ist, schwankt nur eine kurze Zeit; dann giebt der König, wie immer, nach und läßt verkünden, daß er mit seiner Familie binnen drei Stunden nach Paris aufbrechen werde, eine Botschaft, die mit allgemeinem Jubel aufgenommen wird. Auch die Nationalversammlung, welche damals noch viele loyale Elemente in sich schloß, wird mit nach Paris gehen, denn sie will sich von Sr. Majestät nicht trennen. Uebrigens werden es nicht wenig Abgeordnete nach den Vorgängen des 5. und 6. Oktober für gerathen halten, „aus Gesundheitsrücksichten“ ihr Mandat niederzulegen. Abgeordneter sein, wird bald nicht viel weniger Gefahr bringen, als König sein. Sie werden durch weniger Vorsichtige und weniger Gemäßigte ersetzt werden.

Pünktlich um ein Uhr ist der König mit der Königin, den Kindern und seiner Schwester, der Prinzessin Elisabeth, in den Wagen gestiegen, der ihn nach Paris führen soll. Doch dauert es noch über eine Stunde, bis das Chaos sich so weit geordnet hat, daß der ungeheuerliche Zug, eine Prozession, wie sie die Welt noch nicht gesehen, sich in Bewegung setzen kann.

Die Spitze bilden Nationalgarden mit Pulverwagen und Kanonen, auf welchen letzteren Weiber mit Piken reiten. Andere tausende von Männern und Weibern folgen zu Fuß unter grotesken Tänzen und Sprüngen, Laibe Brod auf die Piken und grüne Zweige in die Gewehrläufe gesteckt. Einen weniger harmlosen Schmuck für die Piken bilden die Köpfe der ermordeten Gardes du Corps, die als Trophäen voran getragen werden. Dazu Trommelwirbeln, Geschrei und Gesang. Dann kommen fünfzig Wagen mit Korn, die man eiligst zusammengebracht hat, damit der König als Segenbringer erscheine. Ihnen folgen die gedemüthigten Gardes du Corps, denen man Mützen der Nationalgarden aufgestülpt hat, um sie zu schützen. Unmittelbar vor dem königlichen Wagen reitet auf seinem Schimmel der General Lafayette, hinter dem Wagen marschiren die Schweizer in ihren rothen Röcken. Dann kommen in unabsehbarer Reihe die Wagen des Gefolges, der Minister, Marschälle und Abgeordneten, zuletzt wieder Nationalgarden.

Dieser Zug ist untermengt und wird umschwärmt und umtanzt, namentlich der königliche Wagen, von vielen tausenden halbtrunkener Männer und furienhafter Weiber unter dem Abbrüllen anzüglicher Gesänge und unter von wiehernden Gelächter begleiteten Witzen und Anspielungen. „Jetzt kann's uns nicht mehr an Brod fehlen“, schreien

Digitized by Google

sie auf den königlichen Wagen zeigend, „wir bringen ja den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerjungen mit.“ — „Ach, Madame“, sagt ein dickes Marktweib, die Hand auf den Wagenschlag legend, in gönnerhaftem Ton zur Königin, „seien Sie nur keine Verrätherin mehr, dann werden wir Sie schon lieben.“

So geht es langsam, unter sinnverwirrendem Gejohle, Geheul und Geschrei, weiter gen Paris, eine wahre Marterfahrt für die unglückliche Königsfamilie. Der König schaut, nur zuweilen die Stirn runzelnd, fast stumpf vor sich nieder. Die Königin bewahrt, wie immer, so auch inmitten dieses Hexensabbaths, eine majestätische Fassung. Nur zuweilen deutet ein Achselzucken, ein Seufzer, ein Blick gen Himmel, ihre Empfindungen an. Madame Elisabeth sucht die geängstigten, müden Kinder, die von dem allen nichts begreifen, zu beruhigen.

Endlich, nach langen, qualvollen Stunden, am späten Abend, langt der Zug in Paris am Stadthause an, wo der König noch eine phrasenreiche Begrüßungsrede des Maire Bailly über sich ergehen lassen muß, auf die er kurz erwidert, daß er mit Vergnügen in seine Hauptstadt gekommen sei. „Und mit Vertrauen“, fügt die Königin, wohl als Mahnung, hinzu. Zuletzt muß sich der König, mit einer ungeheueren Trikolore, noch seinen „getreuen Parisern“ zwischen zwei Fackeln auf dem Balkon des Stadthauses zeigen und die Menge jubelt und glaubt, daß das goldene Zeitalter nun angebrochen sei.

Als die königliche Familie, die seit dreißig Stunden sich in angstvoller Spannung und Todesgefahr befunden, in den seit langen Jahren unbewohnt gewesenen Tuilerien ankommt, findet sie nichts zu ihrem Empfange vorbereitet, weder gereinigte und gelüftete Zimmer, noch Betten und Bettwäsche oder irgend eine Erquickung und Bequemlichkeit. Der österreichische Gesandte, Graf Mercy, muß in der Eile mit dem Nöthigsten aushelfen.

Die nächsten einundvierzig Monate hindurch sollten die Tuilerien scheinbar die Residenz, in Wahrheit das Gefängniß Ludwig XVI. und Marie Antoinettes sein, bis sie es mit dem wirklichen Gefängniß im Temple vertauschten. Mit dem Zuge nach Paris hatte sich der König dem Sansculottismus auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Was darauf noch folgte, war ein langsamer Todeskampf, den die geweihten Opfer — niemand wird es zu leugnen wagen — mit Muth, Standhaftigkeit und echter Würde bis zuletzt durchgekämpft haben.

Digitized by Google

Westfälische Landschaften.

Von A. Gröning.

Der vor mehreren Jahren verstorbene Levin Schücking, ein noch heute unerreichter Kenner seiner westfälischen Heimat, nennt die von der Ruhr durchströmten Gebiete die Perle und Krone derselben. Demungeachtet muß auch heute noch behauptet werden, daß diese Gegenden lange nicht die Würdigung gefunden haben, welche sie verdienen.

Ohne Zweifel haben verschiedene Ursachen dazu beigetragen. In neuerer Zeit wohl die hochentwickelte Industrie, die Ausbeutung der Bodenschätze und der gesteigerte Erwerbsdrang. Doch ist es gerade die Kleinindustrie, welche dem Ennepethale, das man durchschneidet, um von der Ruhr an den Rhein zu gelangen, ein besonderes, stimmungsvolles Gepräge verleiht. Auch ist die Nachwirkung historischer Ursachen wahrscheinlich. In früheren Zeiten war das Ruhrgebiet ausgeschlossen von den großen Heer- und Handelsstraßen, welche es höchstens streiften. Schon Karl der Große umging es auf seinen Sachsenzügen, um den bequemeren Weg längs der Lippe zu wählen. Dieser Abgeschlossenheit danken wir heute noch das unberührte, urwüchsige Volksleben dieser Gegenden.

Die Sachsenkriege Karls des Großen wirkten auf sie zurück, indem hier eine Reihe mächtiger, wehrhafter Burgen erbaut wurden, deren mehr oder weniger erhaltene Ruinen heute noch eine Vorstellung des früheren Daseins geben. Es sind die ältesten, welche das Land besitzt. Sie gewährten ihren Erbauern, den Sachsen, ein Asyl auf ihrer Flucht vor dem Kaiser. Wenn er dann die Gegend verließ, brachen sie aus ihrem Schlupfwinkel wieder hervor, und zwangen ihn schließlich, die feindlichen Burgen zu zerstören oder für sich in Besitz zu nehmen. Der Kaiser pflegte dies vorzuziehen und die eroberte Burg einem Dienstmann zu übergeben, welcher hier Repräsentant seiner Macht und seines Ansehens wurde.

Digitized by Google

Solcher Burgen giebt es größere und kleinere. Nur von ersteren sind noch Reste erhalten. Sie waren fähig, monatelanger Belagerung zu trotzen und mit den Mitteln zum Vertheidigen und Ernähren der Mannschaft wohl versehen. Auch für eine Trinkquelle trug man stets Sorge, deren Ursprung zu zerstören dann des Feindes erste Sorge war. Die kleineren Burgen dienten zur Verbindung zwischen den größeren und zum vorübergehenden Aufenthalt Geflüchteter. Die interessantesten Burgen befanden sich nahe dem Hellwege, einer alten Heerstraße von Dortmund bis zur Ruhr, welche in der Emperstraße, wie der Volksausdruck lautet, ihre Fortsetzung findet. Andere, nicht weniger anziehende Burgen sind später entstanden.

Schon die nämliche Bauart derselben deutet auf gleichzeitige Entstehung und ein römisches Vorbild. Alle sind auf steilem, sorgsam ausgewähltem Berggipfel erbaut, auf dem sie nur von einer oder zwei Seiten zugänglich waren, und gewähren von ihrer Höhe aus einen umfassenden Ausblick, dessen überraschende Weite und Schönheit wohl den Blick zu fesseln vermag. Außerdem wurde dadurch ein unbemerktes Herannahen des Feindes unmöglich, welcher in der Flußebene, die von der Burg beherrscht wurde, mit allen seinen Bewegungen sichtbar blieb.

Die beachtenswerthesten dieser Burgen oder Plätze, auf denen sie einst standen, sind die Hohensyburg, neben welcher der Vinkethurm steht, der Kaisberg, auf welchem das Steindenkmal seinen Platz gefunden hat, und die Burg Volmarstein, welcher das Harkortdenkmal gegenüber liegt. Auf dem Kaisberge sind jetzt auch die letzten Trümmer der früheren Burg verschwunden. Was aber von den anderen noch erhalten ist, reicht aus, einen Begriff von ihrem früheren Umfang und ihrer Stärke zu geben. Vor allem bei den Resten der Syburg. Ihre erste Erbauung fällt in alte unbestimmbare Zeit, führt jedenfalls weit über Karl den Großen zurück, obschon die jetzt noch sichtbaren Reste einer späteren Periode angehören, dem Anscheine nach um die Zeit Heinrichs IV. erbaut sind. Wenn der Bau nicht von ihm selbst geschah, so war es ohne Zweifel ein Dienstmann, der sich hier mit der Mission niederließ, in dieser Gegend das kaiserliche Ansehen zu wahren. Als Lehnsträger nahm er vielleicht den Namen Syburg oder Syberg an. Dann mögen seine Uebergriffe während der Zeiten des Raubritterthums zum Mißbrauch seiner Macht verlockt haben. Um dem ein Ende zu machen, verbündeten sich die nächstwohnenden Adeligen zur Erstürmung und Zerstörung der Feste. Die Steine derselben wurden zum Bau der Kirche einer Nachbargemeinde benutzt. Der vertriebene Besitzer der Burg bezog das am Fuße des Berges belegene Haus Busch, welches gegenwärtig Eigenthum derer von Vinke ist, wie der Grund, auf welchem Ruine und Denkmal stehen.

An Hohensyburg knüpfen sich wie in gleichem Maße an wenig andere Burgen die verschiedensten Sagen an, in denen die Tradition von der Wirklichkeit heute nicht mehr zu unterscheiden ist. Ihr

Digitized by Google

hohes Alter, der Mangel an schriftlicher Ueberlieferung sind die Ursachen. Die hauptsächlichsten knüpfen sich an Wittekind, den großen Sachsenherzog und seinen kaiserlichen Widersacher. Ersterer soll die Burg, sein Stammeserbe, bewohnt haben, an dem Petersbrunnen, dem Taufaltar der nahegelegenen Kirche getauft worden sein. Doch geschah dies in Gallien, während es bezüglich des Ersteren als wahrscheinlich gilt, daß Hohensyburg zum Besitz des Herzoges gehörte.

Von dem Platze derselben aus bietet sich ein Panorama den Blicken dar, das an Umfang in Westfalen kaum seinesgleichen findet. Rechts blickt man auf die nie ruhenden Hochöfen der Stadt Hagen. Links fließt die Ruhr, welche am Fuße des Syberges die Lenne in sich aufnimmt, deren Ufer durch landschaftliche Schönheiten hinter denen der Ruhr nicht zurückstehen. Ueber die vereinigten Flüsse eilt die Bahn, deren Getöse auf dem Berge seinen Nachhall findet, dem südwärts gelegenen Siegerlande zu, in weiter Bogenwindung, um nicht zu wiederholten Ueberbrückungen gezwungen zu sein. Trotz der großen Entfernung schimmern die weißen Massen des Limburger Schlosses, auf welches die Bahn zueilt, herüber, und heben sich wirkungsvoll von dem dunkeln Grün des Hochwaldes ab. Links vom Syberge liegt Westhoven, das einzige reichsfreie Dorf auf rother Erde. An andere Orte knüpfen sich historische Anekdoten, an Eckesey und an den Hellweg, welcher der Sage zufolge als Hiälwiäch, de wiäch tau'r Helle (Weg zur Hölle) war. Als einst die Pest hier arg gehaust, gab jemand auf die Frage, wer denn noch lebe, die Antwort: Eck und Sey (ich und Sie). Die Kirche des Dorfes Syburg liegt etwas tiefer als die Ruine. Der Kunstforscher wird in ihr manches, von Lübke aufgezeichnete Beachtenswerthe finden. Sie ist von einem Friedhof umgeben, dessen Grabinschriften in das vierzehnte Jahrhundert zurückreichen. Alles athmet hier Ruhe und Vergessenheit und unwillkürlich gedenkt man der englischen Kirchhofselegie.

Seitwärts davon, hart neben der Burg, hat der Vinkethurm seinen Platz gefunden, ein Wahrzeichen gleichsam für den Wanderer, welcher vom Hellwege aus ihm entgegenschreitet. Die Windungen der Landstraße lassen ihn bald verschwinden, bald wieder auftauchen in stets anderen Gesichtspunkten, bekanntlich eine Hauptbedingung der Landschaftsgärtnerei.

Eine zweistündige Wanderung trennt diesen Punkt von dem Kaisberge. Es ist eine gar stille Landschaft, welche durchschritten wird. Die Industrie hat mit Ausnahme einiger Steinhauereien keine Aufnahme gefunden. Die Landwirthschaft dominirt hier und mit ihr der alte, echte, unentwegte Bauerngeist, den Jahrhunderte nur wenig modifiziren konnten. Riehl hat, wie kaum ein zweiter lebender Schriftsteller, es verstanden, denselben mit allen Besonderheiten zu schildern. Ernst, streng und nüchtern, ist auch der Charakter der Landschaft. Selbst der hellste Sonnenschein vermag diesen Eindruck nicht völlig zu verwischen. Auch die hier vorherrschenden monotonen

Digitized by Google

Kiefern, welche die Bergabhänge bedecken, tragen zu dieser Wirkung bei.

Ehe man den Kaisberg erreicht, passirt man das Ackerstädtchen Herdecke, an dessen Eingange die Gebäude mit der Stiftskirche liegen, welche einst zu dem, durch Napoleon aufgehobenen Damenstifte gehörten. Auch hieran knüpft sich eine Tradition. Als Frederuna, die Nichte Karls des Großen, so heißt es, ihren Bräutigam beweinte, der in Italien an der Seite des Kaisers fiel, entschloß sie sich, im Sachsenlande zu Ehren der heiligen Maria ein Stift zu gründen, und zwar auf dem Platze, wo ihr Maulthier sich niederlegen werde. Solches geschah unter einer Eiche, und Frederuna that den Ausruf: Her de Ecke, und erbaute das Stift, welches bei seiner Auflösung die Jurisdiktion über Herdecke und die umliegenden Dörfer hatte, deren Höfe dem Stifte hörig waren. Der Graf von Volmarstein war Erbschirmherr dieses freiweltlichen Stiftes. In den Tagen der Reformation hatte es seine Tendenz bestätigt, da die Aufnahme der Kapitularinnen nicht mehr von der Religion abhängig war. Auf drei protestantische Abtissinnen folgte eine katholische, welche die beiden, zum Stifte gehörenden Pfarreien dem Herkommen gemäß besetzen mußten. Schon die Sage deutet an, daß dies Stift eines der ältesten des Landes war. Es gelangte früh auf den Gipfel seiner Macht und Bedeutung, von dem es dann im Laufe der Zeit langsam herunter sank, obgleich es, als man es aufhob, noch immer eines der reichsten war. Wenn eine Abtissin gewählt war, die aus den Reihen der Stiftsdamen hervorging, so mußte sie sich sechs Wochen aus demselben entfernen, und durfte dann erst ihren Einzug halten. Wurde eine Pfründe durch Tod oder Verzicht, durch Rückkehr in die Welt erledigt, mußte man sie binnen sechs Wochen neu besetzen, oder sie erlosch. Die ritterbürtige Abkunft und die Ahnenprobe hatten bis zur Auflösung strenge Giltigkeit. Vier Schwörherren mußten sie beglaubigen. Schon mit zwölf Jahren konnte man als Residenzfräulein unter bestimmten Voraussetzungen seinen Platz im Hause einnehmen.

Das Städtchen Herdecke bietet außer einem Blick von der Brücke, welche die Ruhr überspannt, nichts bemerkenswerthes. Preußische Disziplin ist das Einzige fast, was man von den Gesichtern der Bewohner abzulesen vermag, allenfalls auch die Nachwirkung des Bürgernahrungsgraus, von dem Goethe spricht. Noch weniger Anziehungskraft gewähren die Gesichter der Frauen, welche zwischen engem Hausfrauensinn oder einem Dasein mühsamen Wirthschaftens in Haus und Feld oder Kindererziehung wechseln.

Von der Brücke aus, welche einen umfassenden Rückblick auf den Syberg gestattet, erblicken wir nun auch das Steindenkmal in allen Einzelheiten. Aus dunkelstem Material erbaut, gewährt es denselben erdrückenden Eindruck, in welchem der Mann der Nachwelt erscheint. Der vorspringende Fels erhöht ihn nur. Als man den Thurm erbaute, herrschte noch Vorliebe für kastellartige Schlösser

Digitized by Google

und in der Literatur zum Schaurigen, Romantischen, was die Wahl des Materiales erklärt. Man rühmt die Aussicht von dem Berge als eine der schönsten des Landes. Zu seinen Füßen ziehen sich die Wege hin, welche nach Wetter führen, wo Stein seine ersten Dienstjahre verlebte, und sich, obwohl er den Aufenthalt um der Abgeschlossenheit willen nicht liebte, durch seinen Diensteifer auszeichnete, daß der Minister den kaum Dreiundzwanzigjährigen zum Bergrath vorschlug, was Friedrich II. nach kurzem Zögern gestattete.

Auch von hier ist es bis Wetter noch eine Stunde Weges. Die Stadt verräth schon größere Wohlhabenheit als die eben verlassene. Sie setzt sich aus Dorf und Freiheit Wetter zusammen. Wenn auch die Patrimonialgerichtsbarkeit, welche hier und anderwärts diesen Unterschied schuf, längst nicht mehr existirt, so ist die durch sie geschaffene Scheidung noch heute nicht erloschen. So ist denn auch die eine Hälfte von Wetter durch Erwerbsdrang belebt, während die andere, welche man auf dem Wege zum Harkortdenkmal passirt, wenn auch nicht den Charakter vornehmer Ruhe, so doch wohlhabende Abgeschlossenheit verräth.

Auch das Harkortdenkmal weist auf eine bestimmte Entstehungsperiode hin, die gegenwärtige. Eine glückliche Verbindung hellröthlichen Backsteines mit Sandstein auf einem Rustikunterbau giebt ihm ein freundliches, lebhaftes Ansehen.

Um zu dem Wetter gegenüber gelegenen Volmarstein zu gelangen, bedarf es des Uebersetzens über die Ruhr. Ob man die zum Dorfe gehörende Burgruine von der Landstraße aus erblickt, oder von der Bahn aus den ersten flüchtigen Blick auf sie wirft, immer erscheint sie gleich imposant. In Bogenwindung zieht sich die Ruhr zu den Füßen des Berges hin, den die Burg einst krönte. Dann zeigt sich schon auf halber Höhe des Berges im Vordergrunde der Landschaft das Harkortdenkmal, rechts davon, nur wenig zurücktretend, der Kaisberg, und zwischen ihnen, auch bei bedeckter Luft noch sichtbar, der Syberg. Rechts von uns zieht sich eine dunkel bewaldete Bergwand hin, die Halle, ein Ausläufer des Haarstranges. Die Vorderbildung des Flusses fügt dem Bilde ein belebendes Moment an. Jenseits der Ruine bildet ein Höhenzug die Wasserscheide des dahinter liegenden Ennepethales, in dem vor Jahrhunderten die Ermordung des Erzbischofes Engelbert von Köln stattfand, in einem Hohlwege des Dorfes Gevelsberg. Die Erinnerung an diese That lebt noch in der Gegend fort. Bis vor kurzer Zeit enthielt die Kirche des Ortes eine Holzstatue des Gemordeten. Volmarsteins Geschichte reicht nicht wie die von Syburg in entlegene Zeiten zurück. Sie ist vielmehr durch dieselbe mit Limburg und Blankenstein enge verbunden. Um Volmarstein tobten die wildesten Parteifehden, denen je ein Adelssitz während des streitlustigen Mittelalters mit seinen feudalen Kämpfen ausgesetzt war. Denn nirgend so hart wie auf westfälischem Boden befehdeten sich Bürgertrotz, Adelsstolz und geistlicher Herrschsinn mit gleicher Stärke. Die schlimmste dieser

Digitized by Google

Fehden war die Isenbergische, verursacht durch den Tod des Erzbischofes Engelbert, durch den Annette von Droste-Hülshof das Motiv zu einem ihrer bekanntesten und bilderreichsten Gedichte empfing.

Heinrichs des Löwen Sturz hatte die Auflösung des Herzogthums Sachsen zur Folge. Westfalen gerieth als Kölnisches Lehen unter die Herrschaft des Kirchenfürsten, dessen Streben nach Macht und nicht immer gerechtes Auftreten ihm viele Feinde gemacht hatte. Der Graf von Isenberg war der erbittertste. Auf einem Landtage in Soest sollten die Feindseligkeiten zwischen beiden ausgeglichen werden, statt dessen wuchs die Erbitterung und Engelbert, als er die Rückreise antrat, verhehlte sich nicht, daß ihm Gefahr drohte, und beichtete, ehe er das bergige, von seinen Gegnern beherrschte Terrain betrat. Als er dann das Ennepethal passirte und sich schon gesichert fühlte, wurde er von dem Isenberger und seinen Anhängern überfallen und nach tapferer Gegenwehr getödtet. Der Mörder floh sogleich, obwohl er sich der Zustimmung seiner Standesgenossen sicher hielt. Durch Verrätherei wurde er ein Jahr darauf in Belgien gefangen und in Köln grausam hingerichtet. Sein Besitz fiel habsüchtigen Nachbarn anheim. Dazu gehörten in erster Linie die leiblichen Vettern des Gerichteten, obwohl sie ihn zur That angereizt hatten. Von da ab führten sie den Titel Grafen von der Mark statt des bisherigen Grafen von Altena. Ihr Geschlecht blühte nunmehr rasch empor. Es hatte den Vorzug, in entscheidenden Momenten Vertreter zu besitzen, welche mit dem Willen des Aufstrebens die nothwendige Kraft und den weitschauenden Blick verbanden (Natorp). Dies waren Eigenschaften, welche dem Geschlecht der Volmarsteiner abgingen. Die Träger desselben würden im Besitz derselben ohne Zweifel ihr Geschlecht bis zur großen Mediatisirung im Anfange dieses Jahrhunderts fortgesetzt haben.

Gleich anderen sächsischen Adelsgeschlechtern waren die Volmarsteiner ursprünglich nur Besitzer des Hauptbauernhofes, womit die Anführerschaft im Kriege und die Richterwürde verbunden war. Die häufigen Fehden späterer Zeiten machten die Heerfolge lästig, und es bildete sich eine eigene Hausmacht, die Grundlage der Territorialherrschaft. Hierdurch wurden die Volmarsteiner während einiger Jahrhunderte über ihre nächste Umgebung emporgehoben. Nach dem Zerfall des Isenbergischen Besitzes trachteten die Grafen von der Mark nach einem Besitze, der den ihrigen arrondiren mußte. An einem Vorwande zur Besitzergreifung fehlte es nicht. Auch nicht an Bundesgenossen. Nach zweimonatlicher, harter Belagerung wurde die Burg erstürmt, welche als eine der schönsten und größten des Landes galt. Dem Erzbischof von Köln mißlang der Entsatz. Ein, dem seinen überlegenes Heer hielt ihn im Ennepethale fest. Die Volmarsteiner gehörten hinfort zum niederen Adel. Der Letzte des Namens, ein Enkel dessen, dem man den Besitz entriß, war nur noch ein Ritter. Seine Schwester verband sich mit einem Herren von der Recke und gilt als die Stammmutter der Grafen von der Recke-

Digitized by Google

Volmarstein, die in Schlesien angesessen sind, aber heute auch in der Gegend, von der ihr Geschlecht ausging, einen nicht unbedeutenden Besitz haben. Der Kern desselben ist Rinkerode'sches Erbe, das dem von der Hauptburg vertriebenen Grafen blieb als mütterliches Eigenthum.

Die nahe gelegene Burg Blankenstein ist die jüngste und reizvollste aller bisher genannten. Sie übertrifft darin die Volmarburg wie diese die Syburg. Sie wurde erbaut, um den zerstreuten und geächteten Anhängern des Isenbergers eine sichere Stätte zu gewähren. Nach Einverleibung der Grafschaft Mark in Brandenburg verlor sie ihre Bedeutung als Grenzfeste und wurde auf Befehl des großen Kurfürsten abgetragen. Gegenwärtig ist auf ihrem Platze eine Fabrikanlage errichtet, dem ein Gasthof mit häßlicher Gothik zur Seite steht, dessen Altan gleichwohl eine bezaubernde Aussicht darbietet, die ganz geschaffen ist, an weichen Sommerabenden genossen zu werden. Die gesammte Landschaft, auch die des Volmarsteines erhält ihren höchsten Reiz nur durch den Herbst, welcher ihre Linien und ihre Farbentöne zum höchsten und leidenschaftlichsten Ausdruck bringt. Durch das Vorherrschen dieser Eigenschaften darf sie einer amerikanischen Herbstlandschaft gleichgestellt werden.

Unter den übrigen Burgen, deren noch gedacht werden muß, strahlt Limburg bedeutsam hervor, obwohl es nicht in seiner unmittelbaren Umgebung, sondern zwischen Altena und Letmathe gelegen ist, was Schücking den Stolz und die Krone des Landes, und die Ruhr und die Lenne die Stirnländer derselben nennt. In Limburg taucht die Schönheit gleichsam zusammengedrängt noch ein Mal von neuem auf. Sie wirkt, so heißt es, wie Musik auf uns. „Sie kann nur empfunden werden und dringt durch alle Poren des Gemütes auf unser Seelenleben ein, das sie in jeder Regung erfaßt."

Limburg und auch Altena geben den zu ihren Füßen gelagerten Ortschaften den Namen. Die Burg Altena trägt einen ernsthaften Charakter zur Schau, welcher ihren streitbaren Zweck gleichsam wiederzuspiegeln scheint. „Es giebt hier lauter Berg und Thal, die Bäume stehen ohne Zahl", heißt es in einem Gedichte. Es liegt fast wie nüchterner Ernst auf dem Ganzen. Um so anmuthiger ist eine mehrstündige Wanderung nach dem Ort Letmathe mit seiner Dechenhöhle. Die zahlreichen Ein- und Durchschnitte, welche um der Bahn willen geschaffen worden sind, geben der Landstraße stets neuen, veränderlichen Reiz. Später sind es die sanften Wellenlinien der Berge, welche ihren Eindruck nicht verfehlen. Die Ruhr hat man anfangs zur Rechten, später zur Linken. Das gleichmäßige Flußbett rechtfertigt den Vergleich mit einem Stirnlande.

Die Miniaturresidenz Limburg ist um zweier Punkte willen oft mit Heidelberg verglichen worden. Der eine ist die Aussicht von dem Schloßberge oder der Schloßgalerie aus, der andere auf der Brücke, welche Limburg mit dem Vorort Elsey verbindet. Auch für ihre Schilderung möge Schücking aushelfen, welcher sagt: „Wir sehen

Digitized by Google

nichts als zwei Seiten hoher Berge, dazwischen einen Fluß, an dessem linken Ufer eine Stadt ist und über der Stadt ein Schloß. Aus diesen fünf Dingen, wie aus fünf Buchstaben das schönste Wort, ist die schönste und ergreifendste Rede zusammengesetzt, die der Schöpfer zum Menschen sprechen kann, wenn er ihm einprägen will: Es ist nicht wahr, was sie sagen, der große Pan ist todt. In der That liegt auf der Landschaft ein Zauber, dem sich wohl Keiner entzieht."

Limburg war der einzige Besitz, der den Erben des geächteten Isenbergers verblieb. Als nach Jahresfrist der Schwager desselben wagte, sich der Kinder anzunehmen, erbaute er die Feste und gab ihr den Namen Neu-Limburg. Später gelangte die Burg durch Vermälung der Besitzerin an die Herren von Tecklenburg und noch später in den Besitz der Fürsten von Bentheim. Die Grafen von Limburg-Syrum gehören aber einer Seitenlinie an.

Digitized by Google

Johannes.

Lebensgeschichte eines Ungeborenen.

Nach dem Französischen frei von **Chr. Gerdes.**

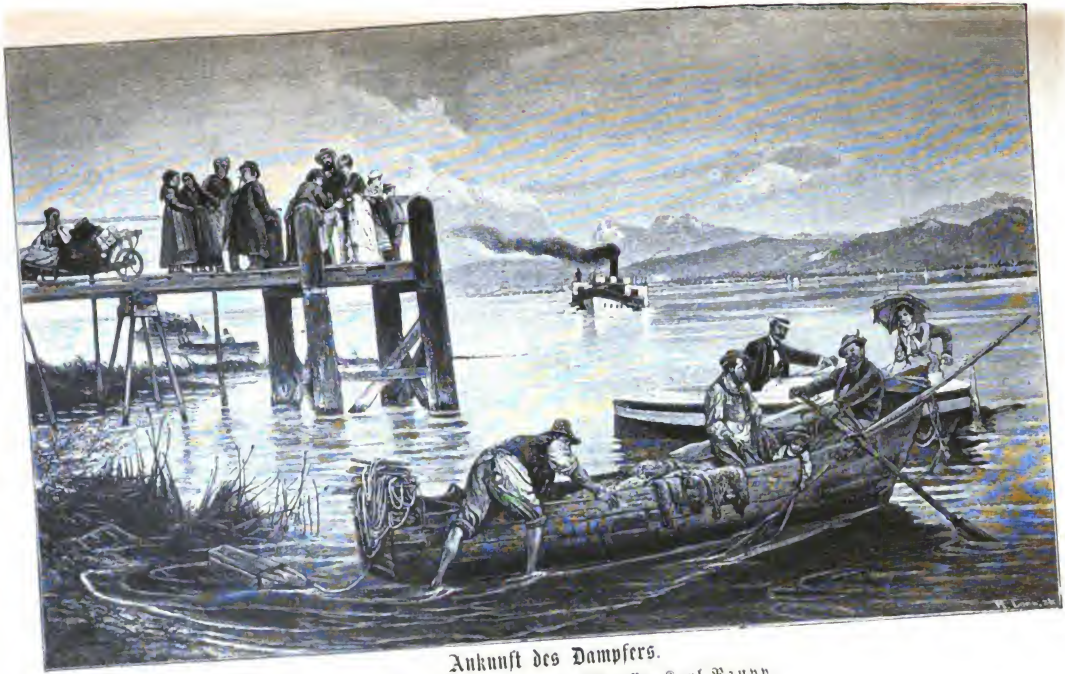
Am 1. April 1827 war auf dem Bürgermeisteramt der kleinen Stadt Crussols-en-Gâtinais die Geburt von Jacques Edouard Désiré Bompard eingetragen, dem Sohne von Jean Marie und Benoîte Adelaïde, seiner Frau. Der so genannte Sohn, welcher spät die Welt erblickte, wurde der einzige Träger dieses Namens Bompard, der in ganz Gâtinais sehr bekannt war. — Vater Bompard war damals schon fünfzig Jahre alt. Früher Soldat in der Garde, dann Steuereinnehmer, endete er sein Leben fröhlich in der Haut und Stellung eines wohlsituirten Mehlhändlers en gros, welcher sich nichts versagte und mit Candide fand, daß alles in dieser besten aller möglichen Welten aufs beste eingerichtet sei. Wie man glaubte, hatte er eine etwas stürmische Jugend hinter sich; während der zwanzig Jahre, in welcher er die Uniform getragen, hatte sein Säbel unter den Verbündeten Schrecken und sein magnetischer Blick unter den Schönen Verderben verbreitet.

Wie viel Feindesköpfe er zerschlagen, wie viel Frauenherzen er gebrochen, war unberechenbar; jedenfalls glänzte sein etwas rothes Angesicht stets in der Erinnerung an seine Heldenthaten, und Thränen der Rührung und des Stolzes leuchteten oft in seinen umfetteten Aeuglein auf wie Thauperlen in Kohlköpfen.

Eines Tages traf ihn am Ende eines üppigen Diners der Schlag, und das war der einzige, von welchem er sich nicht wieder erholen konnte; mit dem linken Fuße voran trat er seinen Marsch in die andere Welt an.

Seine Frau folgte ihm gar bald nach. War sie doch solch armes, treues Hündchen, welches immer in seinem Schatten gegangen war, oft geschlagen, doch so zufrieden, und deßhalb ihn, seinen Herrn, in dieser peniblen Lage nicht allein lassen wollte.

Digitized by Google



Ankunft des Dampfers.

Nach einem Originalgemälde von Professor Karl Raupp.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jacques Edouard Désiré blieb also allein in der Welt, fünfundzwanzig Jahre alt, mit einer Rente von 7000 oder 8000 Franks und einer ausgeprägten Neigung zu einem seßhaften und ruhigen Leben. Seit seiner frühesten Kindheit hatte er sich als einen Weisen, als ein Licht geoffenbart, und seine Mutter war oft etwas betrübt gewesen, von dem Kummer, beinahe von Gewissensbissen gepeinigt, einem Wesen das Leben gegeben zu haben, welches ihr so wenig gliche.

Was sein Aussehen anbetrifft, müssen wir sagen, daß er weder schön noch häßlich war; jedenfalls kleiner Statur mit einem leisen Anfluge von Beleibtheit. Er hatte ein rosiges Antlitz, trug Favoris, kleidete sich einfach, trank und aß mäßig, besuchte nur ein Café und kannte keine andere Zerstreuung als die Lektüre des „Petit Gâtinais".

Nach beendeter Schulzeit war er als besoldeter Schreiber in das Enregistrement von Crussols eingetreten, und als durch und durch praktischer Mensch, welcher allen Träumereien und allem unvorhergesehenen abhold ist, hatte er von diesem Augenblick an seinen Lebensweg im Kopfe festgesetzt. Bis zum fünfundzwanzigsten Jahre würde er arbeiten, sich dann mit einem Mädchen verheiraten, welches mindestens die Hälfte seines Vermögens „schwer" sei und fünf Jahre jünger sein müßte als er selbst. Mit dieser seiner Frau wollte er dann als kleiner Rentier leben; nur ein Kind würden sie haben, und dieses Kind sollte ein Knabe sein, heißen würde er aber Johannes.

Warum aber Johannes? Désiré hatte sich selbst einige Male diese Frage gestellt, ohne je eine Antwort gefunden zu haben. Er erinnerte sich nie, weder in der Familie, noch in seinem Freundeskreis einen Mann dieses Namens gekannt zu haben. Aber der Name war gewählt: es war eine Eingebung, damit Basta!

Der unerwartete Tod seiner Eltern erleichterte dem Sohne die Ausführung seines Lebensprogrammes. Kaum waren die beiden guten Alten beerdigt, als er nachzudenken begann. Fräulein Sophie Ribauval, Tochter eines reichen Gutsbesitzers aus der Nachbarschaft, besaß zwanzig Jahre und eine Mitgift von 60,000 Franks; sie war klein, lieblich und rundlich und las keine Romane. Also keine abenteuerliche Phantasie, sondern ein sehr ruhiges und gesetztes Gemüt. So schloß Désiré mit Recht, daß sie eine ausgezeichnete Frau Bompard abgeben würde. Eines Sonntags nach der Messe machte er Ribauvals einen Besuch, setzte seine Verhältnisse auseinander, machte seinen Antrag und drei Wochen nachher fand die Hochzeit statt.

Am Morgen nach der Hochzeit, als die Neuvermälten sich einander gegenüber saßen an dem kleinen Tische, auf welchem eine der guten Provinzialsuppen dampfte, an und für sich schon ein ganzes Menu, dachte Désiré, es wäre nicht zu früh, die ernsthaften Geschäfte in Gang zu bringen, und machte sich daran, Nummer zwei seines Programms anzugreifen. Vorher aber äußerte er sein Wohlgefallen über das schmucke Aussehen der Neuvermälten, wie über den guten Geschmack, welchen sie in ihrer Morgentoilette offenbare.

„Wie glücklich würden wir sein, wenn wir immer so bleiben

Digitized by Google

könnten, wir beide allein!" begann er verschlagenerweise, Sophie zublinzelnd, welche aber nicht antwortete.

„Und dennoch geht es nicht", fuhr er in einer Art Entsagung fort. „Nein, das Leben ist ja anders, und es muß . . ."

Schüchtern hob die junge Frau ihre Augen zu ihrem Gemal empor.

„Was muß denn, mein Freund?"

„Räthst Du es nicht?"

„Nein, mein Lieber!"

„Ahnst Du denn nicht, daß wir nicht können, daß es uns nicht erlaubt ist, immer „so" zu bleiben . . . wir beide allein?"

Sophie ward sehr roth, senkte rasch ihre Augen auf die Serviette und begann krampfhaft ihr Brod zu zerbröckeln, um die verlorene Haltung wieder zu gewinnen.

Doch Désiré schien die Verwirrung seiner Genossin gar nicht zu merken und einen Hühnflügel zerschneidend, fuhr er ruhig fort:

„Ja, ja, Kinder! Es ist eine Freude", nach jedem Worte hielt er an, „und man kann das Gegentheil nicht behaupten; aber wie viel Sorgen auch, wie viel Mühe! — Meiner Ansicht nach ist eins in einer Familie, ist ein Kind das Beste und Passendste."

„Sie — — Du hast wohl recht", erwiderte Sophie, die sich inzwischen ein wenig erholt hatte.

„Also einverstanden, nicht wahr?" rief Désiré mit sicherer Stimme. „Und", fuhr er lächelnd fort, „dies eine wird ein Knabe sein?"

„Wie Sie — wie Du meinst", antwortete sie leise.

„Aber sein Name?"

Dabei schaute er Sophie an, welche ebenso aufmerksam ihm ins Gesicht blickte, und beide schienen nachzudenken. Plötzlich schlug sich Désiré vor die Stirn, ein Triumphstrahl glänzte in seinen Augen, und seine Gesichtszüge drückten höchste Befriedigung aus.

„Ich hab's!" rief er.

„Und?"

„Johannes!" sprach er mit Aplomb.

„Das habe ich auch gedacht", war die einfache Antwort Sophies.

Kräftig klatschte sich der junge Ehegatte selbst Beifall; dann erhob er sich lebhaft, machte eine Tour um den Tisch und umarmte sein Weib.

In den folgenden Tagen war, wie man sich leicht denken kann, von nichts anderem die Rede, als von Johannes. Sophie, welche, kaum verheiratet, schon in die Rolle einer Mutter versetzt war, ängstigte sich ernstlich um das Windelzeug, und Désiré schwor bei dem Andenken an seine Vorfahren, daß er ihn zu einem guten Bürger heranziehen werde. Waren das Wochen der Freude, des Entzückens, aber auch schon, wie gesagt, der Vorbereitungen!

Der Knabe war noch nicht geboren, und schon begannen die Sorgen um ihn. Allerdings Sorgen, welche gar leicht getragen und wieder aus der Welt geschafft wurden. Selbstredend würde Johannes

Digitized by Google

schön und liebenswürdig sein, hübsche Gestalt und offenes Gesicht haben; Vornehmheit würde ihn schmücken, aber ohne Hochmuth, Geist, doch ohne Ansprüche. Vor allem aber ein gesundes Urtheil, ein scharfes Urtheil forderte der Vater, außerdem sollte er mehr durch Geistesgaben und ein weiches Gemüt sich auszeichnen, als durch körperliche Vorzüge. Wie stolz sie beide auf ihn waren, wenn sie, sich gegenseitig anlächelnd, an ihn dachten!

Unter diesen süßen Vorbereitungen und Träumereien verflossen den beiden Vermälten die ersten Monate der „Honigzeit". Schon war das Windelzeug gerüstet: Sophie hatte es ganz allein zubereiten und sticken wollen, da sie, in einem Gefühle des Rückhaltes, welches jedermann begreifen wird, nicht wagte, irgend einer Person von ihren Hoffnungen zu sprechen. Nach langem Suchen und Fragen war auch die Amme schon gewählt. So war alles bereit und Johannes konnte kommen.

Aber Johannes war ein Schalk und kam nicht.

Oft genug schauten sich die beiden Gatten lächelnd an, und wenn Désiré fragte:

„Wann kommt denn unser Johannes?" antwortete Sophie sanft und leise:

„Wenn Du es wünschest."

Uebrigens waren sie sehr ruhig und keineswegs pressirt; sie sagten sich, Johannes würde nur noch wärmer und liebevoller empfangen, je mehr Zeit er sich gönne, den Entschluß zu fassen.

Welche Freude dann, welch ein Triumph, wenn sie während des feinen Mittagessens, das sie den Eltern Ribauval und allen sonstigen Trägern dieses Namens geben wollten, wenn sie ihnen allen, die vor Erstaunen starr wären, sagen könnten:

„Wohlan! Ihr wißt, am Ende dieses Monats ist . . ."

„Was denn, in aller Welt?"

„Nun" — große Pause — „nun die Taufe."

Nach den ersten drei Jahren ihrer Ehe aber wurden sie, aufgeregt durch neugierige Fragen der Familie Ribauval und freundschaftliche Nachforschungen ihrer Bekannten, für kurze Zeit in zweifelnde Unruhe versetzt. Doch dauerte sie nicht lange. Der Gedanke an Johannes beschäftigte beide so hinreichend, daß die Aussicht, ihn noch längere Zeit zu opfern, sie nicht erschreckte. Waren sie ja überzeugt, daß Johannes kommen würde: war das nicht Nummer zwei des Lebensprogrammes?

„Beruhigt Euch doch", war Désirés stete, weise Antwort. Und seine Frau umarmend flüsterte er ihr ins rosige Ohr: „Nur Kaltblütigkeit, mein Mäuschen! Laß es Dir nur nicht in den Kopf steigen, es könnte ja Dir und — — ihm schaden!"

Die Zeit aber, welche das Kind sie in so reichem Maße warten ließ, benutzten sie, um im voraus ihm alle Wege des materiellen Lebens zu ebnen, um ihm seine geistige Existenz und Moral auf dem noch nicht geborenen Leibe anzupassen. Das Windelzeug war,

Digitized by Google

gelb und welk geworden, beiseite gelegt, auch die Amme als unnöthig für den „Augenblick“ in ihr Dorf zurückgeschickt; dann machten sie sich daran, ihr Kind zu „studiren“, Johannes als Knabe, als Jüngling; um seine Gesundheit kümmerten sie sich und um sein Temperament. Sein Geschmack, seine Gewohnheiten, ja sogar Launen, seine ersten Herzensgefühle, sein stets wachsender Geist und seine Charakterstärke, alles und jedes bildete unendliche Stoffe für ihre Unterhaltung und Phantasie.

Wie er heranwuchs, der kernige Bube! Wie alles auf ein zartes Gemüt, eine kindliche Seele deutete, umschlossen von einem kraftstrotzenden Körper! Aber auch des vollendetsten Wesens Kindheit zeigt Mängel und Fehler, und denen muß man zur rechten Zeit entgegenarbeiten. Hat doch die Jugend gar oft Forderungen, welche zu befriedigen gegen den gesunden Verstand wäre!

Selten stimmten die beiden nicht miteinander überein, entstand aber wirklich hier oder da eine kleine Uneinigkeit, so beendete der Name „Johannes“, oft schon der bloße Gedanke an ihn den Streit sofort.

„Liebe allein muß die Erziehung der Kinder machen“, erklärte die Mutter. „Ich kenne meinen Johannes zu gut, sonst würde er nicht gehorchen.“

Der Vater aber zeigte sich sehr fest.

„Mit Liebe oder anderswie! Jedenfalls muß er gehorchen lernen. Dazu werde ich meine Hand haben.“

„Ja, dazu werden wir die Ruthe haben“, wiederholte Sophie wie ein Echo.

Meistens fanden diese freundschaftlichen Diskussionen während der Mahlzeit statt, in welchen selbstredend Sophie stets unterlag und nachgab.

Eines Tages setzte sie sich weniger froh und ein klein wenig weniger lächelnd ihrem Mann gegenüber. Désiré merkte es und fragte sie, nicht ohne eine geheime Aufregung, ob sie ihm nichts neues mitzutheilen hätte.

Sie antwortete aber ruhig:

„Nein, mein Freund; aber ich denke an Johannes.“

„Was ist ihm denn zugestoßen?“ schrie Désiré in einer so echten Unruhe und solcher Ueberzeugung, daß endlich beide in ein Lachen ausbrachen, als sie sich anschauten.

„Es ist ihm, Gott sei Dank, nichts passirt, mein Lieber“, antwortete Sophie nach einem Augenblick. „Aber ich berechnete eben, daß er jetzt vier Jahre alt sein würde.“

„Ach ja“, seufzte Bompard, „er würde schon anfangen zu denken, er wäre also schon ein — Mensch.“

Dann schwiegen sie beide; das war die erste ernste Traurigkeit, welche ihnen Johannes bereitete.

Am andern Morgen war jedoch jeder unangenehme Eindruck geschwunden, und die Tage fahren fort dahinzufließen, so glücklich

Digitized by Google

und ruhig, immer in steter Erwartung des undankbaren Kindes, welches sich so wenig beeilte.

So kam die Zeit heran, daß Johannes, falls er gelebt hätte, konfirmirt wäre. Herr und Frau Bompard wollten, daß dieser Tag in der Familie gefeiert würde, als wenn Johannes wirklich unter ihnen weilte. Ergeben hörten sie die Messe, Sophie nahm das Abendmahl, die Gunst aller Heiligen und Engel auf das Haupt ihres Sohnes herabflehend. Mittags aber vereinte ein stolzes Mahl, dessen Dessert sogar eine oder zwei Flaschen „Feinen" schmückten, alles, was die berühmten Namen Bompard oder Ribauval trug. Aus einigen Zeichen, welche letztere bei ihrem Schwiegersohne bemerkten, glaubten sie zu verstehen, daß es jetzt doch noch „etwas neues" gäbe, und beim Dessert umarmte Mama Ribauval weinend ihre Tochter, welche, ganz starr ob des Irrthums, sie dennoch nicht zu enttäuschen wagte.

Natürlich aber konnte diese Illusion bei den beiden Alten nicht von langer Dauer sein, und ein gewisses Mißtrauen, welches so entstand, hatte die Folge, daß die Besuche des „wartenden" Paares auf dem Elternhofe immer seltener wurden.

Indessen schienen Désiré und Sophie, obgleich noch lange nicht alle Hoffnung aufgegeben war, sich leicht mit einem stets längern Warten auszusöhnen. Dieses Traumkind genügte ihnen beinahe, und in diesem Phantasiesohne fuhren sie fort, sich zärtlicher zu lieben, denn dieser bot ihnen fortwährend den Eindruck neuer Liebe, ohne von ihrer wechselseitigen Zärtlichkeit für sich etwas in Anspruch zu nehmen.

Dennoch war allmählich in ihren täglichen Gewohnheiten eine Aenderung eingetreten. Désiré, welcher etwas beleibt geworden war, fühlte hier und da ein wenig Langeweile und erlaubte sich einige Stunden im Café; dort las er die Zeitungen, sprach gebildet über Politik, Wahlen und Stadtrath, machte seine Kartenpartie und kehrte dann und wann sogar erst zurück, wenn bereits der letzte Schlag der zehnten Stunde verklungen war.

Sophie ihrerseits besuchte eifrig und lange die Kirchen und schien sich aus der öftern Abwesenheit ihres Gemals nicht zu viel zu machen. Die beiden Gatten saßen nicht mehr wie einst stundenlang sich gegenüber in stumme Träumereien versunken. Johannes begann sie viel weniger zu beschäftigen. Allmählich kamen sie dahin, ihrerseits dies Kind zu vernachlässigen, welches seinerseits sie so lange hinhielt und getäuscht hatte. Jetzt konnten Wochen verstreichen, ohne daß sie von ihm sprachen, und fiel sein Name wirklich einmal und zufällig während der Unterhaltung, so folgte nicht selten ein nicht gerade schmeichelhaftes Epitheton. Kurz nach allem hielt man nicht mehr viel von ihm, und er konnte ruhig bleiben, wo er war.

Eines Morgens erwachte Désiré unruhig, schlecht gestimmt nach einer aufgeregten Nacht; in Eile kleidete er sich an und kehrte erst zum zweiten Frühstück zurück.

Digitized by Google

Besorgt, ihn so schweigsam zu finden, fragte seine Frau, was er denn habe.

„Was ich habe? — Hm, was ich habe? — Ich denke, daß wenn Johannes lebte . . . ."

Sofort verzog sie ihr Gesicht und ihren Gemal unterbrechend sagte sie trocken:

„Ja, ja . . . aber er lebt doch nicht!"

Ganz überrascht ob des trockenen Tones, schaute Désiré sie an und fuhr in weicherm Tone fort:

„Ich meine, daß wenn Johannes lebte, er jetzt ein Zwanziger sein könnte."

„Ein schönes Alter", bemerkte Sophie in einem Tone kalter Ironie.

Désiré, noch überraschter, fuhr fort:

„Jetzt müßten wir für ihn eine Laufbahn wählen, müßten uns um seine Zukunft beunruhigen. Welche Sorgen! Welche Unruhe! Welche Verantwortlichkeit! Und was würden wir aus ihm machen?"

Jetzt war Sophie ernst geworden, denn diese Frage war wirklich eine schwere und der Art, daß sie erst nach langer Erwägung entschieden werden konnte. Plötzlich sprang Désiré, wie von einer dritten Kraft gestoßen, in die Höhe und seine kleine, dicke Gestalt majestätisch vor Sophie reckend, schrie er mit zitternder Stimme:

„Weißt Du, was ich aus ihm gemacht hätte? — Einen Soldaten! Einen Soldaten, wie sein Großvater war, der heldenmüthige Gardist! Der unerschrockene Soldat, welcher als erster den blutigen Säbel zwischen den Zähnen . . . ."

„Einen Soldaten", unterbrach ihn Sophie, welche ganz bleich geworden war. „Daran denkst Du? — Unser Johannes ein Soldat?"

In den gewöhnlich etwas schläfrigen Augen Désirés brannte eine Flamme von Kriegsbegeisterung, und mit höhnischem Lachen erwiderte er:

„Sollte er vielleicht ein Pfaffe werden?"

„Und warum nicht?

„Haha! Ein Missionär vielleicht, ein leckerer Gang für die Menschenfresser!"

„Ziehst Du denn vor", antwortete Sophie entrüstet, „daß er eines Tages zu uns zurückkehre zerhauen und mit einem Beine oder einarmig?"

Das beruhigte den Gatten plötzlich.

„Gut, also verheiraten wir ihn!"

„Damit er einer andern Frau angehöre? Nein, niemals!" erklärte Sophie energisch, indem auf einmal die eingeschlummerte Mutterliebe wieder in ihr erwachte.

Dieses „Nein, niemals!", diese zwei Worte stieß Frau Bompard so entschlossen aus, daß Désiré sich beleidigt fühlte, beleidigt in seinem Ansehen als Vater, beleidigt in seinem Berufe als Gatte. Schon war er im Begriff, seiner kleinen Frau eine harte Antwort

Digitized by Google

zu geben, doch hielt er an sich, richtete in seinem Zorne allen Groll gegen Johannes, den Urheber dieses Zwistes und ging wüthend fort. Der Rest des Tages aber verging den beiden Gatten im düstern Nachdenken. — „Ein Soldat! — Wahrlich nur ein unnatürlicher Vater konnte solchen Wunsch äußern!“ — „Ein Pfaff! — In der That die trockene Frucht eines bigotten Herzens!“

Infolge dieses schrecklichen Familienzwistes fühlten beide Gatten dunkel, daß etwas zwischen ihnen beiden zerrissen sei. Wo blieb die friedliche und ruhige Existenz von früher! Liebe, Vertrauen, Zärtlichkeit, alle diese so beschwingten und viel bedeutenden Vögel wahren Eheglückes schienen entflogen zu sein. Und wer war von allem dem der Urheber, als dieser erbärmliche Johannes, dieser schwärzeste Undankbare, welcher so die blinde Zärtlichkeit belohnte, den Inhalt so vieler Jahre! Schon machte man sich kein Gewissen mehr daraus, ihn offen zu tadeln, man forschte seinen Fehlern und Schattenseiten nach; ja, man entdeckte an ihm alle Untugenden und Laster, welche die Hölle allein in eine menschliche Gestalt einpacken kann. So war Johannes eine wahre Plage für seine Eltern geworden, in allen ihren Streitigkeiten spielte er seine Rolle, und die war eine traurige, die Rolle eines agent provocateur.

Herr Bompard begann abzumagern, sein Bart wurde immer mehr von grauen Haaren durchzogen, und sein sonst so blühender Teint ward gelb. Die Hälfte des Tages brachte er im Café zu, und oft nach Augenblicken tiefsten Nachdenkens sagte er seinen Bekannten, welche fast alle Hagestolze waren:

„Ach, wie seid Ihr glücklich, Ihr Herren, die Ihr keine Kinder habt!“

„Nun, und Sie?“ erwiderte man ihm.

Aber er antwortete kein Wort, hob nur, wie anklagend, seinen düstern Blick zum Himmel und ging weg, die Hände in den Taschen und das Haupt gesenkt.

Eines Abends kehrte er — nach Mitternacht zurück. Seine Frau erwartete ihn, ängstlich und wüthend zugleich, und als er erschien mit seinem müden, abgespannten Gesicht, die Augen, welche das lange Wachen gar nicht vertragen konnten, so matt und rothgerändert, wäre sie ihm beinahe ins Gesicht gesprungen.

„Wahrhaftig“, schrie sie mit scharfer Stimme, „wenn Johannes lebte, hätte er ein schönes Beispiel hier vor Augen!“

„Ja, wenn Johannes da wäre . . . .“, begann Désiré.

Aber er konnte nicht weiter, der Zorn erstickte die Worte in der Kehle. Er ergriff einen Leuchter und ging in das Wohnzimmer, wo er sich auf dem Sopha ausstreckte. Sophie dagegen stürmte in das Eßzimmer, und die ganze Nacht hindurch schlug die Uhr ihre Stunden traurig und brummend in dem leeren, sonst so behaglichen Schlafzimmer beider.

Dies Leben konnte nicht mehr ertragen werden. Schon der Name Johannes versetzte sie in Raserei, und die Nachbarn hörten

Digitized by Google

jeden Abend laute Stimmen, heftige Zänkereien, aus welchen jeden Augenblick „Johannes! Johannes!“ wie ein Kriegsgeschrei herauftönte. Man mußte sich einmischen, man ließ sie Vernunft hören und bemühte sich in beiden auch die letzte Erinnerung an das elende Wesen zu ersticken, welches sie so schrecklich leiden ließ.

So kam allmählich das Alter heran. Herr Bompard, durch die fortwährenden Aufregungen mitgenommen, war fast ein Greis; und Frau Sophie, eine dicke und sehr in die Breite gegangene Matrone, konnte nur mehr mit der Brille stricken. Die Schwiegereltern waren darüber hin gestorben, die beiden Gatten allein auf der Erde zurückgeblieben, und ganz allmählich kehrte in die so lange gestörte Häuslichkeit wieder Ruhe und Frieden ein.

Eines Tages wanderten sie auf ihrem langsamen Spaziergang, ohne sich etwas dabei zu denken, die Kirchhofsmauer entlang. Mit einem Male verlangsamte Désiré seine Schritte noch mehr und ward nachdenkend.

„An was denkst Du denn, Lieber?“

„Willst Du es wirklich wissen?“

„Jawohl — gern“, antwortete sie etwas zögernd, als wenn sie in den Augen ihres Gatten etwas gelesen hätte.

„Ich denke an — Johannes“, sagte Désiré mit leiser Stimme.

Und ohne ihr Zeit zur Erwiderung zu lassen, fuhr er fort, indem er mit dem Finger auf das Mausoleum zeigte, dessen weiße Säulen aus dem tiefen Grün der Sykomoren und Cypressen hervorschimmerten:

„Wenn ich denke, daß wir, hätte das Kind gelebt, es jetzt vielleicht verloren haben würden!“

Sie antwortete kein Wort, und beide setzten, da auch er nichts hinzusetzte, still und düster ihren Weg fort. Als sie an die Pforte kamen, traten sie schweigend ein und wanderten in den Alleen auf und ab. Plötzlich blieb Sophie stehen. Dort lag ein vernachlässigtes Grab; als eine Art Denkmal hob sich eine abgebrochene Säule auf einem Steine, dessen Inschrift durch den Einfluß des Wetters unlesbar geworden war. Das Gitter war ganz und gar verrostet und zwei verkümmerte Trauerweiden ließen auf diese Stelle der Vergessenheit ihre herbstgelben Blätter herabregnen, so oft ein leiser Windstoß ihre Kronen schüttelte.

„Was hast Du?“ fragte Désiré.

„Ein solches Grabmal würde ich für ihn gewählt haben.“

Mit einem traurigen Lächeln antwortete er:

„Begraben wir ihn denn sofort, dann werden wir wenigstens von ihm befreit sein.“

Aber Sophie hörte ihn kaum. Sie neigte sich über das Grab, ordnete mit ihren vor Alter zitternden Händen die beiden Bäume schlecht und recht und bemühte sich mit dem Taschentuche den Rost zu beseitigen, welcher das Schloß bedeckte. Bompard wandte sich ihr zu und versuchte in scherzendem Tone zu sagen — aber derselbe

Digitized by Google

mißlang glänzend: „Komm, Liebe! Jetzt ist Johannes für immer und allen zum guten beerdigt. Jetzt werden wir nicht mehr von ihm sprechen."

Als jedoch Sophie ihn leise um Schweigen bat, hörte er auf, nicht ohne Gewissensbisse ob seines Scherzes.

Am andern Tage führte sie, ohne daß jemand es gesagt, ihr Weg wieder zu diesem einsamen Hügel. Sie kauften dem Gärtner, welcher für die Gräber sorgte, einige Blumen ab und schmückten das verlassene Grab. Tiefbetrübt kehrten sie zurück und aßen kaum einen Bissen. Ein unbekannter Druck ruhte auf ihrer Brust.

„Nur Muth, Liebe!" sagte Désiré.

„Armer Johannes!" seufzte Sophie.

Seit der Zeit wanderte das alte Paar Tag für Tag trotz Sturm und Regen hinaus, um „an dem Grabe ihres Johannes" zu beten. Der Hügel war vom Unkraut gereinigt, mit Blumen bedeckt und von einem neuen Gitter umgeben.

Doch die Gesundheit Sophies hatte einen Stoß erlitten. Jetzt war wiederum von nichts mehr die Rede, als von Johannes, von seinen guten Eigenschaften, seiner großen Begabung und endlich von der Grausamkeit des Schicksals, das ihn so schnell, so jung dahingerafft hätte. Eines Tages, als sie vom Grabe zurückkehrten, ward Sophie bettlägerig, ernstlich krank und nach einigen Wochen starb sie, getödtet von diesem Johannes, dessen Geburt schon eine eingebildete gewesen war.

Herr Bompard hat sie überlebt, aber er ist ein gebeugter Greis, welchen der Druck eines geheimnißvollen Schmerzes peinigt; er ist kaum mehr der Schatten von sich selbst. Möglich, daß er sich über den Tod seiner Gattin einst noch trösten wird; nie aber über den seines Johannes.

Digitized by Google

Zur Geschichte der „Salonfähigkeit" des Schriftstellers.

Eine kulturhistorische Skizze.

In dem unlängst zu Berlin erschienenen Buche eines Aesthetikers „Lebenskunst und Kunstleben" wird bemerkt, daß des Schriftstellers Einreihung in die „Salonfähigkeit" bei uns noch von verhältnißmäßig jungem Datum sei. Es handelt sich hier offenbar um den berufsmäßigen Literator. Dem galt es wohl auch, als vor einiger Zeit die Frage „Wie wird man Schriftsteller?" manchen Autoren seitens der Redaction eines belletristischen Blattes vorgelegt wurde. Das fand Anklang bei dem großen Lesepublikum und hatte Antworten einzelner Männer der Feder zur Folge. Die Breite eines gewissen mittleren Bildungsniveaus, erklärte Spielhagen, führe denjenigen, welcher sich bewußt ist, mindestens auf diesem Niveau zu stehen, nur zu leicht zu der Annahme, daß er die Höhen auch des Schriftstellerthums bereits erreicht habe, es zum mindesten nur Sache seines Willens und Wollens sei, ob er dieselben erreiche oder nicht. „Und nun gar, wenn sich ihm Gelegenheit geboten, seine Ansichten über irgend einen Gegenstand des Tages in Form einer Broschüre kundzugeben, oder er ein Paar seiner kostbaren Stunden geopfert hat, Etwas zu Papier zu bringen, das er und seine Freunde für eine Novelle, einen Roman, ein Drama halten." Dann sei die Sache entschieden, dann sei es meistens nur die Rücksicht auf seine höhere Lebensstellung, wenn er sich nicht öffentlich einen Schriftsteller nennt. Hiermit wird die oben berührte Frage nach der Salonfähigkeit des letzteren gestreift, auch eine kleine Illustration zu dem Ausspruch eines modernen Kritikus geliefert, daß das deutsche Volk das schreiblustigste und zugleich das lesefaulste sei. Unter solchen Umständen darf eine geschichtliche Betrachtung jener Frage bei dem regen kulturhistorischen Sinne der Heutigen wohl in weiteren Kreisen auf ein entgegenkommendes Interesse rechnen.

Wir wissen, daß in Norddeutschland die Salongeselligkeit mit ihrer Mischung der Stände zuerst zu Berlin und zwar von der Frau eines jüdischen Arztes gepflegt wurde. Nach den Aufzeichnungen der „schönen Henriette" kontrastirte die dortige Gesellschaft hinsichtlich jener Mischung sehr von der sächsischen; aus ihnen ergiebt sich, daß der größte deutsche Humorist vorzugsweise die letztere vor seinem 1800 erfolgten ersten Besuche Spree-Athens gekannt und sich deßhalb in dem Herzschen Hause sehr wohl gefühlt hat. So

Digitized by Google

gelangte denn Jean Paul im besten Mannesalter zur Salonfähigkeit, hierin anscheinend der erste unter den heimischen Berufsschriftstellern. Wie schwierig die Stellung eines solchen damals war, beweist eine Goethesche Kennzeichnung seiner Existenz um 1795. „Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen, von der Vorliebe für dieses oder jenes Beispiel einheimischer oder fremder Literatur hingerissen; zu allerlei Versuchen, ja Pfuschereien genöthigt, um ohne Anleitung seine eigene Kraft zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen soll, durch Praktik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publikum ohne Geschmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demselben Vergnügen verschlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntschaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reiches zerstreuten Menge, gestärkt durch mitarbeitende, mitstrebende Zeitgenossen" — diese zusammenfassende, mit Nahrungssorgen des Alters abschließende Schilderung läßt den damaligen Durchschnittsschriftsteller als schon durch äußere Rücksichten von der Salongeselligkeit ferngehalten, nur zu gut erkennen.

Die „Hofräthin" Herz erzählt, wie Jean Paul um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, wo er bereits verschiedene aufsehenerregende Romane („Die unsichtbare Loge", „Hesperus", „Quintus Fixlein" und „Siebenkäs") herausgegeben, zu Berlin als Liebling der Frauen eine ungemein zuvorkommende Aufnahme fand, obschon er daselbst in ärmlichen Behausungen logirte. Bei seinem ersten dortigen Aufenthalt habe er sein Quartier in einem ziemlich obskuren Wirths- oder Kaffeehause aufgeschlagen, und mit ihm, dem überaus Unbefangenen, habe hier eine geistreiche, gutmüthige Wittwe, die nichts weniger wie schöne, indeß vollbusige Sophie Bernhard, geb. Gad, gewohnt, welche später den Leibarzt des vorübergehend am preußischen Hofe lebenden Herzogs von Sussex heiratete. Als er in der Folge auf dem Hof eines Grundstücks der neuen Friedrichsstraße ein ziemlich schlechtes Stübchen gemiethet, sei er von den ausgezeichnetsten und vornehmsten Damen, so von der mit jener Frau befreundeten Gräfin Schlabrendorf, geb. Gräfin Kalkreuth, Schwester des gleichnamigen Feldmarschalls, besucht worden. Ueberhaupt sei es kaum zu beschreiben, wie viel Aufmerksamkeit ihm von den Frauen, selbst von denen der höchsten Stände, erwiesen wurde. „Sie wußten es ihm Dank, daß er sich in seinen Werken so angelegentlich mit ihnen beschäftigte und in die tiefsten Falten ihres Sinns und Gemüts zu dringen gesucht hatte; hauptsächlich aber dankten es ihm die von höherer Bildung und die vornehmen Damen, daß er sie so viel bedeutender und edler dargestellt, als sie in der That waren." Jean Paul habe anspruchslos, klar geordnet, sehr selten humoristisch gesprochen — unter den Bühnenhelden sind Komiker im Leben ja meist auch ernst — dabei sei er sehr eingehend gewesen, habe noch lieber mit sich sprechen lassen, als daß er selbst geredet. Da in

Digitized by Google

Berlin dem ernsten, nüchternen Könige Friedrich Wilhelm III. zuletzt der Begeisterung für den (sogar von seiner schönen Gemalin und deren Schwester angeschwärmten) Dichter zu viel wurde, so äußerte er zu einer ihm nahestehenden Dame des Hofes: „Höre denn doch zu viel diesen Jean Paul herausstreichen; mag ganz gute Romane geschrieben haben — für den Liebhaber, denn mir war das, was mir davon zu Händen gekommen ist, ein bißchen gar zu kraus — aber das ist doch ein Verdienst, das sich noch halten läßt; wie will man erst von einem Staatsmann sprechen oder von einem Helden, der das Vaterland gerettet hat? Die Damen verstehen immer das Maßhalten nicht." Aus vorstehendem erhellt zur Genüge, wie die Salonfähigkeit des „genialen Kleinstädters" ihren Grund theilweise in seinem Charakter als „Frauenlob" hatte.

Daß solche dem deutschen Romanschreiber sonst im Gegensatz zu demjenigen anderer Nationen noch zu den Zeiten Heines kaum beiwohnen konnte, geht aus einschlagenden Betrachtungen des letzteren hervor. Der englische Schriftsteller reise, schon durch Honorare bereichert oder noch arm, gleichviel er reise; stumm und verschlossen beobachte er die Sitten, die Leidenschaften, das Treiben der Menschen, und in seinen Romanen spiegle sich ab die wirkliche Welt und das Leben. Der französische Schriftsteller lebe beständig in der Gesellschaft und zwar in der großen, mag er noch so dürftig und titellos sein. Fürsten und Fürstinnen hätten den Notenschreiber Jean Jacques kajolirt und im Pariser Salon heiße der Minister Monsieur und die Herzogin Madame. Daher lebe in den Romanen der Franzosen jener leichte Gesellschaftston, jene Beweglichkeit, Feinheit und Urbanität, die man nur im Umgang mit Menschen erlange. „Aber der arme deutsche Schriftsteller", heißt es dann weiter, „der, weil er meist schlecht honorirt wird oder selten Privatvermögen besitzt, kein Geld zum Reisen hat, der wenigstens spät reist, wenn er sich schon in eine Manier hineingeschrieben, der selten einen Stand und einen Titel hat, der ihm die Gnadenpforten der vornehmen Gesellschaft, die bei uns nicht immer die feine ist, erschleußt, ja der nicht selten einen schwarzen Rock entbehrt, um die Gesellschaft der Mittelklasse zu frequentiren. Der arme Deutsche verschließt sich in seiner einsamen Dachstube, faselt eine Welt zusammen und in einer aus ihm selbst wunderlich hervorgegangenen Sprache schreibt er Romane, worin Gestalten und Dinge leben, die herrlich, göttlich, höchst poetisch sind, aber nirgends existiren." Jenen Charakter trügen alle unsere Romane, die guten und die schlechten, von der frühesten Spieß-Krämer- und Vulpius-Zeit bis Arnim, Fouqué, Horn, Hoffmann. Von diesen vier Autoren waren die beiden erstern, der Verfasser der „Gräfin Dolores" und derjenige des „Zauberring", (wie des sinnigen Märchens „Undine") wohl salonfähig, indeß nicht als Romanschreiber, vielmehr als phantasiereiche Kavaliere.

Zu den zugereisten Gästen der alternden Herz gehörte der geistsprühende Frankfurter Literat Ludwig Börne, welcher in seinen

Digitized by Google

Studienjahren auf ihre Veranlassung als ein zu stürmischer Verehrer die Berliner Universität mit der Halleschen (infolge ihrer brieflichen Vorstellungen bei seinen Verwandten) hatte vertauschen müssen, als Mann im Jahre 1828; damals hatte er durch seine „Denkrede auf Jean Paul" und seine witzigen, auf die Sängerin Sonntag bezüglichen Zeitschriften-Artikel großes Aufsehen in literarischen Kreisen erregt, aber fast nur in solchen. Als er in Preußens Hauptstadt in dem — ihm durch einen Empfehlungsbrief aus Frankfurt zugänglich gemachten — Hause eines dortigen adeligen Präsidenten und dessen „hochroth und dick geschminkter Gemalin" mit verschiedenen vornehmen, beinahe durchweg alten Personen zu Mittag speiste, merkte er bald, daß die „wunderlichen Leute" so gut wie gar nichts von seinen Schriften wußten; bei seiner Schwerhörigkeit „saß er wie ein armes Kätzchen da, putzte sich hinter die Ohren und machte ein Donnerwetter-Gesicht." Uebrigens schreibt er aus Berlin, es werde daselbst viel „gewitzt" und er witze auch — wie wenn er sich als unterhaltender Gesellschaftsmann zu bewähren hätte. Neben dem Salon der erwähnten Gönnerin Börnes war zu Berlin bekanntlich derjenige von Rahel Levin, Gattin Varnhagens, emporgekommen. Bei dem letzteren verkehrte längere Zeit nach dem Tode seiner Frau der damals noch junge Schweizer Gottfried Keller, Verfasser des beliebten Romans „Der grüne Heinrich"; dieser kleine, untersetzte Mann mit dem charaktervollen Kopf erschien nach einer Schilderung von Max Ring still, thauete jedoch im traulichen Zwiegespräch auf, überraschte und fesselte durch die Originalität seines Geistes und durch einen liebenswürdigen, zuweilen schalkhaften Humor.

Die angeführten Thatsachen deuten darauf hin, daß in Berlin bis zu den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts nur einzelne wenige Männer der Feder salonfähig erschienen. Der Eingangs gedachte Aesthetiker meint denn auch, erst seit der erwähnten Zeit hätten die deutschen Schriftsteller einen Theil des ihnen gebührenden Raumes in der Gesellschaft erlangt, während der größere Theil noch heute von den — der denkträgen Menge beinahe mühelos verständlichen — bildenden Künstlern und Musikern eingenommen werde. Da Professor Ehrlich die Gründe für jene Erscheinung nicht angiebt, so wollen wir dieselben zu ermitteln suchen.

Vor allem hatte die Schriftstellerei in der auf Schiller und Goethe folgenden Zeit dadurch an gesellschaftlicher Geltung gewonnen, daß sie in hohe Kreise gedrungen war. In dieser Hinsicht dürfen wir für Sachsen, insbesondere Dresden, die Prinzeß Amalie als Verfasserin metrischer Schauspiele, gemütlicher Dramen und trefflicher Lustspiele, sowie den Prinzen Johann, nachmaligen König, als Uebersetzer, kritischen und historischen Erläuterer von Dantes Göttlicher Komödie anführen; für Berlin vier Herren: Fürst Pückler mit seinen Briefen eines Verstorbenen, Graf Athanasius Raczynski mit seinem, eine Masse schätzbaren Materials enthaltenden Werke über die Kunst in Portugal, den edlen und liebenswürdigen General

Digitized by Google

Rühle von Lilienstern mit historischen und philosophischen Arbeiten und den Oberschänk von Arnim (Bruder Ludwig Achims, gewöhnlich Pitt-Arnim genannt) mit seinem Büchlein „Flüchtige Skizzen eines flüchtig Reisenden", das manche Blicke in die geselligen und sittlichen Zustände der von ihm besuchten Länder werfen läßt. Derartige Bestrebungen hochgestellter Personen trugen dazu bei, die Werthschätzung tüchtiger, berufsmäßiger Pfleger deutschen Schriftthums zu mehren, ihnen den Zutritt zu diesem oder jenem gastfreien vornehmen Hause zu erleichtern. Hierzu kam in den fünfziger Jahren, daß das bewegtere öffentliche und politische Leben mehr Salons als vordem hervor rief, vielerorten eine Milderung der Standesvorurtheile zur Folge hatte, den Einfluß der gelegentlich des Schriftstellers Interessen vertretenden Tagespresse steigerte, auch ein dem letztern einigermaßen geistesverwandtes neues Element der offiziellen und öffiziösen Geselligkeit, bis zu einem gewissen Grade selbst den privaten, in dem vom Volk gewählten Abgeordneten zuführte.

Wenn Minister-Salons sich Redacteuren politischer Tagesblätter nicht öffnen, so liegt das in der Natur der Verhältnisse. „Die Bohème", bemerkt ein (den „Vertretern der sechsten Großmacht" zugewandter) berühmter französischer Kritiker, der Senator Saint-Beuve, „selbst die ernsteste und anständigste — und unter Bohème verstehe ich alles, was schwankend ist — liegt hundert Meilen weit ab von der Bureaukratie, sogar von der zuvorkommendsten und höflichsten; zwar waltet die Politik über allem, kann das Auge auf alles haben; aber kümmert sie sich (in gesellschaftlicher Hinsicht) um jene leichtbeschwingte Welt, bei der die Einzelfeder nichts ist, indeß alle Federn gleichwohl von Gewicht sind und zählen?" Wie dem auch sei, der literarische Arbeiter mehre und vervielfältige sich thatsächlich jeden Tag. Seine Existenz sei eine Nothwendigkeit geworden, ein natürliches und wachsendes Erzeugniß des erregten, die Kopfnerven angreifenden Lebens, welches die großstädtische Civilisation ausmacht; aber er nehme im sozialen Leben nicht die seinem Wirken entsprechende günstige äußere Stellung ein, habe in den seltensten Fällen eine gesicherte Zukunft, reibe sich meist durch anstrengende Thätigkeit frühzeitig auf. Bei uns kommt hinzu, daß die hohe Amtswelt ihm gegenüber nicht von der Besorgniß frei ist, er könne eine ihm ihrerseits gemachte Mittheilung publizistisch verwerthen. Immerhin bleibt die von Graf Schack hervorgehobene Thatsache beachtenswerth, daß in Deutschland von jeher viel weniger Männer der Feder Minister geworden sind, als im Auslande.

Hierüber können schöngeistige Schriftsteller sich damit einigermaßen trösten, daß in Norddeutschland der bekannte Ausspruch Schillers eine gewisse Geltung erlangt hat:

Es soll der Dichter mit dem König geh'n,
Denn beide stehen auf der Menschheit Höh'n.

In dieser Hinsicht erinnern wir daran, daß in neuerer Zeit Bodenstedt, Gottschall und Scheffel geadelt worden, daß Auerbach, Hans

Digitized by Google

Hopfen und Paul Lindau zu Ballfestlichkeiten im Berliner Schloß geladen wurden, daß Gustav Freytag, sowie andere Autoren sich des Mäcenats des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha erfreuen. Wir möchten glauben, daß die Salonfähigkeit des Schriftstellers in den letzten Jahrzehnten insofern mittelbar eine Förderung erfahren, als er in großen Städten mit Genossen zu Fachverbänden für Wahrung seiner Interessen zusammengetreten. So wurde begründet: der deutsche Journalisten-Verband für 25 Zeitungen mit Frankfurt a. M. als Vorort im Jahre 1863, die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten mit Leipzig als Sitz 1871, der Allgemeine deutsche Schriftsteller-Verband ebendaselbst 1878 und der aus dem letzteren hervorgegangene Deutsche Schriftsteller-Verband (Berlin 1887). Die Besserung der äußeren Lage des Schriftstellers, die Hebung seines Standes steigert naturgemäß seinen Lebensmuth und giebt ihm einen gewissen Schwung für freie geistige Bewegung auch im „Plaudersaal".

Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

F. v. B.

Bildertisch.

Die Spielgefährten. Daß die Hunde die besten Spielgefährten der Kinder sind, ist eine alte Thatsache, welche durch unser reizendes Bild eine neue Bestätigung findet. Fröhliche Kinder spielen im Hofe an der Gartenmauer eines jener trauten Spiele, welche, wie naiv sie auch sein mögen, doch voller Beziehung und voller Bedeutung sind. Es wird ein Gastmal gegeben und die große Dogge, des Hauses bester Freund und treuer Wächter, der Kinder Schutz und Spielgenosse, ist dazu feierlichst geladen. Er begreift das harmlose Kinderspiel und thut mit, so weit seine groß angelegte Natur zum Spielen geneigt ist, und läßt sich von seinen Schutzbefohlenen vieles, wenn nicht alles gefallen. Das giebt denn manchen Scherz, manch heiteren Zwischenfall, und helles, lustiges Lachen, untermischt mit fröhlichen Rufen, klingt durch den alten Hof. Kinder und Hunde, die beiden gehören zusammen wie Roß und Reiter, ja, in gewisser Weise noch inniger, denn der Hund entwickelt mehr Anschmiegsamkeit, wie das Pferd. Wer hätte nicht selbst schon die reizendsten Scenen zwischen Hund und Kind beobachtet und mit freudigem Gefühl belauscht?

Geistlicher Zuspruch ist ein schönes Ding für fromme Gemüter und manche Seele ist auch schon dadurch erbaut und getröstet worden. Aber ein Ereigniß im Leben giebt's, bei dem des Geistlichen Trost versagt, das ist, wenn man das Liebste verloren, an das man sein Herz gehängt hatte. In diesem Falle ist die junge Wittwe unseres Bildes. Sie hat ihren Mann verloren und nur das kleine hilflose Kind ist ihr als Erinnerung an die glückliche Ehezeit geblieben. Da steht die Wiege vor ihr, sie blickt aber nicht auf das Kind, sie hört nicht die tröstenden Worte des gutherzigen Mönches, nur Töne dringen an ihr Ohr, keinen anderen Gedanken vermag sie zu fassen als den an den unersetzlich Verlorenen! Und wenn der Mönch dem schmucken Weibe nun gar vom Ersatz durch eine zweite Ehe redet! Ersetzen, sagt Jean Paul, läßt sich ein Glück, eine Liebe, ein Mensch ersetzen? Es kann ein neues Glück zu uns schweben und lächelnd sagen: jauchze! Es kann eine neue Liebe unsere Herzen klopfen machen, wir können einen anderen Menschen vielleicht noch inniger lieben — aber ersetzt kann nichts werden!

Eine Dickhäuterfamilie. Es ist nicht eben leicht, die Dickhäuter, welche gegenwärtig unsere Erde noch bevölkern, nach Rang und Gebühr zu ordnen. In der Vorzeit waren neben den riesenhaften Gestalten der Rüsselträger und Plumpen kleinere und zierlichere Dickhäuter sehr häufig; gegenwärtig kennen wir außer den

Digitized by Google

Schweinen und den Klippschliefern bloß noch eine einzige Familie, deren Glieder den ausgestorbenen ähneln. Es sind die in Südamerika lebenden, Pflanzen fressenden Tapire (Tapiri), verhältnißmäßig kleine, elephantenartige Thiere, welche aber ebensogut auch als Mittelglieder zwischen diesen und den Schweinen oder den Nashörnern betrachtet werden können. Viele Naturforscher sehen in ihnen eine Sippe der Plumpen und stellen sie mit Nashorn und Nilpferd zusammen; andere, denen wir uns anschließen, bilden eine eigene Familie aus ihnen. Sie kennzeichnen sich durch verhältnißmäßig geringe Größe, einen noch immer wohlgebildeten Leib, mit verlängertem, schmächtigen Kopf, schlanken Hals, kurzen Schwanz, und mittelhohen, kräftigen Beinen. Die aufrecht stehenden Ohren sind kurz und ziemlich breit, die schiefliegenden Augen dagegen klein. Die Oberlippe verlängert sich rüsselförmig und hängt weit über die Unterlippe herab. Die kräftigen Füße haben vorn vier, hinten drei Zehen. Der Schwanz ist ein Stummel.

Mit Dampf!

Der Dampfer furcht des Stromes Wellen,
Des Rauches Fahne flattert weit,
An Bord hört man das Glöcklein schellen,
Dem Fahrgast ruft es: „Sei bereit!"
Man landet. Die Maschine dämpfet
Ihr rastlos grollendes Gestampf,
Der Eintritt wird zum Boot erklämpfet,
Gell zischt der Dampf.

Und mit den neuen Passagieren
Kommt neues Leben auf das Deck;
Bei schöner Aussicht, Wein und Bieren
Scheint das Vergnügen Reisezweck.
Bei trübem Himmel bieten Karten
Gelegenheit zu heiterm Kampf,
Und immer vorwärts geht's, denn warten
Kann nicht der Dampf.

Dem Dampfertreiben gleicht das Leben;
Wir gleiten auf dem Strom der Zeit,
Schaun rechts und links und auch — daneben,
Und landen in der Ewigkeit.
Was fragt das Boot, ob dort am Stege
Vor Trennungsschmerz im wehen Krampf
Die Seele zuckt? Auf neuem Wege
Vorwärts mit Dampf!

Ein ewig Kommen, ewig Gehen
Zeigt sich beim Lebensboot am Bord.
Kaum hat man sich ins Aug' gesehen,
Da muß man eilends wieder fort.
Vor Arbeitslast keucht die Maschine,
Die eherne, im Lebenskampf,
Den Schmerz verbirgt gleichgilt'ge Miene —
Man lebt mit Dampf!

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Capote aus schwarzem englischem Crêpe für junge Mädchen oder Frauen. Das niedrige Köpfchen ist faltig mit Crêpe belegt und vorn zu einem Bausch

Nr. 1 Capote aus schwarzem englischem Crêpe für junge Mädchen oder Frauen.

zusammengenommen, welcher an beiden Seiten oben und unten mit Rosetten aus Kometenband gestützt wird. Bindebänder und Schleifen sind aus Crêpe.

Digitized by Google

Nr. 2. Mantille „Roumaine" aus schwarzen Spitzen. (Vorder- u. Rückansicht.)

An einem hochstehenden, mit Perlen bestickten Diadem ist die Mantille in Falten befestigt. Der untere Rand reicht bis zur Hälfte des Rückens herab, ist dort kragenartig glatt und läßt die langen Enden nach vorn tuchartig herabfallen. Das eine dieser Enden wird mit einer Perlenagraffe auf dem andern nach der Schulter zu

Nr. 2. Mantille „Roumaine" aus schwarzen Spitzen. (Vorder- und Rückansicht.)

emporgenommen und gehalten. Die Falten der Mantille sind am Diadem derartig befestigt, daß die Randzacken derselben hochstehen und an den Seiten dann lose hängen. Der untere Rand vom Diadem ist noch mit einer Perlenfranse verziert.

Nr. 3. Umhang „Madrilène aus weißen Spitzen. (Vorder- u. Rückansicht.)

Die Pelerine hat am untern Rand eine Spitzenfalbel. Der über den Kopf

Digitized by Google

gezogene Capuchon ist mit gelber Seide gefüttert, hat am Rand eine Spitzenfalbel und oben am spitzen Ende eine Bandschleife. Am Hals sind die Falten mit Band durchzogen und vorn mit Bandschlingen befestigt.

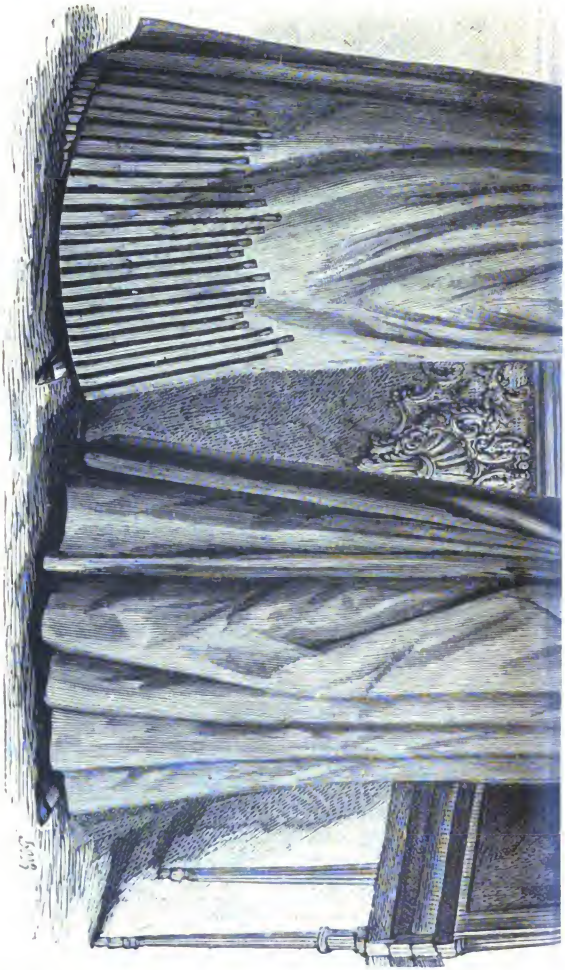
Nr. 4 u. 5. Anzug aus grauem Mohair. (Vorder- u. Rückansicht.) Ueber einem untern Rock aus Taffet ist der zweite Rock aus grauem Mohair

Nr. 3. Umhang „Marrilene" aus weißen Spitzen. (Vorder- und Rückansicht.)

in der Taille faltig angesetzt. Die Rücktheile desselben, in enge Falten gelegt, werden an beiden Seiten mit bütenartig lose herabfallendem Theile begrenzt. Das vordere Theil des Rockes ist am untern Rand mit aufwärtsstehenden, oben zackig abgegrenzten, schwarzen Schnuren (Soutache) benäht. Die Vordertheile der Taille sind oben collerartig glatt und mit Schnuren benäht. Auch die Seiten, welche

Digitized by Google

jackenartig lose hängen, sind schräg besetzt, doch so, daß der untere jackenartige Rand frei bleibt. An das obere Collertheil sind dann die mittleren Vordertheile in Falten

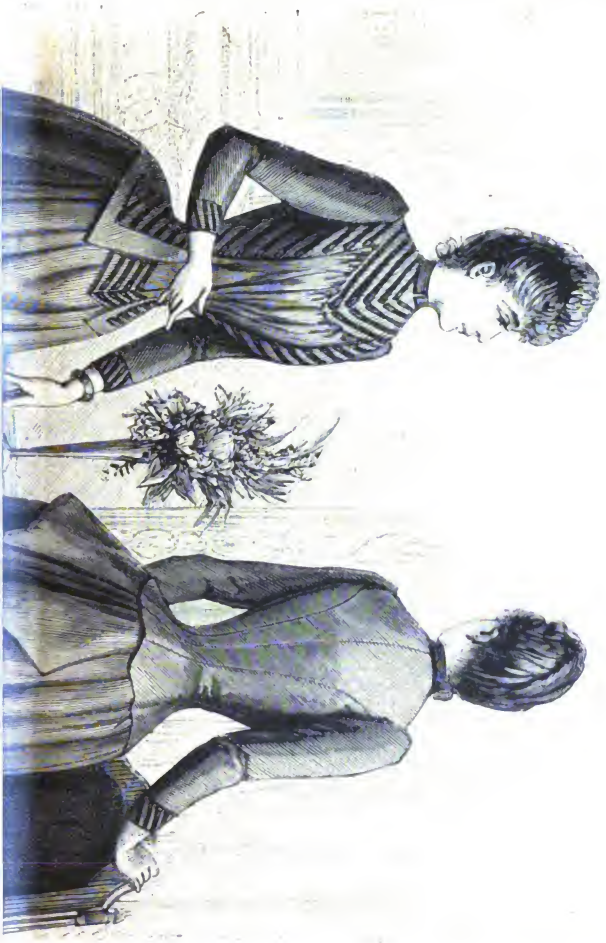


Nr. 4 u. 5. Anzug aus grauem Mohair. (Vorder- und Rückansicht.)

gereiht aufgesetzt, nach der Taille zu spitz zusammengenommen und endigen in einem glatten Westentheil, welches ebenfalls mehrfach mit Schnuren benäht ist. Die glatten

Digitized by Google

Aermel haben unten dieselbe Verzierung. Der Rücken ist glatt und lang, die Seitentheile sind jackenartig geschnitten. Den Hals umschließt ein schmaler glatter Kragen.



Nr. 6. Mantelet aus karrirtem Tuch.
Die Aermel dieses Mantelets sind mit dem Rückentheil im Ganzen geschnitten.

Digitized by Google

Das rechte Vordertheil wird auf der linken Hüfte in Falten genommen. Das linke Vordertheil geht über das rechte und wird in Falten auf der rechten Schulter mit einer Schleife befestigt. Der Rücken bildet eine dicke Falte und hat einen faltig am Hals angesetzten Capuchon mit einem Umschlag aus farbigem Atlas, gleich dem Futter desselben. Der Stehkragen ist mit einer herabfallenden Franse bedeckt, welche auch alle Ränder des Mantels umgiebt.

Nr. 7. Anzug aus sahnefarbigem Vigogne.

Der am untern Rand mit einem breiten Streifen dunkelgrünen Sammets besetzte Rock aus sahnefarbigem Vigogne hat über diesem Streifen eine Passementbordüre, welche auch die gleichmäßig der Taille angesetzten Rockfalten oben bedeckt. Die Taille ist glatt und kurz. Die Vordertheile bedeckt ein faltiges, blousenartiges

Nr. 6 Mantelet aus karrirtem Tuch

Theil, welches am Hals in Reihfalten angesetzt ist und in der Taille, mehrfach eingereiht, spitz endet. Den Stehkragen aus Sammet umgiebt, die Latzfalten deckend, ein Passementenstreifen, welcher auch den Rand des spanischen Jäckchens aus dunkelgrünem Sammet verziert. Die glatten engen Aermel vom Stoff des Kleides haben Sammetaufschläge und an der Schulter große kragenartige Glockenärmel aus Sammet. Der sahnefarbige Hut ist mit dunkelgrünem Sammet gefüttert. Oben auf demselben sind große Bandschlupfen befestigt. Stoff zur Anfertigung des Kleides ist erforderlich: 10 Mtr. Vigogne ganze Breite und 6 Mtr. grüner Sammet.

Nr. 8. Anzug aus Wollenstoff und façonnirtem Band für Mädchen.

Der Faltenrock ist am untern Rand mit Band besetzt. Die Vordertheile der Taille sind vorn herab, sowie vom Arm an den Seiten nach dem Gürtel mit Band verziert; zwischen diesen sind die Falten des Oberstoffes an der Schulter und am Gürtel befestigt. Die glatten Aermel haben oben eine Puffe, welche mit einer Band-

Digitized by Google

Nr. 7. Anzug aus fahnefarbigem Bigogne.

Digitized by Google

spange endigt. Kragen, Gürtel und Aermelbündchen sind von ebensolchem Band. Schwarze Strümpfe und Schuhe.

Nr. 9. Anzug aus crèmefarbigem Voile mit Schnurenstickerei für Mädchen.

Der Faltenrock hat am untern Rand eine breite Stickerei aus schwarzer (Sontasche-) Schnure. Die Taille ist an den Vordertheilen und im Rücken oben in feine

Nr. 8. Anzug aus Wollenstoff mit façonnirtem Band für Mädchen.

Nr. 9. Anzug aus crèmefarbigem Voile und Schnurenstickerei für Mädchen.

Fältchen gelegt und mit einer Stofffalbel kragenartig besetzt. Unter dieser Falbel sind die Falten lose und werden mit einem, in Falten gelegten Stoffgürtel zusammengehalten. Die Enden desselben hängen an der Seite herab und sind unten mit Fransen besetzt. Die Bauschärmel haben unten ein mit Schnure besticktes glattes Bündchen. Der Stehkragen besteht ebenfalls aus Stofflagen.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Leipzig-Reudnitz.

Digitized by Google

Im Religionsunterricht.

Nach einem Originalgemälde von Hugo Oehmichen.

Digitized by Google

Nach Jahresfrist.

Novelle von B. Jeannine.

An einem schönen Septembermorgen saß die Schönegger Badegesellschaft beim Frühstück unter den Lindenbäumen, welche die eine Seite des Hôtels beschatten.

Schönegg ist ein bescheidener Badeort in der Nähe von Basel, wo hauptsächlich Gäste aus der Umgebung, kinderreiche Schweizer Familien und einige Fremde, welche Ruhe und Ländlichkeit aufsuchen, die Sommermonate verbringen. Der Ort bietet nicht die großartigen Naturschönheiten der inneren Schweiz; aber die etwas kleinbürgerliche Gegend hat einen heimischen, freundlichen Anstrich, und den altbekannten Gasthof hält ein gemütlicher Wirth, der seinen Gästen väterliche Fürsorge zutheil werden läßt.

Heute war das Gespräch um den Frühstückstisch ausnehmend lebhaft und die Gesichter trugen den harmonisch übereinstimmenden Ausdruck eines gemeinsamen Interesses. Am vorhergehenden Abend war eine elegante Dame, der man die Großstädterin ansah, mit feiner Zofe und zahlreichem Gepäck angekommen und über diesen neuen Gast wurden die außerordentlichsten Vermuthungen laut.

Herr Wassermann, der freundliche Wirth, den die Gesellschaft mit Fragen bestürmte, hatte einen schwierigen Stand. Er wollte seinen Gästen das Vergnügen des Herziehens über die Neuangekommene nicht verderben, denn die Schönegger Gesellschaft fühlte sich sicher im Gefühle ihrer Ueberlegenheit als Stammgäste diesen fremdländischen Eindringlingen gegenüber. Andererseits fühlte Herr Wassermann die Pflicht, seinem neuen Kurgaste den gebührenden Schutz angedeihen zu lassen.

„Sie machen mir nicht weiß, lieber Herr Wassermann, daß eine schöne, junge Pariserin einen Erdenwinkel wie Schönegg zu ihrem Aufenthalt erwählt, wenn sie nicht irgend etwas zu verstecken hat."

Digitized by Google

„Sie sind strenge gegen unser armes Schönegg! Die Sache verhält sich doch sehr einfach: ich habe dieses Frühjahr dem Fortschritt eine Konzession gemacht und meinen Gasthof im „Figaro“ einrücken lassen. Ich hoffe dadurch nach und nach auch zu einer Pariser Kundschaft zu kommen.“

„Das hätten Sie bleiben lassen können, wir waren so gut unter uns“, meinte eine Stockbaslerin.

„Wie kommt es aber, daß die junge Frau ohne ihren Mann und ihre Kinder in der Welt herumläuft?“

„Aus dem guten Grunde, weil ihr Mann schon seit einigen Jahren todt ist und die Dame wahrscheinlich keine Kinder besitzt.“

„Woher sind Sie denn so gut unterrichtet, Herr Wassermann?“ hieß es weiter.

„Sie erinnern sich vielleicht“, wandte der Wirth sich an eine Dame, die jeden Sommer einige Zeit in Schönegg verbrachte, „daß wir voriges Jahr die in Paris ansässige Basler Familie Merian beherbergten? — Frau Merian legt mir in einem Briefe das leibliche Wohl ihrer Bekannten ans Herz. Madame Cottin ist die Wittwe eines der bekanntesten Pariser Börsenmänner, eine feine, sehr verwöhnte Weltdame, welche sich in unserm einfachen Schönegg von den Strapazen der Pariser Gesellschaftssaison erholen will. Sie sucht vor allem Ruhe und Ländlichkeit, keinerlei aufreibende Vergnügungen und Gesellschaft.“

„Ich verstehe: wir und die Kühe sind dazu da, um dieser übermüdeten Pariserin als Staffage zu dienen“, meinte schnippisch eine der Damen.

Während man fortplauderte, trat eine ältere Dame zu der Gesellschaft. Das Gesicht mit den feinen Zügen und den freundlichen blauen Augen war noch jugendlich; aber die an den Schläfen aufgesteckten Locken, die Spitzenhaube und das puritanisch einfache, schwarze Seidenkleid gaben der Erscheinung etwas altmodisches.

„Ich komme heute spät zum Frühstück“, sagte sie, indem sie ihren schwarzsammtnen Strickbeutel und den Sonnenschirm ablegte, „aber ich habe nicht gut geschlafen. Und Du, Walter?“ wandte sie sich an einen jungen Mann, welcher etwas abseits lesend in einem Gartenstuhl lag und der sich an der Unterhaltung bisher nicht betheiligt hatte.

„Oh, ich habe vortrefflich geschlafen, liebe Mama“, erwiderte er, munter aufspringend und seiner Mutter den Arm bietend, um sie zum Frühstückstisch zu führen.

Dort war unterdessen eine gewisse Bewegung entstanden, ein ehrerbietiges Zusammenrücken und Platzmachen — Bäbeli, die Aufwärterin, strich mit der Hand glättend über das Tischtuch am obern Ende des langen Tisches. Sie richtete zwei Tassen zurecht und holte ein frisches Töpfchen von dem schönen, eigenen Honig — „kein Kunsthonig“, betheuerte mit Stolz Herr Wassermann — und von den eingemachten Himbeeren, „diesjährige“, wie Bäbeli stets hinzufügte.

Digitized by Google

Die Frau Bürgermeisterin Imhof war ein Stammgast in Schönegg und ihr Name prangte oben an auf der Fremdenliste. Dieses Jahr hatte Herr Wassermann die Genugthuung, auch den Namen des Sohnes, des Herrn Walter Imhof doct. jur., neben denjenigen der bekannten Wittwe des ehemaligen Bürgermeisters von Basel zu setzen. Der junge Mann erholte sich in dem ruhigen Schönegg von den Folgen eines Nervenfiebers, das sein Leben in Gefahr gebracht hatte. Herr Wassermann zeigte jeden Sonntag den von Basel kommenden Gästen mit Stolz den Genesenen, der zusehends an Kräften zunahm. Die elastische Gestalt, das gebräunte Gesicht, in welches das Blut wieder kräftig emporstieg, boten ein freudiges Bild neuerwachten Lebens.

Heute machte sich bei den versammelten Badegästen ein gemischtes Gefühl ganz besonders geltend, das sie in Berührung mit der Frau Bürgermeisterin oft überkam: zu der befriedigten Eitelkeit, ganz ungenirt mit einer so hochgestellten, allgemein geachteten Frau verkehren zu können, gesellte sich ein gewisses Unbehagen. Man mußte sich vor ihr zusammennehmen, man durfte sich nicht gehen lassen. „Sie ist aus einem andern Teig, als wir", hieß es. Frau Imhof sagte über niemanden etwas böses, das war den andern oft unbequem. Gerade heute, wo man sich noch nicht genügend über den neuen Gast ausgesprochen hatte, war die Gegenwart der Frau Bürgermeisterin allen lästig und man war froh, als sie sich gleich nach dem Frühstück wieder zurückzog.

Erst gegen elf Uhr wurde die Neugierde der sich noch immer in der Nähe des Hauses haltenden Gesellschaft befriedigt.

Madame Cottin kam über den Platz, der das kleine Nebengebäude, das ihre Wohnung enthielt, vom Gasthof trennte. Sie trug ein Kleid aus weißem, leichtem Wollenstoff. Die blousenartige Taille mit dem Gürtel zeichnete diskret ihre schlanke Gestalt.

„Eine Taille, so dünn, wie andere einen Hals haben", meinte eine der Damen mißbilligend.

Ein großer, graziös verbogener Hut, mit launenhaft gestellten Schleifen, auf luftigen, hellbraunen Haaren, gab dem feinen Kopf etwas malerisches.

Die lebhaften Augen der jungen Frau überschauten neugierig die versammelte Gesellschaft, und als um den Mund ein unbewußtes, ein wenig übermüthiges Lächeln zuckte, da war das Urtheil der Frauen gleich fertig: „unverschämt, eingebildet und spöttisch". — Als nun vollends die junge Frau an der Gesellschaft vorbei schritt, ohne sich aufzuhalten, wie wenn sie dieselbe niemals nöthig haben würde, empörte sich in allen der angeborene Hang zur Geselligkeit. Man empfand diese Gleichgiltigkeit wie eine persönliche Beleidigung und erklärte einstimmig: „Die Pariserin sei unausstehlich hochmüthig."

Walter Imhof, der in der Nähe des Tisches geblieben war und alle die feindlichen Bemerkungen gehört hatte, erhob sich und verschwand auf dem Wege, der gegen den Wald zu führte.

Digitized by Google

Die junge Frau erklomm muthig einen steilen Fußweg durch den Wald. Sie trug im Arm den letzten Roman von Guy de Maupassant und eine Nummer der Revue des deux Mondes — den Roman als Lektüre, die Revue, um die Füße darauf zu setzen, im Falle der Waldboden vor einer Bank feucht wäre.

Madame Cottin war nicht sehr guter Laune. Seit gestern erst war sie in Schönegg und schon stieg in ihr ein leiser Zweifel auf, ob sie in der Wahl eines Aufenthaltortes glücklich gewesen sei. Sie suchte sich das Gefühl in seiner ganzen Lebhaftigkeit zurückzurufen, das sie hierher, in diese Einsamkeit, getrieben hatte: eine physische Müdigkeit nach fünf Monaten auf Bällen, und in Soiréen, im Theater und in Konzerten durchwachter Nächte und durch die zahllosen Pflichten einer Pariser Weltdame überfüllter Tage, — die Schwierigkeit, einige allzu drängende Anbeter los zu werden, die sie im Laufe der Saison etwas unvorsichtig an sich gefesselt und die nun, in Voraussicht der sterbenslangen drei Monate, die man von Paris abwesend sein muß, sich an die geistreiche, vielumworbene Frau anklammerten und sie, wohin es auch sei, nach Trouville, nach den Pyrenäen, nach dem Engadin begleiten wollten. Da hatte sie denn eines schönen Morgens eine jugendliche Lust überkommen, die ganze Pariser Gesellschaft sitzen zu lassen und sich aus dem Staube zu machen. Zufällig hatte sie von Schönegg sprechen hören und sich sogleich dahin auf den Weg gemacht. — Aber merkwürdigerweise, hier, in dieser neuen, unbekannten Umgebung, von der aus keinerlei Verbindungsfäden ihre Gedanken auf das zurückführten, was ihr in Paris als unangenehm erschienen war, konnte sie die Stimmung, in der sie sich vor wenigen Tagen befunden, gar nicht mehr begreifen. Schon begann sich die Empfindung zu regen, die Madame Cottin am meisten fürchtete: die Langeweile. Die Leute in Schönegg waren aber auch gar wie von einem andern Stern heruntergefallen. Der Einzige, welcher ihr wie ihresgleichen vorgekommen, der junge Mann in dem grauen Anzug, mit dem feinen, jugendlichen Gesicht und den harmonischen Bewegungen, war ihr auf fast unhöfliche Weise ausgewichen. Sie war am vorigen Abend, entzückt von der duftenden Sommernacht — wie wenn ein leichter Schleier weggezogen wäre, so unverhüllt hatten die Sterne am dunkeln Nachthimmel gelechtet, groß, als hätte man sich ihnen genähert — vor dem Hause auf ihn zugetreten. „Können Sie mir die Sternbilder nennen, mein Herr?“ hatte sie ihn ohne weitere Umstände gefragt. Der junge Mann hatte eine ausweichende Bewegung gemacht, wie wenn er vorbeischlüpfen wollte; dann aber, sich seiner kindischen Unhöflichkeit bewußt werdend, war er stehen geblieben und hatte kurz, doch in gutem Französisch, geantwortet: „Bitte um Entschuldigung, gnädige Frau, aber ich habe mich nie mit Astronomie abgegeben“, und mit flüchtigem Gruße war er davon geeilt. — Das war ihr denn doch noch nie vorgekommen, daß ein Mann, dem sie die Gelegenheit zu einem Gespräch mit ihr geboten, von dieser Gelegenheit nicht mit Freuden

Digitized by Google

Gebrauch gemacht hätte. „Da sage mir noch jemand, mit einfachen Leuten sei leicht zu verkehren", dachte sie bei sich selbst.

Unter solchen Betrachtungen hatte die junge Frau die Höhe erreicht. Ueber eine große Wiese hinweg gelangte man nach der als Aussichtspunkt berühmten Ruine des Schlosses Schönegg. Wie alle derartigen Ruinen, war das verfallene Gemäuer mit einer soliden, neuen Thür versehen, die nur gegen ein Trinkgeld geöffnet wurde. Der Schlüssel sei beim Lehenmann auf dem nahen Bauernhof abzuholen, war in deutscher und französischer Sprache auf einer Tafel angeschrieben. Madame Cottin wandte sich nach dem Hause, das in einiger Entfernung, tiefer unten, zwischen mächtigen Kastanienbäumen durchschimmerte. Indem sie mit leichtem Schritt den Wiesenabhang hinuntereilte, sah sie zwei starke, braune Schafhammel ihr nachspringen. Zuerst amüsirten sie die ausgelassenen Sprünge der beiden Thiere, aber als dieselben mit Stößen auf sie eindrangen, überkam die junge Frau plötzlich eine große Angst. Sie sagte sich, daß ihr Entfliehen die Thiere noch mehr reizen würde und doch hatte sie keine Waffe zu ihrer Abwehr, nicht einmal einen Sonnenschirm. Aengstlich sah sie um sich und schickte ihren Ruf hinunter. Da eilte vom nahen Waldsaum der junge Mann im bekannten grauen Anzug herbei. Mit einigen Schlägen verscheuchte er die zudringlichen Thiere, dann wandte er sich zu Madame Cottin. In den Augen derselben standen Thränen der Erregung; ihr Gesicht hatte einen kindlich hilflosen Ausdruck und mit vertrauensvoller Zuversicht legte sie ihren Arm in denjenigen des jungen Mannes, indem sie ihm mit einigen Worten für seine Hilfe dankte.

„Sie sehen, gnädige Frau", erwiderte er lächelnd, „daß es nicht rathsam ist, allein hier oben zu promeniren. Im Herbst läßt man die Schafheerden frei auf den obern Wiesen umherweiden, und wie es mit der oft gerühmten Sanftmuth dieser Thiere bestellt ist, das haben Sie soeben erfahren müssen."

„Nun, vielleicht meinten es die freiheitslustigen Thiere nicht so böse", sagte die junge Frau, die sich unterdessen wieder gefaßt hatte. „Ich habe nur ihre Absicht nicht verstanden, oder die Art, mit ihnen umzugehen. Aber die Freude an meinem einsamen Spaziergang ist mir verdorben."

„Wenn Sie mir gestatten wollen, gnädige Frau, Sie nach dem Schloß zu begleiten — denn das war ja wohl das Ziel Ihres Spazierganges — so gewähren Sie mir dadurch zugleich ein Vergnügen und eine Beruhigung", sagte der junge Mann zögernd und ein leichtes Roth stieg ihm dabei ins Gesicht.

Auf Madame Cottins gewährende Antwort hin, eilte er, den Schlüssel zur Ruine zu holen, und in wenigen Minuten waren sie oben auf der Plattform angelangt. Ueber das alte Gemäuer hinweg, aus dem büschelweise blaue, rothe, gelbe Blumen herauswucherten, streifte der Blick über die liebliche Landschaft.

Ein freundlicher Vordergrund führte zu den ersten Hügelketten,

Digitized by Google

deren Laubholz in lebhafter, herbstlicher Färbung strahlte. Eine harmonische Abstufung der Formen und Farben leitete den Blick in sanftem Uebergang von der Nähe zur Ferne. Ganz hinten am Horizont erschien, fast nur wie eine Ahnung, die Wellenlinie ferner Berge, etwas dunkler als der bläuliche Duft, der das leuchtende Blau des Himmels milderte.

Der junge Mann nannte seiner Begleiterin die Namen der verschiedenen Ortschaften, welche verstreut umherlagen, da und dort mit einem Fenster oder der vergoldeten Kirchthurmspitze einen Sonnenstrahl auffangend und dadurch einen leuchtenden Punkt in die weite Landschaft werfend.

„A propos", fiel ihm plötzlich Madame Cottin ins Wort, „da Sie gerade beim Namennennen sind, ginge es wohl in Einem zu, wenn Sie mir auch den Ihren nennen wollten."

Der junge Mann stutzte ein wenig, sagte dann aber lächelnd: „Sie haben recht, gnädige Frau, ich bin ja ein Unbekannter für Sie." Er wagte es nicht, hinzuzufügen, daß sie selbst ihm ganz wohl bekannt sei, theils durch das Geschwätz der Badegäste, theils durch den Platz, den sie schon in seiner Phantasie eingenommen. „Ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich mich nicht sogleich Ihnen vorgestellt", und mit einer Verbeugung sagte er munter: „Walter Imhof aus Basel, fünfundzwanzig Jahre alt, Doctor juris, augenblicklich in der kurzen, sorglosen Periode zwischen den überstandenen Examen und der angehenden Praxis", — dann, ausführlicher werdend, erzählte er, warum er sich in Schönegg befinde, wie ihm, zur Stärkung nach überstandener Krankheit, Landluft und große Ruhe verordnet worden, und wie seine Mama, der vorgerückten Jahreszeit halber, diesen Ort, in der Nähe Basels, einem höher gelegenen, im Innern der Schweiz, vorgezogen habe.

Durch die Fragen seiner Begleiterin ermuntert, sprach er weiter von der großen, ängstlichen Liebe seiner Mama, die seit dem Tode ihres Mannes ganz in ihren Kindern aufgehe.

Was denn das für ein Leben sein könne, in einer Stadt wie Basel? meinte Madame Cottin neugierig. Dabei fiel ihr der endlose Sonntag ein, den sie dort verbracht: die geräuschlosen Straßen, die saubern Häuser mit den geschlossenen Fensterladen, das alte Münster und der stille Platz davor; im Museum die berühmten Holbeinbilder in ihrem realistischen Ernst: der todte Christus, des Malers Familie mit den verweinten Augen. — Plötzlich wandte sich die junge Frau mit forschendem Blick zu ihrem Begleiter. Vor ihrer Erinnerung tauchte das Porträt des jungen Ammerbach von Holbein auf, das ihr Interesse gefesselt hatte: das feine Profil, das dunkle Haar und die tiefen blauen Augen, in denen sich ein inneres, etwas mystisches Leben wiederspiegelte.

Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Porträt und dem jungen Imhof fiel ihr auf. Sie sagte es ihm. Das sei wohl möglich, antwortete er, da seine Familie mit dem alten Geschlecht der

Digitized by Google

Ammerbach verwandt sei. — Dann schilderte er ihr sein Leben in Basel: wenig gesellschaftliche Beziehungen, aber dafür ein enges Familienleben, eine warme Atmosphäre der Zuneigung und Zusammengehörigkeit, in der jeder für sich selbst gedeihen und dasjenige in sich pflegen könne, was seiner Natur Bedürfniß sei. Da brauche man nicht zu fürchten, sein innerstes Wesen würde durch zu verschiedenartige Interessen und Zerstreuungen zersplittert und von seinem eigentlichen Berufe abgelenkt. Man eigne sich nicht so mannigfaltiges an, wie in einer großen Stadt; aber das, was man besitze, das sei einem ganz zu eigen.

„Ein Beweis dafür ist die Art, wie wir Bücher lesen", sagte er. „Ein Schriftsteller dürfte stolz darauf sein, wenn er wüßte, was ein Buch von ihm für unsereins werden kann. Mit dem ungetheiltesten Interesse vertiefen wir uns in ein Werk, das unserer Natur auf irgend eine Art zusagt; wir dringen ein in die versteckteſten Absichten des Verfassers, wir verstehen das Buch vielleicht besser als der, welcher es gemacht hat. Solche Bücher sind Anhaltspunkte in unserem Leben; ihr guter oder schädlicher Einfluß kann auf unsere ganze Zukunft einwirken."

Walter setzte das alles der jungen Frau mit tiefem Ernst auseinander. Dieselbe gedachte lächelnd, warum und wie sie ein Buch las: weil dasselbe den Konversationsgegenstand des Augenblicks bildete, weil man nicht im Salon einer Bekannten am Empfangstage erscheinen konnte, ohne ein Wort über das Modebuch mitzureden. Dabei kam ihr in den Sinn, daß sie, um Zeit zu gewinnen, sich oft von einem guten Freund, der ihren Geschmack und die Meinung der Gesellschaft kannte, die Stellen anstreichen ließ, die sie zu lesen habe. — Sie fand die Art des jungen Baslers, die Dinge aufzufassen, etwas pedantisch und schwerfällig, aber er war so hübsch, wenn er sprach. In seinen Worten vibrirte es wie versteckte Begeisterung und in seinen Augen, ganz auf dem Grunde, leuchtete die mystische Erregung der Ammerbach. Nach und nach folgte sie nicht mehr dem Sinn seiner Rede, sondern ließ sich nur von dem melodischen Wortlaut wiegen — Walter hatte eine weiche, männliche Stimme. Es überkam sie ein Wohlbehagen und sie erinnerte sich dunkel an ähnliche angenehme Empfindungen: ein Morgen am Meer oder eine milde Mondnacht im Bois de Boulogne.

Auf dem Rückweg war Madame Cottin sehr liebenswürdig, denn sie besaß, neben anderen Eigenschaften, diejenige der Dankbarkeit für alle angenehmen Empfindungen, die man ihr verschaffte.

* * *

Die feindlichen Blicke der Schönegger Gesellschaft milderten sich und die Meinung über die Pariserin machte eine Wendung, wie von einem günstigen Wind gedreht, als der junge Imhof, mit seiner Mutter am Arm, auf Madame Cottin zuschritt und ihr, mit allen

Digitized by Google

Zeichen der Hochachtung, die alte Bürgermeisterin vorstellte. — Frau Imhof dankte der jungen Frau für die Güte und Liebenswürdigkeit, mit der sie ihrem Walter entgegen gekommen sei, in Worten, die etwas rührendes hatten, so sehr kamen sie von Herzen. Sie sprach ein altfränkisches Französisch, mit sehr höflichen, veralteten Satzwendungen.

„Ich fühle mich doppelt glücklich, meinen Sohn in so anregender Gesellschaft zu wissen", sagte sie, „da ich genöthigt bin, morgen heimzukehren und ihn noch eine Woche oder zwei allein hier zurückzulassen. Ich binde Ihnen meinen Jungen auf die Seele, gnädige Frau. Darf ich hoffen, daß Sie sich seiner annehmen wollen?"

Madame Cottin sah die gute Frau Bürgermeisterin mit einem sonderbaren Blick an. Es zuckte wie leiser Spott um die lächelnden Mundwinkel und in den etwas zugedrückten Augen. Allerlei Gedanken stiegen im Kopfe der jungen Frau auf über diesen Vertrauensposten einer Leibwache, den man ihr zudachte.

Des Abends ertheilte Madame Cottin der erstaunten Zofe den Befehl, den Supplement-Koffer auszupacken, der nur dann geöffnet wurde, wenn man sich entschloß, länger an einem Ort zu verweilen und die weißen Morgenkleider ins nächste Städtchen zur Feinwäscherin zu schicken.

Von nun an begann ein ungestörtes Zusammenleben der beiden jungen Leute. Alles trug dazu bei, dasselbe für Madame Cottin reizend zu machen: die wunderschönen, wehmüthig-heitern Herbsttage, der freundliche Rahmen, das Ungewohnte der Umgebung, der Charaktere. Für den Augenblick nur, dauerlos, lag diese kurze Herbstidylle inmitten der von ihr so verschiedenen Existenz der jungen Frau; — vorher, nachher das Pariser Leben, die Welt, die gesellschaftlichen Pflichten, ein Dasein, überfüllt und doch inhaltleer.

Walter umgab die Freundin mit den zartesten Aufmerksamkeiten, die ihn durch hundert kleine Thatsachen mit ihr verbanden. Schon des Morgens früh, wenn die Zofe im Schlafzimmer ihrer Herrin die auf eine um das Haus herumlaufende Laube mündenden Fenster öffnete, fand sie auf dem Fenstersims einen frischen Strauß; manchmal eine Garbe von Feld- und Waldblumen, manchmal einen kleinen duftenden Büschel von Reseda und Monatsrosen, aber immer erkannte man, daß die Hand des Gebers selbst die Blumen geordnet. Beim Frühstück erschien irgend eine kleine Zuthat, Backwerk oder Eingemachtes, aus der Bürgermeisters-haushaltung, in der die Kochrezepte sich von Mutter auf Tochter vererbten.

Im Laufe des Vormittags wurde oft musizirt. Walter spielte gut Klavier und besaß einen feinen musikalischen Geschmack. Madame Cottin hatte, wie alle sorgfältig erzogenen Pariserinnen, ausgezeichnete Lehrer gehabt und vereinigte französische Fingerfertigkeit mit klassischer Bildung. Aber eigentlich musikalisch war sie nicht, sich in irgend ein ernsteres Werk zu vertiefen, war ihrer Natur zuwider, und als Walter, auf eine ihrer oberflächlichen Bemerkungen hin,

Digitized by Google

einen ganzen Stoß Partituren und vierhändige Musik von Basel kommen ließ, hielt sie sich im voraus die Ohren zu vor Schreck und behauptete, das Klavier sei verstimmt und habe einen zu grellen Ton.

Aber die meiste Zeit streiften sie draußen umher, die letzten schönen Tage auskostend. Es war ein prächtiger September. Jede Stunde des Tages hatte ihren Reiz. Die Hitze hatte jetzt nichts belästigendes mehr; belebend, wie eine elektrische Kraft, durchrieselte sie den Körper. Madame Cottin liebte es besonders, über Mittagszeit draußen zu lagern. Die herrliche Wärme, das Licht rings um sie her schien sich am Boden festzusaugen; die Erde lag still und glühend da, wie in Wollust der Sonne hingegeben. Die junge Frau fand es süß, auf kurze Augenblicke aufzugehen in diesem elementaren, anstrengungslosen Sein; aber schnell gewann ihre aktive Natur wieder die Oberhand.

Manchmal las Walter der Freundin vor. In seine deutschen Lieblingsschriftsteller konnte er sie freilich nicht einweihen. Sie hatte eine entschiedene Abneigung gegen alles Deutsche; auch fehlten ihm gute Uebersetzungen. Aber in der russischen Literatur bot sich ihnen ein neutraler Boden, auf dem manches aus ihren verschiedenartigen Naturen sich finden und einigen konnte. — Tolstois „Krieg und Frieden", mit dem er beginnen wollte, machte sie laut aufschreien.

„Drei Bände! — ein historischer Roman! — Sie wollen mich hier überwintern lassen?" rief sie erschreckt.

Bei einigen Fragmenten, die er ausgewählt, gähnte sie. Man müsse einen langweiligen, russischen Winter auf dem Lande vor sich haben, um die vielen Menschen im Gedächtniß zu behalten. Nachdem sie ihm einmal, mitten in einem Satz, das Buch zugeklappt und, aufspringend, in einen sonnendurchwärmten Apfel gebissen und dazu ein leichtsinniges Liedchen gesummt hatte, fand er nicht mehr den Muth, „Krieg und Frieden" aufzuschlagen. Anna Karenini dagegen interessirte sie lebhaft. Das waren Gefühle, die man selbst empfinden, darum verstehen konnte, und da gab es reichlichen Stoff zu psychologischen Diskussionen.

Oft auch saßen sie in vertraulichem Geplauder neben einander. Madame Cottin liebte es, dem zottigen Hofhund mit ihren, in langen, schwedischen Handschuhen steckenden Händen das rauhe Fell glatt zu streichen und ihn mit den vom Frühstück übrig gebliebenen Semmelbrocken zu füttern.

Dabei erzählte ihr Walter von seinem Leben, seinen Interessen und Genüssen, über die sie sich im stillen lächelnd verwunderte. Er war ein leidenschaftlicher Bergsteiger, und wenn er von seinen Ferientouren sprach, wurde er beredt und fand Ausdrücke, so bezeichnend und stimmungsvoll, daß sie, die an die Virtuosität des Ausdrucks der neuen französischen Schriftsteller gewöhnt war, ganz entzückt zuhörte. Ein wenig übertrieben fand sie seine Begeisterung für eine Liebhaberei, bei der das weibliche Element keine Rolle spielte. Als er, von einem berühmten Führer sprechend, der beim Aufsuchen

Digitized by Google

eines neuen Weges aufs Matterhorn fast ums Leben gekommen war, ausrief: „als ich den Mann zum ersten Mal sah, wäre ich gern vor ihm niedergesunken vor Bewunderung“ — da stellte sie sich, mit einer echt weiblichen Wendung des Gedankens, vor, wie sich ein so begeisterungsfähiger junger Mann wohl einer geliebten Frau gegenüber benehmen würde.

Die Schönegger Badegesellschaft hatte sich je mehr und mehr zu Gunsten der Pariserin bekehrt. Die Art, wie der ernste, allgemein geachtete junge Imhof mit ihr verkehrte, gab Madame Cottin in den Augen der Andern ein besonderes Ansehen. Bei der Reinheit der schweizerischen Sitten fand man nichts anstößiges in dem täglichen Verkehr zweier Menschen verschiedenen Geschlechts. Was aber besonders dazu beitrug, die allgemeine Stimmung zu wenden, war die Liebenswürdigkeit der jungen Frau gegen jedermann. Madame Cottin machte sich ein Spiel daraus, die Herzen dieser guten Kleinstädter zu gewinnen. Mit der Leichtigkeit, die dem französischen Temperament zu eigen und welche das raffinirte gesellschaftliche Leben in Paris zur Virtuosität ausbildet, wußte sie mit jedem gerade auf die Art zu verkehren, die für ihn am besten paßte. Walter war oft innerlich erschreckt über dieses Assimilationsvermögen. Des Morgens hatte sie mit ihm über die Geschmacklosigkeit der Toiletten gesprochen, welche die meisten Frauen, die nicht Französinnen seien, bezeichne.

„Es fällt mir schwer, anzunehmen, daß eine Frau, die sich geschmacklos kleidet, dabei eine fein angelegte Natur besitzen könne, denn mir scheint, es existire ein innerer Zusammenhang zwischen unsern Eigenschaften“, und auf eine der Damen deutend, welche die Geschmacklosigkeit bis ins Lächerliche trieb: „beim Erblicken einer solchen Toilette fühle ich einen innerlichen Schlag, wie beim Erklingen eines falschen Tones.“

Wenige Augenblicke später hörte der junge Mann, wie Madame Cottin derselben Dame ein artiges Kompliment über ihr neues Kleid machte. Aber sie alle, deren Schwächen die weltkluge Frau mit einem feinen, nur Walter verständlichen Lächeln huldigte, fanden Madame Cottin allerliebst geistreich, gemütlich. Man getraute sich gar nicht mehr, eine Bemerkung zu machen, wenn hier und da etwas im Benehmen der Pariserin der soliden Schönegger Gesellschaft sonderbar vorkam.

So vergingen Tage um Tage, anscheinend einförmig, in Wahrheit inhaltschwer, durch die tausend Kleinigkeiten, welche zwei Menschen einander näher bringen und die später so reizvoll oder so schmerzlich als Erinnerungen in uns fortleben.

Manchmal überkam es Walter, daß er imgrunde wenig eindrang ins innerste Wesen der Freundin, welches er unter ihrer Oberflächkeit ahnte. Sie erzählte selten von sich. Während er sich ganz hingab, behielt sie einen Theil ihrerselbst zurück, das fühlte er.

Digitized by Google

Einmal, auf einem Spaziergang, wollte er den Schleier lüften; da sah sie ihn einige Sekunden lang an.

„Nein", sagte sie dann. „Warum Sie einem Gesichtskreis entführen, in welchem Sie vielleicht Ihr ganzes Dasein in ungestörter Einheit verbringen können? — Ihre Zukunft ist im voraus geregelt, durch die Verhältnisse und durch mütterliche Fürsorge. — Ich sehe Ihr Leben vor mir — ruhig, glücklich, mit den normalen Leiden und Freuden, die jede menschliche Existenz in sich schließt. Ich sehe Sie im Geiste nach langen Jahren, körperlich kaum gealtert, geistig ebenso jung und unverdorben wie heute. Warum also Sie einweihen in allerlei fremde Verhältnisse, in den komplizirten Lauf einer raffinirten und ungesunden Welt? — Es bliebe desto mehr an Ihnen haften, als Sie noch so völlig unberührt sind. — Uebrigens", fügte sie lächelnd hinzu, „wüßte ich Ihnen in diesem Augenblick kein richtiges Bild von meinem Leben in Paris zu geben. Ich habe nämlich die Eigenschaft — ist's Leichtsinn? — ganz im Moment aufzugehen. Ich genieße die augenblicklichen Empfindungen so lebhaft, daß kein Platz mehr für Vergangenheit und Zukunft übrig bleibt. — Jetzt bin ich glücklich wie ein junges Mädchen in den Ferien. Die liebliche Umgebung, das sanft einförmige Leben, der liebe Freund an meiner Seite", sie strich ihm, wie einem treuen Pudel, übers Haar, „bis auf die originelle Badegesellschaft, die mich, in ihrer moralischen Unverhülltheit, an die Bilder der primitiven Maler erinnert, auf denen alle Intentionen so naiv betont sind — das alles umgiebt mich, wie wenn ich im Traum auf einen benachbarten Stern versetzt worden wäre. Was jenseits, das existirt augenblicklich nicht für mich. Es lebe die Gegenwart!" und mit heller Stimme stieß sie einen Jodler heraus, den sie dem Kuhhirten abgelauscht hatte.

Walter blieb in glücklichem Anschauen neben ihr liegen. Sein Kopf ruhte auf dem Saum ihres Kleides und es ging wie ein leiser, geheimnißvoller Strom von ihr in ihn über. Sie selbst fühlte mit Befriedigung, wie sie, ohne Anstrengung, ohne Worte, allein durch ihre Persönlichkeit direkt auf ihn einwirkte.

Auf dem Heimweg ertappte sich Walter lächelnd auf einer kindischen Gewohnheit, die er sich angeeignet hatte. Da Madame Cottin jedesmal, wenn sie die Stufen zum Hauptgebäude emporstieg, die Hand aufs Treppengeländer legte, so ging er, fast unbewußt, dicht hinter ihr, um die unsichtbare Spur ihrer Finger in die eigene Hand einzufangen.

* * *

In der letzten Zeit war der junge Mann nachdenklicher geworden. Seine Unterhaltung hielt sich nicht mehr im allgemeinen. Er sprach mehr über sein persönliches Leben, über die Basler Verhältnisse, über die Art, wie sich seine Zukunft gestalten werde. Und leise forschte er, wie sich Madame Cottin in eine solche Existenz finden könnte. Sie ließ ihn reden, ohne ihn zu unterbrechen und

Digitized by Google

das ihr eigene räthselhafte Lächeln spielte um ihren Mund. Es gewährte ihr ein sonderbares Vergnügen, sich so, auf Augenblicke, in eine ihr fremde Existenz hineinzudenken, die sie aber nicht deutlich nachfühlen konnte.

An einem Sonntag war Musik in Schönegg. Ein Verein, der von Basel her einen Ausflug gemacht, gab ein Konzert draußen unter den Lindenbäumen. Madame Cottin und Walter saßen etwas entfernt auf einem kleinen Hügel und ließen die Töne des Männerchors und der Instrumentalmusik an sich herankommen. Es waren einfache Volkslieder, dann wieder Walzer und Potpourris aus bekannten Opern; aber in der freien Luft, mit dem Blick in die herbstlichschöne Natur, hatten die Töne einen eigenthümlichen Reiz. Ein leiser Hauch ging durch die milde Luft, gerade genug, um das Wohlbehagen fühlbar zu machen, das in gänzlicher Unbeweglichkeit weniger zum Bewußtsein kommt. Die junge Frau schloß halb die Augen und ließ sich vom sinnlichen Reiz des Walzerrhythmus wiegen. Sie genoß stillschweigend Natur, Musik und das Bewußtsein, neben sich ein volles Herz zu haben, das sich noch nicht ausgesprochen.

Aber Walter störte wiederholt den Zauber durch anzügliche, verlangende Worte. Er hatte durch den Wirth erfahren, daß Madame Cottin ihre Abreise auf den Dienstag festgesetzt. Zu ihm hatte sie nicht davon gesprochen. Die nahe Trennung nagte ihm am Herzen; aber er wagte es nicht, den Punkt deutlich zu berühren, da er wohl fühlte, daß ihr Stillschweigen absichtlich sei. Sie wünschte wohl, aus seinem Leben zu verschwinden, wie sie darin erschienen war — ohne Vorbereitung. Und die Ahnung lastete schwer auf seiner Seele, daß er nicht genugsam in ihr Dasein eingewurzelt sei, um darin zu verbleiben. Sollte sie durch ihr Fortgehen ihm auf immer entschwinden? — Der Gedanke preßte ihm wie in Todesangst die Brust zusammen. Etwas mußte geschehen. Er mußte sprechen, die Zukunft berühren, suchen, die Geliebte zu gewinnen, um sie nicht ganz zu verlieren.

„Darf ich Sie morgen zu einem längern Spaziergang abholen?“ fragte er, mit leisem Zittern in der Stimme, als sich die junge Frau endlich erhob, da die Abendluft kühl wurde.

„Wie schade“, sagte sie halblaut vor sich hin. „Nun denn ja, wenn Sie 's durchaus haben wollen — auf morgen also!“

* * *

Des andern Morgens lag ein weißer Nebel über der Gegend. Aber dennoch schritten Madame Cottin und Walter dem Walde zu. Die junge Frau trug einen langen, dunkeln Mantel, dessen Kapuze sie über ihr lockiges Haar gezogen hatte. Das gab ihr etwas Nonnenhaftes; Walter mußte sich vorbiegen, wenn er ihr Gesicht sehen wollte. Der Nebel war so dicht, daß die Spaziergänger nur die nächsten Bäume unterscheiden konnten, und als sie oben auf der

Digitized by Google

Höhe ankamen, von der aus man sonst eine Fernsicht ins freie Land hatte, waren sie vom Nebel so eingehüllt, daß nur der Weg zu ihren Füßen deutlich sichtbar blieb. Da überkam es die junge Frau ganz sonderbar. Es war ihr, als existirte die Welt nicht mehr, außer ihr und ihrem Freunde. Geschützt und abgeschlossen durch den dichten Nebelschleier wandelten sie ihren eigenen Weg, als wären sie die ersten, die einzigen Menschen in diesem hellen Dunkel. Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit erfüllte sie und unwillkürlich legte sie die Hand auf den Arm ihres Begleiters. Ermuthigt durch dieses freundliche Entgegenkommen, begann er zu sprechen, erst zögernd, dann immer bestimmter: von seiner Liebe, von seinem Wunsche, sie sein eigen zu nennen, von der Zukunft, die er ihr bieten könne: ein ruhig glückliches Zusammenleben, ein geistiges Einverständniß, und vor allem, über allem, eine volle, tiefe, leidenschaftliche Liebe. Er sprach von seiner unsäglichen Dankbarkeit, wenn sie sich entschließen könnte, Paris aufzugeben und sein Leben in Basel zu theilen. Dann, als sie schwieg, wurde er dringender.

„Was ist mir die Heimat", rief er, „meine Mutter" — einen Augenblick stockte er, wie wenn eine Lästerung über seine Lippen gegangen wäre — „wenn es sich um Ihren Besitz handelt. Nicht Sie sollen Ihr Land verlassen, wenn es Sie ein Opfer kostet; ich selbst will allem bisherigen entsagen, ein neues Dasein beginnen, wo und wie Sie es wünschen."

Einige Male hatte die junge Frau eine Bewegung gemacht, um Walter aufzuhalten, aber sie hatte ihn weiter sprechen lassen, zurückgeschreckt vor dem Ausdruck tiefster Angst, der über seine Züge ging, jedesmal, wenn er sah, daß eine entscheidende Antwort auf ihren Lippen schwebte. Zuletzt blieb er stehen, ergriff ihre beiden Hände und drückte sie an sich, indem er abwehrend ausrief:

„Nein, noch nicht! — Laß mich Dir alles sagen, wirf einen Blick auf den Grund meiner Seele, sieh, wie namenlos unglücklich Du mich machst, wenn Du Dich mir entziehst — dann erst antworte!"

Da ging es wie ein Schein tiefen Mitleids über ihr Gesicht und indem sie ihm mit der Hand über die flehenden Augen strich, sagte sie weich:

„Seien Sie ruhig! Ich werde Ihnen nicht wehe thun; meine Antwort soll Ihnen eine erwünschte sein."

Da zog er sie stürmisch an seine Brust. Einen seligen Augenblick lang ließ sie ihn gewähren, dann machte sie sich sanft los.

„Genug für jetzt, Sie müssen die ganze, unberührte Fülle Ihres jugendlichen Gefühls für Ihre Braut aufbewahren", und bei diesen Worten glänzte es feucht in ihren Augen. Aber sie schüttelte den Kopf, daß die dunkle Kapuze ganz auf den Rücken hinunter glitt und legte ihren Arm in denjenigen des jungen Mannes.

Sie waren auf der Schloßwiese angelangt, wo Walter ihr zum ersten Mal näher getreten war. Der Nebel hatte sich nach und nach

Digitized by Google

zertheilt und durch den zerrissenen grauweißen Schleier leuchtete das reinste, ideale Blau des Himmels. Nach und nach wurde die Erde überall sichtbar. Mit junger Frische trat die Gegend aus der sich verflüchtigenden Hülle hervor. Es war wie eine Auferstehung, eine neue Schöpfung, die sich vor den Augen der beiden einsamen Menschen vollzog. Walter fühlte sich unaussprechlich glücklich. Eine jugendliche Begeisterung lieh ihm Flügel. Er hätte die Geliebte auf den Armen durchs Leben tragen mögen. Er schmiegte sich an sie, seine Hand strich über ihr Haar, über ihre Kleidung und seine Lippen berührten, ohne daß sie es wehrte, ihre geliebte Gestalt. —

Aber nun ging es bergab, dem Hause zu.

„Wir kehren jetzt in die Wirklichkeit zurück", sagte die junge Frau lächelnd, indem sie ihr Haar in Ordnung brachte, „und dazu gehören auch die Bedingungen, die ich Ihnen zu machen habe. Meine Antwort soll in einem Brief enthalten sein, den ich Ihnen vor meiner Abreise einhändigen werde. Sie müssen mir versprechen, denselben erst nach Verlauf eines Jahres zu öffnen. Bis dahin werden wir vollständig getrennt leben, Sie in Basel, ich in Paris. Kein Brief, kein Wiedersehen soll die gegebene Frist unterbrechen und niemand — selbst nicht Ihre Mutter — darf etwas von unserm Uebereinkommen erfahren, bevor das Jahr verflossen. — Das Einzige, was ich schon jetzt thun kann, ist, daß ich Ihnen wiederhole: meine Antwort wird Ihren Wünschen entsprechen."

Walter gab zögernd und traurig seine Zustimmung. Mit der ganzen Ungeduld des menschlichen Herzens fand er hart und unerträglich, was ihm eine Stunde früher als ein wünschenswerthes Glück erschienen war.

Nach der Abreise der Freundin fühlte sich Walter namenlos unglücklich. Die junge Frau hatte ihm verboten, sie nach Basel zu begleiten. Des andern Tages erst sollte er in seine Familie zurückkehren. Nachdem der Wagen abgefahren, eilte er in das kaum von ihr verlassene Zimmer. Er hätte alle Fenster verschließen mögen, damit der ihr eigene zarte Veilchenduft sich nicht verflüchtige. Einige werthlose Gegenstände, die sie zurückgelassen, Handschuhe, ein Glas, in dem sein letzter kleiner Strauß welkte, Stecknadeln und Bänder, alles nahm er sorgsam an sich, wie wenn es eine Entheiligung gewesen wäre, etwas, das sie berührt, dem Zimmermädchen zu überlassen. — Dann flüchtete er sich unter die Buche, wo er so oft mit ihr gesessen, nahm die Bücher zur Hand, aus denen er ihr vorgelesen, wobei sie manchmal gegähnt oder zerstreut den Hund gezaust hatte — aber immer wieder fühlte er nach dem versiegelten Brief in seiner Brusttasche, der ihm in einem Jahr sein Glück zu eigen geben sollte.

* * *

Es war wieder September geworden. An einem Sonntag wurde bei Frau Imhof Familientag abgehalten, was stets in das stille

Digitized by Google

Haus in der Augustinergasse ein ungewohntes Leben brachte. Die verheirateten Töchter der Bürgermeisterin und andere nahe Anverwandte waren auf der Terrasse gegen den Rhein hinaus versammelt. Walter saß dabei und hörte stillschweigend dem Gespräch der Damen zu, das in seinem banalen Inhalt über Kindererziehung, Haushaltungsangelegenheiten, den neuen Pfarrer, der heute zum ersten Mal gepredigt hatte, die tägliche Existenz der Basler Frauen wiederspiegelte. Dieselbe Septemberstimmung, wie vor einem Jahre, lag in der Luft. Langsam, wie ein glühend rother Ball, versenkte sich die Sonne in die bläuliche Dunstschicht über dem Schwarzwald und aus dem Garten stieg ein herbstlicher Geruch von Reseda und reifem Obst zur Terrasse hinauf. Walter dachte daran, wie die Natur auf ihre Art in unser Leben hinein spielt, indem sie, die Unwandelbare, uns in regelmäßigen Zwischenräumen denselben Rahmen bietet für unsere wechselnden Seelenzustände, und damit uns dieselben desto klarer ins Bewußtsein zurückruft.

Das Aeußere des jungen Mannes hatte sich in diesem Jahr verändert. Er war stärker, männlicher geworden. Die letzten Spuren der durchgemachten Krankheit, welche in Schönegg seiner ganzen Person etwas weiches verliehen hatten, waren verschwunden und der jugendlich unverschlossene Ausdruck seiner Augen hatte einem bewußten, zurückhaltenden Ernst Platz gemacht.

Jetzt trat Walters Onkel hinzu, ein fröhlicher Junggeselle, der eben von einer Vergnügungsreise nach Paris zurückgekehrt war.

„A propos", wandte er sich an den jungen Mann, „ich habe bei Merians, die mit ihr bekannt sind, Deine Schönegger Freundin getroffen. Madame Cottin ist in Paris eine bekannte Persönlichkeit, die durch ihren Geist, ihre Eleganz, ihren feinen Geschmack tonangebend ist. Uebrigens kann man ihr keinerlei Inkonsequenzen vorwerfen, obschon sie tüchtig kokettirt und nicht nur einen ganzen Hof von jungen Anbetern hat, sondern auch einige bedeutende Männer zu ihren intimen Freunden zählt. Man sagt, sie genieße ihre Freiheit in vollen Zügen, weil sie dieselbe nächstens auf dem Altar der Ehe zum Opfer bringen werde."

Walter war bei den ersten Worten leise erröthet. Jetzt schaute er ernst vor sich hin, ohne ein Wort zu sprechen.

„Nun, was ich erfahren, scheint Dich nicht groß zu interessiren", fuhr Onkel Wilhelm fort, „und doch hat sich Madame Cottin sehr angelegentlich nach Dir erkundigt."

Frau Imhof stellte einige recht ehrbare Fragen nach dem Befinden der jungen Frau, ob sie noch immer dieselbe Zofe in ihrem Dienst habe und ob sie die Absicht hege, wieder nach Schönegg zu kommen. Da die Andern Madame Cottin nicht kannten und Walter sich an dem Gespräch nicht betheiligte, so wurde bald von etwas anderm gesprochen. Aber Walters ältere Schwester Martha, neben der er saß und welcher diesen Abend, wie schon so oft in letzter Zeit, des Bruders Wortkargheit aufgefallen war, sagte nach einiger Zeit zu ihm:

Digitized by Google

„Willst Du nicht in den nächsten Tagen einmal auf ein Stündchen zu mir kommen? Es ist schon lange her, daß wir zusammen vertraulich geplaudert, wie früher so oft, und Du hast meinen kleinen Hans noch nicht gesehen, seit er sein erstes Zähnchen hat."

Zwei Tage später läutete Walter am grünen Gitterthor, bei der Schwester. Martha saß mit einer Handarbeit im Garten und empfing den geliebten Bruder so herzlich, wie wenn eben ihre Gedanken mit ihm beschäftigt gewesen wären.

„Heute sind wir ungestört", sagte sie und zog den Bruder neben sich auf die Gartenbank. „Du sollst mir wieder einmal von Dir sprechen, wie Du es früher gern thatest und wie es seit einem Jahre nicht mehr vorgekommen ist. — Fällt es Dir so schwer, den alten, vertrauten Ton zu finden?" fragte sie, als Walter nachdenklich vor sich hinschaute. „Das ist ein Beweis, daß etwas zwischen uns getreten ist. Ich will Dir das Aussprechen erleichtern, indem ich Dir gestehe, daß ich schon längst ahne, was Dich so nachdenklich und ernst macht. Seit letztem Herbst ist eine Veränderung mit Dir vorgegangen und Dein Stillschweigen letzthin, als Onkel Wilhelm gewisse Dinge berührte, bestärkte mich in meinen Ideen."

„Nun ja denn, wenn Du es wissen willst", antwortete Walter nach einer Pause. „Warum soll ich nicht darüber sprechen mit Dir, die Du stets so gütig und verständnißvoll in mein Denken und Fühlen eingegangen bist? — Uebrigens ist der Zeitpunkt gekommen, wo ich aus dem, was ich seit dem letzten Herbst in mir herumtrage, kein Geheimniß mehr zu machen brauche."

Und nun begann Walter seiner Schwester zu erzählen von allem, was sich in Schönegg zugetragen. Er malte ihr das leibliche und geistige Bildniß der Freundin; er sprach von allen den kleinen Erlebnissen, die sie mit ihm verbunden. Hingerissen von den Erinnerungen, die sich vor seinem Geiste entrollten, legte er in seine Rede die ganze Poesie des erlebten, reizenden Herbstidylls.

Zuletzt erzählte er von dem Briefe, den zu eröffnen der Augenblick gekommen war.

„Morgen ist der Jahrestag ihrer Abreise. Morgen also soll ich Gewißheit über meine Zukunft erlangen."

Die letzten Worte sprach er ernst, fast traurig.

Martha hatte ihm zugehört, ohne ihn zu unterbrechen, als ob sie fürchtete, durch ein Wort die Klarheit der Erinnerung zu trüben.

Nachdem er geendet, sah sie ihn an, forschend und lächelnd zugleich.

„Das war freilich ein verhängnißvoller September", sagte sie, „und ich hätte mir nicht träumen lassen, daß diese Episode, von der ich nur einen Einfluß auf Deine Entwickelung erwartet, den Grundstein zu Deiner ganzen Zukunft gelegt habe. Aber so wie die Dinge nun einmal stehen, begreife ich Deine Traurigkeit nicht, die ich auf Kosten einer unerwiderten Neigung schrieb. Du liebst Madame Cottin; sie selbst scheint für Dich ein tieferes Gefühl zu hegen.

Digitized by Google

Ihrer Versicherung nach enthält ihr Brief eine gute Botschaft, womit auch des Onkels Andeutungen über ihre baldige Verheiratung übereinstimmen —"

„Das ist es ja eben!" unterbrach sie Walter heftig. „Was mir vor einem Jahre als höchstes Glück erschien, erfüllt mich jetzt mit Besorgniß. Damals lebte ich im Genuß des Augenblicks; seither habe ich nachgedacht und begriffen. Siehst Du die junge Frau, wie ich sie Dir vorgeführt, in Basel? — Sie, die umworbene, geistreiche und oberflächliche Pariserin sollte sich in unsre kleinen Kreise einleben? — Ich dachte daran, Basel zu verlassen und mir in Paris ein Heim zu gründen; aber die materiellen Schwierigkeiten, der Gedanke, meine Mutter, Euch alle zu verlassen, um einer Frau willen, die sich vielleicht nicht einmal ganz, mit Herz und Seele — ach, hat sie nur ein Herz! — mir geben wird. — Alles, was ich vor einem Jahr mit Freuden auf meine Schultern genommen hätte, das drückt mich jetzt zu Boden. — Wie oft, wenn ich von einem Manne hörte, der eine Schauspielerin, eine Sängerin von der Bühne hinweg als Gattin in sein Haus führte, nannte ich es eine Thorheit, die ihre unheilvollen Folgen in sich selbst berge. — Ist mein Fall nicht derselbe? — Ich will von der Bühne der Welt hinweg eine Frau nehmen, die dort als Künstlerin geglänzt. Mein Selbstvertrauen ist nicht so groß, daß ich mir die Macht zuschriebe, sie durch meine Liebe für alles das zu entschädigen, was sie mir opfert. Und was das Aergste ist", setzte er leiser hinzu, „mir scheint, es habe sich in diesem Jahr eine Scheidewand zwischen uns beiden erhoben. Du sagst, ich sei nicht mehr derselbe. Es ist Wahrheit und Du siehst in meinem veränderten Wesen und Aeußern nur die Manifestation dessen, was sich in meinem Innern vollzogen. Vor einem Jahr befand ich mich in einem Entwickelungsmoment; seither hat meine Natur ihre eigentliche, bleibende Gestalt angenommen und diese paßt — ach, ich fürchte es — nicht mehr zu Madame Cottin."

„Ich glaube, Du bist zu konsequent in Deinen Schlüssen", meinte Martha beruhigend, als der Bruder inne hielt. „Du magst in vielem recht haben, aber Du trägst nicht genug Rechnung der Kraft, die Berge versetzt. Die Liebe räsonnirt nicht so logisch, wie Dein Verstand es jetzt thut. Sie wird Euch verbinden, über alle Schwierigkeiten hinweg."

„Mögest Du wahr sprechen", erwiderte Walter, nur halb überzeugt. „Ich komme oft dazu, selbst an der Wahrheit meines Gefühls zu zweifeln. Die Liebe ist eine Pflanze, die des günstigen Bodens, des entsprechenden Klimas bedarf, wenn sie ihre Lebensfähigkeit bewahren soll."

Martha seufzte. Walters Worte mochten ihr eine eigene Erfahrung bestätigen. Sie sagte ausweichend:

„Glaube mir, es ist nicht so schwer, ein ruhiges Glück zu erlangen, wenn auch nur eines von beiden den festen Willen dazu ins Zusammenleben mitbringt."

Digitized by Google

Walter kehrte ruhiger nach Hause zurück. Freilich, das Feuer der Begeisterung aus der Asche auferstehen zu lassen, das war auch der Schwester nicht gelungen.

Am nächsten Abend erbrach Walter den verhängnißvollen Brief. Derselbe enthielt folgendes:

„Mein lieber Freund!

Ich mache Ihnen die schwierigste Konzession, die eine Frau dem Manne machen kann, dem sie gefallen will: ich werde Ihnen den Beweis geben, daß ich viel älter bin als Sie.

Wenn mich meine Menschenkenntniß und die Lebenserfahrung, die ich vor Ihnen voraus habe, nicht gänzlich täuscht, so eröffnen Sie diesen Brief in einer Stimmung, die es nicht erfordert, daß ich das Folgende in die schonendsten Ausdrücke einhülle.

Lieber Freund, Sie haben einen einzig schönen Monat in mein Leben eingefügt und für dieses Geschenk werde ich Ihnen ewig dankbar sein: aber lassen wir es dabei bewenden. Glauben Sie mir: das Nachspiel, das folgen würde, dürfte die Erinnerung der verlebten harmonischen Stunden trüben. Ich bin nicht die Frau, deren Sie fürs Leben bedürfen — das haben Sie sich wohl seither selbst gesagt. Ich bin mir vollständig bewußt, daß nur mein unmittelbarer Einfluß Sie in Ihrem Wahne gefangen halten konnte. Einmal diesem persönlichen Einfluß entzogen, hat Ihr praktischer Verstand die Oberhand genommen.

Ich fühle mich dadurch keineswegs verletzt, im Gegentheil, meine momentane Macht über Sie ist mir eine Bestätigung meines Werthes, auf die ich stolz bin.

„Sie ist herzlos", werden Sie beim Lesen meines Briefes ausrufen Wäre es nicht eher ein Beweis für das Gegentheil, daß ich Sie einer Zukunft zurückgebe, die Ihrem Wesen entsprechen wird? — Und wer sagt Ihnen, daß der Ton meines Briefes nicht ein absichtlicher sei, um die Heilung vollständig zu machen?

Also bewahren auch Sie ein dankbares Andenken

Ihrer aufrichtigen Freundin."

Walter wurde beim Lesen dieser Zeilen von verschiedenartigen Gefühlen bewegt. Vor der Thatsache des Verlustes überfiel ihn ein Leid, dessen er sich nicht mehr fähig gehalten hätte. Schöne Erinnerungen, jetzt in schmerzliche verwandelt, kamen mit intensiver Gewalt über ihn. Die Demüthigung, zu sehen, daß die junge Frau das, was nothwendig eintreffen mußte, im voraus so richtig erkannt, nagte an seinem Herzen.

Aber nach und nach wurde seine Stimmung versöhnlicher. Hatte nicht auch er der Freundin unvergeßlich schöne Augenblicke zu verdanken? Sollte er es der einsichtsvollen Frau verargen, daß sie die Poesie dieser reizvollen Episode ihres und seines Lebens vor der nachfolgenden Wirklichkeit gerettet? —

Am Ende stieg in ihm der Wunsch auf, seiner lebensklugen Pariser Freundin die Hand zu drücken, wie einem guten Kameraden,

Digitized by Google

der uns einen peinlichen, aber recht nützlichen Freundschaftsdienst erwiesen.

Kurze Zeit darauf erhielt Walter die Anzeige der Verlobung seiner Freundin mit dem bekannten Maler Etienne Aubarel, dessen Herodias in einem der letzten Salons die Ehrenmedaille davon getragen hat.

Herbstesmilde.

Auf breiter Wasser Sonnenhelle
Webt zauberisch ein Frühlingshauch,
Und doch wirft ungeduldig schnelle
Sein letztes Laub hin Baum und Strauch.
Es sinkt der Blätter goldner Regen
In sanftem Fall auf Flut und Kahn,
Indeß mit leisen Ruderschlägen
Ich einsam gleite meine Bahn.

Nie sah den Wald so mild ich sterben
In schmeichlerischer Lüfte Wehn,
Und sah doch oft schon dies Entfärben,
Sah, wie so oft! dies Niedergehn.
Da fühl' ich, daß mit solcher Schöne
Die Welt sich schmückt, die bald verblaßt,
Daß mit dem Tode sich versöhne
Des Erdenlebens flücht'ger Gast.

A. Brieger.

Digitized by Google

Die schweizer Amazone.

Von M. Berko.

Diejenigen Frauen sollen bekanntlich die besten sein, von denen die Welt am wenigsten weiß. Ob auch die interessantesten? Das ist eine andere Frage. Im allgemeinen wird sich wohl Goethes Wort über die beste Gesellschaft, welche sich dadurch kennzeichnet, daß sie nicht zu dem kleinsten Gedicht Veranlassung giebt, auch auf sie anwenden lassen, denn man wird bei aller Anerkennung häuslicher Tugenden nicht behaupten wollen, daß schmackhaft gekochte Suppen oder gut gestopfte Strümpfe dankbare Gegenstände für die poetische Verherrlichung seien. Freilich ist auch das Interessante nicht immer schön und das poetische Element hat keineswegs in dem Leben aller Frauen, welche von sich reden gemacht haben, die erste Rolle gespielt. Man könnte eigentlich sämmtliche weibliche Berühmtheiten in drei Gruppen eintheilen. Zu der ersten und vornehmsten würden alle geistig hervorragenden Frauen gehören, welche zur kulturellen Entwickelung der Menschheit wesentlich beigetragen und eine bleibende Spur ihres Wirkens zurückgelassen haben, also Regentinnen, Künstlerinnen, Schriftstellerinnen und Wohlthäterinnen im großen Maßstabe. In die zweite wären die duftumflossenen, aus Weihrauchwölkchen verklärt hervorlächelnden Gestalten aller jener Mollys, Lotten und Minnas zu rechnen, von deren Dasein die Welt gar nichts wüßte, wenn sie nicht das Glück gehabt hätten, gerade im geeigneten Moment vor ein paar liebesdurstige Dichteraugen zu treten. Obgleich es in dem Leben dieser Musen nicht immer ganz reinlich und zweifelsohne zuging, so trägt man ihnen das weiter nicht nach, und mancher Familienvater, der seine Tochter um alles in der Welt nicht ins Theater gehen ließe, wenn man ein französisches Ehebruchsdrama mit seinen akademischen Erörterungen des Für und Wider giebt, hat gar nichts dagegen, daß die liebe Unschuld sich in der Literaturgeschichtsstunde

Digitized by Google

für jene Heldinnen begeistert, welche die Sache praktisch erprobt haben — ja er schenkt ihr vielleicht mit eigner Hand am Geburtstage ein zierlich gebundenes, mit Goldschnitt versehenes Büchlein, das ihre Porträts aus den verschiedensten Lebensstufen und ihre Biographien enthält. O ja, es ist ein schönes Ding um die Poesie! Durch nichts beweist sie ihren göttlichen Ursprung so deutlich, als durch die Kraft, für Geschehenes Absolution zu ertheilen und arme Sünder heilig zu sprechen! Hat man zu viel geliebt oder zuviel gehaßt, Treuschwüre gebrochen oder Ketzer verbrannt, die Strahlenglorie um das Haupt macht alle Flecken unsichtbar, wie einst der Lorbeerkranz die Glatze Cäsars.

Die der dritten Gruppe angehörigen Frauen sind nicht so glücklich, auf die Nachwelt zu kommen, ohne einen Finger dazu gerührt zu haben. Sie sind die Unberühmten unter den Berühmten, man hat sich eine Zeit lang lebhaft mit ihnen beschäftigt, um sie dann zu vergessen. Sie haben sich weder durch hervorragende Geistesgaben noch durch berückende Schönheit ausgezeichnet, sondern allein durch merkwürdige Schicksale die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Indessen darf man wohl behaupten, daß außergewöhnliche Schicksale selten ganz gewöhnliche Menschen treffen, und daß immer eine tüchtige kernhafte Natur dazu nöthig ist, um die Pfeile und Schleudern eines feindlichen Geschicks ungebeugt von sich abzuwehren. Dies gilt auch von der Heldin unserer Skizze, deren ganzes Leben eine Kette von Abenteuern, Gefahren und tragischen Erlebnissen war, die aber dennoch nie, eine einzige Ausnahme abgerechnet, den Lebensmuth und den angeborenen Humor einbüßte, obgleich sie oft in Lagen gerieth, die auch wenig furchtsamen Naturen unerträglich gewesen wären. Selten hat wohl ein Menschenleben so große Gegensätze aufzuweisen, wie das von Regula Engel, bekannt unter dem Namen die schweizer Amazone. Aus dem Volke hervorgegangen stieg sie, nachdem sie die Schrecken der großen Revolution überstanden, zur großen Dame und Vertrauten eines Fürstengeschlechts, um am Ende in ihrer Heimat elend im Hospital zu sterben. Durch ihr Geschick von einem Schlachtfeld auf das andere getrieben, mit Scenen des blutigen Mordes und aller Kriegsgräuel, vor denen sogar Männer erbebten, vor Augen, selbst in Uniform mit dem Degen in der Faust blieb sie immer und vor allem Weib, wie denn auch der Name einer Amazone nicht recht für sie paßt. Sie war keine kaltherzige Männerfeindin, sondern eine liebevolle, aufopferungsfähige Frau, die ihrem Gatten die überraschende Anzahl von einundzwanzig Kindern schenkte und sich im Alter nur schwer die Instinkte des liebebedürftigen Frauenherzens abgewöhnen konnte. Die Geburt schien aber bereits ihr Schicksal bestimmt zu haben, denn sie entstammte einem Geschlecht, das den Krieg als Handwerk betrieb und seit Jahrhunderten sein Blut auf allen Schlachtfeldern Europas für fremde Fürsten verspritzt hatte. Ihr Vater, Heinrich Egli, war ein Schweizer und diente in der Leibgarde Friedrich des Großen, dessen Bruder, Prinz Heinrich,

Digitized by Google

solches Gefallen an dem über sieben Fuß großen, bildschönen Burschen fand, daß er ihn in der Mathematik ausbilden ließ und zum Offizier beförderte. In Berlin verheiratete sich Egli mit einer Base, Katharine Egli, welche ebenfalls in der Schweiz geboren war und als Waise Aufnahme in dem Hause des Feldmarschall von Schwerin gefunden hatte. Seinem unruhigen Wesen behagte aber die preußische Strammheit nicht lange, und so benutzte er die Gelegenheit seiner Verwundung in der Schlacht bei Kollin, um zu desertiren. Er begab sich direkt ins feindliche Lager nach Wien, wo die Kaiserin ihn persönlich empfing und ihm für seinen Eintritt ins österreichische Heer die verlockendsten Aussichten eröffnete, wenn er sich entschließen könne, von der reformirten zur katholischen Kirche überzutreten. Egli war entzückt, aber er hatte die Rechnung ohne seine Frau gemacht. Als sie davon erfuhr, reiste sie nach Wien, warf sich der Kaiserin zu Füßen, beschwor sie, ihren Mann nicht zum Abfall von seinem Glauben zu verführen, und rührte Maria Theresia so, daß sie auf den riesigen Leibgardisten verzichtete und dem Ehepaar freie Reise nach der Schweiz bewilligte. Hier bekam Egli eine Anstellung als Exerziermeister und Lehrer am Kadettenhause in Zürich. Da er jedoch neben Mars auch Venus und Bacchus opferte, wurde das Zusammenleben mit seiner Frau mit der Zeit unerquicklich und führte schließlich zu einer Trennung. Katharina Egli, welche einen etwas harten Charakter und Anlage zur Betschwester besaß, verließ ihre vier Kinder, von welchen das jüngste, unsere Regula, noch klein und ein älterer Knabe blind war, und ging nach Chur, wo sie sich durch feine Handarbeiten und andere Künste, die sie im Hause des Grafen Schwerin gelernt hatte, nährte. Regula, im Jahr 1761 geboren, war ein schwächliches Kind und litt unter dem häuslichen Unfrieden sehr schwer. Es war daher eine Erlösung für sie, daß sie nach dem Fortgehen der Mutter in ein friedliches Asyl kam, nämlich in das von Lavater gestiftete Waisenhaus, wo sie fünf Jahre lang Unterricht erhielt. Die Erinnerung an diese Zeit und die von dem verehrten Meister selbst empfangenen Lehren blieb ihr das ganze Leben hindurch theuer, wenn sie auch die Einseitigkeit namentlich des Religionsunterrichts später einsah, und unter Katholiken, Juden und Muselmännern den Unterschied des Bekenntnisses über der Thatsache, daß wir alle zu einem Gott beten, übersehen lernte. Als jedoch Heinrich Egli sich von neuem verheiratet hatte und seine Verhältnisse bessere geworden waren, nöthigte man ihn, seine Kinder wieder zu sich zu nehmen. Die zweite Frau war ganz die böse Stiefmutter aus dem Märchen, sie plagte und mißhandelte die armen Kleinen auf unmenschliche Weise und verdrängte sie aus dem Herzen des Vaters. Als sie einst Regula in eine Kammer gesperrt hatte, befreite sie ihr blinder Bruder aus dem Gefängniß und sie entwich.

Nur mit Hemd, Röckchen und Nachtjäckchen bekleidet und mit keinem andern Zehrpfennig als zwei Schillingen und einem Brödchen versehen, verließ das dreizehnjährige Kind das Vaterhaus, um ihre

Digitized by Google

rechte Mutter aufzusuchen, die von ihr gegangen war! Nachdem sie, die nie aus der Stadt gekommen war, meilenweite Märsche gemacht, Gebirge überschritten, durch überschwemmte Wiesen gewatet, und bald mit einem mitleidigen Schiffer, bald mit einem Fuhrmann eine Strecke gefahren war, kam sie halb todt vor Müdigkeit bei der Mutter an, die nun mit großer Freude das lang entbehrte Kind in die Arme schloß. Es dauerte nicht lange, so kam auf dieselbe Weise auch das zweite, der blinde Knabe, zu ihr. Regula lernte nun unter Anleitung der Mutter alle weiblichen Kunstfertigkeiten, worin jene Meisterin war, und erwies sich so geschickt, daß sie bald selbst für sich sorgen konnte. Das Verhältniß zu ihrer Mutter war indessen kein sehr freundliches, da die alternde Frau kein Verständniß für die lebenslustige Laune des jungen Mädchens hatte und ihr das Beten als einzige Erholung gönnte. Da kam die Liebe gerade zur rechten Zeit zu Hilfe. Regula war siebzehn Jahre alt, als sie in einem befreundeten Hause den Sergeant-Major Florian Engel kennen lernte. Er gehörte einem französischen Schweizerregiment an, war schön und stattlich und eroberte ihr Herz im Sturm. Die Hochzeit fand sehr bald statt, die junge Frau folgte ihrem Manne in die Garnison und nun begann jenes unstete Wanderleben, das sie bis fast an ihr Ende geführt hat.

Anfangs in Straßburg und Schlettstadt, wo dem Ehepaar Engel die beiden ersten Söhne geboren wurden, kam das Regiment nach Korsika, blieb dort zwei Jahre und wurde dann nach Flandern versetzt. Alle diese Wanderungen machte Regula Engel mit, und ließ sich, ihren eigenen Worten gemäß, durch keine Störung abhalten, ihrem wahren Berufe treu zu sein. In der That hatte sie die französische Bevölkerung Korsikas während ihrer dortigen Anwesenheit um zwei Seelen vermehrt und in Lille setzte sie diese Beschäftigung mit solchem Eifer fort, daß sie ein Zwillingspaar zur Welt brachte. Als das ominöse Jahr 1789 heran kam, geriethen die Schweizertruppen in eine unangenehme Position; als fremde nur zum Schutz des Monarchen bestimmte Söldner waren sie dem freiheitsdurstigen Volk ein Dorn im Auge. Als das Ende des königlichen Prozesses nahte, durften sie sich kaum noch einzeln auf die Straße wagen, aus Furcht, von dem wüthenden Pöbel ermordet zu werden. In dieser Gefahr konnte Regula, die in der Schweiz bei ihrer Mutter auf Besuch war, ihren Mann nicht allein lassen, und so reiste sie nach Frankreich, ihr neugeborenes Kind an der Brust. Das kleine Wesen starb unterwegs, wahrscheinlich infolge der beschwerlichen Reise. In Lille angekommen, fand sie die Aufregung aufs höchste gestiegen; mehrere Offiziere waren bereits von den Jakobinern ermordet. Bald darauf wurde das Regiment abgedankt und erhielt freien Abzug; obgleich es mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen ausrückte, war es dennoch in der größten Gefahr und man hielt es fast für ein Wunder, daß es derselben unangefochten entronnen.

Florian Engel stand nun vor der Entscheidung, ob er, der nichts

Digitized by Google

anderes als das Soldatenhandwerk gelernt hatte, mit seiner Frau und sieben Söhnen nach der Schweiz gehen und die Mildthätigkeit seiner Landsleute anrufen oder in den Dienst der Republik treten und die Seinen ehrlich ernähren sollte. Er wählte das letztere, was ihm von einem Theil seiner ehemaligen Kameraden sehr übel genommen wurde. Als er zu diesem Zweck nach Paris ging und unvorsichtigerweise seine rothe Schweizergardeuniform trug, arretirte man ihn und brachte ihn ins Gefängniß. Voll Entsetzen eilte Regula, an jeder Hand einen Sohn führend, mit einer schnell aufgesetzten Bittschrift zu Robespierre und warf sich ihm mit der Bitte um Gnade zu Füßen. „Steh' auf", sagte der Gewaltige, „Dein Mann ist frei", und überreichte ihr den Freilassungsbefehl, den sie selbst nach dem Jakobinerklub tragen sollte. Entzückt wollte Regula ihm danken, aber sie gewann es nicht über sich, Robespierre gegenüber das vorgeschriebene republikanische „Du" zu gebrauchen, und stammelte nur schüchtern „Tausend Dank, Bürger!"

Engel wurde nun Hauptmann eines Infanterieregiments, das in den Jahren 1793 und 1794 die Feldzüge in Holland mitmachte. Seine Frau begleitete ihn und theilte alle Strapazen und Gefahren, was sie nicht hinderte, in Rotterdam einer Tochter das Leben zu schenken, die ihr zu ihren sieben Knaben eine erwünschte Bereicherung der Familie däuchte. Natürlich konnte sie nicht alle ihre Sprößlinge auf ihren Kriegszügen mitnehmen, sie brachte dieselben daher in den verschiedenen Ländern, wo sie das Licht der Welt erblickt hatten, unter, und zwar meist in Familien von Schweizern, die sich als Zuckerbäcker, Kaufleute u. s. w. fast überall vorfanden. Nur das kleinste Kind hatte sie gewöhnlich bei sich, bis es von einem neuen Ankömmling abgelöst wurde.

Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde Engels Regiment der ägyptischen Armee des General Bonaparte eingereiht. Mit der glänzenden Flotte verließ auch das Engelsche Ehepaar Toulon, und zwar reisten sie auf demselben Schiffe mit dem jungen Napoleon. Ganz leicht war es der muthigen Frau diesmal nicht geworden, die abenteuerliche Expedition in einen fremden Welttheil mitzumachen, aber die Liebe zu ihrem Manne, der sie mit den Worten: „Wir theilen Freude und Leid miteinander, nur der Tod soll uns trennen", zum mitreisen aufforderte, besiegte alle Bedenken. Die Sorge um das Schicksal ihrer Kinder wurde ihr durch den Gedanken erleichtert, daß der Staat, im Falle sie Waisen wurden, zu ihrer standesgemäßen Erziehung in Militäranstalten verpflichtet war. Uebrigens war sie nicht die einzige Dame an Bord, außer ihr begleiteten noch dreizehn Offiziersfrauen ihre Männer. Besser als diese Pariserinnen schien indessen Frau Engel dem General Bonaparte zu gefallen, was ein Beweis dafür ist, daß sie trotz des verhärtenden Einflusses des Soldatenlebens ihre Weiblichkeit zu bewahren gewußt hatte, denn Napoleon konnte bekanntlich keine emanzipirten Frauen leiden. Er konnte nie an ihr vorüber gehen, ohne ihr mit den Worten: „Will

Digitized by Google

Sie auch eine Prise, meine kleine Schweizerin?" seine Dose anzubieten; oft trank er auch seinen Kaffee, den er gern selbst bereitete, mit ihr und sagte freundlich: „Will Sie noch ein Täßchen?" Auf die recht angenehm zurückgelegte Reise folgten blutige Kämpfe, die Einnahme von Alexandria, bei welcher Engel eine leichte Wunde erhielt und der Marsch nach Kairo, welcher besonders des Wasser- und Salzmangels wegen manches Opfer kostete. Regula war wieder überall dabei und immer in lebhafter Action, was sie indessen nicht hinderte, ihren Mann in Kairo mit Zwillingssöhnen zu beschenken. Nicht nur der Hauptmann Engel, sondern das ganze Lager freute sich über die Ueberraschung, und, was das seltsamste ist, Napoleon ließ sich herbei, die beiden jüngsten Mitglieder der Expedition eigenhändig zu taufen, da kein Priester bei der Armee war! Er besprengte sie im Namen des Dreieinigen Gottes mit Wasser und gab ihnen als Pathe seine eigenen Namen. Frau Engel meinte später, er habe sie zwar nicht zu rechten Christen, aber doch zu seinen treuesten Anhängern für das Leben geweiht, denn sie gingen nachmals mit ihm in die Verbannung nach St. Helena und theilten sein Geschick bis zum Tode.

Da sie ihrer Mutterpflichten wegen nicht alle Streifzüge des Regiments mitmachen konnte, vertrieb sie sich damit die Langeweile, daß sie die Haremsdamen der Paschas besuchte und sich von ihnen sogar in die Moschee mitnehmen ließ, wo sie sich, im angenehmen Gegensatz zu der Gewohnheit mancher für gebildet geltenden Leute, welche sich über alle Gebräuche, die nicht die ihren sind, lustig machen, über die andachtsvolle Stille und die feierlich demüthige Haltung der Betenden freute. Im Frühling 1799 ging das Regiment nach Syrien, und diesmal konnte Frau Engel mit ihren beiden Kleinen es schon begleiten. Nach dem Sturm und der Einnahme von Jaffa blieb sie dort, der Aufenthalt daselbst war jedoch nichts weniger als idyllisch. Da alle Dörfer umher in hellem Aufruhr waren, mußten sie von den Franzosen nach und nach besetzt werden, um vor einem Ueberfall geschützt zu sein. Bei einem dieser Kämpfe that Regula ihre erste Waffenthat. Da es an Offizieren fehlte, steckte sie sich in die Uniform, übernahm das Kommando über ein Piket Soldaten und rückte mit ihren Mannschaften aus. Die Disziplin verstand sie aufrecht zu erhalten, denn sie ließ sogleich siebzehn Mann, die sich betrunken hatten, in Arrest setzen, dagegen machte ihr das Rapportabstatten einige Schwierigkeit, da sie mit der französischen Orthographie nicht auf dem vertrautesten Fuße stand. Sie wußte sich aber zu helfen und diktirte einem Elsässer die Berichte deutsch, worauf er sie französisch niederschrieb. Bei ihrer Rückkehr wurde sie mit ungeheurem Jubel empfangen, die Offiziere lobten ihre militärische Haltung und konnten es nicht unterlassen, auch einige Bemerkungen über ihre drallen Schweizerwaden mit einfließen zu lassen.

Napoleon war gerade abwesend und war untröstlich, das seltene Schauspiel versäumt zu haben, es sollte ihm indessen noch später

Digitized by Google

mehr als einmal zutheil werden. Er erwies sich bereits zu dieser Zeit als ein warmer Gönner der Familie Engel, beförderte die beiden ältesten Söhne — es dienten bereits vier der Republik — zu Offizieren und machte Regulas Schwiegersohn, den Mann ihrer Tochter Anna Sophie, zum Adjutanten.

Nach dem unglücklichen Ausgang der Expedition verließen Engel und seine Frau mit den Trümmern der tapfern Armee den fremden Welttheil, um nach der Heimat zurückzukehren. In Nizza angekommen, empfingen sie jedoch schon die Unglücksbotschaft von der Schlacht von Marengo, in welcher ihre beiden ältesten Söhne, zwanzig und einundzwanzig Jahre alt, gefallen waren. Auch der Schwiegersohn Muret war an der Seite des General Desaix auf dem Schlachtfelde geblieben. Als seine Gattin in Mailand die Nachricht erhielt, bekam sie einen Schlaganfall, an dessen Folgen sie vierzehn Tage später starb. So hatte ein Tag der unglücklichen Familie vier theure Leben geraubt. Außer sich vor Schmerz eilte Regula auf das blutige Feld von Marengo, um an den Gräbern ihrer Lieben zu beten, und dann nach der Schweiz, wo sie in den Armen ihrer greisen Mutter Trost zu finden hoffte. Aber auch hier wartete ihrer ein schwerer Kummer, sie erfuhr, daß die alte Frau schon vor sechs Wochen gestorben war. Mit schwerem Herzen begab sie sich wieder nach Paris, wo Engel nun weilte. Hier fand denn nun auch die kirchliche Taufe der beiden von Napoleon in Aegypten provisorisch geweihten Knaben statt, welche in der Kirche St. Honoré gefeiert wurde, und der Anwesenheit der vornehmen Pathen, des Konsuls und seiner Gemalin wegen, ein zahlreiches, neugieriges Publikum anzog. Josephine übernahm dann auch die Sorge für die Erziehung ihrer beiden Schützlinge.

Als bald darauf Engel mit der Armee nach Italien ging, blieb seine Frau diesmal zu Hause. Sie bereute es jedoch bald, denn sie mußte eine lange Zeit in der größten Sorge um sein Schicksal schweben. Er war in Gefangenschaft gerathen, man hatte ihn jedoch in den Verlustlisten als gefallen bezeichnet. Zu dem Schmerz um den Gatten gesellte sich noch die quälende Sorge um die Zukunft und bewog Regula, ihre Heimat, die Schweiz, aufzusuchen, wo sie hoffen durfte, bei alten Freunden eine Zuflucht zu finden. Sie wollte gern arbeiten, um ihre Kinder ohne fremde Beihilfe zu ernähren, und so fing sie denn auf Rath einer Züricher Kaufmannsfamilie einen kleinen Schnittwaarenhandel an, wofür ihr jene die Waaren in Kommission gaben. Der Anfang war vielversprechend, da der Absatz ungemein groß war, das Ende war aber desto kläglicher. Unsere Regula war kein Finanzgenie und hatte die Waaren größtentheils unter dem Einkaufspreise abgesetzt, um nur recht flotte Geschäfte zu machen! Beschämt und von allen merkantilischen Projekten für immer geheilt, machte sie sich aus dem Staube, um nach Paris zurückzukehren.

Plötzlich traf dort der todt geglaubte Gatte ein, der gegen

Digitized by Google

deutsche Gefangene ausgewechselt worden war, und alle Sorgen hatten nun ein Ende.

Nach der Krönung Napoleons zum Kaiser und König von Italien folgte Regula ihrem Manne, der inzwischen Commandant eines Infanterieregiments geworden war, auf den Feldzügen nach Bayern und Oesterreich, und nahm thätigen Antheil an der Schlacht von Austerlitz, wo sie einen tüchtigen Säbelhieb über den Kopf erhielt. Bald nachher von einem Knaben, dem neunzehnten Kinde, entbunden, begleitete sie ihren Mann und das Regiment, sobald sie hergestellt war, nach Neapel und Rom, und endlich, nachdem Engel Commandant eines Chasseurregiments geworden war, auch nach Deutschland. Elf Tage nach der Schlacht von Auerstädt zogen die Franzosen in Berlin ein, wo Regula sich sofort heimisch fühlte und liebevoll die Spuren ihrer Eltern aufsuchte. Im Invalidenhause fand sie noch einen alten Kriegskameraden ihres Vaters, der ihr manche Schnurre von dem schönen Heinrich, wie ihn sein Gönner und Namensvetter, Prinz Heinrich von Preußen, zu nennen liebte, erzählte, und auf der Hauptwache ließ sie sich das Prison zeigen, wo ihr Vater ziemlich häufig „im Schatten" gesessen. Auch dem gräflich Schwerinschen Hause, in dem ihre Mutter erzogen, machte sie einen Besuch, wie auch dem greisen, schon hundert Jahre alten Hofprediger, der ihre Eltern getraut. Nach dem Tilsiter Frieden gings aus dem Norden nach dem Lande, wo die Kastanien blühen, nach Spanien. Hier gefiel es Regula aber gar nicht, weder das Klima, das Fieber erzeugt, noch die Menschen, deren Grausamkeit und Gemeinheit ihr zuwider war. Trotz ihrer siebenundvierzig Jahre mußte sie, wie sie erzählt, in Offiziersuniform als Mann gekleidet gehen, um den Nachstellungen der spanischen Mönche nicht zum Opfer zu fallen. Immer zum Scherz geneigt, ließ sie sich diese Gelegenheit Possen zu treiben, nicht entgehen und spielte einem hübschen spanischen Mädchen gegenüber den Galanten, führte sie ins Theater und Konzert und verstieg sich sogar bis zu einem glühenden Kuß, an den die Madrider Schöne vielleicht noch manchmal erröthend gedacht haben mag. Aber das Schicksal rüttelte sie bald grausam aus dieser harmlosen Tändelei. Ihr Sohn Konrad, erst siebzehnjährig und schon Lieutenant mit der Aussicht, bald zum Hauptmann befördert zu werden, fiel einer spanischen Guerillabande in die Hände und wurde, nach der Art jener Barbaren, an einen Baum gespießt und auf entsetzliche Weise zu Tode gemartert. Nach dieser Erfahrung brannte der unglücklichen Mutter der spanische Boden unter den Füßen, und sie verließ augenblicklich das fürchterliche Land der Inquisition und der Stiergefechte, um nach Frankreich zurückzukehren. Bald folgte ihr auch der Gatte und beide gingen mit der Armee nach Deutschland. Hier wurden sie jedoch gleich im Anfang des Feldzugs gefangen genommen und nach Semlin gebracht, wo die Festungshaft ihnen durch die Geburt eines Söhnchens etwas weniger langweilig wurde. Das Kind starb jedoch auf der Reise, als sie sich nach dem Friedensschluß wieder

Digitized by Google

nach Frankreich begaben. — In Paris wartete unserer Regula noch ein besonders ehrenvolles Amt. Napoleon hatte sich mit Marie Luise verlobt und war im Begriff, seine Schwester, die Großherzogin von Berry und den Marschall Berthier nach Wien zur Einholung der Braut zu senden. Die Großherzogin, welche nicht gut Deutsch verstand, wünschte jedoch von einer Dame, die der Sprache mächtig sei, begleitet zu werden, und so wählte sie sich Frau Engel, die sie ihres originellen gemütlichen Wesens halber gut leiden mochte. In der That freute sich Marie Luise sehr, unter ihren künftigen Unterthanen gleich einer Deutschen zu begegnen, und Regula wußte sich auf eine drollige Art in ihrer Gunst festzusetzen. Sie hatte nämlich bemerkt, daß die Kaiserstochter unter allem, was sie zurück ließ, nicht am wenigsten um ein paar Lieblingsthiere trauerte, welche sie selbst erzogen und gefüttert hatte, nämlich einen Vogel und ein Hündchen. Schnell entschlossen, ließ sie den alten Kaiser Franz um eine Audienz bitten. „Was wollen Sie denn von mir, meine kleine Schweizerin?“ fragte er erstaunt. Regula setzte ihm nun auseinander, daß sie, um der Prinzessin eine Ueberraschung zu bereiten, die beiden Thierchen dem Kurier, der dem Zuge um eine halbe Stunde voran gehen solle, mitgeben wolle, nebst einem Bedienten, der sie unterwegs zu füttern habe. Bei ihrer Ankunft in St. Cloud sollte Marie Luise sie dann in ihrem Zimmer finden. Der Kaiser kraute sich anfangs bedenklich den Kopf und meinte, das mache Schwierigkeiten, als aber Regula ihm keck erklärte, sie würde für alles sorgen und bedürfe nichts, als seine kaiserliche Einwilligung, war er zufrieden und fragte lächelnd: „Sind alle Schweizerinnen so brav wie Sie?“ worauf sie mit einer tiefen Verneigung antwortete: „Majestät, ich bin die Geringste unter ihnen.“

Nach der durch Stellvertretung vollzogenen Vermälung begab sich die junge Kaiserin mit ihrem Gefolge nach Compiègne, wo sie von Napoleon empfangen und nach St. Cloud geleitet wurde. Beim Betreten ihres Zimmers klangen ihr bekannte Laute entgegen, das Hündchen sprang an ihr empor und der Vogel schmetterte sein Lied, und Regula fühlte sich durch die Freudenthränen, welche die junge Gebieterin bei diesem Gruß aus der Heimat weinte, reichlich belohnt für ihre gute Idee.

Die kurze Friedenszeit, welche auf die zweite Vermälung Napoleons folgte, war auch die heiterste in Regulas Leben. Oberst Engel mit seiner Frau lebte in Paris oder St. Cloud, je nachdem sich der Hof an einem dieser Orte aufhielt, oder in einer hübschen Villa in Malmaison, mit einem herrlichen Garten, die sein Eigenthum war; er hielt sich Equipage und Reitpferde, eine zahlreiche Dienerschaft, empfing viele Gäste aus der besten Gesellschaft und verkehrte bei Hofe. Marie Luise fand solches Gefallen an Frau Engel, daß sie sich dieselbe als Begleiterin auf ihren Spazierritten wählte, wobei sie dann Gelegenheit fand, manches vertrauliche Wörtchen zu reden.

Fast gleichzeitig mit dem König von Rom wurde auch Regulas

Digitized by Google

letztes, einundzwanzigstes, Kind geboren; sie selbst zählte bereits fünfzig Jahre. Es war ein Mädchen und erhielt nach der Kaiserin, die das Pathenamt übernahm, die Namen Marie Luise.

Das friedliche Stillleben nahm jedoch durch den Ausbruch des russischen Krieges ein jähes Ende. Engel ging zur Armee und seine Frau mit dem kleinen Kinde folgte ihm. Sie befand sich gerade in Leipzig, als die große Völkerschlacht geschlagen wurde, welche Napoleons Macht vernichtete. In wilder Flucht stürzten Schaaren französischer Soldaten in die Stadt, um sich für den Rückzug zu ordnen und Freiheit und Leben zu retten. Regula wurde von dem Strom mit fortgerissen und kam über den Rhein und nach Straßburg, ohne zu wissen, was aus ihrem Manne geworden sei. Indessen erfuhr sie, daß ein Verlust ihre Familie sicher betroffen habe, da ihr Schwiegersohn, General Perrier, gefallen sei. Ihre Tochter Katharina, deren augenblicklicher Aufenthalt ihr nicht einmal bekannt war, war nun Wittwe und hatte für drei kleine Kinder zu sorgen. Zu diesen Kümmernissen kam noch eine neue Gefahr. Als Regula eben nach Straßburg gelangt war, wurde die Festung zernirt und belagert, und die arme Frau sah sich nun mit dem kleinen Kinde allen Schrecken der Hungersnoth preisgegeben. Die kleine Marie Luise erlag denn auch bald; bei ihrem Begräbniß, das zusammen mit dem der Mutter des Generals Rapp stattfand, kam es zu einem Zwischenfall, der leicht traurige Folgen hätte haben können. Eine badische Batterie fing nämlich an, auf die Leidtragenden zu feuern, man verständigte sich jedoch, ehe es zu einem Unglück kam.

Endlich kam die Nachricht der Uebergabe von Paris, und Straßburgs Thore öffneten sich. Jetzt erfuhr Regula auch von der Verbannung Napoleons nach Elba, sie hörte, daß er sich mit seinen Generälen und Freunden Bertrand und Drouot bereits nach dort eingeschifft habe, und daß auch Oberst Engel auf seinen dringenden Wunsch von dem Kaiser in die Zahl der ihn begleitenden Offiziere aufgenommen worden war. Eiligst reiste sie ihm nach und holte ihn in St. Raphael ein, von wo sie denn in Gemeinschaft mit Mann und Söhnen die Ueberfahrt antrat. So folgte die ganze Familie Engel dem gefallenen Kaiser, dem sie ihr Glück und ihren Wohlstand zu verdanken hatte, ins Exil, wie sie glaubte, für immer. Obgleich Napoleon von seinen neuen Unterthanen mit stürmischem Jubel empfangen wurde und man ihm zu Ehren Salutschüsse abfeuerte und eine Illumination veranstaltete, mochten die Verhältnisse in dem kleinen, 6000 Seelen zählenden Staat seinen Begleitern, die unter seinen Fahnen als Sieger durch Europa gezogen waren, doch sehr niederdrückend erscheinen. Er selbst ließ sich davon nichts merken, lebte, als wäre er in St. Cloud, hielt Revuen und Manöver ab, ließ die Festungswerke verbessern, kümmerte sich um die Polizei und that, als gedächte er lebenslänglich Herrscher von Elba zu bleiben. Daß er indessen andere Pläne hatte, deutete bereits eine Münze an, die er schlagen ließ. Man sieht darauf einen schlafenden

Digitized by Google

Adler, der auf einer umgestürzten Krone ruht, und der Revers trägt die Worte: Ne l'éveillez pas. Der Adler erwachte jedoch früher, als man erwartet; nach einem Schlaf von elfmonatlicher Dauer breitete er seine Schwingen aus, um noch einmal glänzend emporzusteigen. Engels waren natürlich im Gefolge des Kaisers, als er die Fahrt nach Cannes antrat, und der Oberst machte auch den Marsch nach Lyon mit, der sich zu einem Triumphzuge für Napoleon gestaltete; seine Frau blieb jedoch mit Madame Bertrand in Marseille, wo man sie arretirte, weil man sie für Madame Lätitia, des Kaisers Mutter, hielt. Wieder in Freiheit gesetzt, erhielt sie eine Trauerbotschaft, die ihrem Herzen einen tiefen Schmerz bereitete. Ihr Sohn Jakob, Quartiermeister in einem Husarenregimente, war in Toulouse in einem Kampfe mit den Royalisten gefallen. Auch bei ihrer Rückkehr nach Paris fand sie nichts als Trümmer ihres einstigen Glücks; ihr Landhaus in Malmaison hatten die Engländer verbrannt, wobei eine Kammerfrau und ein Knecht nebst drei Pferden in den Flammen umgekommen waren, den Garten verwüstet und die Marmorbüsten Napoleons und seiner Familie, welche ihn zierten, zerschlagen. Alles dieses Mißgeschick sollte aber nur ein schwaches Vorspiel der schrecklichen Katastrophe sein, die mit Riesenschritten herannahte und mit dem Glanze des Kaiserreiches auch das bescheidene Lebensglück Regulas zerschmetterte.

Der Krieg war von neuem entbrannt und der Tag von Waterloo herangekommen. Am Abend vorher war Regula bei der Armee eingetroffen und die entscheidungsvolle Schlacht fand sie tapfer kämpfend an der Seite ihres Gatten und ihrer Söhne, von denen selbst der jüngste, ein zehnjähriges Kind, schon Waffen trug. Diesmal sollte ihr jedoch ihr gewöhnlicher guter Stern nicht leuchten, es war ihr bestimmt, die Schale des Jammers bis auf den Grund zu leeren. Zuerst sah sie ihren Sohn Florian, Offizier bei den Jägern, fallen, und dann ihren Mann, den geliebten Gefährten so vieler wechselvoller Jahre. Ihrer selbst nicht mehr mächtig, stürzte sie sich verzweiflungsvoll kämpfend, ihren Knaben Joseph neben sich, in das Gewühl der Schlacht; da krepirte dicht neben ihr eine Granate und zerschmetterte dem unglücklichen Kinde den Kopf, so daß sie sein Gehirn und eins seiner Augen umherspritzen sah! Zu gleicher Zeit wurde sie selbst von einem englischen Grenadier hart bedrängt; trotzdem sie sich verzweifelt wehrte und ihm mit ihrer Pistole die Oberlippe hinwegschoß, wurde sie doch entwaffnet, erhielt einen Schuß durch den Hals und mußte sich ergeben. In diesem Augenblick erhielt sie von einem andern Soldaten noch einen Bayonettstich in die rechte Seite, der ihr fast das Leben gekostet hätte. Infolge des ungeheuren Blutverlustes verlor sie das Bewußtsein und wurde in diesem Zustande in das Hospital nach Brüssel gebracht, wo sie sechs Wochen lang schwer krank lag. Gleich bei dem Anlegen des ersten Verbandes entdeckte der Arzt zu seinem Erstaunen, daß der schwerverwundete vermeintliche Offizier eine Frau sei.

Digitized by Google

Nachdem man Regula hier eine Zeit lang in primitivster Weise kurirt hatte — die furchtbare Wunde wurde mit einem Zapfen von Pantoffelholz verstopft — brachte man sie nach Paris in das Hôtel Dieu, in welchem sie nur ihrer Tapferkeit wegen Aufnahme fand, da sonst nur männliche Kranke dort verpflegt wurden. Man betäubte sie mit Opium, worauf ihr die Aerzte die Wunde zunähten; das Fieber, welches sich danach einstellte, war aber so heftig, daß man für ihr Leben fürchtete. Wie schrecklich diese lange, lange Leidenszeit für die lebhafte, mittheilungsbedürftige Natur Regulas war, kann man sich einigermaßen vorstellen, wenn man hört, daß die Aerzte ihr während derselben jede Bewegung und sogar das Sprechen verboten hatten. Namentlich dies letztere schien ihr eine furchtbare Grausamkeit, an die sie noch nach Jahren mit stillem Schauder dachte. Auf eine harte Probe stellte man ihre Selbstbeherrschung in dieser Beziehung, als man die Kaiser von Rußland und Oesterreich, wie den König von Preußen in ihr Zimmer führte. Die drei Herrscher, welche das Hospital besuchten, traten still an ihr Lager, betrachteten theilnahmsvoll den darauf ruhenden weiblichen Krieger und die am Bettpfosten hängende blutige Uniform, und gingen schweigend wieder hinaus; jedenfalls hatte der Arzt ihnen die nöthigen Aufklärungen gegeben. Dies Stillschweigen war der gesprächigen Frau Engel ungemein bedrückend, und sie hätte um alles in der Welt wenigstens ein Wörtchen mit dem liebenswürdigen Kaiser Alexander reden mögen. Dafür erhielt sie am andern Tage eine Botschaft von ihm; er sandte ihr einen freundlichen Gruß, 300 Rubel in Gold und 25 Flaschen Ungarwein zu ihrer Pflege.

Sobald Regula so weit hergestellt war, um über ihre Zukunft nachdenken zu können, bemächtigte sich ihrer die schwärzeste Sorge. Vermögen hatte ihr verstorbener Mann fast gar nicht zurückgelassen, dafür aber ziemlich hohe Forderungen an die Regierung, deren Einlösung seitens der Bourbons mehr als zweifelhaft waren. Engel hatte nämlich während des spanischen Krieges die Inspektion der Hospitäler zu besorgen gehabt, und, da er dieselben entsetzlich verwahrlost, ohne genügende Betten, Wäsche, Arznei und Lebensmittel fand, beträchtliche Summen zur Anschaffung dieser Dinge aus seiner Tasche verauslagt, wofür ihm die Regierung Bons ausgestellt hatte, die bis zur Stunde noch der Einlösung harrten. Die Wittwe wandte sich nun an Ludwig XVIII. mit einem demüthigen Bittgesuch, erhielt aber statt des Geldes den kurzen Bescheid, daß alle Kassen erschöpft und keine Fonds vorhanden seien. Die gleichzeitig ausgedrückte Sympathie der königlichen Familie konnte ihr diese bittere Pille nicht versüßen. Die einzige Rettung schien der großmüthige Antrag des Kaisers Alexander zu bieten, der ihr, im Falle sie nach Petersburg ziehen wolle, Reisegeld und eine jährliche, ihren Bedürfnissen entsprechende Pension versprach. Dazu war aber die begeisterte Anhängerin Napoleons nicht zu bewegen, die Erinnerungen, welche sich an Rußland knüpften, waren zu grausam. Auch wollte sie sich

Digitized by Google

nicht von ihrer Familie trennen und beschloß also zunächst, bei ihren Kindern eine Zuflucht zu suchen. Von den einundzwanzig, die sie geboren, lebten nur noch fünf; neun waren im zarten Alter gestorben, sechs auf dem Schlachtfelde geblieben und eine verheiratete Tochter starb, wie oben berichtet, durch einen Schlaganfall, den sie aus Schrecken über den Verlust ihres Mannes und zweier Brüder bekam. Von den noch lebenden fünf befanden sich zwei Söhne, die in Aegypten von Napoleon getauften Zwillinge, in St. Helena bei dem Kaiser, ein Sohn war mit dem Exkönig Joseph nach Amerika gegangen, eine Tochter, Wittwe des bei Leipzig gefallenen General Perrier, hatte die Exkaiserin als deren Hofdame nach Parma begleitet und war für die Mutter seitdem verschollen, und eine andere lebte als Gattin eines Sekretärs des Generals Mouton in Lyon. Diese war die einzige, an die Regula sich wenden konnte, und sie begab sich, sobald sie reisen konnte, zu ihr. Das Schicksal sollte ihr aber auch diesen Ruheplatz nicht gönnen. In Lyon angekommen, fand sie ihre Tochter in der größten Aufregung und Angst, denn ihr Mann saß seit fünf Monaten im Gefängniß und es stand zu befürchten, daß er das Schicksal seines Vorgesetzten, des General Mouton, theilen und gleich diesem erschossen werden würde. Schnell gefaßt und hilfbereit wie immer, ließ Regula eine Bittschrift aufsetzen und überreichte sie auf der Straße dem Herzog von Angoulême, der gerade zu Pferde eine Parade abhielt. Er las sie sofort und versprach ihr, sie solle ihren Schwiegersohn noch am selben Abend wiedersehen. Wirklich kam Preme am Abend, sehr elend und entstellt durch die lange Haft, nach Hause, aber die junge Frau sank infolge der ausgestandenen monatelangen Furcht aufs Krankenlager und starb in den Armen des kaum wiedergefundenen Gatten und der trostlosen Mutter.

Nachdem sie auch dieses Kind begraben, mußte Regula ihren Wanderstab wieder weiter setzen. In Nismes, wohin sie sich begab, um die Unterstützung einiger alten Freunde anzurufen, hielt man sie wieder für Madame Lätitia, untersuchte ihre Sachen, und als man ein abgerissenes Stück eines Briefes bei ihr fand, auf dem der Name Napoleons stand, sperrte man sie als Staatsverrätherin ins Gefängniß, wo sie drei Monate saß und von ihren zahlreichen Landsleuten, den Schweizern, an die sie sich stets in Nothfällen wandte, die liebevollste Unterstützung genoß. Endlich befreit, faßte sie den Entschluß, den für die alten Anhänger Napoleons so unheimlich gewordenen Boden Frankreichs zu verlassen und den in Amerika lebenden Sohn, das einzige ihrer Kinder, zu welchem sie zu gelangen hoffen konnte, aufzusuchen. Der Plan war in anbetracht ihres Alters, der damaligen schwerfälligen Beförderungsart und ihrer gänzlichen Mittellosigkeit, sehr kühn, unsere Regula war indessen gewöhnt, vor nichts zurückzuschrecken. Eine Kollekte der Schweizer in Nismes und Havre brachte die Summe von 1000 Franken, welche für die Ueberfahrt vollkommen ausreichte.

Digitized by Google

Vor der Exekution.

Nach einem Originalgemälde von Wilh. Schütze.

Digitized by Google

Im September 1816 schiffte sie sich also in Havre ein und machte die Reise in 76 Tagen, wobei sie sich in Gesellschaft vieler auswandernder napoleonischer Offiziere, darunter mancher guter Bekannte, befand. Nach einer längeren, durch die Reisestrapazen entstandenen Krankheit, während welcher sie von Napoleons Leibarzt von der Insel Elba, der sich auch auf dem Schiffe befunden hatte, behandelt worden war, reiste sie nach Philadelphia weiter, wo Joseph Bonaparte sich aufhielt. Mit einem Herzen voll Hoffnung begab sie sich ins Palais, jeden Augenblick gewärtig, das Antlitz ihres Sohnes zu sehen, aber eine neue Täuschung sollte ihr zutheil werden. Joseph empfing sie sehr freundlich, theilte ihr indessen mit, daß ihr Sohn sich vor längerer Zeit mit seinem Freunde, dem Sohne des Marschall Grouchy, nach Südamerika in den Krieg und dann nach New Orleans begeben habe.

„Da muß ich hin!" rief Regula energisch.

„Man reist hier nicht wie in Deutschland zur Zeit der großen Armee", erwiderte Joseph lächelnd. „Haben Sie Geld?"

„Nur noch fünfzig Franken, Monseigneur", stammelte Regula.

„Ah, also so gut wie nichts", meinte Joseph, „ich gebe Ihnen auch keins, also bleiben Sie hier."

In der That war ihr Gesundheitszustand durchaus nicht zum Reisen angethan, und so ließ Joseph sie den ganzen Winter hindurch in einem Hôtel verpflegen. Den ersten Beweis ihrer frisch erwachten Kraft gab sie auf einem Fastnachtsballe im Palais, auf dem sie auf Wunsch Josephs in großem Putz erscheinen mußte und den Amerikanerinnen eine Lektion im Walzertanzen ertheilte, obgleich sie bald fühlte, daß die Zeit des Spielens und Tanzens für sie vorüber war.

Da Joseph, der Exkönig von Spanien, jedoch schon einen großen Hofstaat und eine Menge Hilfesuchender zu unterhalten hatte, wollte Frau Engel ihm nicht länger zur Last fallen, auch wurde die Sehnsucht nach ihrem Sohne immer stärker in ihr, und so bewog sie ihren Gönner, ihr das zur Weiterreise nöthige Geld zu bewilligen. Joseph ließ sich erbitten und so trat sie die Reise nach New Orleans im Frühling an. Nach unsäglichen Strapazen kam sie dort an, aber so schwach, daß sie ins Hôtel getragen werden mußte. Die erste Frage, die sie an die ihr entgegenkommenden französischen Offiziere richtete, war die nach ihrem Sohn, zu ihrem Schrecken mußte sie aber erfahren, daß er am gelben Fieber darniederliege. Es schien Regulas Schicksal, daß sie ihre Kinder nur an die Brust drücken sollte, um sie für immer zu verlieren. Ihrer eigenen Schwäche uneingedenk, eilte sie in seine Wohnung; er erkannte sie sofort und breitete mit dem Rufe: „Ach, meine liebe Mutter!" die Arme nach ihr aus. Weinend und lächelnd sank sie an seinem Bette nieder, sich über die Wiedervereinigung freuend und auf einen glücklichen Ausgang hoffend. Es sollte aber anders kommen; der Zustand des jungen Mannes verschlimmerte sich beständig und am dritten Tage

Digitized by Google

stand sie an seiner Leiche. — Nun war auch die letzte Hoffnung für die Unglückliche geschwunden; gebrochen und krank wäre sie in dem fremden Orte verloren gewesen, wenn sich nicht abermals ihre schweizerischen Landsleute ihrer mildthätig angenommen hätten. Nach zehnmonatlichem Aufenthalt in der fieberschwangeren Stadt war sie endlich imstande, wieder die Rückreise zum Exkönig Joseph anzutreten, der sie theilnehmend empfing und in dem Hôtel, das sie früher bewohnt hatte, einquartierte.

Nachdem Frau Engel eingesehen hatte, daß alle ihre Traumbilder eines glücklichen Lebens im Schoße der Ihren zerronnen waren, begann sie ernstlich über ihre Lage nachzudenken und mit der unverwüstlichen Elastizität ihrer Natur darauf zu sinnen, wie ein neues Glück ihr aus den Trümmern des alten, unwiederbringlich verlorenen, erstehen könne. In der Liebe ihrer Kinder durfte sie sich nicht sonnen, aber auf die Liebe überhaupt zu verzichten, war ihr unmöglich, und so begann sich im Herzen der sechsundfünfzigjährigen Frau, welche des Lebens Lust und Leid in vollen Zügen genossen, ein Johannistrieb zu regen. Der Gegenstand dieser späten Leidenschaft war ein schweizer Kaufmann, namens Wetter, welcher unglücklicher Vermögensverhältnisse wegen nach Amerika ausgewandert war und ihr als ihr Tischnachbar vielfache Gefälligkeiten und Freundschaftsdienste erwies. Es ist rührend und komisch zugleich, wie sie mit seltener Aufrichtigkeit in ihren Memoiren ihren damaligen Gemütszustand schildert und erzählt, wie die Furcht vor der Einsamkeit des Alters mächtig geworden sei und wie sie ihre Seligkeit hätte dahin geben mögen, um noch einmal die Zeit ihrer Jugendblüte heraufbeschwören zu können. Sie fühlte, daß sie an der Seite dieses Mannes Heimat und Vergangenheit hätte vergessen können. Regula besaß indessen Verstand genug, um sich diese Gefühle, von denen der biedere Schweizer jedenfalls keine Ahnung hatte, nicht merken zu lassen, und als er bald darauf herzlichen Abschied von ihr nahm, trennte sie sich von ihm wie eine alte Freundin. Als er fort war, fühlte sie sich doppelt elend, und das Zerflattern ihres Liebestraumes erweckte von neuem in ihr das Verlangen nach der Liebe ihrer Kinder. So verfiel sie auf die Idee, nach London zu reisen, um sich von der englischen Regierung die Erlaubniß auszuwirken, ihre Söhne in St. Helena besuchen zu dürfen. Joseph Bonaparte sagte ihr sofort die Unausführbarkeit dieses Planes voraus, da sie indessen mit der Hartnäckigkeit einer fixen Idee daran festhielt und ihr Gemüt darunter zu leiden schien, gab er ihr die Mittel zur Ausführung. So verließ sie im Dezember 1819 Amerika. In London, wo sie wieder krank anlangte, hatte sie kein Glück; auf dem theuren Pflaster schmolzen ihre spärlichen Mittel wie Schnee an der Sonne, die schlechte Luft und die unverdaulichen Speisen ärgerten sie, und was die Hauptsache war, ihre Hoffnungen wurden getäuscht. Auf ihre Bittschrift an den Prinzregenten erhielt sie zur Antwort, ihre Reise nach St. Helena sei unthunlich, es sei ihr dagegen gestattet, einen

Digitized by Google

Brief an ihre Söhne zu schreiben, der jedoch offen dem Ministerium zu übergeben sei. Man witterte eben Verrath in allem, was Napoleon und St. Helena betraf. Regula schrieb diesen Brief, erhielt aber nie eine Antwort und glaubte daher, daß er gar nicht abgegeben worden sei.

Die letzte Aussicht, ihren Lebensabend auf der romantischen Felseninsel bei den Ihren und in der Nähe des angebeteten Kaisers, des Stifters ihres einstigen Glückes, zubringen zu können, war nun, wie die übrigen, zerronnen; nur noch eine Tochter lebte ihr, bei der sie eine Zuflucht hätte finden können, und diese war für sie verschollen. Zum ersten Male bemächtigte sich Regulas eine dumpfe Verzweiflung; das Leben wurde ihr verhaßt und sie wünschte den Tod herbei. Aber auch sterben wollte sie nicht einsam und verlassen, sondern vereint mit den Ihren in das andere Leben eingehen.

Mit wiederum von Landsleuten gesammelten Geldern reiste sie von London ab und ging über Calais und Dünkirchen nach Brüssel. Am Morgen nach ihrer Ankunft begab sie sich zu Fuß hinaus auf das Schlachtfeld von Waterloo. Man hatte ihr gesagt, daß ihr Mann nicht in einem Massengrabe, sondern mit mehreren Anführern unter einem besonderen mit Steinen bedeckten Hügel begraben sei. Als sie ihn gefunden hatte, sank sie schluchzend und jammernd an ihm nieder; die Erinnerung an vergangene Zeiten mit ihrem Glück und der Gedanke an ihr jetziges Elend überwältigte sie. Leidenschaftlich den kalten Stein umklammernd, flehte sie Gott an, sie durch den Tod zu erlösen und mit den Ihren zu vereinigen. Ein kalter Regen fiel und durchnäßte sie bis auf die Haut; die Nacht brach herein, ohne daß sie es merkte.

Besinnungslos zu Füßen des Steines liegend, fand sie am andern Morgen der Todtengräber des nahen Dorfes, der sie für eine Leiche hielt. Der schnell herbeigerufene Pfarrer nahm sogleich Wiederbelebungsversuche mit ihr vor, die auch von Erfolg begleitet waren. Die Unglückliche, die kaum die Augen öffnen und kein Glied bewegen konnte, wollte jedoch nicht zugeben, daß man sie von dem Grabe entfernte, sondern bat mit Thränen, man möge ihr den Ruheplatz gönnen und sie in Frieden sterben lassen. Erst nach vielem Zureden des menschenfreundlichen Priesters ließ sie sich in das Pfarrhaus bringen, wo die Schwester des Pfarrherrn sie liebevoll pflegte. Sobald sie sich wieder ein wenig erholt hatte, benachrichtigte er ein in Löwen garnisonirendes Schweizerregiment, unter dem sich manche alte Waffengefährten ihres verstorbenen Mannes befanden, von der Lage ihrer unglücklichen Landsmännin, worauf die Offiziere desselben sie freundlich nach Löwen einladen ließen und für sie zu sorgen versprachen. Auf dem Wege dahin, den Regula eigensinnigerweise zu Fuß machen wollte, fiel sie in ein tiefes Baumloch und verrenkte sich den Fuß, der in Löwen von dem Feldscherer so schlecht eingerichtet wurde, daß er nach der Heilung noch einmal auseinander gerissen werden mußte. Während dieser Leidenszeit standen ihr die

Digitized by Google

schweizer Offiziere getreulich bei und schossen nach ihrer Genesung so viel Geld zusammen, als nöthig war, um ihr die Rückkehr nach der Schweiz zu ermöglichen. Sie kam indessen nur bis Charlerοi, wo ihr Fuß sie aufs neue aufs Krankenlager warf und ihre Mittel so ziemlich aufgingen.

Je mehr sie sich dem Ziel ihrer Reise, der Schweiz, näherte, desto mehr wurde ihr der Gedanke zuwider, als eine Bettlerin in die Heimat einzuziehen und von der Gnade anderer zu leben. Noch immer den leidenschaftlichen Wunsch im Herzen, eines ihrer Kinder aufzufinden, verfiel sie nun auf die ganz unausführbar scheinende Idee, ihre verschollene Tochter aufzusuchen. Sie glaubte, daß dieselbe mit Marie Luise nach Parma gegangen sei, hatte auch mehrere Briefe an sie geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Nun beschloß sie, sich selbst dorthin zu begeben, um das Weitere in Erfahrung zu bringen. Geld hatte sie nicht, aber sie hatte ja schon oft die Erfahrung gemacht, daß man auch ohne dieses nothwendige Uebel durch die Welt kommen könne, wenn man mildthätige Herzen zu finden weiß Ihre Helfer in der Noth waren die Schweizer und — die Freimaurer. In Avennes war es ihr nämlich gelungen, den Grafen von Polignac für sich zu interessiren, und von ihm eine Empfehlung an sämmtliche Freimaurerlogen zu erhalten. Ueberall, wo eine solche existirte, nahm man sie infolge dessen freundlich auf, unterstützte sie, beförderte sie weiter und empfahl sie den Brüdern.

Auf diese Art gelangte sie wirklich bis nach Parma, gerade am Tage vor ihrem sechzigsten Geburtstage, den sie in Gesellschaft ihrer Tochter zu feiern hoffte. Ihr altes Unglück blieb ihr aber auch diesmal treu. Auf ihre sofort eingezogene Erkundigung erfuhr sie, daß Madame Perrier im Jahre 1818 in Wien ihre Entlassung als Hofdame der Exkaiserin erhalten habe, und seitdem nichts mehr habe von sich hören lassen, man vermuthe indessen, daß sie sich im Gefolge der Exkönigin von Neapel, Madame Murat, befinde.

Regula wollte nun wenigstens die von ihr so verehrte Marie Luise sprechen, aber auch dies wurde ihr nicht gestattet. Napoleon lebte noch, und man fürchtete den gefangenen Löwen so sehr, daß man jede noch so harmlose Annährung seiner ehemaligen Getreuen an seine Gattin für gefährlich hielt. Graf Neipperg, der ihr von Wien gefolgte Hüter, erklärte Regula, daß seine Instruktionen ihm ihre Zulassung zu einer Audienz bei der Großherzogin durchaus verböten, daß es ihr aber gestattet sei, das Schloß zu besichtigen, wenn es ihr Vergnügen mache. Von dieser kargen Gunst machte sie denn auch Gebrauch und fühlte eine unerwartete Freude, als sie in einem hochgelegenen Kabinett einige Reliquien aus der Kaiserzeit fand. Es war die Wiege des Königs von Rom, von den Fittichen des kaiserlichen Adlers beschattet, und ein Spiegel, auf dessen kunstvollem Rahmen die Vermälungsscene Napoleons mit der österreichischen Kaisertochter dargestellt war. Thränen der Rührung verdunkelten Regulas Augen bei diesem unerwarteten Anblick. Endlich war

Digitized by Google

sie auch noch so glücklich, Marie Luise wenigstens zu sehen. Sie fuhr mit dem Grafen Neipperg an ihr vorüber, erkannte sie und winkte ihr sichtlich erfreut einen Gruß zu.

Nun hatte Frau Engel in Parma nichts mehr zu hoffen, daher beschloß sie nach Rom zu gehen, wo mehrere Mitglieder der Familie Bonaparte, darunter Louis, der Graf von St. Leu, lebten, und wo sie hoffen konnte, noch etwas von ihrer Tochter zu hören. Mit Unterstützung einiger österreichischer Offiziere, wie der wohlthätigen Schweizer gelangte sie dahin und wurde von dem Exkönig Louis, der sehr erfreut war, durch sie Nachrichten von seinem Bruder Joseph zu erhalten, freundlich empfangen. Madame Perrier war, wie er ihr erzählte, wirklich in Rom gewesen, und hatte bei ihrer Abreise die Absicht geäußert, sich in Livorno nach Amerika einzuschiffen. Ob sie dies gethan, wisse er nicht, da die Korrespondenz der Napoleoniden durch allerlei Zwangsmaßregeln beschränkt sei.

Die arme Mutter reiste, nachdem sie sich einige Tage ausgeruht, nach Livorno zurück, wo sie indessen auch nichts erfuhr und noch dazu schwer erkrankte. Während dessen ließen ihre Freunde durch den schweizer Konsul in Neapel Erkundigungen über Madame Perrier einziehen, welche ergaben, daß sie vor drei Jahren mit Madame Murat nach Prag gegangen sei und sich wahrscheinlich noch dort befinde.

Jetzt waren jedoch die Kräfte der unglücklichen Frau gebrochen, und ihr sonst so frischer Muth gesunken. Sie gab das weitere Verfolgen ihres Planes auf, zumal es noch sehr zweifelhaft war, ob sie ihre Tochter dort finden werde, und ihr körperlicher Zustand ihr Ruhe zu einem dringenden Bedürfniß machte. Resignirt ergab sie sich in ihr Schicksal, und dachte fortab nur daran, so schnell als möglich die Heimat zu erreichen. Mit Hilfe unterwegs veranstalteter Sammlungen unter ihren Landsleuten begab sie sich über Genua, Mailand, Turin und die Straße des Mont-Cenis, das Werk ihres Kaisers, das sie mit Stolz betrachtete, nach Genf, und betrat mit bewegtem Herzen das Vaterland.

In ihrer Geburtsstadt Zürich fand sie noch genug Freunde aus der Jugendzeit und selbst Verwandte, bei welchen sie hoffen durfte, Beistand zu finden, indessen mochte sie ihnen die lebenslängliche Last nicht gern aufbürden. Um doch auch etwas zu erwerben, entschloß sie sich, ihre sonderbaren Schicksale aufzuschreiben, und ließ das Buch 1821 unter dem Titel: „Die schweizer Amazone" drucken. Ob es ihr viel eingebracht, ist zweifelhaft. Ebenso hatte sie trotz aller Fehlschläge noch immer die Hoffnung nicht ganz aufgegeben, ihre Tochter aufzufinden, und diesmal sollte dieselbe nicht getäuscht werden. Leider aber brachte das ersehnte Wiederfinden ihr nicht die Freude, die sie erhofft, da durch eine zweite Heirat der Madame Perrier und ihren dadurch herbei geführten Uebertritt zur katholischen Kirche das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter getrübt wurde.

Digitized by Google

Ihre Ansprüche an die französische Regierung, die sie nicht müde wurde, immer von neuem geltend zu machen, wurden ebenfalls nicht befriedigt, und statt der 136,000 Franken, auf die ihre Bons ausgestellt waren, erhielt sie nur dann und wann eine kleine Unterstützung von dem Könige, die übrigens keine feste Pension war und ganz von seinem Belieben abhing. So gerieth sie immer tiefer in Noth und wurde endlich in das Hospital aufgenommen, wo sie im Jahre 1853, im Alter von zweinndneunzig Jahren die Augen schloß, um in den Frieden einzugehen, der ihr im Leben versagt war.

Im Religionsunterricht.

(Siehe die Illustration.)

Da steht sie zitternd und verwirrt
Und senkt den Blick verlegen,
Gleicht selbst dem Lämmlein, das verirrt
Auf dunklen Thaleswegen!

Indeß die andern musterhaft
Im Buche nachgelesen,
Ist auf vergnügter Wanderschaft
Ihr Seelchen wohl gewesen.

Aus der verstaubten Sakristei
Ist's froh hinausgedrungen,
Hat mit den jungen Lerchen frei
Zum Lichte sich geschwungen.

Es sah der Veilchen holdes Blau
Am Fuß der Kirchhoflinden
Sah um der Kreuze morsches Grau
Sich frische Ranken winden.

Es sah den Duft des Sonnenlichts
Um kahle Hügel schweben; — —
Vom Psalmenspruche hört' es nichts,
Nun wird's wohl Strafe geben!

Doch nein! Nur lächelnd mahnt der Greis
Das Lämmlein, das verirrte,
Denn nicht umsonst ist er — ich weiß —
Der Seelen guter Hirte!

Frida Schanz.

Digitized by Google

Das neue k. k. naturhistorische Hofmuseum in Wien.

Von Z.

Am 10. August dieses Jahres wurde durch Se. Majestät den Kaiser das neue k. k. naturhistorische Hofmuseum dem Besuche des Publikums eröffnet. Durch die Feierlichkeiten einiger Stunden erhielt der Neubau, das Werk zweier Dezennien, die Weihe der Vollendung, mit dem Rundgange des Kaisers durch die Räume des Palastes hob für die naturhistorischen Sammlungen eine neue Epoche an, welche vier Generationen mit unermüdlichem Fleiße vorbereitet hatten. Inwiefern wir von den Sammlungen als dem Werke von vier Menschenaltern sprechen durften, soll im folgenden kurz dargethan werden.

Es war im Jahre 1748, als Franz von Lothringen, der Gemal der Kaiserin Maria Theresia, durch den Ankauf der für jene Zeiten sehr bedeutenden, besonders an Mineralien und Petrefakten überaus reichen Sammlung des Johann Ritter von Baillou in Florenz den Grundstock des heutigen naturhistorischen Museums legte. Mit den Schätzen der Baillouschen Sammlung gewann der kaiserliche Käufer aber auch die wissenschaftliche Kraft ihres früheren Besitzers, indem Baillou nicht nur 1749 die Aufstellung der Kollektion im k. k. Naturalienkabinett in der Hofburg besorgte, sondern auch die Leitung derselben bis 1758 führte, in welchem Jahre er starb. Sein Sohn Ludwig Balthasar von Baillou trat die Erbschaft seines Vaters an und hatte seinerseits die Direktion bis zu seinem 1802 erfolgten Tode inne.

Der Bestand des naturhistorischen Kabinetts reicht also bis in jene Zeit zurück, welcher überhaupt die Gründung wissenschaftlicher Sammlungen auf Kosten der alten unsystematischen Raritätenkammern als ihr Verdienst angerechnet werden muß. Als solche bestanden unter Kaiser Franz besonders zwei: die Schatzkammer des Kaiserhauses und die Sammlungen im Schlosse Ambras in Tirol. Beide

Digitized by Google

aber, obwohl sie heutigentages noch bestehen, mußten im Laufe der Zeit sowohl an die Hofbibliothek, das Münz- und Antikenkabinett, die Gewehr- und Sattelkammer und die Gemäldegalerie im Belvedere als auch an die naturhistorischen Sammlungen einschlägige Objekte abtreten. Auf diese Weise, besonders durch interessante Schaustücke nicht unwesentlich vergrößert, hatte das junge Museum einen mehrmaligen Wohnungswechsel durchzumachen, ohne dabei aber die Grenzen der Hofburg zu überschreiten. Als nun Kaiser Franz II. im Jahre 1803 mit der Baillouschen Mineralien- und Petrefakten-Sammlung, die 1793 durch Ankauf erworbene, von Joseph Natterer gesammelte Kollektion inländischer Säugethiere und Vögel verband und so das „Vereinigte Naturalien-, physikalische und astronomische Kabinett" begründete, erhielt dasselbe 1797 in jenem Trakte der Hofburg, der den Josephsplatz bildet, seinen Platz, den es bis zur Ueberführung in den Prachtbau an der Ringstraße inne hatte. Als kulturhistorische Rarität verdient erwähnt zu werden, daß sich in diesem Thierkabinett durch mehrere Jahrzehnte vier ausgestopfte — Menschen befanden. Der in mehrfacher Beziehung merkwürdigste derselben war der Gallaneger Angelo Soliman, der als Kind, ein Prinz von Geblüt, die Beute räuberischer Sklavenhändler geworden, 1740 durch den General Fürsten Lobkowitz von Messina nach Wien gebracht wurde. Zum Manne herangewachsen, sicherte ihm seine tiefgehende Bildung — er sprach sechs Sprachen, darunter die lateinische — nicht nur in der Wiener Gesellschaft eine hervorragende Stellung, sondern führte ihm auch in der Wittwe von Christiani eine liebende Gattin zu. Besonders bemerkenswerth dürfte wohl sein, daß Soliman der Großvater des Ernst Freiherrn von Feuchtersleben, des berühmten Verfassers der „Diätetik der Seele", wurde. Als Angelo 1796, fünfundsiebzigjährig, starb, ersuchte der Abbé Eberle, der Direktor des Thierkabinetts, die Hinterbliebenen, diesem den Leichnam des Verstorbenen zu überlassen, worauf der Negerprinz, Schwiegervater eines hofräthlichen Barons, ein einflußreiches Mitglied des Freimaurerordens — als solches hatte er einen Mozart, Sonnenfels, Haydn zu Brüdern — von dem Bildhauer Fr. Thaller ausgestopft und unter einem Glasschranke aufgestellt wurde. Seine Leidensgefährten waren ein kleines Negermädchen, welches 1789 die Königin Maria Karolina von Neapel dem Kaiser Joseph II. bereits ausgestopft zum Geschenk gemacht hatte, Michele Angiola, ein Mulatte und Thierwärter in der Schönbrunner Menagerie, und endlich ein 1808 im Spitale der barmherzigen Brüder verstorbener Neger. Erst Direktor C. Schreibers (1806—1851) fühlte sich veranlaßt, die vier Ausgestopften der Schaulust des Publikums zu entrücken und ihnen in den Dachräumen über der Sammlung einen Platz anzuweisen. Dort standen sie bis zum 31. Oktober 1848, an welchem Tage auch sie, wie so manches andere in Wien, ihr Ende fanden. Bei dem Brande, welchen die Schüsse der Kanonen Windischgrätz' verursachten, der brutal genug war, gerade jenen Theil der Hofburg

Digitized by Google

beschießen zu lassen, in welchem neben anderen Schätzen auch die Hofbibliothek ihren Platz gefunden hatte, gingen sie in Flammen auf.

Um wieder zur Geschichte unserer Sammlung zurückzukehren, sei bemerkt, daß diese 1803 durch die Zuweisung des Privatherbariums des Kaisers Franz abermals eine Vervollständigung erfuhr, welche in den folgenden Jahrzehnten durch Zusammenziehung getrennter Abtheilungen wesentlich gefördert wurde.

Unter derartigen langsamen aber stätigen Vergrößerungen war die Sammlung bereits in unsere Tage gelangt, in welchen eine neue Zeit neue Umgestaltungen im Museumswesen erforderlich machte. Einerseits waren es lokale Verhältnisse, die der grandiose Aufschwung geschaffen hatte, den Wien nach dem Falle des Basteiengürtels nahm, andererseits aber die großartige Bedeutung und Verbreitung, welche die Naturwissenschaften mit ihren zahlreichen neubegründeten Disziplinen gewannen, die eine Vergrößerung der Sammlungen verlangten, welche ihrerseits wieder einen Museums-Neubau als unabweisliches Erforderniß im Gefolge hatte. Die Wissenschaft der Prähistorie, diese junge Tochter der jungen Mutter Geologie, förderte immer mehr Museums-Material zutage; die Ethnographie stellte immer lauter die Forderung auf wissenschaftliche Behandlung; die Anthropologie endlich erhoffte sich in der Anlage entsprechender Sammlungen eine Förderung ihrer Zwecke; infolge dessen sich ein Raummangel einstellte, der die Aufstellung der nach und nach in den genannten Fächern angesammelten Gegenstände unmöglich machte und den Ruf unseres Museums aufs ernstlichste gefährdete. Die anthropologische, ethnographische, sowie die prähistorische Sammlung, welch letztere durch die 1846—1864 betriebene Aufdeckung des Hallstätter Gräberfeldes, die Durchforschung des Laibacher Beckens und vieler anderer Fundstellen bald höchst umfangreich und bedeutend geworden war, mußten jahrelang, in Kisten gepackt, ihrer Auferstehung harren. Diese zu beschleunigen wurden im April 1866 vier berühmte Architekten, Ferstel, Hansen, Hasenauer und Löhr, zur Ausarbeitung der Pläne für die neuen Hofmuseen eingeladen. Nach reiflicher Ueberlegung erhielt die Arbeit Hasenauers, dem Gottfried Semper als Förderer und später auch als Mitarbeiter zur Seite stand, vor den übrigen den Vorzug und der Künstler den Auftrag, seine Entwürfe zu verwirklichen. So wurde denn 1872 der Bau der beiden Hofmuseen, welche die kunst- und naturhistorischen Sammlungen getrennt aufnehmen sollten, auf jenem Theile der Ringstraße begonnen, den einerseits die k. k. Hofstallungen, andererseits die Hofburg selbst einschließen. Neun Jahre währte es, bis der Monumentalbau der beiden Paläste äußerlich fertig gestellt wurde. Weitere acht Jahre waren erforderlich, die innere Ausschmückung und die Aufstellung der Sammlungen des naturhistorischen Hofmuseums zu vollenden, so daß dasselbe erst am 10. August 1889 seiner Bestimmung übergeben werden konnte.

Die beiden Hofmuseen, welche das vornehme Kleid edler italie-

Digitized by Google

nischer Renaissance tragen, sind, was ihre Ausdehnung anbelangt, unstreitig die großartigsten unter den neuen Monumentalbauten der Kaiserstadt. Ihre Länge — beide sind ihren äußeren Formen nach vollkommen gleich und gegen die Mittellinien des Maria-Theresien-Platzes symmetrisch gebaut — beträgt 169, ihre Breite 70, die Höhe 27, sammt der Kuppel 64 Meter. Den Sammlungen stehen im naturhistorischen Museum, von dem allein wir ja sprechen wollen, ein viereinhalbmal so großer Raum zur Verfügung, wie in der Hofburg. Die Hauptfront, welche von einer Längsseite gebildet wird, wendet sich dem genannten Platze zu. Der vorspringende Risalit des Mittelbaues dieser Hauptfront trägt eine Attika, auf welcher sich die achteckige Kuppel erhebt, deren Scheitel eine Kolossalstatue des Helios aus Bronze von J. Benk ziert. Rings um den Kuppelbau erheben sich vier kleinere Tabernakel, allegorische Gestalten von J. Silbernagel enthaltend, welche die Hauptglieder des Erdganzen personifiziren: das feurige Erdinnere durch Hephästos, die Erdrinde durch Gäa, die Wasserhülle durch Poseidon und die Lufthülle durch Urania. Die Attika selbst, welche vier Siegesgöttinnen von Kundmann schmücken, trägt mit goldenen Lettern die Widmung des Erbauers des Museums: Dem Reiche der Natur und seiner Erforschung Kaiser Franz Joseph I. MDCCCLXXXI. Ebenfalls von Kundmann sind die beiden Viktorien in Bronzeguß, welche die Endpunkte der Rampenbrüstung markiren. Während die Zwickel-Felder oberhalb der Fenster reich mit ornamentalem und allegorischem Schmucke bedacht sind, trägt die Balustrade der Eck- und Mittelrisalite 34 drei Meter hohe Statuen berühmter Naturforscher und Reisender. Wir wollen die wichtigsten derselben hier anführen: Anaxagoras, Empedokles, Herodot, Aristoteles, Strabo, Plinius d. Ae., Albertus Magnus, Marco Polo, C. Gesner, Galilei, Leibnitz, Linné, Jacquin, Laurent Jussieu, A. v. Humboldt, Cuvier und L. v. Buch — von den Künstlern Beer, Rößner, Costenoble, Deloge, Tilgner und anderen. In Nischen, welche im ersten Stockwerke der Eck- und Mittelrisalite angebracht sind, befinden sich Statuen Noahs, als des Erhalters der Menschen und Thiere, Moses', der uns an die semitische Schöpfungsgeschichte erinnern soll, ferner die Standbilder Jasons, Alexanders d. Gr., Julius Cäsars, Kolumbus', Vasco de Gamas, Magellans und Cooks, welche theils als Eroberer, theils als Seefahrer der Erkenntniß neue Länder eröffneten. Ueber den 64 Fenstern des ersten Stockwerkes wurde je ein Porträtkopf hervorragender Forscher ꝛc. angebracht. Bemerkenswerth sind darunter: Thales von Milet, Demokrit, Hippokrates, Euklides, Archimedes, Pythagoras, Sokrates, Plato, Theophrastus Paracelsus, Mercator, Huyghens, Bayle, A. v. Haller, Kant, Kopernicus, Agricola, Laplace, Blumenbach, Oken, Ritter und Darwin, welch letzterer der Einzige ist, dessen Bildniß noch Zeit seines Lebens, 1877, zum Schmucke des Museums bestimmt wurde. Den Haupteingang desselben zieren zwei treffliche Gruppenbilder von Kundmann und R. Wagner, „Europa" und „Amerika und

Digitized by Google

Australien", welchen an der rückwärtigen Façade „Asien" und „Afrika" entsprechen. Ueber den erstgenannten Werken stehen in der Höhe des ersten Stockes in Nischen die Gruppenbilder: „Inspiration gestützt auf Mathematik" und „Die Forschung, welche die Natur entschleiert" von C. Kundmann.

Von der mäßig hohen Rampe aus führen uns einige Stufen durch das mittlere der drei großen Thore, in das Vestibule. Durch eine kreisrunde Oeffnung in seiner Kuppeldecke schweift unser Blick frei durch das korrespondirende Vestibule des ersten Stockes bis in die weiten Räume der großen Kuppel. Die Wände des Vestibules sind mit hellem, gelben und grauen Stuckmarmor verkleidet, die acht Gewölbefelder mit den Porträtmedaillons (von J. Lax) der sieben bisherigen Direktoren der Sammlung geschmückt, von J. v. Baillou angefangen bis zu dem verdienstvollen Naturforscher F. v. Hochstetter, der als Vorgänger des jetzigen Direktors, Hofrathes und Intendanten Dr. F. v. Hauer, die Uebersiedelung der Sammlung vorbereitete, theilweise sogar auch ins Werk setzte, sie zu beenden jedoch durch seinen 1884 eingetretenen Tod verhindert wurde. Das achte Feld ziert das Bildniß des Reisenden Johann Natterer. Während rechts und links niedere Treppen in die Säle des Hochparterre führen, baut sich geradeaus die monumentale Haupttreppe auf, deren Stufen von 6 Meter langen tiroler Marmor-Monolithen gebildet werden, deren Balustrade hingegen aus Carrara-Marmor ist. Während die Treppe bis zu halber Höhe des ersten Stockwerkes gegen das Innere des Gebäudes gerichtet ist, theilt und wendet sie sich daselbst, so daß wir sogleich in das Vestibule des ersten Stockwerkes treten, welches wir bereits von unten durchblickten. In seiner Mitte umschließt eine Steinbrüstung die Deckenöffnung des unteren Vestibules, über uns aber wölbt sich riesig und sonndurchglänzt der Kuppelbau. In die Ausschmückung desselben durch reizende Reliefs, spielende Kinder und Embleme darstellend, und insbesondere durch die Giebelgruppen über jedem der acht Kreisfenster theilten sich unsere besten Plastiker Benk, Weyr und Tilgner. Einige Sitze vor der Balustrade, welche das Vestibule gegen das Treppenhaus abschließt, liefern uns den besten Observationspunkt zur Betrachtung des letzteren.

Vor allem fesselt unsern Blick das Deckengemälde Meister Canons, dem zum größten Nachtheile der Kunst und ihrer Freunde schon lange vor der Eröffnung des Museums der unerbittliche Tod die feinfühligen Augen schloß. Wer vor dieses Deckengemälde hintritt, gefaßt, ein Werk zu finden, gleich so vielen seiner Bestimmung: eine lichtstrahlende Frauengestalt etwa, die Wissenschaft, zu deren Füßen der Dämon der Finsterniß sich krümmt, der wird seine Erwartungen übertroffen sehen. Canon versuchte es, nichts geringeres in den Rahmen eines Bildes zu bannen, als die Räthselfrage nach dem Zwecke der Welt, dem Grunde des Seins und Lebens. — In der Mitte des Vordergrundes des Gemäldes ruht ein weißbärtiger,

Digitized by Google

kraftvoller Greis, die Weltkugel hinter sich, die Linke auf eine abrinnende Sanduhr, in die Rechte sein gedankenschweres Haupt gestützt — der Gott der Zeit. Hinter ihm dehnt sich in der dämmerigen Unendlichkeit ein dunkles, uferloses Meer aus. Auf einem Felsen aber, der der regungslosen Flut entragt, liegt, die grimmigen Tatzen auf ein geschlossenes Buch gedrückt, mit kaltem, unbeweglichen Blicke die Sphinx. Um diese beiden Gestalten, von der linken Seite des Alten bis zu seiner rechten schließt sich in weitem Kreise das tolle Treiben des Lebens. Zu unterst wird an die gemeine Sorge ums tägliche Brod durch die Gestalt eines Mannes erinnert, der mit dem Dreizacke einen plumpen Wels durchsticht; über ihm erzählt uns ein innig umschlungenes Paar von den Gewalten der Liebe; mit gieriger Miene, Habsucht im Blicke, scharrt ein welker Greis klingendes Gold zu Haufen, während der fahle Neid bereits die Hand auf seine Schulter legt; über diesem greift verlangend ein kräftiger Mann nach dem Kranze des Ruhmes, den ihm eine reizende Knabengestalt verlockend vor Augen hält. Mit der nächsten Gruppe hat der Kreis seinen Höhepunkt erreicht. Der Künstler führt uns in derselben einen Kampf vor Augen, dessen Entscheidung fast schon gefallen ist. Der eine der kämpfenden Reiter, der in goldener Rüstung auf einem grauen Pferde sitzt, holt bereits zum letzten Speerstoße auf den schon halb vom fahlen Rosse gesunkenen Gegner aus, dessen kraftvolle Glieder eine graue Eisenrüstung umhüllt, während dieser, schon dem Untergange geweiht, mit der letzten Kraft seine eiserne Streitaxt zum rettenden Wurfe schwingt. Es ist ein tiefer Gedanke des Meisters, daß er nichts den beiden Streitern gegeben hat, was sie als Vertreter des bösen oder guten Prinzips kennzeichnete. Ihr Kampf bringt allein das für uns unfaßbare Walten einer höheren Weltordnung, das für uns unerkennbare Gesetz vom Siegen und Unterliegen, vom Werden und Schwinden, vom Leben und Tod zum Ausdruck. Was hinter dieser Gruppe liegt, ist der Verwesung verfallen. In wildem Sturze bricht eine ganze Welt von Wollust, Schande und Scham hinter dem sinkenden Reiter zu Boden. Ein krächzender Aasgeier, das Ende der Dinge, erwartet beutefroh die zerschmetterten Leichname. — Durch das ganze Werk, bei dessen Schaffung der Geist unserer Zeit dem Maler den Pinsel führte, geht ein tiefer Zug von Pessimismus. Wir spähen nach einer befriedigenden Lösung des Räthsels im Bilde: weder winkt uns dieselbe aus den Wolken als Zeichen einer besseren Welt, noch lesen wir sie aus dem gleichmuthsvollen Antlitze der Sphinx. Das Gemälde, das in Bezug auf Gruppirung, Farbengebung und Aktenmaterial geradezu an Rubens erinnert, ist eine erschütternde Illustration zu der uralten und urewigen Frage: Warum? Wozu? . . .

Von dem Deckengemälde lenken wir den Blick auf die zwölf Lünettenbilder, welche hier den Platz einnehmen, den im kunsthistorischen die bereits weltberühmten Meister Makarts einzunehmen bestimmt sind. Canon personifizirte in ihnen die verschiedenen Zweige

Digitized by Google

der Naturwissenschaften. An den Marmorwänden unterhalb der Lünetten sind acht weiße Marmorstandbilder bahnbrechender Naturforscher angebracht. Die überlebensgroßen Statuen, Meisterwerke Tilgners, Zumbusch' und Weyrs stellen dar: Aristoteles, Kepler, Newton, Linné, Werner, Cuvier, Berzelius und A. v. Humboldt. Hiermit wäre in großen Zügen eine Beschreibung des Stiegenhauses gegeben und wir können den Rundgang durch die Säle antreten.

Die Anordnung der Sammlungen in ihrer Reihenfolge ist eine äußerst übersichtliche; Saal 1—5 umfaßt die mineralogisch-petrographische Sammlung, 6—10 enthält die geologisch-paläontologische; in Saal 11—13 gelangten die prähistorischen Funde zur Aufstellung, woran sich in 14—19 die ethnographischen Sammlungen schließen. Das ganze erste Stockwerk, die Säle 20—39 umfassend, ist der Zoologie gewidmet; im zweiten Stockwerk bilden die botanischen und anthropologischen Sammlungen mit Saal 40—44 den Abschluß des Ganzen. Zuerst nimmt uns also das starre Reich des dauernden Steines auf; hier und da fallen uns einzelne Steinbildungen auf, die wir als Reste einstigen Lebens erkennen müssen; immer zahlreicher und zahlreicher werden diese Reste, bis sie uns in ihrer Gesammtheit das Bild untergegangener Welten märchenhafter Thiere und phantastischer Pflanzen zu konstruiren gestatten. Doch bereits treffen wir auf Gebilde, die eine kunstvolle Hand ihres Erzeugers verrathen — die ersten Spuren unseres eigenen Geschlechtes treten uns vor Augen, in immer wachsenden Formen- und Material-Reichthum, von den primitiven Werkzeugen der Steinzeit bis zur Kultur des Bronze- und Eisen-Zeitalters. Von diesen längst vergangenen Epochen wenden wir unsere Aufmerksamkeit den Gebilden von Völkerstämmen zu, die entweder heute noch auf gleich niederer Kulturstufe stehen, oder die der Mangel einer Geschichte oder unsere Unkenntniß derselben in das Gebiet der Ethnographie verweisen. Von den am tiefsten stehenden derselben ist leider der Weg zur unvernünftigen Bestie kein zu großer. Hier haben wir abermals eine Entwickelungsgeschichte durchzugehen, von den Urthieren bis zum Affengeschlechte, während die grünende Welt friedfertiger Pflanzen die Reihe der Sammlungen beendet. — Die Ausschmückung der Säle des Hochparterres ist im allgemeinen kostbarer gehalten, als die der Räumlichkeiten des ersten und zweiten Stockwerkes. Unter den Parterresälen sind es wieder die vier Eckſäle und der rückwärtige Mittelsaal, welche durch Karyatidenschmuck vor den andern sich auszeichnen. Sämmtliche Säle des Hochparterres jedoch schmückt ein breiter Fries, in welchen die die Sammlungen erläuternden Oelgemälde trefflicher Künstler eingelassen sind. Vorgreifend wollen wir hier die am zahlreichsten vertretenen, die Maler J. v. Blaas, H. Charlemont, H. Darnaut, L. H. Fischer, C. Hasch, A. Hlawacek, J. Hoffmann, E. v. Lichtenfels, A. Obermüllner, H. Otto, J. v. Payer, R. Ruß, A. Schäffer, E. Schindler und Al. Schönn namentlich anführen.

Die mineralogischen Sammlungen eröffnet mit Saal 1 eine

Digitized by Google

terminologische und eine dynamische Mineraliensammlung. Die Oelgemälde dieses Saales geben uns eine Ansicht des Calvarienberges der Adelsberger Grotte, sodann Partien aus dem Salzbergwerke von Wieliczka, aus der Diamantengrube Kimberley in Südafrika und dem Bleiberge zu Raibl, welcher Bergwerkcyklus in den folgenden Sälen bis 4 mit dem Goldbergbau zu Vöröspatak, dem Erzberg zu Eisenerz, dem Kohlentagbau bei Dux, dem Hochgoldberge bei Rauris, der Smaragdgrube im Habachthale (Salzburg) seine Fortsetzung findet. Saal 2 enthält eine systematische Mineraliensammlung. In derselben befinden sich zahlreiche Prachtstücke: ein schönes Goldkristall, ein sogenanntes Silbergewächs aus Pern, ein Beutestück der Conquistadores, das bislang in der Ambraser Sammlung lag, eines der größten aller existirenden Platingeschiebe im Gewichte von 6 Kilogramm, ein Geschenk des Fürsten P. Demidoff, und anderes mehr. An die systematische Mineraliensammlung schließt sich eine technische von Berg- und Hüttenprodukten, welcher wieder eine werthvolle Edelsteinsammlung folgt, in der alle Schmucksteine vom Diamanten herab bis zum geschliffenen Achate vertreten sind. Wir sehen hier unter anderem ein Edelsteinbouquet in einem Topfe von Bergkristall, zusammen in einem Werthe von 70,000 Fl., ein Geschenk Kaiserin Maria Theresias an ihren Gemal; neben diesem Schatze liegt ein 595 Gramm schwerer Edelopal aus Czerwenitza in Ungarn, der auf 2 Millionen Fl. geschätzt wurde. Der Eckſaal 4 ist der erste mit Karyatidenschmuck, auf den wir bei unserem Rundgange stoßen. Diese stellen, in passender Weise die einzelnen Wandgemälde trennend, die wichtigsten Metalle und andere Mineralien dar, glücklich personifizirt in kraftvollen Männer- und reizenden Frauengestalten. Sie sind ein Werk R. Weyrs, der dieselben in den sanftesten Farben einer leichten Polychromirung gab. Die Gemälde des Saales stellen besonders markante Punkte unserer Monarchie vor: der große Fischsee in der hohen Tatra, das große Reckaloch, die Schlerner Erdpyramiden in Tirol, der Mauthausener Granitbruch, der Wien mit Pflastersteinen versorgt, und der Plöckensteinersee. In dem besprochenen Saale gelangte eine übersichtliche Sammlung der wichtigsten Baumaterialien zur Aufstellung. Höchst interessant sind die drei Bilder des Saales 5. Erstlich zwei Ansichten aus dem alten Naturalienkabinette, sodann eine Darstellung des Meteorfalles von Knyahinya in Ungarn, nach einer unter dem Eindrucke des Phänomens entworfenen Skizze. Das letzte Bild trägt durchaus dem Inhalte des Saales Rechnung, in welchem die großartige Sammlung von Meteoriten untergebracht wurde, welche mit Ausnahme von 23 Jahren (1862—1885), während welcher Zeit die Londoner Kollektion ihr über war, den ersten Rang unter den gleichen Sammlungen der Welt inne hatte und noch inne hat. Begründet wurde sie durch die 1778 erfolgte Ueberweisung des Meteoreisens von Hraschina bei Agram (39 Kilogramm schwer, 1751 gefallen) aus der Schatzkammer an das Mineralienkabinett. Außer diesem Stücke befinden sich in

Digitized by Google

der Sammlung noch folgende berühmte Meteoreisen: das Eisen von Babbs Mill (130 K.), das von Hex River Mounts (60 K.), der verwünschte Burggraf von Elbogen, gefunden noch vor 1400 (79 K.) und der Block von Catorze in Mexiko (42 K.), in welchem ein Kupfermeißel steckt, mit dem die Eingebornen offenbar das Stück zu zertheilen versuchten. An diese schließen sich die Steinmeteoriten an mit dem 1866 gefallenen, 300 Kilogramm schweren Stücke von Knyahinya, dem Steine von Lancé (47 K.) und anderen. Mit Saal 6, abermals einem Eckſaale, betreten wir bereits die geologische Abtheilung.

Die Karyatiden dieses Saales von Hofmann stellen, in ähnlicher Weise wie die Weyrs behandelt, die Elemente der Alten und einige weitere wichtige Metalle dar. Im Bilderschmucke werden uns besonders jene geographischen Objekte vorgeführt, welchen Kaiser Franz Joseph I. den Namen gab: der Kaiser-Franz-Josephs-Fjord in Grönland, dann der Austriasund, Cap Tirol und der verlassene „Tegetthoff", Ansichten von J. v. Payer aus dem Franz-Josephs-Lande, dessen Entdecker mit Weyprecht der berühmte Maler der genannten Bilder war, die Kaiser-Franz-Josephs-Höhe in den hohen Tauern und einige andere entsprechende Landschaften. In diesem Saale fand auch jenes große Oelgemälde, das bereits eine Zierde des alten Naturalienkabinetts war, und das uns Kaiser Franz I. eine Smaragdstufe betrachtend, inmitten der Vorstände seiner Sammlungen, des Abbé J. Marcy, G. v. Swieten, J. R. v. Baillou und V. Duval zeigt, seinen Platz. Das Bild, welches anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gemalt wurde und dessen Figuren lebensgroß sind, ist ein Meisterwerk des Malers Fr. Messmer. Das Porträt des Kaisers gilt als das beste aller vorhandenen. Fossile Floren und sogenannte Hieroglyphen machen den Anfang der geologischen Sammlung, welche im folgenden Saale in einer dynamisch-geologischen Sammlung und der Aufstellung der paläozoischen Fauna ihre Fortsetzung findet. Die Bilder dieses Saales stellen, wie die der folgenden, geologisch merkwürdige Landschaften dar. (Zillerplatte in Tirol, Tafelberg mit der Capstadt, die Marmorbrüche von Carrara, Solfatara auf Java, Damm von Antrim ꝛc.) Die Fauna des mesozoischen Zeitalters füllt den Saal 8, dessen Wände zahlreiche eingerahmte Steinplatten mit schönen Exemplaren von Ichthyosaurus, darunter eines mit Jungen im Leibe, von Teleosaurus und der abenteuerlichen fliegenden Eidechse, Pterodactylus mit Namen, bedecken. Im folgenden Saale wurde die Fauna des känozoischen Zeitalters untergebracht. Einen ganz besonderen Anziehungspunkt für das Publikum bietet aber Saal 10. Die Wandbilder desselben stellen fast durchwegs ideale Landschaften der verschiedenen Perioden dar, während uns Weyr in seinen Karyatiden in meisterhafter Weise die Entwickelung des Thier- und Pflanzenlebens vorführt. Kaum läßt uns das Erstaunen, das die verschiedenen Reste von Säugethieren und Vögeln der känozoischen Periode

Digitized by Google

in uns hervorrufen, Zeit, diese Kunstwerke uns näher zu betrachten. Die vollständigen Skelette des Höhlenbären (Ursus spelaeus), das fast vollständige Skelett des höchst seltenen Dinotherium bavaricum, eines ungeschlachten Rüsselthieres, eine größere Anzahl vollständiger Skelette des neuseeländischen Riesenvogels Moa, in welchen unser Museum einzig dasteht, und von denen die größte Art, Dinornis giganteus, den Strauß ums doppelte überragt — all die Reste riesenhafter Thiere erfüllen uns mit gelindem Schauder. Um von den minder hervorragenden Skelettheilen des bekannten Mammuths abzusehen, sei hier nur noch das Gerippe des imposanten Riesenhirsches und des ausgezeichnet erhaltenen, stets vielbewunderten Höhlenlöwen Erwähnung gethan.

Wir aber wenden uns dem nächsten Saale (11) zu, mit welchem die prähistorischen Sammlungen ihren Anfang nehmen. Auch in dieser Abtheilung geben die ausgezeichneten Wandgemälde eine wesentliche Ergänzung und die beste Erläuterung zu den daselbst aufgestellten Funden. Der Abbildung eines nordischen Hünengrabes, einem Idealbilde der Steinzeit schließen sich in den folgenden Sälen eine Darstellung eines der bekannten räthselhaften Bauwerke „Stonehenge" in Südengland, ein Idealbild des für Pfahlbautenfunde höchst wichtigen Laibacher Beckens an, dem eine Abbildung des epochemachenden Gräberfeldes vom Hallstätter Salzberge, des Gräberfeldes von St. Lucia im Küstenlande, der Burg von Mykenä, des Tumulus von Deutsch-Altenburg und andere Gemälde folgen. Funde der paläolithischen und neolithischen Periode (der Steinzeit) repräsentiren uns die ältesten Denkmale menschlicher Kultur. Wir sehen hier die bekannten Steinwerkzeuge, Nadeln, Dolche ꝛc. aus Bein, Hirschhornhämmer, Thongefäße und andere bereits der Pfahlbauperiode angehörende Gegenstände. Einen Fortschritt jener geschichtelosen Völker bezeugen die Objekte der sich anschließenden Bronzeperiode. Wieder finden wir Werkzeuge und Waffentheile, Thongefäße, doch auch schon Schmuckgegenstände. Hier beginnen bereits die Gräberfunde. Ein derartiges Grab mit Leichenbrandbestattung aus Böhmen, ein sogenanntes „Brandgrab", das hier unverändert unter einem Glaskasten aufgestellt ist, entbehrt niemals eingehender Besichtiger. Der folgende Saal 12 ist fast vollständig der Hallstätter Periode gewidmet. Schwertklingen, Schmuckstücke aus Goldblech, Doppelspiralen aus Bronze als Brustschmuck, Bronzeperlen und -Nadeln und einige höchst interessante Gußformen weisen bereits auf das Verlangen eines fortgeschrittenen Geschlechtes nach gewissen Annehmlichkeiten des Lebens hin. Das ungetheilteste Interesse beanspruchen aber wohl die Funde aus dem Hallstätter Gräberfelde selbst, welches mit 1036 Gräbern, der Hälfte der bisher aufgedeckten etwa, hier vertreten ist, der Glanzpunkt der ganzen prähistorischen Sammlung und Forschung überhaupt. Prachtvolle Eisendolche mit Bronzegriff und gleicher Scheide, reich ornamentirte und mit Menschen- und Thiergestalten belebte Gürtelbleche, kunstvoll gearbeitete

Digitized by Google

Schüsseln, große Bronzeschalen, die auf zierlich durchbrochenen Füßen stehen, Eisen- und Bronzeschwerter mit Elfenbeingriffen, Stier- und andere Thierfigürchen bilden die Prunkstücke. Interessant sind auch die beiden Ledertragkörbe, die Reste von Geweben, Fellstücke, Kienspäne und Holzschüsseln, welche uns, während die erstgenannten Stücke von der Prachtliebe und dem Kunstsinne der Hallstätter Salzgräber erzählen, Einblicke in ihr alltägliches Leben gestatten. Das Bild desselben gewinnt an Lebhaftigkeit durch das in diesem Saale befindliche Eckgefüge eines beim Maria-Theresia-Stollen ausgegrabenen Blockhauses. Ein vollständiges Hallstätter Skelettgrab macht uns mit der Art der Fundstellen bekannt, während ein Skelettgrab eines Römers, das in der Lahn bei Hallstatt gefunden wurde, auf die folgende Zeit hinweist. Nachdem wir noch den Tumulifunden von Gemein-Lebarn, worunter sich roth gefärbte Bauchgefäße mit Stierköpfen als Henkel, eine Unzahl von Thonfigürchen ꝛc. befinden, sodann den Radresten eines Wagens aus der Byciskalahöhle in Mähren unsere Aufmerksamkeit zugewendet haben, treten wir in den Saal 13, welcher neben einer Fortsetzung der Hallstätter Periode, die La-Tène-Periode und die Funde aus geschichtlicher Zeit enthält. Aus der Hallstätter Periode findet sich hier noch eine Fibel, deren Bügel mit einer Glashülle umgeben ist, sodann ein Schüsselhelm aus Holzgeflechte, mit Leder überzogen und mit reichen Bronzebeschlägen aus St. Margarethen in Krain. Die Gegenstände, welche die 4000 Gräber von St. Lucia im Küstenlande bargen, einige Bleifigürchen von Rosegg in Kärnten, drei Bronzehelme von Waatsch bilden den Beschluß der Hallstätter Periode. Die Funde der La-Tène-Epoche, welche nun folgen, zeigen bereits spezifisch-keltisches Gepräge. So treffen wir da auf zwei eiserne gallische Helme, einen bronzenen Helmhut mit lateinischer Inschrift, auf ein Bronzefigürchen, das einen gleichgestalteten Helm auf dem Kopfe trägt, sämmtlich aus dem Küstenlande; wir finden hier einige Bronzeschälchen mit nordetrurkischen Schriftzeichen, Reste von feinen Waagen, Eberfigürchen, Emailperlen und gallische Münzen, letztere Ausgrabungen von Hradiste in Böhmen, endlich die interessanten Funde von Gurina in Kärnten, welche von der Hallstätter Periode bis zur Römerzeit reichen. Mit den Ausgrabungen der letzteren Epoche, z. B. einer Glasurne mit Bleideckel, befinden wir uns schon durchaus auf historischem Boden, welchen wir mit den La-Tène-Funden (5. Jahrhundert v. Chr.) betraten, während die altslavischen Funde aus merovingischer Zeit vollends das Gebiet der Prähistorie abschließen.

Alle folgenden Säle des Hochparterres (14—19) sind der Ethnographie gewidmet. Die ethnographische Sammlung, wohl die jüngste aller kaiserlichen, ist für Wien besonders darum von großer Bedeutung, weil sie die erste ihrer Art ist, die hier aufgestellt wurde. Wie in den andern Abtheilungen wurden auch hier die erläuternden Wandgemälde fortgesetzt; so kamen hier (14, 15) Baudenkmale, Ruinen solcher und Kolossalstatuen aus Indien, Japan, Aegypten,

Digitized by Google

Mexiko und Peru zur Abbildung: die Tempelruinen von Boro-Budur, die auf Philae, der Nonnentempel zu Chichen Itza und andere mehr; die Säle 16—18 schmücken Ansichten von Ansiedelungen, Dörfern und Städten aus aller Welt und Scenen aus dem Leben ihrer Bewohner. Von dem Papuadorf in Neu-Guinea, dem Maoridorfe auf Neuseeland, dem Kaffernkraal bis zum Markte von Tunis und der Stadt Rio Janeiro. Daneben Typen der Mundrucu-Indianer, der Australneger, der Sandwichs- und Marquesas-Insulaner, der Eskimo Grönlands; dann ein Lager der Sioux-Indianer und eine Bisonjagd derselben. Den Beschluß der Gemälde bildet im Saal 19 eine Reihe „heiliger Berge": der Chimborasso, Ararat, Kilima-Ndscharo, Adamspik und andere. In die erläuternde Aufgabe der Oelgemälde theilen sich noch, und zwar mit bestem Erfolge, eine Unzahl von Photographien von Land und Leuten, welche in den Fensternischen ihren Platz fanden. Gegenstände aus Vorder-, Nord- und Ost-Asien füllen den ersten Saal, der übrigens mit Saal 16 der letzte mit Karyatiden ist, welche Vertreter verschiedener wilder Völkerschaften darstellen. Ueber einige Bronzefunde aus dem Kaukasus (Gräberfeld von Koban) und die Sammlungen China und Japan betreffend, welch letztere fast durchweg der Kollektion Baron Siebolds angehörte, mit den diesen Ländern eigenen Bronzen, Lack- und Porzellan-Waaren, Seidenkleidern, Stickereien, Götzenbildern, phantastischen Kriegerrüstungen und burlesken Theatermasken wenden wir uns dem osmanischen Reiche zu, dem Kaukasus, der Türkei, Arabien und Persien. Hier dominirt die Waffe in vielfältigen Formen und kunstvoll bearbeitetem Material, während uns in den Produkten Indiens der reiche Götterhimmel des Landes überall entgegen tritt. Hatte uns mit den genannten Ländern bereits früher das allerdings in etwas anderem Sinne angelegte „orientalische Handelsmuseum" vertraut gemacht, so eröffnet sich uns mit den Objekten aus dem malayischen Archipel eine unbekanntere Welt. Hierin ist die Sammlung besonders reich. Die Nikobaren, Sumatra, Java, Celebes, die Molukken, ja sogar das gefürchtete Borneo ist reich vertreten. Waffen, Schmuckgegenstände, Werkzeuge, Kleidungsstücke bilden die Hauptobjekte dieser Abtheilung. Doch stoßen wir bereits auf Siegestrophäen und Tanzmasken aus präparirten Gesichtstheilen von Menschenschädeln (Bismarck-Archipel), auf wuchtige Keulen und kostbar eingelegte Schilde, sodann auf Särge aus den Philippinen, die aus zerschnittenen Canoes bestehen, und anderes dergleichen. Gegenstände aus Australien, Neuseeland und den Südseeinseln schließen sich naturgemäß an. Auch hier wieder Waffen ꝛc. wie oben. Darunter von besonderem Interesse die bekannten Pumerangs, ein Nephritbeil aus Neuseeland, welches noch Cook nach Europa brachte, die „Gewehrkeulen", in welchen die Eingebornen angeblich die Form der europäischen Gewehre nachahmten, wie es scheint in der vergeblichen Hoffnung, damit eine gleich werthvolle Waffe herzustellen, von den Fidschi-Inseln. Die Sammlung aus den

Digitized by Google

Freundschafts-Inseln geht fast vollständig auf Cook zurück. So z. B. einige bemalte Tapastoffe aus dem Musterbuche, das Cook seiner Gattin mitbrachte; einige derselben weisen die Muster jener schottischen Stoffe auf, welche er bei seinem ersten Aufenthalte daselbst zurückgelassen hatte. Aus Neuseeland ist ein tätowirter mumifizirter Menschenkopf, sodann neben vielen Holzkeulen eine besonders werthvolle aus Stein vorhanden, welche ein Häuptling nach achtzehnjähriger Arbeit F. v. Hochstetter, der ihn bei seinem Aufenthalte auf Seeland kennen gelernt hatte, nach Wien nachsandte. Sehr charakteristisch für die Sandwichs-Inseln sind die bekannten Federhelme, ferner für die Carolinen ein in einem Baumstamm eingewachsener Menschenknochen als Rest einer Anthropophagen-Mahlzeit. Wenden wir uns nun zu Amerika und zwar zu Süd-Amerika. Hier nimmt die brasilianische Sammlung J. Natterers, die großartigste aller vorhandenen ihrer Art, den ersten Platz ein. Steinbeile, Wurfpfeile, Wurfspeere mit den dazu gehörigen Wurfbrettern, Blasrohre, Schädeltrophäen wie oben, dann jene Holzpflöcke, welche, in Lippen und Ohren gesteckt, den Botokuden ihr eigenthümliches Aussehen verleihen, Gürtel aus Menschenhaaren, Federnschmucke, Musikinstrumente, Röhrchen, mit welchen die Eingebornen sich gegenseitig den Schnupftabak in die Nase blasen, bilden die interessantesten Gegenstände. Auf eine uns bekannte und liebgewordene Welt stoßen wir bei den Geräthschaften der nordamerikanischen Indianerstämme. Hier treffen wir auf kunstvoll gearbeitete Waffenpfähle der Heidah-Indianer, auf jene Streitaxt mit dem für Kinderzungen fast unaussprechlichen Namen (Tomahawk), die wohl jeder von uns als Knabe dereinst zu schwingen hoffte, auf Häuptlingsröcke aus Hirschleder, Gürtel (Wampun), Fußbekleidungen (Mocassin), Friedenspfeifen und — Skalpe. Eine Kollektion von Eskimogeräthen schließt sich an. Von ganz besonderem Interesse sind jedoch die Alterthümer aus Mexiko und Peru, die Kulturreste eines hochcivilisirten räthelhaften Volkes, dessen Untergang mit dem Momente, in welchem Europäer die Kunde ihrer Existenz erhielten, besiegelt war, und das uns so unbegreiflich scheint in seiner hohen Gesittung und gräulichen Barbarei. Nicht unbeträchtliche Räume füllen Thon- und Steinbilder von Menschen und Göttern. Eine Rarität ersten Ranges aber ist der berühmte Pracht-Federnschmuck, den Montezuma, der letzte Azteken-Kaiser, durch Cortez nach Europa sandte, und der in die Sammlung Erzherzogs Ferdinand von Tirol auf Ambras gelangte. Zwei Steinstühle aus Ecuador und ein Kalenderstein aus Mexiko schließen die Abtheilung dieses Landes. Alt-Peru ist nicht nur wie Mexiko durch Steinarbeiten und durch besonders reiche, groteske Thongefäße vertreten, sondern auch durch Figürchen aus Kupfer, Gold und Bronze, durch gut erhaltene, umfangreiche Gewebereste, durch ein prächtiges, kostbares Kleidungsstück mit aufgenähten Stoffstücken in Gobelintechnik und durch sechs Mumien, welche mit aufgezogenen Knieen in Säcken eingebunden waren. Noch haben wir Saal 19 zu durchwandern, der

Digitized by Google

die Sammlungen aus dem dunklen Erdtheile, Afrika, enthält, welche größtentheils aus Waffen, darunter solche aus Eisen und die allein den Fan am Ogowe angehörige Armbrust, sodann aus Zeichnungen auf Steinplatten, Buschmanns-Arbeit, bestehen, welch' letztere, wie fast alle dem Süden Afrikas angehörenden Gegenstände, Dr. E. Holub sammelte. Hiermit hätten wir unsere Reise um die Erde beendet.

Die Sammlungen des ersten Stockwerkes, das, wie bemerkt, der Wandgemälde und Karyatiden entbehrt, können wir mit wenigen Worten erledigen, da rein naturhistorische Sammlungen einestheils häufiger sind, anderntheils, die mineralogischen etwa ausgenommen, sich höchstens durch ihre Größe von einander unterscheiden. Von dieser aber dürfte der Umstand, daß der Zoologie ein ganzer Stock, also 19 Säle eingeräumt werden mußten, genügendes Zeugniß geben. Die Abtheilungen der Schwämme, Schlauchthiere, Stachelhäuter, Würmer, Krebse, Spinnen, Insekten, Weichthiere, Manteltiere, Fische, Lurche und Reptilien sind in jeder Beziehung mustergiltig. Dasselbe gilt auch von den Vögeln. Unter den Säugethieren jedoch befinden sich einige Stücke, welche ihr Alter und die unzulängliche Technik ihrer einstigen Präparatoren, die wohl selbst alle längst vermodert sind, vollauf pensionsfähig macht. An ihrer Ersetzung durch neue wird bereits fleißig gearbeitet. Allen Ansprüchen genügen die von Präparator Hodek meisterhaft behandelten Vögel und Säugethiere aus der Sammlung des verewigten Kronprinzen Rudolf.

Der zweite Stock endlich umfaßt die botanische (4 Säle) und die anthropologische Sammlung, welche hauptsächlich aus Schädeln sämmtlicher Völker aller Zeiten und Länder besteht und in einem Saale untergebracht werden konnte. Von der botanischen Sammlung sind verhältnißmäßig nur wenige Schaustücke der Besichtigung des Publikums ausgestellt; das bekannte „Wiener Herbarium", das 400,000 Spannblätter umfaßt, gelangte in Schränken zur Aufstellung.

So bleibt uns denn nur noch der Wunsch auszusprechen übrig, es möge die Sammlung das Interesse des großen Publikums an der Natur und ihrer Erforschung, welches sie im alten Hause in vollem Maße wach und rege zu erhalten wußte, im neuen Hause nicht nur wiedererwecken, falls es die Jahre her, in welchen die Sammlung auf der Uebersiedelung begriffen und der Betrachtung entzogen war, eingeschlafen, sondern vielmehr kräftigen, heben und verallgemeinern. Für gelehrte Kreise aber sei die Sammlung noch mehr wie früher ein Brunnen, aus dem die Forschung unbekanntes Material schöpfe zur Förderung und Fortentwickelung der Wissenschaft. Dann hätte das Museum die Bestimmung, der es sein wissenschaft- und kunstliebender Erbauer weihte, vollauf erfüllt.

Digitized by Google

Die alte Bertha.

Erzählung von **Ed. Müller.**

Zu einem Dorfpfarrer in Thüringen kam vor Jahren eine alte Frau und bat ihn, das Kind des Silberhofbauern Gustav Wagner zu taufen. Der Pfarrer war erst kurze Zeit im Ort und kannte die Bewohner so wenig, daß er die Frau fragen mußte, wer sie selbst sei und ob sie einen Auftrag erhalten habe.

„Ich bin die geschiedene Frau des Gustav Wagner", gab sie zur Antwort, „und komme im Namen der Eltern des Kindes, den Herrn Pfarrer um die Taufe zu bitten. Ich will Pathenstelle an dem Kind vertreten."

Unter der Sonne passiren zwar alle Tage wunderbare Dinge und auf dem Lande zumal giebt es absonderliche menschliche Verhältnisse, aber daß eine geschiedene Frau die Taufpathe des Kindes wird, das ihr geschiedener Mann mit einer Andern gezeugt, das däuchte den Pfarrer denn doch zu sehr im Widerspruch mit dem natürlichen Lauf der Welt und er schaute der Botin mißtrauisch ins Antlitz, ehe er die Meldung verzeichnete.

Was er da sah, war denn auch nicht alltäglich. Der Anblick des verwitterten, wenig schönen, aber durchgeistigten Gesichts weckte die Vorstellung einer ungewöhnlichen Größe und Kraft der Seele und des errungenen Friedens mit der Welt.

Wie dem Wanderer durch eine weite, öde Schneelandschaft beim Anblick einer grünen Tanne warm ums Herz werden kann, so traulich wurde dem Pfarrer zumuthe, als er die gute Alte sich beschaute.

Wenn die Leute mich nicht verstehen, schienen ihre sinnenden Augen ihn zu fragen, mußt Du nicht, Mann Gottes, mich richtig beurtheilen? Ist denn das so unerhört, was ich thue? Thue ich nicht vielmehr, was Du den Menschen vorpredigst? — —

Immerhin war der Fall so außergewöhnlich, daß der Pfarrer der eigenen Menschenkenntniß mißtrauen und der Sache durch Frage und Antwort näher kommen zu sollen meinte.

Digitized by Google

„Welche Namen soll denn das Kind erhalten?“ begann er.

„Bertha Elisabeth“, antwortete die Alte ruhig.

„Es ist also ein Mädchen?“

Sie lächelte stillvergnügt, indem sie leise, fast zaghaft sagte:

„Ja, es ist eine kleine Dirn'. Bertha soll sie, nach mir, genannt werden. Elisabeth ist der Name ihrer Mutter.“

„Und das haben Sie mit den Eltern des Kindes verabredet?“

„Freilich!“

„Wann ist das der Fall gewesen?“

„Schon oft haben wir davon gesprochen, erst heute wieder.“

„Sehen Sie denn die Wagnerschen Eheleute so oft?“

„Nun gewiß, wir wohnen doch zusammen“, sagte sie, nach wie vor vollkommen ruhig und unbefangen.

Der Pfarrer legte die Bleifeder unbenutzt beiseite. Das hatte er nicht zu hören erwartet. Die Sache lag jedenfalls so verwickelt, daß er Erkundigungen über die Frau und die Verhältnisse, unter denen diese Familie zusammenlebte, einziehen mußte, ehe er zur Taufe schritt.

Er verabschiedete sie.

Hatte er recht gesehen? Warf sie ihm einen leidvollen Blick zu, da sie zur Thüre hinausschritt?

Hatten seine unausgesprochenen Bedenken sie verletzt? — —

* * *

Der Gemeindevorsteher konnte dem Pfarrer die gewünschte Auskunft ertheilen, denn er kannte „die alte Bertha“ von klein her und hatte ihre Lebensschicksale und die ihrer Familie allezeit mit Interesse verfolgt.

Es bestätigte sich, die geschiedene Frau war im Hausstand des Mannes geblieben, der Hausstand aber war ehrbar und seine Angehörigen geachtet.

Der Pfarrer erlebte, daß die alte Bertha zwei Kinder ihres geschiedenen Mannes über die Taufe hielt.

Durch viele Jahre erblickte er allsonntäglich die treuherzige Alte in ihrem Kirchenstuhl. Er konnte nicht hinsehen, ohne daß seine Gedanken sich in Ehrfurcht vor ihr neigten.

Und als eines Morgens der Gustav Wagner zu ihm kam und gebeugten Hauptes meldete, die alte Bertha sei die Nacht gestorben, da konnte er sich nicht enthalten, auf den Mann, der ihm inzwischen zum Freund geworden war, zuzutreten und in seinen Armen mit ihm um die welke, graue, alte Frau zu weinen.

Das ganze Dorf gab ihr das letzte Geleit. Unvergeßlich schön sprach der Pfarrer an ihrem Grabe, aber das Schönste ist, nach seinen eigenen Worten, das Leben der alten Bertha gewesen.

Hier ist es:

Auf dem Silberhof, der von allen Häusern des Dorfes dem

Digitized by Google

Wald am nächsten lag, wirthschafteten der Karl Höppner und seine Schwester Bertha.

Karl war 35 Jahre alt, als er das Erbe der Väter antrat, und seine Schwester 30 Jahre. Er war kränklich und zehrte sich langsam aus. Sie pflegte ihn und stand, da er schwach und bettlägerig wurde, dem Haus- und Hofwesen selbstständig vor.

Schon vor dem Ableben der Eltern hatten die Söhne wohlhabender Bauern um die Hand der zukünftigen Hofbesitzerin angehalten. Der Reihe nach waren sie dagewesen, alle die klugen Rechenmeister und die Söhne all' der klugen Rechenmeister, die also kalkulirten: Karl ist auf der Brust schwach und sieht sich die Sache besten Falles noch fünf Jahre mit an, dann fällt das ganze Anwesen der Bertha, als der einzigen Erbin, zu und die kann sich nur standesgemäß, das heißt, mit einem reichen Bauern, verheiraten. Zehn und mehr Jahre Altersunterschied spielten in den Augen der klugen Bewerber keine Rolle dabei, und pfiffige Jungen von 18 Jahren stellten sich an, als seien sie in die dreißigjährige Bertha verliebt. Doch sie machte allen den schlauen Liebhabern einen Strich durch die Rechnung. Sie erklärte, ledig bleiben und ihren Bruder pflegen zu wollen.

Nun hieß es allmählich im Dorf, die Bertha Höppner sei zu garstig, um einen Mann zu bekommen, die Liebhaber seien bei näherer Bekanntschaft wieder abgesprungen, sie müsse wohl etwas unangenehmes, irgend so etwas geheimes, haben. Wo hätte ein Menschenkind denn auch den Muth hernehmen wollen, die ersten und forschesten Bauernsöhne abblitzen zu lassen?

Als sich herausstellte, daß auch ihr Bruder Karl nicht zu heiraten und zu beerben war, waren Frauen und Mädchen im Ort einig darin, daß sie die Schuld trage, daß sie habsüchtig sei, keinem andern Menschen etwas gutes gönne und alles Geld vermuthlich einzig zu dem Zweck zusammenkratze, um es später einmal in der Stadt zu verprassen. Es fanden sich auch „Freundinnen", welche der Bertha zutrugen, wie man über sie denke; denn Strafe muß sein, das sollte auch sie erfahren.

Es war ein Martyrium, welches das Mädchen im Silberhof auf sich nahm. Und wie alles gelernt sein will, so auch, ein Martyrium zu tragen. Der Bertha Höppner kostete es manche schlaflose Nacht und viele qualvolle Stunden am Tage. Die Vereinsamung, das Los ihrer Zukunft, nahte ihr schon, wenn der Bruder einmal in Geschäften eine Nacht vom Hause fern blieb. Wie sollte sie das Leben ertragen, wenn der Bruder einst nicht mehr lebte? Jetzt war sie jung und besorgte schon, nur um des lieben Geldes willen begehrt zu werden. Wie würde es erst werden, wenn sie gealtert und sich nach einem Schutz umsehen müßte? — —

Als mit der zunehmenden Schwäche des Bruders der Kreis der Pflichten, die ihr oblagen, sich erweiterte, als gar im letzten Jahre seines Lebens die ganze Last der Pflege des Bettlägerigen und der Führung der Wirthschaft auf ihren Schultern ruhte, da wurde es

Digitized by Google

ihr mit jedem Tage neuer Sorgen und Mühen leichter, das Martyrium zu tragen. Denn sie war eine starke Seele, eine Natur, welche aus den Widerwärtigkeiten des Lebens neue Kräfte sog. Was andere niedergebeugt hätte, das richtete sie auf.

Die harte Arbeit im Haus und Feld, die jahrelangen Sorgen um das Leben des Bruders hatten die Jugendreize früher von ihrem Gesicht gestreift, als dies der Fall gewesen wäre, wenn sie das behaglichere Leben einer wohlhabenden Bauersfrau geführt hätte.

Und sie hatte nicht einmal viele Jugendreize zu verlieren! Sie war eine hochgewachsene, starknochige Person mit röthlich-braunem Haar und einer kühn geschwungenen Nase; letztere hätte einem Manne zur Zierde gereichen können, dagegen in ihrem schmalen Gesicht war sie auffallend. Die stahlblauen Augen unter den dichten, buschigen Augenbrauen blickten durchaus nicht verlockend. An ihr war auch nichts, was zum bequemen Genießen einlud.

Da sie schon als Kind wenig mittheilsam gewesen war, galt sie allgemein für unzugänglich, und als später die Aufmerksamkeiten wohlgewachsener Burschen keinen Eindruck auf sie zu machen schienen, hieß es von ihr, sie besitze kein liebeempfängliches Herz.

In wessen Augen jedoch hoher Körperwuchs, ein großes Maß von Kraft, ein sicheres und doch züchtiges Auftreten, sinnende, kluge Augen, ein Schalten und Walten in Sanftmuth und Gleichmaß, ebenso viele Vorzüge und Reize eines Weibes bildeten, der konnte der Bertha Höppner nicht die Anerkennung einer stattlichen, gutgearteten Person versagen, und es gab auch wirklich unter den älteren, verständigen Männern im Dorfe manchen, der gern auf Weg und Steg, im Vorübergehen, einige gesetzte Worte mit ihr wechselte und manchen, der ihr dabei mit einem Gemisch von Wohlwollen, Achtung und Zuneigung in die Augen blickte.

* * *

Fünf Jahre lebte Karl Höppner noch nach dem Tode der Eltern. Eines Tages stand Bertha allein auf der Welt.

Sie war nun Eigenthümerin des Silberhofs, zählte 35 Jahre, und die Welt hätte auf dem Kopf gestanden, wenn ihre Mitmenschen sich nicht wieder angelegentlichst wegen ihres ferneren Wohlergehens bekümmert hätten. Wie viele wollten ihr gerne helfen! Alte und junge Freier ließen durch die Fraubasen aufs neue anklopfen, viele gute Weiber gingen in und nach der Trauerzeit im Silberhof ein und aus.

Dann wurden ihrer täglich weniger und eines schönen Tages kam gar niemand mehr.

Nunmehr stand fest, daß der Bertha Höppner eben nicht zu helfen sei. Schade um den schönen Hof, sagten die einen, die Wirthschaft wird zurückgehen, wir werden noch den Konkurs erleben. Sie wartet auf einen vornehmen Rittergutsbesitzer aus der Nachbarschaft,

Digitized by Google

sagten die anderen. Zuletzt ließ man den Silberhof ganz und gar aus dem Tagesgespräch.

Sie verlangte übrigens gar keine Hilfe. Sie gedachte, ledig besser hinauszukommen. Sich den Launen eines Mannes unterordnen, nachdem sie an Selbstständigkeit gewöhnt gewesen war, wie hätte ihr Sinn wohl danach stehen können?

Ihr Lebensplan für die Jahre, die ihr noch blieben, stand fest, nur etwas hatte sie bei dem Kalkül übersehen: das eigene Herz.

Niemand sollte davon mehr überrascht werden, als sie selbst.

Es war im Oktober, die ersten Nachtfröste richteten in den Blättern Verheerungen an; vom nahen Walde herüber rauschte es unaufhörlich, so massenweise fiel das gelbe und rothe Laub zu Boden, als erst die Sonne aus den Nebeln hervortrat.

Die Besitzerin des Silberhofs trieb gerade die Gänse zum Thor hinaus auf die Wiese, die sich zum Wald hinaufzog, als sie auf dem Fußwege, der vom Dorfe her quer über die Wiesen zur Landstraße führte, einen jungen Gesellen herankommen sah. Um seine Füße raschelte das dürre Laub der Obstbäume, welche die Wiese reihenweise bestanden. Ein Felleisen an der Seite, barg er die Hände in den Taschen des kurzen und dünnen Rockes; den Knotenstock trug er unter dem linken Arm.

Er bog vom Fußweg ab und trat auf die weibliche Person, die im Hofthor stand, zu, bot guten Morgen und fragte nach der Besitzerin. Nachdem sie sich ihm zu erkennen gegeben, knöpfte er seinen Rock auf und zog mit vor Kälte steifen Fingern ein zusammengefaltetes und gesiegeltes Stück Papier hervor.

„Es ist ein Brief an Sie von meinem Bruder, dem Tischlergesellen Sebald Wagner, der im Frühjahr in Milwaukee, drüben in Amerika, gestorben ist. Der Brief lag in einem anderen, den ich von ihm nach Bremen erhielt, wo ich zuletzt arbeitete. Wenn ich wieder einmal nach der Heimat käme, schrieb er mir, sollte ich Ihnen das Briefchen persönlich übergeben. Guten Tag auch!"

Er war im Begriff zu gehen, als er die Besitzerin sagen hörte:

„Junger Wagner, denkt Ihr, ich lasse Euch so ohne Dank gehen? Tretet bei mir ein und wärmt Euch."

Der Handwerksbursche erwiderte:

„Wenn ich nicht heute noch zur Stadt wollte, um Arbeit zu suchen, könnte ich wohl verweilen."

„Warum sind Sie denn nicht früher zu mir gekommen?" fragte sie, näher tretend, „Sie sind doch gewiß schon längere Zeit zu Hause?"

„Sechs Wochen war ich bei meiner Mutter. Sie wohnt jetzt im Nachbardorf", antwortete er etwas verlegen.

„Ich weiß wohl. Und also jetzt erst haben Sie den Weg zu mir gefunden? So gelegentlich, bei der Abreise?"

Er war durch den vorwurfsvollen Ton betroffen und wußte nicht, was er sagen sollte. Eine hochmüthige Person hatte er, den Redensarten der Leute nach, zu finden erwartet. Lange war er

Digitized by Google

zweifelhaft gewesen, ob er das Briefchen überhaupt abgeben solle und hatte zuletzt den Gang bis ans Ende der Tage verschoben. Seine Mutter, eine alte, blutarme Frau, hätte ihren verstorbenen Sohn bedauert, wenn er auf die stolze Silberhöflerin jemals gehofft hätte. Sie hätte gar zu gern das Briefchen aufgemacht, um zu sehen, was er der Person geschrieben haben konnte. Aber Gustav, ihr zugewanderter Sohn, hatte sich nicht entschließen können, das Briefgeheimniß zu brechen und insofern durfte er der reichen Höflerin getrost in die Augen sehen.

„Ihr habt mich wohl früher nie gekannt?" fragte sie, nach einer kleinen Pause, mit völlig verändertem Ton, der dem jungen Mann das Herz bewegte.

„Nein, ich war fünf Jahre alt, als ich mit meiner Mutter ins Nachbardorf zog", erwiderte er.

„Darum auch", sagte sie gepreßt. „Sonst hättet Ihr vielleicht begreifen können, daß Euer Bruder mir gut war. Es war vor fünfzehn Jahren. Ich bin eben auch einmal jung gewesen."

Der junge Mann schaute verwundert auf, da er ein Zittern über den ganzen Körper der Person laufen und ein paar Thränen an ihren Wimpern hängen sah.

Sie wandte einige Augenblicke den Kopf schweigend zur Seite. Auch er blickte weg. Das Zittern schien ihn angesteckt zu haben.

Tick tack, tick tack, kam es aus der Scheuer im Hof, wo gedroschen wurde. Aus dem Schornstein des Wohnhauses stieg der Rauch kerzengerade in die blaue Luft. Alles lag so klar, so friedlich und traulich da.

Das fiel dem jungen Burschen schwer aufs Herz, daß er die Heimat nun wieder lassen, und in die Stadt, Arbeit zu suchen, ziehen mußte. Nicht schwer war ihm der Abschied vom ärmlichen Häuschen der Mutter geworden. Hier jedoch hielt das Landleben mit seinem Zauber auch im Herbst das Kind des Landes noch einmal mit aller Macht gefangen, daß dem armen Teufel das Scheiden unerträglich zu sein schien.

Er hatte eben einen letzten, träumerischen Blick über all' die Herrlichkeiten geworfen, als er sich plötzlich angeredet hörte:

„Wenn Ihr Arbeit sucht, Wagner, so braucht Ihr gerade nicht zur Stadt zu wandern. Bei mir giebt's mancherlei zu thun, das einem Tischler ein paar Wochen und länger vollauf zu schaffen macht. In Haus und Hof sind verschiedene Reparaturen nöthig, wohl ist auch allerlei neu anzufertigen. Ist Euch nicht gerade an der Stadt gelegen, so findet Ihr auch hier ausreichenden Verdienst."

Das war Musik für Gustavs Ohr.

Treuherzig spähte er ihr in die Augen, ob sie's wohl auch ehrlich meine.

„Es ist mir ernst damit", sagte sie freundlich; also hatte sie ihn verstanden. Plötzlich aber erröthete sie bis unter die Haare, schlug die Augen zu Boden und versetzte leise:

Digitized by Google

„Ihr müßt ja selbst am besten wissen, was Ihr thut. Ich will Euch nicht bestimmen."

Er erschrak, denn er meinte nicht anders, als wie er habe durch sein langes Zaudern schon etwas verscherzt und rief deßhalb eilig: „Ich bleibe bei Ihnen, was könnte ich wohl besseres thun!"

Nur einen kurzen Moment lang blickte sie ihm noch einmal ins Auge, aber Gustav empfand es freudig wie eine Anerkennung seines Entschlusses.

Er riß das Band des Felleisens von der Schulter und folgte ihr über den Hof ins Haus.

* * *

Im Brief des getreuen Sebald Wagner an die Bertha Höppner stand, daß er sie nicht vergessen konnte, obschon er keine Aussicht habe, sie jemals die Seine zu nennen. Als armer Geselle hatte er sich die fünfzehn Jahre durchs Leben geschlagen, war nach Amerika ausgewandert und schrieb das Lebewohl für diese Welt aus dem Krankenhause von Milwaukee, das er nun einmal lebend nicht wieder verlassen sollte.

Bertha war überrascht. Ein so treues Gedenken hatte sie von dem Menschen nicht erwartet.

Nicht, daß die fünfzehn Jahre, die verflossen waren, seit er in die Welt gezogen, in den Gefühlen Berthas für ihn eine Veränderung hervorgebracht hätten! Sie war nie für ihn in Liebe erglüht gewesen; der Wunsch, die Seine zu werden, hatte nie Besitz von ihr genommen. Auch sie hatte an den Jugendfreund manchmal gedacht, aber niemals mit Sehnsucht, ausgenommen einige Tage in dem ersten Jahre nach seinem Weggang.

Der Grund war einfach gewesen, daß das Mädchen bedacht darauf nehmen mußte, den Gedanken an Sebald sich aus dem Kopf zu schlagen, wollte sie sich und ihre Eltern nicht unglücklich machen. Denn wer mit den ländlichen Verhältnissen einigermaßen vertraut ist, sieht leicht ein, daß eine Verbindung des armen Tischlergesellen mit der wohlhabenden Silberhöflerin unmöglich war.

Das hatte sich auch Bertha gesagt, als sie zur Verstandesreife gelangt war und sie machte sich auch jetzt keine nachträglichen Vorwürfe darüber, daß sie ihn dereinst in der Scheidestunde gebeten hatte, ihr nicht zu schreiben.

Und doch — zum Räthsel wurde ihr das eigene Herz, seit das zerknitterte Papier in ihrem Besitz war!

Ein Mensch hatte sie geliebt, treu geliebt bis zum Tode, sie, sie ganz allein, er hatte nicht ihr Vermögen, nicht ihr Hab und Gut begehrt, nichts, nichts von alledem, was sie in den Augen anderer begehrenswerth gemacht hat; hoffnungslos, aussichtslos hatte er sie doch geliebt bis zum letzten Athemzuge.

Wenn sie abends allein saß und ihren Gedanken Audienz gab,

Digitized by Google

tauchte die eine Frage immer wieder aus der Tiefe ihrer Brust auf: womit hast Du diese seltene Liebe verdient?

Vergebens sann sie auf Antwort. Sein äußeres Bild lebte nur in den gröberen Umrissen einigermaßen getreu in ihrem Gedächtniß. Und wie treu muß er dagegen ihr Bild in seinem Herzen getragen haben!

Es muß doch eine große, gewaltige Macht sein, die Macht der wahren Liebe, dachte sie manchmal, daß sie solche Wunder im Menschen zuwege bringt.

Wiederholt im Laufe des Winters kam ihr das Verlangen, seinen Bruder daraufhin anzusehen, ob ihr Sebalds Bild nicht wieder in voller Deutlichkeit gegenwärtig werde. Aber es war umsonst, das Vergangene kehrte nicht wieder, so oft sich ihr auch die Gelegenheit bot, den jungen Burschen zu sehen. Denn sie brauchte nur über den Hof in den heizbaren Schuppen zu gehen, wo er seine Tischlerwerkstatt aufgeschlagen hatte.

Hier fand sie ihn immer munter und guter Dinge, ja, der Bursche machte gar kein Hehl daraus, daß ihm warm und froh ums Herz wurde, wenn er sie nur nahen sah. Der Gesang jubelte ihm dann nur so aus der Brust heraus. Und wie ihm die Arbeit von der Hand ging! Wenn nicht so viel zu thun gewesen wäre, es hätte ihm leid werden können, denn jedes fertige Stück verkürzte seinen Aufenthalt.

Aber die gütige Herrin sorgte dafür, daß ihm die Arbeit nicht ausging. Immer wußte sie eine neue Thüre, die ausgebessert, einen Fensterladen, der erneuert, ein Möbelstück, das ergänzt werden mußte.

Manchmal kam dem Gesellen der Gedanke, sie lasse alles nur um deßwillen neu herrichten, um sich demnächst zu verheiraten. Dann war es aus mit seiner Lustigkeit, und ein Lied von Scheiden und Meiden stieg ihm aus der Brust, ohne daß er es recht gewahr wurde.

Was der Silberhofbäuerin an dem Gesellen ganz besonders gefiel, war, daß in der Tischlerei sein Können und Schaffen nicht ganz aufging, sondern daß er Interesse für die Landwirthschaft an den Tag legte, daß er sogar praktisches Geschick auf der Tenne, im Viehstall und im Umgang mit Pferden zeigte. Ihre Leute hatten das auch bald mit richtigem Blick herausgefunden und der „Hobel-Gustav", wie sie ihn anfangs nannten, hatte sich schnell bei ihnen in Respekt gesetzt.

So verstrich der Winter und als die Schwalben um die Giebel der Häuser zwitscherten und die Weidenkätzchen blühten, war in Haus und Hof alles wieder in gutem Stand.

Die Wanderzeit war für Gustav gekommen. Gerne wäre er noch länger geblieben, aber sollte er sich etwa das Nichtsthun bezahlen lassen? Die Silberhofbäuerin hätte er auch nicht um eine Stunde übervortheilen können.

Es war an einem Sonntag Morgen, als er in die Stube der Bäuerin trat. Die Fenster standen weit auf und herein wehte die

Digitized by Google

laue Frühlingsluft. Wo das junge Licht hinflutete, überall war Ordnung, Sauberkeit und prunklose Wohlhabenheit.

Die Bäuerin rief ihm aus der Nebenstube zu, er möge einen Augenblick warten und sich niederlassen. Er leistete bescheiden Folge.

Er vernahm, wie sie daneben eine Truhe öffnete und wieder schloß. Dann ging sie mehrere Male hin und her und zwar, wie er meinte, nach der Thür zu und wieder zurück nach dem Fenster, als zögere sie, einzutreten, oder als besinne sie sich auf etwas. Plötzlich nahte sie wieder mit festeren Schritten und öffnete die Thür.

Er erhob sich, blieb aber betroffen am Stuhl stehen, als er sie erblickte. Er erkannte sie kaum wieder, so stattlich und vornehm schaute sie aus.

Die Aermel ihres Mieders waren kurz und ließen zwei volle, runde Arme sehen. Ueber die Brust trug sie ein blau- und rothseidenes Tuch geschlungen, das den Nacken breiter bedeckte, und in das Haar hatte sie einen Perlmutterkamm gesteckt. Auf ihren Wangen und in ihren Augen lag der Abglanz einer geheimen Freude.

Sie reichte ihm die Hand zum Willkomm, bat ihn, Platz zu behalten und setzte sich dann auf einen Stuhl, Aug' in Aug' ihm gegenüber.

Dem Gesellen wurde beklommen ums Herz und er suchte noch nach Worten, als sie ihm zuvorkam und sagte:

„Sie wollen mir ankündigen, daß Sie mit Ihren Arbeiten zu Ende sind. Nicht wahr?"

„Ja", antwortete er gedrückt.

„Was denken Sie nun zu beginnen?" fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Da ich im Ort keine Arbeit suchen möchte, muß ich weiter wandern", antwortete er, ehrlich betrübt.

„Sie wollen sich nach der Stadt wenden?" fragte sie.

Er bemerkte nicht, daß ihre Brust bei dieser Frage wogte. Leise, zögernd antwortete er:

„Ja, das wird wohl das Beste sein."

Sie zog unter der Schürze ein Schächtelchen hervor und sagte:

„Wagner, ich möchte Ihnen gern ein Andenken schenken, und ich will Ihnen auch sagen, wie es gemeint ist."

Von jetzt an blickten sie unverwandt Auge in Auge.

„Ihr Bruder war so alt wie Sie, es war just auch im Monat März, als er fortzog und noch dazu ein Sonntag wie heute. Ich war ein unerfahrenes Mädchen und ging hinauf in den Wald, wo wir Abschied nehmen wollten, denn meine Eltern durften nichts davon wissen. Wir hatten einst im Wald, beim Laubholen im Herbst, Freundschaft geschlossen; an derselben Stelle trafen wir uns nun wieder. Ich kämpfte den ganzen Weg dahin mit mir; ich wollte ihm sagen, daß wir uns vergessen müßten und wollte ihm doch auch ein Andenken von mir geben. Zuletzt wurde ich mit mir einig, das Eine zu thun und das Andere nicht zu lassen. Da ich ihn nun aber gar

Digitized by Google

zu traurig fand und durchaus nicht gewillt, mich zu vergessen, so gab ich ihm auch das Andenken nicht. Ich würde, wenn ich noch einmal von ihm Abschied zu nehmen hätte, nicht das Herz haben, ihm das Andenken vorzuenthalten. Aber was vergangen, kehrt nicht wieder. Sie aber, Gustav Wagner, sind gekommen und haben mir die Gewißheit gebracht, daß ich unrecht that, ihm das Vergessen anzusinnen, denn er konnte es nicht versprechen. So nehmen Sie denn das kleine Kreuz von mir und behalten Sie es zum Andenken an Ihren Bruder. Wenn Sie sich dabei auch meiner erinnern, so thuen Sie es, bitte, nicht unfreundlich."

Ihre Hand zitterte, da sie ihm das Schächtelchen reichte. Er aber zögerte, zu ihrer Bestürzung, es zu nehmen und stieß treuherzig heraus:

„Ich brauche ja nicht zu versprechen, daß ich Sie vergesse, wenn ich es annehme, — nicht wahr?"

Sie erröthete verwirrt. Er wurde dadurch nur verlegener und meinte nicht anders, wie, er habe etwas unpassendes gesagt.

„Ich wollte sagen", suchte er sich zu verbessern, „ich könnte so etwas ebenso wenig versprechen."

Aergerlich über sich und in der Absicht, die Bäuerin aus ihrer Verlegenheit zu befreien, begann er:

„Seien Sie doch so gut und sagen Sie mir auch, warum mein Bruder Sie vergessen sollte?"

Sie wechselte die Farbe und gewann ihre Fassung wieder. Bedächtig erwiderte sie:

„Weil wir uns bei Lebzeiten meiner Eltern und meines Bruders nie hätten heiraten können."

„Würden Sie denn meinen Bruder heiraten, wenn er am Leben geblieben und jetzt zurückgekommen wäre?" fragte er gespannt.

Sie sah ihm einen Augenblick fast erschrocken ins Auge, so hatte der Gedanke der bloßen Möglichkeit sie getroffen, dann sagte sie erleichtert:

„Das kann ich nicht wissen, ich hätte mich jedenfalls prüfen müssen. Auch wird er mich immer als zwanzigjähriges Mädchen in der Erinnerung gesehen haben, und nun hätte er mich um fünfzehn Jahre älter und sehr verändert gefunden. Wer weiß, ob er mich nur wiedererkannt hätte. — —"

Da wurde sie gewahr, daß der junge Mann nicht zuhörte, sondern ihre Züge, ja ihre ganze Figur musterte. Schon seine Fragen wurden so seltsam keck und nun auch — —

Sie erhob sich. Er erwachte, wie aus einem Traum und stand langsam auf. Das Schächtelchen in seiner Hand brachte ihn wieder zur Besinnung.

„Ich danke Ihnen auch recht schön", sagte er ernst. „Leben Sie wohl. Darf ich nach einiger Zeit einmal wiederkommen und nachfragen, ob wieder Arbeit für mich ist?"

Der vorige Glanz kehrte auf ihre Wangen und in ihre Augen zurück.

Digitized by Google

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied.

„Wir wollen abwarten, ob Sie uns auf dem Silberhof nicht vergessen werden, wenn Sie erst wieder in der Stadt und darüber hinaus sind. Leben Sie wohl. Behüt' Sie Gott", setzte sie noch leise hinzu.

Die Bäuerin blieb vor der Thür stehen, hörte seine Schritte verhallen und sagte zu sich: Jetzt hab' ich Sebalds Bild vor Augen! So war er nicht, wie sein Bruder. Er war weichmüthig, schwächlich und bedachtsamer Art, aber der Gustav ist keck, geradheraus und gewandt. Wie verschieden doch die Brüder sind! Ob auch im Vergessen? — — — — — — — —

* * *

Fälle von Unbotmäßigkeit und Ungehorsam vonseiten des männlichen Arbeitspersonals ließen die Silberhofbäuerin jetzt manchmal den Beistand eines Mannes wünschen. Aber auch sehr nothwendige Neuerungen im landwirthschaftlichen Betriebe regten neuerdings das Verlangen in ihr, dieselben mit einem Manne durchsprechen und erwägen zu können.

Der letzte Sonntag vor der beginnenden Ernte war herangekommen. Die Bäuerin saß gegen Mittag am offenen Fenster und blickte nach dem Wald hinauf, gerade dahin, wo die Straße aus ihm herauskommt.

Die Hand, die in ihrem Schoß lag, hielt einen geöffneten Brief aus der Stadt. Darin stand:

„Geehrtes Fräulein Bertha Höppner!

Nehmen Sie es nicht ungnädig auf, daß ich mich unterfange, an Sie zu schreiben. Es ist kein Tag verflossen, seit ich hier bin, daß ich nicht an die Zeit zurückgedacht habe, wo ich im Silberhof arbeitete. Es ist die schönste Zeit meines Lebens gewesen. Weil ich mich nun Tag und Nacht danach zurücksehne und die Leute es mir auch ansehen, daß meine Gedanken nicht bei der Tischlerei, sondern anderswo sind, so will ich nächsten Sonntag nach dem Silberhof kommen und will Sie, geehrtes Fräulein, ganz schicklich fragen, ob Sie auf Ihren Ländereien nicht Arbeit für mich haben. Denn von Leuten aus Ihrem Ort, die zum Markt kommen, habe ich erfahren, daß in der nächsten Woche mit der Ernte begonnen werden soll. Wenn Sie meine Hilfe aber nicht brauchen können, so gehe ich die sechs Stunden Wegs an demselben Tage wieder zurück. Mein Meister würde es ganz gern sehen, wenn ich wiederkäme, aber ich möchte viel lieber die Ernte mitmachen. Mit Ehrerbietung

Gustav Wagner."

Da saß nun die Silberhofbäuerin und harrte seiner Ankunft. Das Klopfen des Herzens sagte ihr, daß der Briefschreiber ihr eine Freude bereitet hatte.

Ueber der frühern Tischlerwerkstatt in einem der Hofgebäude

Digitized by Google

war schon ein Stübchen für ihn zurechtgemacht. Mochte der brave Junge sich nun nützlich machen, so lange es ihm gefiel! Er sollte den anderen geringeren Leuten zu einer Art Ueberwacher gesetzt sein, denn er genoß vor allen das Vertrauen der Herrschaft.

Was für einen netten, akkuraten Brief er schreiben konnte! Ob wohl einer der reichen Burschen des Ortes, die sich ihr Lebtag am Schürzenband der Mutter festklammern und durchs Leben ziehen lassen, auch so gebildet schreiben konnte?

Als er nun die Straße herabkam, als er bei ihr eintrat, ernster und etwas bleicher, als wie er von ihr fortgezogen war, als sie seine treuherzige Sprache wieder hörte, da schlug ihr das Herz so stürmisch in der Brust, daß sie erschrak.

Stand sie im Begriff, ein Unrecht an ihm zu begehen?

Sie wünschte, ihn froh machen, ihn nach Lust und Neigung arbeiten zu lassen, war das Unrecht? Konnte das jemals Unrecht werden? — —

Sie sprach fortan nur von dem Fortgang der ländlichen Arbeiten mit ihm. Jeden Tag überlegten sie zusammen, was am folgenden Tag verrichtet, wem von den Knechten und Mägden diese, wem jene Arbeit zuertheilt werden sollte.

Oft überraschte er sie durch kluge und praktische Gedanken, auf die sie allein nicht gekommen wäre.

Unter den Knechten und Mägden gab es jedoch etliche Aufsässige, denen das neue Regiment durchaus nicht behagte. Diese sorgten dafür, daß die Dienstleute anderer Bauern von der Neuerung auf dem Silberhof verächtlich zu ihren Herrenleuten sprachen. Diese wiederum ärgerten sich darüber, daß die hochmüthige Silberhofbäuerin einen „hergelaufenen" Tischlergesellen zu ihrem Verwalter gemacht und reizten ihrerseits die Knechte und Mägde an, daß sie die der Bäuerin spötteln und sticheln lehrten.

Der Bäuerin sowohl wie Gustav entging das zweideutige, lächerliche Benehmen der Leute nicht und jedes ärgerte sich darüber im Interesse des andern.

Von den benachbarten Aeckern anderer Leute kam es unter der Erntearbeit oft wie Hohngelächter.

Beim Begegnen, auf dem Nachhauseweg, bekamen die Bäuerin und ihr Verwalter von Unbekannten Sticheleien und Witzeleien oft zu hören.

Bertha hatte ein neues Martyrium sich aufgeladen.

* * *

Die Ernte war herein, die Feldarbeit beendet.

Die Bäuerin bebte jedesmal zusammen, wenn er bei ihr eintrat, weil sie meinte, er komme, seinen Abschied zu erbitten. Er nahm es sich auch wirklich wiederholt vor, brachte das Wort „Abschied" dann aber nicht über die Lippen, bis er eines Tages den Entschluß

Digitized by Google

Am Zaun.

Nach einem Originalgemälde von Alfred Seifert.

Digitized by Google

Digitized by Google

faßte, ihre Stube nicht wieder zu verlassen, ehe er ihr nicht seinen Willen, zu gehen, kund gethan habe.

Es war an einem Sonntag. Burschen und Mädchen aus dem Ort spazierten draußen durch die Obstplantage und trieben allerlei Muthwillen. Die Stimmung schien heute ganz besonders ausgelassen zu sein.

Der Fußweg über die Wiesen führte dicht unter den Fenstern des Wohnhauses vorbei. Von draußen konnte man sehr wohl erkennen, daß drinnen Gustav vor der Bäuerin im Gespräch stand.

Plötzlich rief ein Bursche unter den Fenstern:

„Wer nichts geerbt und nichts gefreit,
Der bleibt ein Lump seine Lebenszeit.

Gelt, Gustel, damit hältst Du's auch?"

Ein zweiter Bursche schrie:

„Kopf weg, Gustel, der Altweibersommer fliegt herum."

Lautes Gelächter und Gejohle der übrigen Burschen und der Mädchen folgte wie auf Verabredung.

Gustav hatte dicht vor der Abschiedserklärung gestanden, als er die frivolen Späße hörte. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, das Herz krampfte sich ihm vor Zorn zusammen. Am liebsten wäre er zum Fenster hinausgesprungen und hätte die Spötter zu Boden geschlagen.

Auch die Bäuerin erbleichte und starrte hinaus auf die Schaar der im vorübergehen frech hereinschauenden Dirnen. Auch ihr Herz bewegte der Zorn, aber er richtete sie auf; wie ein leuchtender Blitz erhellte er ihr die eigene Seele, daß sie klar erkannte, was drinnen verborgen lag und daß sie den Muth fand, es sich ohne Zittern zu bekennen.

Sie konnte Gustav Wagner nicht mehr scheiden sehen, sie durfte ihn aber auch nicht halten, denn sie war ein altes Mädchen und er ein blutjunger Mann; er sollte wenigstens erfahren, was ihr die Entsagung koste. Nach längerem Schweigen begann sie:

„Wagner, Sie hatten Ihre Hilfe für die Erntezeit versprochen. Sie haben ausgehalten in schwerer, harter Arbeit, Sie sind mir durch Ihren verständigen Rath unentbehrlich gewesen."

Der gute Junge erbebte, denn er ahnte, nun sollte bald das Trennungswort fallen.

„Wagner, ich sehe Sie ungern scheiden", fuhr sie fort, „ja, warum sollte ich es nicht sagen, sehr ungern, aber ich muß mich in das Unabänderliche fügen."

„Ja, es muß sein", würgte er unter Thränen heraus.

Wieder entstand eine Pause, während der er den obersten Knopf seiner Weste öffnete und am Hemdbund etwas losnestelte.

„Hier ist das kleine Kreuz", begann er, „das Sie mir einst geschenkt haben. Nehmen Sie es doch, bitte, wieder zurück."

Sie rührte keinen Finger danach und blickte ihn nur erstaunt an.

Digitized by Google

„Mein Bruder", fuhr er fort, „hat auch kein Andenken von Ihnen besessen und hat Sie doch nicht vergessen. Ich bedarf auch nichts, nichts von Ihnen."

Angst und Bangen ergriff das Herz der Bäuerin und verwirrt sagte sie, wie abwehrend:

„Ich bin eine alte Person, Sie dürfen mich schon vergessen."

„Nein", erwiderte er laut und entschieden, „nein, das kann ich nicht und das will ich auch nicht."

Erregt stand sie auf.

„Sie müssen mich vergessen können", sagte sie fest, „wozu wären Sie sonst fünfzehn Jahre jünger als ich."

Ebenso erregt und trotzig trat er ihr gegenüber.

„Sie können mir das nicht befehlen, Sie können mich nur fortschicken und ich gehe auch gutwillig."

„Ich heiße Sie nicht gehen", stieß sie im Auf- und Niedergehen hastig heraus, „Sie haben Ihren freien Willen, zu gehen oder zu bleiben."

„Ich habe keinen freien Willen mehr", erwiderte er, langsam zur Thüre schreitend. „Aber der Leute wegen! Ich will nicht die Schuld tragen, daß die Leute Sie verspotten."

„Die Leute", sagte sie ruhiger, „was frage ich nach den Leuten? Ich habe nie nach ihnen gefragt, das ist ihr ganzer Aerger, das können sie mir nicht verzeihen. Wenn ich mir nur selbst nichts vorzuwerfen habe!" setzte sie erregt hinzu, beide Hände auf ihr Herz drückend.

„Was können Sie sich wohl jemals vorzuwerfen haben?" erwiderte er weich von der Thür her, in ihren Anblick ganz versunken.

„Recht so, Wagner", rief sie, „aber ich möchte mir auch in Zukunft nichts vorzuwerfen haben, darum" — sie wandte sich ab — „gehen Sie lieber."

Aber er konnte nicht gehen, ohne ihr noch zu sagen:

„Ich hatte versprochen, Ihnen niemals ein Leid anzuthun, Ihnen wie bisher zu helfen, mich nützlich zu machen und sie vor falschen und bösen Leuten zu beschützen und zu vertreten —"

Sie horchte wie trunken und horchte noch, da er bereits geendet hatte. Sie war wie von Musik umrauscht und bedeckte, immer abgewandt vor ihm stehend, die Augen mit der Hand. Denn sie wollte nichts mehr sehen, nur noch hören, seine Stimme hören.

Da vernahm sie, wie er die Thür öffnete.

„Sie kommen doch morgen früh wieder?" rief sie.

„Ich komme wieder. Guten Abend", sagte er dann artig und verschwand.

„Ich will Ihnen niemals ein Leid anthun!" In diesen Worten war sie glücklich.

* * *

Digitized by Google

Gustav kam wieder, sie besprachen die Tagesgeschäfte wie früher, dann ging jedes ruhig an seine Arbeit.

So verstrich ein Tag wie der andere.

Dann begann Gustav, sie durch kleine Aufmerksamkeiten zu überraschen. Er arbeitete in seinen Mußestunden eine kleine, zierliche Truhe, oder einen schönen Stuhl, oder eine neue Ofenbank.

Er verweilte auch manchmal länger im Gespräch mit ihr, er fuhr mit ihr zur Stadt, besorgte an ihrer Seite Einkäufe, sie zog ihn in Geldangelegenheiten zu Rath, veranlaßte seine Mutter, sie zu besuchen und besuchte die alte Frau wieder.

Der Spiegel sagte ihr auf Befragen, daß sie wie verjüngt aussehe, viel frischer, und seine Blicke sprachen täglich deutlicher, daß sie ihm gefalle.

Und wenn Dir auch die Jugend abgeht, kannst Du ihn nicht besser berathen und leiten, dank seiner Erfahrung, als so manche Jüngere, die nur darauf sinnt, ihre Jugend zu genießen?

Damit beschwichtigte sie die innere Stimme, welche von einer Verbindung mit Gustav abrieth und welche nie ganz schwieg, auch nicht dann, als sie im Februar mit ihm an den Altar trat und sein Weib wurde.

Und doch lebten sie viele Jahre in herzlichem Einvernehmen miteinander und sie schien den gewichtigen Schritt niemals bereuen zu sollen.

Er wurde ein ausgezeichneter Oekonom, der sein Gut zu einer Musterwirthschaft erhob. Er machte sich auch im Gemeindewesen nützlich, er wandelte Lehen in blühende Obstplantagen um und seine Fohlenzucht hatte einen guten Ruf.

Nur eines blieb ihm versagt: das Glück, Kinder heranwachsen zu sehen.

Als die Gatten zwanzig Jahre in Ehren und Treuen Haus miteinander gehalten hatten, erkrankte die Frau am Nervenfieber, das eine Schwäche in ihrem Körper zurückließ, die sie nie wieder ganz überwinden konnte.

Das Anwesen war aber inzwischen so gewachsen, daß sie sich nach einer häuslichen Hilfe umsehen mußte. Eines Tages zog ein Mädchen aus einem Nachbarort ins Haus, namens Elisabeth Steinecke, eine Waise aus einst bemittelter, aber zurückgekommener Familie. Sie hatte als Wirthschafterin gute Zeugnisse und bewährte sich auch auf dem Silberhof.

Das erste Jahr ging alles gut.

Als Frau Wagner im Sommer des zweiten Jahres ihren Mann an der Seite des Mädchens ins Heu ziehen sah, da überkam sie das Leid, daß sie selbst nicht mehr hinaus auf die Wiesen konnte. Sie sagte sich bitter, daß die schöne Zeit wohl nie wiederkehren werde.

Wenn die Gatten sonst von der Arbeit zurückkamen, waren sie immer guter Dinge und zu Scherzreden aufgelegt gewesen. Jetzt war der heimkehrende Mann wortkarg und verschlossen.

Digitized by Google

Sie machte eines Tages die Bemerkung, daß auch die Wirthschafterin ein verschlossenes Wesen zeigte. Ihr und ihrem Gatten war ein schwerer, dumpfer Ernst gemeinsam.

Der Ernst ging allmählich in allgemeine Niedergeschlagenheit über. Auf dem ganzen Hause lagerte eine Trauer, eine Schwermuth, wie in der Natur vor Ausbruch eines Gewitters eine erdrückende, beängstigende Schwüle herrscht.

Frau Wagner konnte die Gelegenheit, die sich ihr eines Tages bot, ihren Mann und die Wirthschafterin im Zwiegespräch zu belauschen, nicht unbenutzt lassen.

Kein Scherzwort fiel zwischen beiden. Sie besprachen die häuslichen Angelegenheiten so ruhig, wie die Gatten es sonst gethan hatten, nur zögernder, nur trauriger, als ständen sie beide unter einem unabwendbaren Druck.

Sie fragte demnächst ihren Mann, warum er so verändert sei. Er war überrascht, denn er hatte nicht gewußt, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Er war aber zugleich verlegen.

Nicht lange und er wurde geradezu scheu im Verkehr mit seiner Frau und mit anderen Leuten.

Einmal machte seine Schwester, die in einem entfernteren Orte verheiratet war, bei ihrem Bruder einen Besuch. Sie brachte auch ihr dreijähriges Kind mit.

Wagner nahm dasselbe auf den Arm und trug es durch Haus und Hof, in alle Ställe und Scheunen, ihm alles zeigend und erklärend. Er selbst hatte nur Augen und Ohren für das Kind und war, obwohl selbst kinderlos, so zart und liebevoll gegen das Kleine, wie nur ein glücklicher Vater sein kann. Als der Besuch fort war, sprach er noch tagelang von dem Kinde.

Seiner Schwermuth war fortan ein Zug von Sanftheit und Milde beigemischt, der Frau Wagner das Herz doppelt schwer machte.

Wenn sie ihr Ruhelager gesucht hatte, kamen immer wieder die nämlichen Gedanken und scheuchten halbe Nächte lang den Schlaf von ihren Augen.

Gustav ist an Deiner Seite nicht glücklich geworden, stand ihr klar vor der Seele. Du kannst ihm das Glück, das er sucht, auch nicht mehr geben, rang sich als nächste Wahrheit von ihrem Herzen los. Du bist alt, er ist ein rüstiger Mann in voller Lebenskraft.

Du kannst ihm das Glück, das er sucht, nicht mehr geben! rief dann eine Stimme aus tiefster Brust, in der Stille der Nacht. Du könntest es wohl, aber — die Welt, die Leute, wie würden sie urtheilen! Würden sie Dich nicht verachten?

Wenn er nur glücklich dadurch würde, was liegt an Dir, rief die Stimme wieder. Ja, wer wollte Dir wehren, Dich an seinem Glücke zu erfreuen? Hat Dich der Sebald nicht auch uneigennützig geliebt? Es geht also, es geht, der Mensch vermag auch das.

So trieben die nächtlichen Gedanken ihr Spiel mit dem Herzen der alternden Frau.

Digitized by Google

So reifte bei Tag ein großer Entschluß in ihrer Seele.

Es gelang ihr, der Wirthschafterin auf einem Gute in der Stadt eine Stelle auszumachen. In einer ältern Person fand sie selbst vorläufig Ersatz.

Gustav willigte in die Entlassung ein. Die Wirthschafterin ging.

Frau Wagner aber erhielt von Zeit zu Zeit Kenntniß, wie das Mädchen in ihrer neuen Stellung sich bewährte. Tadellos sei ihr Lebenswandel, lauteten alle Nachrichten.

Da wartete Bertha nicht länger. Sie trat eines Tages an Gustav, der wie tiefsinnig am Tisch saß, heran, legte ihre rechte Hand auf seine Schulter und begann:

„Gustav, wir haben ein ernstes Wort miteinander zu reden. Ich habe in den Jahren unserer Ehe nur Liebes und Gutes von Dir erfahren. Aber ich fühl's, ich werde nie wieder so gesund wie ehestens. Ich bin eine alte Frau geworden und bedarf viel, viel Ruhe. Nimm's gelassen hin und sei mir nicht böse, wenn ich sage, laß mich auf meine alten Tage die kleine Stube drüben über dem Hof beziehen, in der Du vor Zeiten als junger Geselle Unterkunft fandest."

Er wollte widersprechen, aber sie fuhr fort:

„Hör' mich nur weiter an. Warum wollten wir, die wir so gute, treue Freunde sind, uns nicht die Wahrheit sagen? Die Wahrheit aber ist, daß die Elisabeth ein braves Mädchen ist und einen guten Mann verdient. Ein guter Mann aber bist Du, Gustav, denn was Du mir einst gelobt, mir nie ein Leid anzuthun, das hast Du getreulich gehalten. Und Du bist der Mann, es auch der jungen Frau zu halten, dafür sag' ich gut."

Da fielen seine Arme über Kreuz auf den Tisch, sein Kopf sank darauf und der dreiundvierzigjährige Mann begann zu schluchzen und rief:

„Hör' auf, hör' auf, das verdien' ich nicht!"

Welche Last muß auf seinem Herzen gelegen haben, dachte Bertha voll Mitleid und die Thränen liefen ihr um seinetwillen über das durchfurchte Antlitz.

Sie setzte sich zu ihm und wartete still, bis er ruhiger geworden war.

„Wir machen alles fertig auf dem Amt, wie ordentliche, brave Leute", sagte sie dann.

* * *

Gustav Wagner, der Silberhofbauer, ließ sich von seiner Frau scheiden und ehelichte die Elisabeth Steinecke.

Die alte Bertha, wie sie nun hieß, wohnte über dem Hof in aller Bequemlichkeit und führte ein beschauliches Leben.

Elisabeth schenkte zwei Mädchen das Leben.

Die alte Bertha wurde die beste, geduldigste und sanfteste Pflegerin von Mutter und Kindern.

Digitized by Google

Zwischen den jungen Gatten aber war gar bald nicht alles so, wie es hätte sein sollen. Die junge Frau hatte eine spitze Zunge und war hochfahrend. Da gab es denn oft heftige Wortwechsel.

Die alte Bertha brauchte nur zu erscheinen und der Streit verstummte sogleich. Wer hätte auch den Muth gehabt, in Gegenwart dieser Frau ein heftiges Wort zu sagen?

Als Gustav und Bertha einmal allein waren, sagte er gedankenvoll:

„Bertha, warum keift die junge Frau nur so den ganzen Tag? Es nimmt mir das die Freude am Haus, ich ginge manchmal am liebsten auf und davon."

„Sei nachsichtig, Gustav", erwiderte Bertha, „sie ist wohl nicht ganz gesund."

Und ein andermal kam er nach einem heftigen Auftritt mit seiner Frau zur alten Bertha hinauf und rief:

„Ich halte es nicht mehr aus, Bertha, es giebt kein Glück an der Seite dieser Frau, nur ein Elend und einen Jammer!"

Und leise erwiderte sie da:

„Sieh, Gustav, nun klagst Du und bist es doch selbst gewesen, der den Wechsel gewünscht hat. Trage es in Geduld und sei gut und sanft mit ihr."

Die alte Bertha hatte recht gesagt. Fünf Jahre nur lebte Frau Elisabeth an der Seite ihres Gatten, dann hatte sie sich ausgezehrt und sank ins Grab.

Die Kinder hätten als mutterlose Waisen dagestanden, wenn die alte Bertha nicht gewesen wäre.

Sie zog wieder hinüber und half dem Wittwer nach Kräften sein Los ertragen.

Er aber pflanzte in die Herzen der Kinder die Ehrerbietung und die Liebe zu der alten Frau und umgab sie mit Aufmerksamkeiten wie zu den Zeiten, da er um sie geworben hatte.

Die besten, angesehensten Männer im Ort zählte er zu seinen Freunden und der Pfarrer unterrichtete seine Kinder.

Wenn die alte Bertha am Sonntag zur Kirche ging, so machten ihr jung und alt respektvoll Platz. Diejenigen unter den Alten, die ihr einst manches verübelt hatten, waren die eifrigsten, der Jugend Respekt vor ihr beizubringen.

Nur die Thoren lernten aus ihrem Leben nichts. Aber eine Bertha Wagner wird nur alle hundert Jahre einmal geboren und Thoren giebt es alle Tage die Menge.

Digitized by Google

Vom franzöſiſchen Eſprit.

Von Dr. Guſtav Kleinert.

> Quand on veut plaire dans le monde il faut se résoudre à se laisser apprendre beaucoup de choses qu'on sait par des gens qui les ignorent.
> Chamfort.

Eſprit! Was heißt das eigentlich, Eſprit? Ja, wer das ſo mit wenigen Worten ſagen könnte! Iſt Eſprit daſſelbe wie Witz? Sind Witz und Humor Gegenſätze, ſind ſie nur verwandt oder ſind ſie identiſch? Eine Definition von Humor iſt bald gefunden, aber keine ſcheint ſo recht zu befriedigen, ſonſt würde man nicht ſo eifrig und geduldig, faſt ängſtlich nach neuen ſuchen. „Sage mir, mit wem Du umgehſt“ u. ſ. w., nach dieſem berühmten Satze könnte man ſich auch am einfachſten mit dem Eſprit abfinden: Sage mir, was Humor iſt, ſo will ich Dir auch ſagen, was man unter Eſprit verſteht. Man dreht ſich thatſächlich bei allen Umſchreibungen von Witz und Humor entweder im Kreiſe herum, oder ſtellt bei der Begriffsbeſtimmung derſelben zwei Widerſprüche ſich gegenüber, die eben im Witz oder Humor „ihren wahren, entweder realen oder idealen Ausgleich“ finden ſollen. Humor iſt, um ein allbekanntes Beiſpiel zu wählen, „ein Lächeln unter Thränen“. Das klingt ſehr bedeutend und vielſagend; die Melodie iſt aber nicht nur gewaltig, ſondern auch wunderſam. Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten: das iſt ſo die Stimmung beim Lächeln unter Thränen. Man iſt kreuzfidel und ſingt dazu eine ſentimentale Weiſe. Natürlich! Da haben wir ja gleich wieder eine „Erklärung“ für Humor: Miſchung von Sentimentalität und Komik. Das ſollen ja auch auf der ganzen Welt nur die Deutſchen fertig bringen, daß ſie in der luſtigſten Stimmung die ſchwermüthigſten Lieder ſingen. Nun freilich, da liegt ja eben der Kernpunkt, denn die Deutſchen allein ſollen ja auch nur Humor beſitzen, ſintemalen die engliſchen Vettern literariſch ja zu uns gerechnet werden. Die Sache iſt komiſch und tragiſch zu gleicher Zeit, denn Humor iſt ja eine Miſchung

Digitized by Google

von Komik und Tragik. „Himmelhochjauchzend zum Tode betrübt.“ Auch so ein famoser Widerspruch, ergo auch eine famose Definition von Humor. „Die Lust und auch den Schmerz“, überall finden wir bei der Definition von Humor eine kontrastirende Stimmung, die sich im Humor harmonisch lösen soll. Das Bestechende, Verblüffende, Wahre und Unwahre in allen diesen Umschreibungen, Erklärungen, Deutungen liegt in dem Satze: „denn ein vollkommener Widerspruch ist gleich geheimnißvoll für Weise wie für Thoren“. Dadurch ist der ganze Zauber gelöst. Der Humor ist so eine Art Mysterium. Und das muß er ja wohl sein, weil die germanische Rasse allein im Erbbesitze des Humors sein soll und die armen Romanen sich nur mit dem Esprit begnügen müssen.

Pardon! Aber Cervantes mit seinem Don Quixote, wie steht es denn mit diesem auf dem Isolirschemel des Humors sitzenden „traurig-lustigen“ Spanier? Unsere Literarhistoriker, die die Literatur offiziell-gewissenhaft in die verschiedenen Fächer zu vertheilen haben, damit man sie später auch wiederfinden kann, sind sich über diesen Spanier, der ihnen keineswegs wie jener Mortimer sehr gelegen gekommen ist, so recht nicht einig. Wenn ich sage ungelegen, so meine ich natürlich, sie wissen nicht recht, ob sie noch ein neues Fach für „romanischen Humor“ hinzufügen oder ob sie — horribile dictu — wieder einmal von der ominösen Ausnahme sprechen sollen, die die Regel bestätigt. „Eine Ausnahme, die die Regel bestätigt“, auch so ein göttlicher Widerspruch, den nur ein Deutscher erfunden haben kann, wenn er ihn auch anfangs nur lateinisch zu behaupten wagte, damit das „unwissenschaftliche“ Publikum ihn nicht auslachte. Heutzutage ist diese sonderbare Behauptung jedoch nicht mehr lächerlich, sondern tiefsinnig. Vom Lächerlichen zum Tiefsinnigen werden demnach wohl auch nur wenige Schritte sein. Wenn ich ein Philosoph wäre — was Gott in Gnaden verhüten möge — und eine Anzahl Autoritäten hinter mir hätte, so würde ich auch diesen Widerspruch ergreifen und der Welt verkünden: Humor ist eine Ausnahme, die die Regel bestätigt. Doch Scherz beiseite, die Sache ist viel zu ernst. Ich wollte damit auch nur andeuten, wie humoristisch es imgrunde genommen mit den Definitionen von Humor bestellt ist. Hat doch jemand in allem Ernst behauptet, Humor wäre eine geheimnißvolle Vereinigung von Witz und Langeweile. Man beklage sich darüber nicht. Das kommt davon, wenn man in Gegensätzen schwelgt, die anderen finden dann auch bald, daß man so auf eine billige Weise „geistreiche“ Aussprüche von sich geben kann.

Nun und mit der Definition von Witz ist es nicht viel besser bestellt. Denn den Witz die Krätze des Geistes zu nennen, davon wird auch kein Mensch klüger. „Eine Aehnlichkeit unter Unähnlichem finden“, damit kommen wir wieder auf die berühmte Harmonie der Kontraste, die uns schon beim Humor so wenig befriedigen kann. Von dieser Aehnlichkeit sagt Lichtenberg erläuternd: „Wenn ein witziger Gedanke frappiren soll, so muß die Aehnlichkeit nicht nur

Digitized by Google

einleuchtend sein, das ist noch das Geringste, ob es gleich unumgänglich nöthig ist, sondern sie muß auch von anderen noch nicht gefunden worden sein und doch muß alles, was dazu gehört, jedem so nahe liegen, daß es ihn Wunder nimmt, daß er sie noch nicht herausgefunden hat. Das ist die Hauptsache. Hat man die Bemerkung schon dunkel gemacht, sowohl die eigentliche, als die, womit die Vergleichung angestellt wird, aber noch nie deutlich gedacht, so steigt das Vergnügen aufs höchste. Die Menschen sehen täglich eine Menge von Dingen, die sie zur Regel erheben könnten, es geschieht aber nicht, sie bringen sie nicht zu Buch, und das ist die rechte Fundgrube des Witzes."

Die Begriffsbestimmungen, die wir für Humor und Witz vorfinden, sie stimmen nun auch im wesentlichen mit der Definition von Esprit überein. Chamfort sagt: „Es ist sehr natürlich, daß in Frankreich alle Welt Esprit zu haben scheint; da hier alles eine Reihe von Widersprüchen ist, genügt die geringste Aufmerksamkeit, die Kontraste hervorzuheben, das heißt, witzig zu sein." Mit der Etymologie ist in solchen Dingen wenig anzufangen. Esprit kommt von Spiritus, dem verdeutschten Sprit, als prickelnder Geist; Witz hängt mit wetzen zusammen, mit dem Scharfen, Schneidigen. Am allerwenigsten kann man sich beim Humor, der warmen Feuchtigkeit denken. Das Unbestimmte, Nebelhafte, Halbdunkle des Wortes Humor hat dann auch beträchtlich zur Verwischung und Verdunkelung des Begriffs Humor beigetragen.

Man kann den Begriff Witz viel eher illustriren als definiren. Es handelt sich bei der Entwickelung des Witzes um ähnliche Vorgänge, wie bei der Entstehung mancher Schattenbilder. Jeder von uns hat wohl in seiner Jugend im dunklen Zimmer mit der Zauberlaterne allerlei Schabernack an die Wand gezaubert. Da hatte ich unter anderm eine Platte, vermittels welcher ich folgende Situation zur Darstellung bringen konnte: Ein schöner Jüngling ist im Begriff, die dazu gehörige schöne Jungfrau zu küssen. In dem Augenblick jedoch, wo diese zwei schönen Seelen jenen einen süßen Gedanken verwirklichen wollen, verwandelt sich durch eine geringe Verschiebung der Platte das schöne Mädchen in ein höhnisch lachendes, häßliches, altes Weib. Auch mathematisch kann man sich vom Witze und seiner Wirkung eine Vorstellung machen, die immer noch mehr sagt, als eine Begriffsbestimmung durch Worte. Man stelle sich die beiden kontrastirenden Gedanken, um die es sich stets beim Witze handelt, als zwei Parallele vor. Man weiß ganz genau, daß sich zwei Parallele nie schneiden können und doch muß man, wenn die beiden Kontraste sich plötzlich zu berühren scheinen, für einen Augenblick glauben, die Parallelen schnitten sich mit einem Male. Dieser allen mathematischen Regeln Hohn sprechende Schnittpunkt könnte uns das eigenthümliche Wesen des Witzes verdeutlichen. Man läßt sich für einen Augenblick täuschen und glaubt einen Moment an die Wirklichkeit eines Vorgangs, von dem wir trotzdem wissen, daß er

Digitized by Google

nur illusorisch ist. Ich erinnere nur dabei an das famose Mittel Lichtenbergs, um sich mit einem Hammer nie auf die Finger zu schlagen. Selbst bei dem Geschicktesten und Vorsichtigsten ist doch immerhin die Möglichkeit nicht ausgeschlossen. Das wird durch die beiden Parallelen veranschaulicht. Man ist nun gespannt, auf welche Weise diese Parallelen sich schneiden werden. Nun, man soll den Hammer einfach — in beide Hände nehmen. Die optische Täuschung ist momentan gelungen, nachher bleibt wieder alles beim alten. Wenn man diesen weisen Rathschlag zum ersten Male hört, wird man unwillkürlich lachen; es müßte einem denn gegen Ende des Monats erzählt werden, wo der Mensch gegen dergleichen abgestumpft ist. Das heißt, nicht alle Menschen werden darüber lachen. Es giebt auch solche, die darin nur einen dummen Einfall sehen. Das sind die sogenannten positiv-praktischen Naturen, die nur beim Klang von Zwanzigmarkstücken und bei dem prickelnden Rauschen von Hundertmarkscheinen ihren ernsten Zügen ein leichtes Lächeln beizumischen pflegen. Denn der Witz ist ja nur ein Gaukelspiel, eine fata morgana, es ist damit, wie die Redensart heißt, wenig bewiesen. Es giebt auch Leute, die nicht nur bei den besten Witzen gleichgiltig bleiben, sondern sich sogar darüber ärgern. Sie ärgern sich erstens, daß die anderen lachen, zweitens, daß sie selbst nicht lachen und drittens, daß sie nicht auch „nebenbei" so dumme Einfälle haben. Gewiß, der Witz ist auch so eine Art Ei des Kolumbus: Nachher können es die andern auch. Wem wäre ferner beim Witz die Aehnlichkeit mit dem Blitz nicht schon aufgefallen: Er entsteht analog dem Witze aus der Vereinigung zweier Gegensätze der positiven und negativen Elektrizität, erhellt für einen Augenblick die düstere Umgebung und schlägt auch zuweilen ein. Je unmittelbarer das Gelächter, respektive der Donner dem Blitze, nun dem Witze folgt, desto sicherer können wir sein, daß sie eingeschlagen sind. Mir hat auch einmal bei besonderer Gelegenheit der Blitz über das Wesen des Witzes Aufklärung gegeben. Als ich einst bei gewitterschwüler Temperatur, die schon an und für sich unser ganzes Sein eigenartig in Mitleidenschaft zieht, an einem Sommerabend allein von einem größern Spaziergange heimkehrte, glaubte ich mit einem Male den Teufel auf einem Ziegenbocke mir entgegen sprengen zu sehen. Da ich nun aus dem Goetheschen Faust wußte, daß der Teufel ein gebildeter, im ganzen ziemlich gemütlicher, wenn auch wegen seiner stetigen Verneinung etwas freisinniger Geist sei, so fiel ich nicht sofort auf den Rücken, sondern —. Ueber dieses „Sondern" kam ich gar nicht hinaus, denn in diesem Augenblicke wurde der auf dem Ziegenbock reitende Teufel von einem plötzlichen, grellen Blitz beleuchtet und stellte sich mir bei dieser wohlwollenden Beleuchtung als ein alter, etwas wunderlich aussehender Baumstumpf vor, der sich auf einem seltsam gestalteten vorspringenden kleinen Felsen befand. Ich hatte also durch diesen Blitz etwas neues erfahren, obwohl die ganze Situation dieselbe blieb. Ich war nur insofern

Digitized by Google

klüger geworden, als es mir jetzt beim besten Willen nicht mehr möglich war, in dem auf dem Felsen befindlichen Baumstumpf etwas gruseliges zu erkennen. Und so geht es mit dem Witze auch. Wir gewinnen einer Sache eine neue Seite ab, wir erkennen in einer uns bisher auffallend oder ganz unbedeutend gewesenen Erscheinung materiellen oder geistigen Inhalts etwas uns mit einem Male frappirendes, zum weiteren Nachdenken reizendes, ohne daß das Wesen desselben an und für sich irgend welche Aenderung erführe.

Humor, Esprit und Witz haben also das Gemeinsame, daß man bei ihrer Begriffsbestimmung stets mit zwei Gegensätzen operirt, die in ihnen ihren harmonischen Ausgleich finden sollen, oder mit dürren Worten, daß man sich vergeblich bemüht und bemühen wird, dafür eine deckende Definition zu finden, weil diese Undefinirbarkeit in der Natur des Witzes oder des Humors begründet ist. Ebenso wie „ein" Witz aufhört, Witz zu sein, wenn man ihn erst zu erklären sucht, ebenso und ganz aus demselben Grunde kann man auch das Wesen „des" Witzes nicht in eine Begriffsbestimmung hineinzwängen. Der Unterschied nun zwischen Witz und Esprit liegt darin, daß der Witz für gewöhnlich nur eine negative, der Esprit dagegen stets eine positive Seite hat. Ich habe das schon angedeutet, indem ich hervorhob, daß der absolute Witz den positiven Naturen wenig behagt, daß, um mich recht hausbacken auszudrücken, beim Witz eigentlich nichts heraus kommt. Man könnte ihn in dieser Beziehung wohl mit einer Seifenblase vergleichen, die eine kurze Zeit in den schönsten Farben schillert, dem naiven Zuschauer ein entzückendes Ah entlockt und zerplatzt. Nun, wie jene Seifenblasen für Kinder immerhin einen Werth haben, indem sie sich eine kurze Zeit an dem reizenden Farbenspiel amüsiren und lebhaft bedauern, daß die Herrlichkeit ein so plötzliches Ende nimmt, so dient auch der Witz für Erwachsene, die sich einen gesunden, einen in des Wortes ursprünglichster Bedeutung naiven Sinn bewahrt haben, einem ähnlichen Zweck. Beim Esprit dagegen haben wir es nicht mit schönen Seifenblasen, sondern im Sonnenlicht glitzernden Goldkugeln zu thun. Beim Esprit bedient man sich ähnlicher Mittel, wie beim Witz, aber man schafft mit denselben nicht nur Illusionen, sondern etwas reelles. Der Esprit ist nicht nur eine „Belustigung des Verstandes", sondern eine Erweiterung, eine Vertiefung desselben. Wir profitiren etwas dabei, wir lernen eine Wahrheit kennen, oder sehen dieselbe in für uns neuer Beleuchtung. Der Esprit gehört demnach in das Gebiet der Philosophie, die etwas beweisen, etwas demonstriren und nicht nur amüsiren will. Er gehört auch in das Gebiet der Moral, durch welche die Menschen auf ihre Schwächen aufmerksam gemacht werden, durch welche sie besser gemacht werden sollen, aber nicht im weinerlichen, dogmatisirenden, Himmel und Hölle in Bewegung setzenden Tone, sondern in geistvoller, anmuthiger, einschmeichelnder, bescheidener und deßhalb um so mehr überzeugender Form. Und aus diesem Grunde werden die Vertreter des Esprits auch wohl schlechtweg Moralisten genannt.

Digitized by Google

Sie predigen eigentlich gar keine Moral, sondern formuliren ihre Aussprüche so, daß die moralische Tendenz gewissermaßen nur so vergnügt lächelnd hindurchblickt. Der Esprit kritisirt nicht nur, wie der Witz — daher dessen rein negative Seite — er will auch zeigen, wie es besser gemacht werden kann; er giebt Theorie und Praxis zu gleicher Zeit. Eine Vermittelungsstufe zwischen Witz und Esprit ist die Satire, die sich nicht immer rein negativ zu halten braucht, aber sie ist nicht typisch, wie der Esprit, sondern meist persönlich, sie ist weniger moralisirend als ironisirend, sie hat meistens einen bittern Nachgeschmack. Das ist zwar beim Esprit auch nicht ausgeschlossen, aber es ist keineswegs die Regel. Der Esprit erheitert, belehrt und will bessern. Wenn Lichtenberg die Menschen in drei Klassen eintheilt, für die 1) das ora et labora, 2) das ora neque labora und 3) das neque ora neque labora gelten soll, so ist das eben witzig, satirisch und moralisirend zu gleicher Zeit. Wenn dagegen ein Moderner einen ähnlichen Gedanken folgendermaßen ausdrückt: „Wer eine recht große Freude an der Arbeit hat und die Erdäpfel recht gerne ißt, der kann sich in seinem Leben viele vergnügte Tage bereiten", so ist das auch witzig und satirisch. Aber an Stelle des moralisirenden Moments finden wir jenen malitiös-sarkastischen Zug, der den modernen Satiriker von dem Moralisten unterscheidet. Unsere modernen Satiriker legen bei ihrer Kritik nur die Finger auf die betreffenden wunden Stellen, aber sie heilen sie nicht und wollen sie auch nicht heilen. In dem satirischen Geiste unserer Zeit steckt nur ein winziges Stück Moral, aber ein bedeutendes Stück Agitation. Und gerade dieses agitatorische Moment macht die moderne Satire für einen gewissen Theil des Volkes um so schmackhafter, während sie dem andern dadurch verleidet wird.

Von den Vertretern des französischen Esprits sind La Rochefoucould und La Bruyère die bekanntesten, das heißt, sie werden am häufigsten erwähnt und zitirt und auch in den Literaturgeschichten am eingehendsten behandelt. Viel weniger bekannt, besonders in Deutschland, sind Vauversargues und Chamfort. Der Letztere wird sogar in Frankreich etwas vernachlässigt, und in Deutschland werden diejenigen, welche sich nicht gerade besonders mit französischer Literatur beschäftigen, über Chamfort auch nicht genauer orientirt sein. Daß er in Frankreich nicht sonderlich populär sein muß, geht schon daraus hervor, daß man bei Sainte-Beuve, der in seinen „Causeries du Lundi" fast alle bekannteren literarischen Persönlichkeiten Frankreichs behandelt hat, Chamfort vergebens sucht. Von deutschen Schriftstellern habe ich ihn eigentlich nur rühmend erwähnt gefunden bei Lichtenberg, Weber (dem Verfasser des „Demokrit") und Schopenhauer. Kurze literarhistorische Würdigungen findet man nur in Werken, die sich speziell mit den Schriftstellern der französischen Revolution beschäftigen, wie Géruzez: „Histoire de la Lit. franç. pend. la Révol.", Lotheißen: „Literatur und Gesellschaft zur Zeit der französischen Revolution" und Julian Schmidt: „Geschichte der modernen französischen

Digitized by Google

Literatur". Alle drei jedoch beschränken sich darauf, an eine kurze biographische Notiz ein paar Citate anzuknüpfen. Es dürfte daher am Platze sein, über das Leben Chamforts einige eingehendere Daten anzugeben.

* * *

Wie Jean Lerond, der sich aus Mangel an einem eigenen Namen mit demjenigen d'Alemberts herausgeputzt hatte, so trat Sebastian-Roch Nicolas, geb. 1741 in einem Dorfe in der Nähe von Clermont, unter dem Namen Chamfort — er hat nie erfahren, wer sein Vater war — in die literarische Laufbahn. Schon auf dem Collége trug er fünf Preise davon und — wurde fortgejagt wegen zahlreicher Satiren, die er gegen seine Lehrer in Umlauf gesetzt hatte. In die Welt gestoßen ohne Stütze, ohne Familie arbeitete er für die Tagesliteratur. Seine Epistel in Versen: „Ein Vater an seinen Sohn über die Geburt eines Enkels", von der französischen Akademie gekrönt, lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn. Der Erfolg seiner Komödie: „La jeune Indienne", seine akademischen Preise gelegentlich seiner „Eloges de Molière et de La Fontaine" machten ihn zum Modeliterat, gleichgeschätzt: „de la cour et de la ville". Wenig aufgelegt zu ernsthafter Arbeit, hatte er seine Freude an der Komposition jener zierlichen Epigramme, dessen Geheimniß in der Anfertigung er für sich behielt. Uebertrieben gelobt, wie er dafür in den Kreisen der Müßiggänger und geistreichelnden Schwätzer wurde, machte er sich dennoch auf diese Weise manche Feinde, deren absprechendes Urtheil über ihn denn auch später seinem literarischen Ansehen viel geschadet hat. Der bekannte Encyclopädist Grimm hat sich auch unter anderm in der Correspondance littéraire (1770) an ihm gerieben: „Chamfort ist noch jung, von hübschem Aeußern (er war in der That ein bildhübscher Mensch) und gesuchter Eleganz. Ich kenne ihn weiter nicht, aber wenn ich ihn nach seiner kleinen Komödie beurtheilen sollte, so würde ich ihn für einen Gecken halten, gutmütig, aber eitel, unwissend, aber selbstvertrauend. Mit einem Worte, einer von jenen Leuten, die mit 25 Jahren noch ziemlich unsympathisch sind, aber mit 40 Jahren ganz verdienstvolle Männer werden können."

Von seinem Lob Molières, einer Rede, die ihn mit einem Schlag bekannt machte, sagt Grimm ferner: „Die kleinen rhetorischen Blüten, die kleinen Gesichtspunkte, die kleinen Betrachtungen, sogar diejenigen, welche für viele Leute etwas originelles an sich haben, dürften sich heutzutage keines dauerhaften Erfolges erfreuen. Die Kunst, die gang und gäben Gedanken hübsch vorzubringen und eine gewisse Gewandtheit und Frische ist lediglich das Verdienst des ganzen Jahrhunderts, der allgemeinen Kultur und nicht des Autors. Chamfort bemerkt sehr gut", fährt Grimm fort, „daß der Thron Molières noch vakant ist, er wird mir vielleicht erlauben zu bemerken, daß der Stuhl, von dem herab man sein Lob zu verkünden hat, auch noch leer ist."

Digitized by Google

Sechs Jahre später ändert jedoch Grimm seine Sprache. Chamfort war mittlerweile von der Königin Marie Antoinette protegirt worden; sie hatte ihm angekündigt, daß ihm der König eine Pension von 1200 Lire bewilligt hätte. Der Prinz von Condé hatte ihn zu seinem Sekretär ernannt. Er war mit einem Worte eine Person geworden, mit der man rechnen mußte. Grimm, der das Mäntelchen ziemlich nach dem Winde zu drehen wußte, vergaß vollständig, was er über das problematische Talent Chamforts geschrieben hatte, und lobt mit einem Male seine Tragödie „Mustapha und Zéangir" wegen ihrer noblen Charaktere, der Reinheit ihres Stiles, eine Tragödie, die ganz dazu angethan sei, „den alten Ruhm des Théâtre français wieder zu erneuern". Dieses überschwängliche Lob, das kein Verständiger für voll nehmen wird, berechtigt uns jedoch zu der Annahme, daß sein früherer Tadel auch nicht so ganz den Thatsachen entsprach. Denn wenn Chamfort weiter nichts geschrieben hätte als Tragödien à la Mustapha et Zéangir, so hätten wir wenig Veranlassung, uns weiter mit ihm zu beschäftigen.

Im Jahre 1781 wurde er Mitglied der Akademie, nachdem er im Jahre vorher durchgefallen war. Er hatte sich dafür durch ein bissiges Epigramm gerächt. Man muß daher die Noblesse dieser gelehrten Gesellschaft um so mehr anerkennen, daß sie sich darüber erhaben fühlte und ihn trotzdem wieder wählte. Von jetzt ab lächelte ihm das Glück. Er war in der besten Gesellschaft beliebt wegen seiner witzigen Einfälle und alles lauschte gespannt, wenn er etwas erzählte. Indessen muß ihm diese Rolle als offizieller Witzbold und Schöngeist doch wohl auf die Dauer nicht mehr recht behagt haben. Vielleicht fühlte er doch zuweilen zu deutlich die Unbequemlichkeit, in einer Gesellschaft stets mit dabei zu sein, in der er eigentlich doch nur geduldet wurde. Es war gewiß eine heikele Sache, in einer Gesellschaft zu leben, die ihre einzige Berechtigung, zu herrschen und zu glänzen, nur von der Geburt ableitete, in Sonderheit für ihn, der nicht einmal wußte, wer sein Vater war. Dazu hatte seine Gesundheit bei den Gepflogenheiten dieser Gesellschaft, die die Nacht zum Tage zu machen gewohnt war, ebenfalls gelitten. Kurzum, er zog sich aus den Hofkreisen zurück und führte ein misanthropisches Dasein. „Man ist glücklich oder unglücklich durch eine Menge unbedeutender Dinge, von denen man nicht spricht und auch nicht sprechen kann", sagte er gelegentlich. Diesem Rückzug in die Einsamkeit verdanken wir seine Maximen. Denn um à la Salomo alles eitel zu finden, muß man doch nothwendigerweise vorher alles mitgemacht haben. Es ist schon genug, daß unsere Metaphysiker über das Philosophiren, was außerhalb ihrer Erfahrung liegt, hinweggingen; wenn die Moralphilosophen ihre Sätze auch a priori aufstellen wollten, da würden schöne Dinge zum Vorschein kommen.

Die ersten Erschütterungen der französischen Revolution erweckten Chamfort aus seiner philosophisch-misanthropischen Ruhe. Er war sofort mit Leib und Seele dabei. Seine Feinde haben nun

Digitized by Google

betreffs der Fixigkeit, mit welcher er sich vom Könige und der Hofpartei abwandte und ins revolutionäre Lager überging, ihre eigene Ansicht. Gewiß, wenn man vom König seine Pension bekommt und vom Adel eingeladen wird, nach Wohlgefallen zu diniren, soupiren und zu charmiren, so hat man gerade keine besondere Veranlassung, über „das Bestehende" zu räsonniren und sich denen anzuschließen, die „eine neue Aera schaffen" wollten. Seine Feinde behaupteten nämlich, er habe sich ganz genau an das Rezept des Bischofs Remigius gehalten, das dieser dem Chlodwig betreffs seines Uebergangs zum Christenthum anempfahl: „Adora quod incendisti, incende quod adorasti." Wenn indessen nur solche Leute die französische Revolution gemacht hätten, die am meisten unter der vorangegangenen Mißwirthschaft gelitten hatten und sich zum größten Theil stumpfsinnig in ihr Los gefunden hatten, wenn nicht auch Männer, deren Kopf und Herz von der allgemeinen Misère noch nicht vergiftet waren, in die revolutionäre Bewegung eintraten oder sich, besser gesagt, an die Spitze stellten, so würden wir wohl nur von den Schattenseiten und wenig von den Lichtseiten der großen Revolution zu berichten haben. Denn mit Sklaven macht man keine Revolutionen, sondern nur Revolten. Das kommt zwar der Revolution zugute, ist indessen keine Rechtfertigung für diejenigen, welche vom Tische der Reichen aufstanden, um den anderen zu predigen, wie man dort praßte, während sie hungern mußten. Das hat nun aber Chamfort auch nicht gethan. Er hatte schon fünf bis sechs Jahre die Einsamkeit genossen und in seiner Selbstverbannung selbstquälerisch geschwelgt, als das Evangelium von den Menschenrechten auch bei ihm ein aufmerksames Ohr fand. Und dann dürfen wir auch nicht vergessen, daß er damit auf seine Pension verzichtete. Bei dem großen Haufen hört sofort die Opposition auf, wenn es sich um die Börse handelt. Uebrigens haben wir auch gar nicht nöthig, für die Unerschütterlichkeit seines Charakters eine Lanze zu brechen. Denn wenn man das Leben der meisten Männer betrachtet, die die Natur mit reichlichem Witze beschenkt hat, so ist Charakterstärke nicht gerade ein hervorstechendes Moment darin. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Vertreter des Witzes an und für sich auch konsequenterweise Leute von wankelmüthigem Charakter sein müßten. Aber es scheint, wie gesagt, als wenn die Natur reichlichen Witz und unbeugsamen Charakter nicht gerne zugleich austheilte. Das liegt zum Theil in der Natur des Witzes. Der Charakter ist die verkörperte Konsequenz und der Witz ist die vergeistigte Inkonsequenz. Ich erinnere nur an unser Beispiel von der Parallele: Für einen Charakter können sich zwei Parallelen nie und nimmer schneiden, für einen homme d'esprit (unser deutsches Witzbold oder witziger Mensch ersetzt das französische Kompositum nicht) müssen sie sich im gegebenen Falle schneiden. Dazu kommt, daß der Witzige zur Selbstpersiflage geneigt ist, daß er sich gern schlechter macht, als er ist, daß er sich zum mindesten nicht wie Leute, von denen sich häufig im übrigen nichts

Digitized by Google

rühmenswerthes sagen läßt, mit seinem Charakter brüstet. Der Witz ist vom Standpunkt der philiströsen, hausbackenen Moral immerhin so eine Art Danaergeschenk, und das muß man immer bedenken, wenn man über den Charakter von Männern à la Voltaire und Heine aburtheilt.

Mag nun Chamfort aus voller Ueberzeugung oder aus Liebe zum Neuen, zur Kritik, zur Reform der Sache der Revolution beigetreten sein, Thatsache ist, daß er lange Zeit der literarische Schildträger Mirabeaus war. „Chamfort, sagt Géruzez, mit toutes les ressources de son esprit au service du genie de Mirabeau, pour renverser les abus d'un régime dont il avait souffert et profité." Indessen gehört auch er, wie so viele Männer der Revolution, zu denen, welche die Sache der bürgerlichen Freiheit auf die Spitze trieben und ein gutes Theil dessen, was sie geschaffen hatten, selbst wieder vernichteten.

Im Jahre 1791 wurde er Sekretär des Jakobiner-Klubs und Bibliothekar der Nationalbibliothek. Wenn Gretchen im Faust klagt: „Schön war ich auch und das war mein Verderben", so gilt das nicht nur häufig von der Schönheit beim schwachen, sondern eben so häufig von der satirischen Anlage beim starken Geschlecht. Das bekannte „potius amienum quam dictum perdere" wird, so lange die Welt steht, seine Opfer fordern. Satiren auf seine Lehrer hatten ihn in früher Jugend aus der Schule in das Leben getrieben, aber er war dadurch nicht vorsichtiger geworden. Und das ist und bleibt der Fluch der satirischen Begabung, das malitiöse Witzwort, das auf der Zunge sitzt, muß heraus und wenn der Kopf dabei herunter geht. Irgend eine, in jeder Beziehung subalterne Seele hatte dem allmächtigen Marat und Robespierre die sarkastischen Epigramme hinterbracht, welche Chamfort über dieselben gemacht hatte. Er wurde plötzlich verhaftet und — das Warum ist nicht bekannt — wieder in Freiheit gesetzt. Aber kurze Zeit darauf sollte er wieder ins Gefängniß geschleppt werden — eines Warum bedurfte es dafür weniger — dem er dadurch zu entgehen suchte, daß er ein Pistol gegen seinen Kopf abfeuerte, wodurch ihm die Nase und ein Auge zertrümmert wurden. Aber der Tod wollte noch nichts von ihm wissen. Er ergreift ein Rasirmesser, zerschneidet sich damit Hals und Brust und unterschreibt mit seinem Blute folgende Erklärung, die er den Häschern diktirte: „Ich Sebastian Roch Nikolas Chamfort erkläre, daß ich lieber als freier Mann sterben will, als lebendig in ein Gefängniß geführt zu werden. Er überlebte auch diese gräßliche Verstümmelung und antwortete seinen Freunden, die ihn deßhalb beglückwünschten: „Ich befinde mich in gehobenerer Stimmung denn je; es ist schade, daß mir so wenig mehr am Leben liegt." Man nahm zwar von seiner Gefangennahme Abstand, indessen befreite ihn bald darauf der Tod von seinem beklagenswerthen Zustand. Er verlor Appetit und Schlaf, war nicht mehr imstande zu gehen, unterwarf sich noch einer Operation und starb am 13. April 1794.

Digitized by Google

Es würde für den Leser von geringer Bedeutung sein, wenn wir uns über den Inhalt und Werth der Schriften Chamforts analytisch verbreiten wollten und darüber ein kritisches Urtheil abgäben. Chamfort als Schriftsteller und Vertreter des französischen Esprits würde dadurch dem Leser wenig näher gebracht. Das Charakteristische seines Stils, seine ganze Geistesrichtung und Denkweise läßt sich nur schwer durch Worte fixiren. Und da er außer seinen historischen und dramatischen Arbeiten seinen Gedanken die Form von Aphorismen gegeben hat, so erreichen wir diesen Zweck weit besser, wenn wir aus denselben eine Reihe herausgreifen und diese für sich selber sprechen lassen. Da kann sich dann jeder sein eigenes Urtheil bilden, und er weiß auch so bald, ob es für ihn Werth hat, sich mit Chamfort eingehender zu beschäftigen. Chamfort gehört nämlich in Sonderheit zu jenen Schriftstellern, die man selber gelesen haben muß und bei denen es von unbedeutendem Werth ist, wenn man nur „über dieselben" etwas gelesen hat.

Allgemein bekannt sind eigentlich von ihm nur einige Schlagworte, wie: „Mit Rosenwasser macht man keine Revolutionen". Sodann das berühmte: „Krieg dem Palaste, Friede der Hütte". Die spätere, parodierende „Begründung" dieses Schlagwortes ist übrigens auch nicht übel: „Krieg dem Palaste, der Wohlstand verkündet, Friede der Hütte, wo man nichts findet". Von Chamfort stammt auch die Ueberschrift des bedeutungsvollen Buches von Sieyès: „Was ist der dritte Stand? Nichts! Was will er? Etwas!" Chamfort hat richtig vorausgesagt, daß man von diesem Buche nur die Hauptsache, den Titel, behalten würde. Ich weiß nicht, ob von Chamfort eine leidliche Uebersetzung vorhanden ist, ich habe mich übrigens auch nicht darum gekümmert und die nachfolgenden Proben selbst übertragen.

* * *

Wir beginnen mit einigen seiner „Caractères":

„Geistreiche Leute machen häufig nur deßhalb Fehler, weil sie niemals die Welt für so thöricht halten, als sie ist."

D'Alembert traf bei Voltaire mit einem berühmten Rechtslehrer zusammen. Sie sprachen dann später über Voltaire und der Mann des Rechts meinte: „Ein universaler Geist dieser Voltaire, nur in der Juristerei finde ich ihn etwas schwach". — „Und ich in der Mathematik", erwiderte D'Alembert.

„Nichts soll für die Völker verhängnißvoller sein, als wenn sie von demselben Fürsten zu lange regiert werden. Und doch habe ich mir sagen lassen", fügt Chamfort hinzu, „daß Gott die Welt seit Ewigkeit regiert."

Jemandem, den man anging, seine Stellung niederzulegen, da er doch die Hauptsache, seinen Titel, behielte, legt Chamfort folgende Worte in den Mund: „Man kann Simson das Haar abschneiden, aber man muß ihm nicht anrathen, eine Perrücke zu tragen."

Digitized by Google

Eine Wittwe hat die Absicht, sich wieder zu verheiraten. Chamfort räth ihr davon ab mit den Worten: „Wissen Sie wohl, daß es eine schöne Sache ist, bereits den Namen eines Mannes zu tragen, der doch gar keine Dummheiten mehr machen kann."

Aus seinen „Dialogues":

A.: „Mir scheint, als ob Sie alle das Schlechte, was Sie über Madame So und So reden, nur sagten, um sich dem allgemeinen Gerede anzuschließen. Denn offenbar kennen Sie die Dame gar nicht."

B.: „Ich, Sie kennen! In der That, nein, indessen . . . . ."

* * *

A.: „Ich habe es gemacht, wie alle weisen Leute, wenn sie eine Dummheit begangen haben."

B.: „Und was machen die also?"

A.: „Sie heben sich die Weisheit für ein anderes Mal auf."

„Ein Mann von Charakter" wird durch folgenden Dialog gekennzeichnet:

A.: „Er hält sehr viel von Herrn So und So."

B.: „Er . . . hält . . . .? Woher weiß er denn das? Wer hat ihm das gesagt?"

* * *

A.: „Haben Sie lange den Herrn X. nicht gesehen?"

B.: „Nein!"

A.: „Seit er seine Stelle verloren hat, wahrscheinlich?"

B.: „Möglich! Ich befürchte, daß meine Gegenwart ihn an frühere glückliche Tage erinnern möchte und daher . . . ."

* * *

Aus dem Eloge de Molière möchten wir folgenden „aktuellen" Satz hervorheben: „Molière erkannte frühzeitig, was ein Mann von Geist nie zu früh erfährt, daß nämlich ein einzelner Mann zuweilen recht haben kann gegen das ganze Volk und das ganze Jahrhundert." Dieses Wort ist wie gemacht, um auf Bismarck und seine Widersacher angewandt zu werden, die auch bei jeder Gelegenheit betonen: „Einer könne doch unmöglich alles wissen und machen."

Außerdem sagt Chamfort von Molière: „Il a rendu la raison aimable, le plaisir honnête et le vice ridicule". Und das ist sehr viel.

Wir greifen willkürlich aus den „Maximes générales" einige heraus.

„Man muß zugeben, daß es unmöglich ist, in der Welt zu leben, ohne von Zeit zu Zeit Komödie zu spielen. Das, was den ehrlichen Mann vom Schurken unterscheidet, ist, daß jener sie nur im Nothfall spielt, um einer Gefahr zu entgehen, während dieser der Gelegenheit entgegen geht."

Digitized by Google

„Man glaubt allgemein, daß ein Tauber in der Gesellschaft unglücklich sei. Ist diese Ansicht nicht vielleicht von der Eigenliebe der Gesellschaft eingegeben, welche sagt: Was ist der Mensch doch zu beklagen, daß er nicht hören kann, was wir sagen."

„Es giebt noch eine höhere Klugheit als diejenige, welche man gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnet. Es ist die Klugheit des Adlers gegenüber derjenigen der Maulwürfe. Die erstere besteht darin, kühn nach seinem Charakter zu handeln, indem man muthig auch die Nachtheile und Unzuträglichkeiten in den Kauf nimmt, welche dabei entstehen können."

„Die physische Welt scheint das Werk eines mächtigen und guten Wesens zu sein, welches sich genöthigt sah, die Ausführung eines Theiles seines Planes einem bösen Geiste zu überlassen. Aber die Welt der Moral scheint das Produkt der Launen eines Teufels zu sein, der verrückt geworden ist."

„In bedeutenden Angelegenheiten zeigen sich die Menschen, wie es ihnen paßt, sich zu zeigen, bei unbedeutenden Vorgängen dagegen so wie sie sind."

„Der Eine behauptet, die Vorsehung wäre der Taufname des Zufalls und der Andere, der Zufall wäre der Spitzname der Vorsehung."

„Es giebt Leute, welche sich um jeden Preis über die anderen herüberdrängeln müssen. Es ist ihnen alles gleichgiltig, wenn sie nur auf dem Marktschreiergerüst zur Geltung kommen. Auf der Bühne, auf dem Throne, auf dem Schafott, sie fühlen sich stets wohl, wenn sie nur die Aufmerksamkeit auf sich lenken." (Siehe Boulanger. Anm. des Verf.)

„Ein Tag, an dem wir nicht gelacht haben, hat seinen Beruf verfehlt."

„Indem man die Uebelstände der Natur kennen lernt, verachtet man den Tod, und indem man die Schäden der Gesellschaft kennen lernt, verachtet man das Leben."

„Leben ist eine Krankheit, die uns der Schlaf alle sechzehn Stunden erträglich macht; er ist ein Linderungsmittel, der Tod ist das Heilmittel."

„Es giebt keine Weisheit ohne Mißtrauen. Die Schrift sagt, daß die Furcht Gottes aller Weisheit Anfang sei, ich dagegen glaube, daß es die Furcht vor den Menschen ist."

„Es ist zu wetten, daß jede sogenannte allgemein anerkannte Idee, jedes allgemein angenommene Uebereinkommen imgrunde eine Dummheit ist, denn es hat der Majorität entsprochen." (Diese Ansicht Chamforts entspricht der Maxime: „Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen." Anm. des Verf.)

„Es giebt mehr Narren als Weise und in dem Weisen selbst steckt immer noch mehr Narrheit als Weisheit."

„Die Ueberzeugung ist das Gewissen des Verstandes."

„Die Liebe ist eine liebenswürdige Thorheit und der Ehrgeiz eine ernsthafte Dummheit."

Digitized by Google

„Der Wechsel der Mode ist eine Steuer, welche der Gewerbfleiß des Armen der Eitelkeit des Reichen auferlegt."

Aus den Maximen mit der Ueberschrift: „De la société" entnehmen wir folgende:

„Die Gesellschaft besteht aus zwei großen Klassen: Diejenigen, welche mehr zu essen haben, als Appetit, und diejenigen, welche mehr Appetit haben, als zu essen."

„Es ist eine grausame, aber anerkannte Wahrheit, daß in der Gesellschaft und ganz besonders in der gewählten Gesellschaft, alles erkünstelt, abgekartet und berechnet ist, sogar bei der Einfachheit und der liebenswürdigsten Gefälligkeit. Ich habe Leute kennen gelernt, bei denen die augenscheinlich vom ersten Impulse eingegebene Grazie der Bewegung nur eine kluge, der Natur abgelauschte Kombination war."

„Man glaubt gar nicht, wie viel „Esprit" dazu gehört, um nicht lächerlich zu sein."

„Wenn man sieht, wie es in der Welt zugeht, da könnte der größte Menschenfeind lustig werden und Heraklit vor Lachen sterben."

„Die Welt und die Gesellschaft haben mit einer Bibliothek Aehnlichkeit, wo alles auf den ersten Blick in schönster Ordnung scheint, weil die Bücher nach dem Format und der Größe geordnet sind; aber wo, bei Lichte besehen, alles in Unordnung ist, weil nichts nach Wissenschaften, Stoffen und Autoren aufgestellt ist."

Chamfort hat natürlich auch sein Kapitel über die Frauen und über die Liebe. Diejenigen Leserinnen, denen dieses Kapitel unsympathisch sein sollte, können ja hier mit den Augen einen kleinen „Ruck" nach unten machen; bei den Lesern dagegen darf ich immerhin wohl noch einiges Interesse für dieses Kapitel voraussetzen.

„Ein verliebter Mann ist ein Mensch, der liebenswürdiger sein will, als möglich ist; aus diesem einfachen Grunde machen alle Verliebte eine lächerliche Figur."

„Eine geistreiche Frau hat mir gegenüber 'mal einen Ausspruch gethan, welcher wohl das Geheimniß ihres ganzen Geschlechts sein könnte: Nämlich, daß jede Frau (femme), die sich verliebt, dabei viel mehr darauf giebt, was die anderen Frauen von diesem Manne halten, als was sie selber davon hält."

„Was den Verkehr mit Frauen so pikant macht, ist, daß es dabei stets so viele heimliche Vorbehalte giebt. „Qu'il y a toujours une foule de sous-entendus". Ein „sous-entendu" ist eines von den vielen französischen Worten, für welche es keinen kurzen deckenden Ausdruck giebt. Man sagt dabei nicht alles, was man denkt. Es ist ein „Mit darunter verstehen", ein heimlicher Vorbehalt, ein nur halbdurchsichtiges, beabsichtigtes Mißverständniß, ein galantes Versteckspielen, eine diskrete, gesellschaftlich sanktionirte Zweideutigkeit, gewissermaßen so eine Art reservatio mentalis der Jesuiten, nämlich die einer Aussage im Geiste hinzugesetzten Wenn und Aber. Und von diesen Frauen gegenüber so pikanten heimlichen Vorbe-

Digitized by Google

haltungen sagt Chamfort: „daß sie dagegen unter Männern „gênant“ oder mindestens thöricht sind.“

„Die Heirat sowohl wie das Cölibat haben beide ihre Unannehmlichkeiten: Man muß daher von diesen beiden das vorziehen, wo es für die eventuellen Unzuträglichkeiten noch ein Heilmittel giebt.“ (Chamfort meint, vom Cölibat zur Heirat führten viele Wege, aber keiner führte wieder heraus.)

„Die Liebe hat mehr Reiz als die Heirat, aus demselben Grunde, aus welchem der Roman amüsanter ist als Geschichte.“

„Die schlimmste aller Mesalliancen ist diejenige des Herzens.“ (Dieser Ausspruch allein dürfte die Leserinnen schon mit den übrigen versöhnen. Anm. des Verf.)

„Die Frau, welche mehr von sich hält wegen ihrer seelischen und geistigen Eigenschaften, als wegen ihrer Schönheit, steht über ihrem Geschlecht. Diejenige, welche sich höher schätzt wegen ihrer Schönheit, als wegen ihrer seelisch-geistigen Eigenschaften, steht auf dem Niveau ihres Geschlechts. Aber diejenige, welche stolzer ist auf ihre Geburt oder ihren Rang, als auf ihre Schönheit, steht unter dem Niveau ihres Geschlechts.“ (Ich habe die stille Hoffnung, daß auch bei dieser Maxime einige Leserinnen sagen werden: das läßt sich schon hören.)

„In Bezug auf die Liebe ist alles wahr und alles falsch, je nachdem; sie ist das einzige Thema, über welches man gar keine Dummheit sagen kann.“ (Dieser letzte Ausspruch über dieses heikle Kapitel ist das Geistreichste, was ich in dieser Hinsicht gelesen habe.)

Dem Kapitel: „Des savents et des gens de lettres“ entnehmen wir folgendes:

„Man hat beobachtet, daß Schriftsteller, welche sich mit Physik, Naturgeschichte, Physiologie, Chemie beschäftigen, für gewöhnlich Männer von sanftem, gleichmäßigem und glücklichem Charakter sind, während dagegen Schriftsteller, die sich mit Politik, Gesetzgebung, sogar mit Ethik und Moral beschäftigen, meist trübselig und melancholisch veranlagt sind. Und das ist ganz natürlich: die einen studiren die Natur, die anderen die Gesellschaft; die einen betrachten das Werk des Schöpfers, die anderen das Werk des Menschen. Die Ergebnisse müssen verschieden sein.“

„Ich möchte wohl von den Metaphysikern behaupten, was Scaliger von den Basken behauptet: Man behauptet, daß sie sich untereinander verständen, aber ich glaube nicht recht daran.“

„Die meisten Bücher von heute sehen aus, als wenn sie in einem Tage gemacht wären, und zwar aus Büchern, die den Tag vorher gelesen sind.“

„Um eine wissenschaftliche Größe zu werden, oder wenigstens eine thatsächliche Umwälzung hervorzurufen, muß man, genau wie bei der Politik, alles vorbereitet finden und zur rechten Zeit geboren werden.“

„Die Schriftsteller lieben diejenigen, welche sie amüsiren, wie

Digitized by Google

die Reisenden diejenigen schätzen, welche sie in Erstaunen zu setzen pflegen."

„Das, was den Erfolg der meisten Bücher ausmacht, ist die Wahlverwandtschaft zwischen der Mittelmäßigkeit der Ideen des Autors und der Ideen des Publikums."

„Man ist noch lange kein Mann von Geist, wenn man viele Ideen hat, wie man noch lange kein großer General ist, wenn man viele Soldaten hat." (Man kann es den Franzosen eigentlich nicht so sehr verdenken, daß sie einen Chamfort todt zu schweigen suchen, der sie mit Wahrheiten traktirt, die sogar ihren großen Nationalhelden Boulanger stutzig machen könnten.)

„Erfolge machen Erfolge, wie Geld wieder Geld macht."

Spéron-Speroni setzt sehr gut auseinander, wie ein Autor, der sich für sich selbst sehr klar ausdrücken mag, doch zuweilen dunkel für seinen Leser ist: „Das kommt daher", sagte er, „daß der Autor vom Gedanken zum Ausdruck, der Leser aber vom Ausdruck zum Gedanken übergeht."

„Der Maler giebt einer Gestalt Seele und der Dichter verleiht einer Idee Gestalt."

Bei den folgenden Aussprüchen „Ueber die Sklaverei und die Freiheit" müssen wir wohl bedenken, daß Chamfort jene bösen Zeiten miterlebt hatte, welche die französische Revolution hervorriefen, welche sie hervorrufen mußten. Es muß allerdings damals sehr schlimm ausgesehen haben, wenn ein so billig denkender Mann, wie Chamfort, sich folgendermaßen vernehmen läßt:

„Wenn man bedenkt, daß das Ergebniß körperlicher und geistiger Arbeit von dreißig oder vierzig Jahrhunderten dasjenige gewesen ist, dreihundert Millionen Menschen, die auf dem Erdball zerstreut sind, ungefähr dreißig Despoten zu überantworten, von denen jeder von drei oder vier Verbrechern gelenkt wird, was soll man von der Menschheit halten und was soll man von ihr in Zukunft erwarten?"

„Der natürliche Charakter des Franzosen ist zusammengesetzt aus Eigenschaften des Affen und des Jagdhundes. Drollig und zu Narrenpossen aufgelegt wie der Affe, dabei aber imgrunde bösartig wie er, ist er wie ein Jagdhund, von Natur kriechend-demüthig, zuvorkommend, seinen Herrn leckend, der ihn prügelt; er läßt sich an die Kette legen und springt auf vor Vergnügen, wenn man ihn zur Jagdzeit wieder befreit." (Man sieht, daß die Selbstverherrlichung, eine nationale Untugend der Franzosen, bei Chamfort nicht sonderlich ausgebildet ist.)

„Keine Geschichte ist der Beachtung würdig, als diejenige freier Völker. Die Geschichte der dem Despotismus unterjochten Völker ist nur eine Anekdotensammlung."

„In Frankreich läßt man diejenigen in Frieden, die das Feuer anlegen und verfolgt diejenigen, welche die Feuerglocke läuten."

„Man regiert die Menschen mit dem Kopfe: denn man ist kein Schachspieler mit einem guten Herzen."

Digitized by Google

„Wenn man die Memoiren aus der Zeit Ludwigs XIV. durchſieht, ſo findet man auch in der ſchlechten Geſellſchaft jener Zeit etwas, was der guten von heute fehlt.“

Die Liebhaberei Schopenhauers für Chamfort kann auch ſchon nach dieſen wenigen Proben keinen mehr wundern. Da nun Schopenhauer heutzutage bei uns ſo modern iſt, ſo hat am Ende auch Chamfort bei unſerm Publikum noch einmal Glück.

Ein fallendes Blatt.

Von D. Baul.

Laß es den Himmel finde,
Vom Erdenthum erlöſt,
Giebt ſich das Blatt dem Winde,
Der es zu Boden ſtößt.

O Herz, ſo laß Dir ſagen,
Du biſt wie dieſes Laub:
Was Dich ſoll aufwärts tragen,
Das wirft Dich in den Staub.

Digitized by Google

Ein deutscher Kirchenfürst.

Ein Lebensbild aus mittelalterlicher Zeit.

Von **Hanns von Spielberg.**

Viel zu wenig bekannt, viel zu wenig gewürdigt vor allem ist die hochbedeutsame Geschichte des nordischen Erzbisthums Bremen und Hamburg. Von ihm, dessen Entstehung bis in die Zeit der Nachfolger Karls des Großen zurückzuführen ist, während dieser selbst bereits den eigentlichen Grundstock legte, ging Jahrhunderte hindurch der befruchtende Samen des christlichen Glaubens aus, seine wahrhaft großartige Missionsthätigkeit umfaßte nicht nur den ganzen skandinavischen Norden und einen Theil des Wendenlandes, sie griff auch hinüber über das Weltmeer. Die Sendboten Bremens sind hinausgezogen bis nach Island und Grönland, und während ganz Europa jene erste Entdeckung Amerikas durch den „Nordmann Leif Erickson", der im Jahre 1000 das Winland, das heutige Massachusetts nämlich, ignorirte, zogen Bremer Erzbischöfe sie in ihre Berechnung. Wie Dänemark, Norwegen, Schweden von hier aus nicht nur das Christenthum, sondern, was gleichbedeutend war, die ersten kulturellen Anregungen erhielten, so trugen Bremer Missionäre das Wort Gottes auch bis jenseits der Ostsee, bis nach Livland hinüber. Mit einem Wort, Bremen war während eines halben Jahrtausends der Mittelpunkt der geistigen Kraft des germanischen Nordens.

Eine seltene Fülle bedeutender Männer saß auf dem erzbischöflichen Thron: Ansgar, der berühmte Schüler des fränkischen Klosters Corbie, der Begründer der Missionsthätigkeit Bremens, Adaldag, der stolze Regierungsgehilfe Kaiser Otto des Großen, der die weltliche Machtstellung der Erzbischöfe begründete, die Bischöfe Bezelin und Unwan gelten als Kirchenfürsten, deren Bedeutung weit über die Grenzen ihres Sprengels hinaus reichte — der gewaltigste, der allseitig thätigste und ruhmreichste aber war der Erzbischof Adalbert, dem die Geschichte den Ehrennamen des Großen gegeben hat. Mit

Digitized by Google

ihm brach eine neue Epoche des Erzbisthums herein, eine Zeit höchsten Glanzes und, freilich auch scharf daran anknüpfend, tiefen Verfalls, wie er selbst eine mächtige Gestalt ist, in der neben glänzendem Licht auch der Schatten nicht fehlt, eine genial angelegte Figur voll wunderbarer Kontraste.

Die Wiege Adalberts stand an der Grenze des Sachsen- und des Thüringerlandes; in dem Winkel, den die Saale mit der einströmenden Unstrut bildet. Dem heutigen Naumburg gegenüber lag die Burg Goseck, auf der er um das Jahr 1012 das Licht der Welt erblickte, ein Sproß altadeligen Geschlechts, das den Wettinern nahe verwandt war und mit Stolz Kaiser Otto II. und die schöne byzantinische Kaisertochter Theophano zu seinen Ahnen zählte. Sein Vater, Graf Friedrich, galt als ein trefflicher Kriegsheld, seine Mutter Agnes, eine Tochter des Weimarschen Hauses, war eine treue Pflegerin der Künste und der Wissenschaften. Ihr ist es zuzuschreiben, daß nur der Erstgeborene, Dedi, dem Waffenhandwerk erzogen, beide jüngere Söhne aber schon früh auf höhere Ziele hingewiesen wurden: der zweite Sohn, Friedrich, kam auf die hohe Schule nach Fulda, der dritte, Adalbert, nach Halberstadt.

Wir besitzen Schilderungen über den jungen Adalbert: Ein Jüngling war er von blendender Beredsamkeit, heißt es da, ausgestattet mit den unverkennbaren Gaben glänzenden Geistes, aber auch ausgestattet mit einem ätzenden Spott, der ihm, unerbittlich geübt, zahlreiche und gefährliche Gegner schuf. Hoch und schlank gewachsen, war sein Wesen überaus gewandt und einnehmend, stolz und hochfahrend sein Verkehr mit Gleichstehenden, leutselig und freundlich gegen alle Niederen. Ein mächtiger Ehrgeiz flammte in seiner Brust; alles wollte er kennen lernen, alles wissen. Ein seltenes Gedächtniß kam ihm zu Hilfe und lehrte ihn schnell die ganze Fülle der damaligen Wissenschaften umfassen — aber auch den Künsten war er hold, Architektur und Musik pflegte er mit besonderer Liebe und seine unermüdliche Arbeitskraft fand inmitten der ausgebreitetsten Thätigkeit stets noch Muße für die heiteren Klänge eines formenschönen Chansons, eines klassischen Dichtwerks.

Ueberraschend schnell durchlief der Sohn des pfalzgräflichen Hauses die unteren Stufen der Hierarchie. Im zwanzigsten Lebensjahr wurde er bereits zum Subdiakonen geweiht und kaum zehn Jahre später zog er als Erzbischof in die Elbmetropole — Bremen und Hamburg bildeten ein Bisthum — ein. Kurz vorher hatte Heinrich III. den kaiserlichen Thron bestiegen, in seine Hände schwur er den Lehnseid und von ihm empfing er Ring und Stab als Zeichen seiner Würde.

Mit dem vollen Ernst des gereiften Mannes faßte der dreißigjährige Kirchenfürst sein neues, hohes Amt auf. Viel, meinte er, sei vor ihm gethan, mehr bleibe ihm zu thun übrig. Und in der That — er hatte Recht. Ein Nothdach hatte bisher nur die christliche Kirche in den nordischen Reichen gefunden, die große Masse der

Digitized by Google

Völker stand auf den niedrigsten Stufen des Halbchristenthums, ja befand sich zum Theil noch völlig im Banne der alten Heidenwelt. Zäh hielten die slavischen Stämme an ihren Göttern, zäher fast noch die germanischen Völker des Nordens an Thor und Odin, am dunklen Nornenorakel und den frohen Festen Walhallas fest — wenn sie auch äußerlich selbst dem Christenthum mehr der Gunst einzelner Großen, als dem eigenen Triebe folgend anhingen, tief im Innern lebte ihnen mehr noch der alte Glaube sich allmählich mehr und mehr zum Aberglauben umwandelnd.

Jetzt brach eine neue Zeit an, es schien, als ob auch die äußeren Verhältnisse den festen Willen des jungen Erzbischofs unterstützen wollten. Ein junger Wendenfürst, Godeskalk mit Namen, war, seines väterlichen Erbes beraubt, nach England geflüchtet und kehrte im Jahre 1043 von dort als Christ voll echter und tiefer Glaubensbegeisterung zurück, um seine verlorene Herrschaft wieder zu erobern. Ihm reichte Adalbert die Hand, mit der direkten und mittelbaren Hilfe des Erzbischofs errang Godeskalk überraschend schnell nicht nur sein Erbe zurück, sondern dehnte die Zone seiner Gewalt auch weithin auf das ganze Land von Hamburg bis fast zur Oder aus. Ein mächtiges, einiges Wendenreich schien im Entstehen und mit fast übermäßigem Eifer suchte der Fürst gleichzeitig das seiner Mutter, wie er das Erzbisthum Hamburg nannte, dargebrachte Gelübde zu lösen. Ueberall schuf er Kirchen, baute er Klöster, und wo es an Priestern fehlte, da sandte er wohl die soeben erst bekehrten Laien mit den Taufkesseln ins Land; fast schienen die heftigsten Christenfeinde, die Obotriten und Lintizen, in kaum einem halben Jahrzehnt in treue Glaubensfreunde verwandelt, und schon konnte Adalbert in den neu gewonnenen Gebieten drei neue Bisthümer als Wahrposten und Stützen seiner Macht errichten.

Nicht minder günstig gestalteten sich die Dinge in den nordischen Königreichen. Swein Estridsson, Dänemarks Herrscher, fühlte die Gewalt des bischöflichen Krummstabes; der wilde Däne hatte gegen das Gebot der Kirche eine nahe Verwandte geheiratet — auf Adalberts Weisung, auf die Androhung des Kirchenbannes, mußte er sich von ihr scheiden, ein unerhörter Fall im Norden, in dem der Wille des Königs bisher stets über Gesetz und Sitte triumphirt hatte.

Zuerst freilich brauste das ungezähmte Blut des Dänen auf, als ihm aber dann bei einer Begegnung in Schleswig Adalbert mit der ganzen siegenden Gewalt seiner Persönlichkeit, mit seiner bezaubernden Beredtsamkeit inmitten des fürstlichen Pompes, den keiner wie er zu entfalten verstand, gegenüber trat, gab er jeden Widerstand auf. Der Erzbischof feierte einen glänzenden Triumph.

Wenige Jahre später fügte sich diesem großen Erfolge ein zweiter in Schweden an. Adalberts nie ermüdender Eifer, sein glücklicher Griff in der Wahl seiner Abgesandten vergrößerten hier das Ansehen des erzbischöflichen Stuhles von Jahr zu Jahr. Mächtig wirkte vor allem sein Sendbote Adalward, der bald in den Ruf eines

Digitized by Google

Wunderthäters kam und von dem das Volk glaubte, daß er zur rechten Zeit Regen machen und daß sein Gebet Unwetter abwenden könne. Als man ihm einst den Leichnam eines Mannes zeigte, berichtet eine alte norwegische Chronik, welcher seit fünfzig Jahren nicht verwesen konnte, wurde ihm im Traumgesicht offenbart, der Todte sei ein ruchloser Seeräuber und ohne kirchliche Absolution gestorben; da erhob er seine Hände und betete und sogleich fiel die Mumie in Stücke. So groß war die Wirkung dieses Wunders, daß selbst einzelne heidnische Priester Oberschwedens, wo immer noch um die alte Götterstadt Upsala bluttriefender Götzendienst herrschte, vom Wehen der neuen Zeit berührt wurden und sich taufen ließen. Gleichzeitig aber knüpfte Adalbert bereits Missionsbeziehungen bei den finnischen und esthischen Völkerstämmen an, auf kurländischer Küste stand damals bereits eine christliche Kirche.

Als der Erzbischof seine Regierung antrat, zählte er in seinem Bezirk nur drei wirkliche Bischöfe — nach kaum zwanzigjähriger Thätigkeit hatte ihre Zahl sich mindestens verfünffacht, und mehr als verzehnfacht hatte sich der Raum, über den die Metropolitangewalt Hamburg-Bremens reichte. Von den Orkneysinseln und Island bis zu den kurischen Küsten, vom Norden Schwedens bis tief in das obotritische Wendenland hinein galt Adalberts Wort. Nicht wenig that hierzu die weltliche Stellung, die er Hamburg und Bremen gab. Die Prachtbauten, die auf seinen Befehl theils neu begonnen, theils der Beendigung entgegengeführt wurden, die Gräber der großen Apostel Willehad, Ansgar und Rimpert und die große Anzahl kostbarer Reliquien, die hier zusammen gebracht war, nicht zuletzt auch der Prunk, das fürstengleiche Auftreten des Erzbischofs erschienen den Nordleuten wie zauberhafte Märchen. Adalbert persönlich huldigte der strengsten kirchlichen Richtung. Eifrig im Gebet und gottesdienstlicher Uebung, nüchtern und enthaltsam, hat er selbst seinen größten Feinden keine Gelegenheit zum Tadel oder Spott gegeben. Aber so streng er gegen seinen Körper war, geistige Genüsse wollte er sich und seinen Freunden vor allem nicht versagen; besonders bei allen großen Kirchenfesten entfaltete er den höchsten Glanz, seine zahlreiche Hofkapelle und ein unübertrefflicher, aus allen Stiften des Erzbisthums zusammengebrachtes Gesangschor mußten dabei mitwirken, und nun denken wir uns etwa einen in harter Daseinsschule auf den öden Felsen Islands aufgewachsenen jungen Edeling dieser Pracht, dieser Summe von Eindrücken gegenüber — mußte er nicht wie bezaubert sein und das Lob dieser neuen Wunderwelt daheim überlaut verkünden? „So gastlich, so freigebig, so gewinnend liebenswürdig", erzählt Meister Adam, der gewissenhafte Biograph Adalberts, „so umgeben von aller kirchlichen und irdischen Majestät erschien unser Erzbischof, daß um seines Ruhmes willen das kleine Bremen weit und breit genannt wurde wie ein zweites Rom und aus allen Richtungen der Windrose die Besucher zusammenströmten." Wahrlich es war bezeichnend, daß ihm fast gerad ein Jahrzehnt, nachdem

Digitized by Google

er den erzbischöflichen Stuhl bestieg, Papst Leo IX. „des heiligen römischen Stuhles Legat, des Papstes Vicar, dazu der gesammten nordischen und östlichen Nationen Erzbischof" nannte und ihm die Erlaubniß gab, sich mit der Mitra zu schmücken, die damals noch ausschließlich als ein Ehrenvorrecht des Papstes galt.

Neben der Ausbreitung seines kirchlichen Ansehens aber wuchs seine weltliche Stellung. Als Freund und Vertrauter begleitete er Kaiser Heinrich III. auf seiner Römerfahrt; als den nächsten neben dem Herrscher selbst achteten ihn die Fürsten des Reichs — ehrten und fürchteten, ja haßten sie ihn. Der alte Jammer des deutschen Reiches, an dem es gekrankt und gelitten hat, bis der große Korse in unserem Jahrhundert seinem Schattendasein ein Ende machte! Die Zersplitterung der Gewalten, der Widerstreit der Fürsten und Herren gegen eine starke kaiserliche Centralmacht, die kraftvoll nach innen, glorreich nach außen Deutschlands Ehre und Ansehen hätte vertreten können, kam wieder einmal voll zur Geltung; die Fürsten wußten, daß Adalbert von Bremen im Rath des Kaisers der Mann war, welcher eine feste monarchische Gewalt für unbedingt nöthig hielt, daß er des Herrschers rechte Hand war, wenn es galt, die Widerstrebenden zu beugen. Aber das Glück schien mit Heinrich und seinem treuen, muthigen Rathgeber zu sein. Mit eiserner Hand wurde eine Fürstenverschwörung um die andere, ein Aufstand nach dem anderen niedergeschlagen, glänzend strahlte das Gestirn beider Vertrauter am Himmel — aber es stand im Zenith, der Fall erfolgte schneller als der Aufstieg. Am 5. Oktober 1056 starb plötzlich und unerwartet Kaiser Heinrich III. — er hinterließ als Erben einen fünfjährigen Knaben. Die Fürsten jubelten, für sie war der Tod des Kaisers gleichbedeutend mit der Befreiung vom verhaßten Druck der starken Fürstenhand, für Adalbert bedeutete er das Scheitern seiner kühnsten Pläne. Er hatte keinen wahrhaften Freund unter den Großen im Reich. Freilich zum Theil war es seine Schuld, daß dem so war. Auf der Höhe des Glücks hatte er sie alle verletzt, stolz hatte er ihre Schmeicheleien zurückgewiesen, einer nach dem andern hatte die Wucht seiner Macht — und auch oft seines bitteren Spottes empfinden müssen. Aber der nun gegen ihn sich erhebende Kampf bedeutete doch noch mehr als die bloße Befriedigung lang verhaltener Rachsucht; der Neid der übrigen deutschen Kirchenfürsten sann auf die Verkleinerung der alles überragenden Stellung Bremens und die näheren weltlichen Nachbarn des Erzbisthums streckten sehnsuchtsvoll die Hände aus nach dem reichen Besitz der Metropole.

Die Zeit des Niedergangs für Adalbert war gekommen und zugleich mit ihr eine der trübsten Epochen der deutschen Reichsgeschichte. Die Regierung lag in den Händen der Königinmutter, einer schwachen Frau, der bald Bischof Anno von Köln den jungen Herrscher entriß —, für Adalbert war zunächst an diesem Hofe kein Platz mehr. Zudem erforderte sein Bremen die persönliche Anwesenheit des Oberhirten mehr als je. Das alte Wort, ein Unglück kommt

Digitized by Google

selten allein, bewährte sich auch diesmal. Fast gleichzeitig lehnten sich die Herrscher von Schweden und Dänemark gegen den Willen des Erzbischofs auf, und die sächsischen Herzöge, seine Nachbarn, trieben ihren Spott mit dem Ohnmächtigen, denn als solchen meinten sie ihn nach des Kaisers Hinscheiden ansehen zu dürfen. Seine Gesandten ließen sie öffentlich anspeitschen und schickten sie mit kahlgeschorenen Schädeln nach Bremen zurück, seinen Bannfluch verlachten sie, und schließlich mußte er froh sein, daß er sich, indem er ihnen die besten Güter der Kirche auf Lehen gab, von ihnen loskaufen konnte. Denn das Alles war noch nicht das Schlimmste. Eine gewaltige heidnische Reaktion, eine Schilderhebung, die in gleicher Weise gegen das Christenthum und gegen Godeskalk gerichtet war, vernichtete im Wendenlande das mühevolle und scheinbar so erfolgreiche Werk der letzten Jahrzehnte in wenigen Monaten. Der Großfürst selbst fiel als eins der ersten Opfer des Aufruhrs, seine Gattin, eine dänische Königstochter, peitschten die Barbaren nackend über die Grenze, die Kirchen und Klöster flammten auf, die Priester wurden verjagt oder starben als Blutzeugen ihres Glaubens. Und nicht genug damit, wandten sich die empörten Schaaren über die Grenzen der christlichen Nachbarlande, — Schleswig wurde verwüstet und Hamburg, die stolze Elbstadt, ging in Flammen auf. Es waren Verluste, die uneinbringlich schienen. Hundert Jahre vergingen, ehe das Christenthum im Wendengebiet sich die Stellung zurückerobert, die es vor dem Jahre 1066, vor der Revolution gegen Godeskalk, bereits eingenommen hatte. Fast gleichzeitig aber traten auch in Nordschweden die heidnischen Gewalten wieder in den Vordergrund, und ähnliche Gräuel, wie im Wendenlande, brachen auch hier aus — so schien es, als ob all die Grundsteine des stolzen Baues, den Adalbert errichtet hatte, ins Wanken kamen, und in der That ist Bremen seit jenen Jahren des Niederganges von seiner leitenden Stellung in der Missionsthätigkeit zurückgetreten, es hat sich niemals wieder zu jenem umfassenden Arbeitsfelde und zu jener Höhe emporgeschwungen, die es in den Glanztagen Adalberts einnahm.

Inzwischen schien es noch einmal, als ob wenigstens die politische Machtstellung des Erzbischofs sich neu festigen solle. Man konnte seiner schließlich doch nicht entbehren, er erlangte über den jungen König Dank seiner mächtigen Persönlichkeit eine fast grenzenlose Gewalt, er wurde was er dem Vater gewesen: sein Freund! Die Feinde Adalberts wissen freilich zu berichten, seine Macht über den jugendlichen Herrscher habe er nicht verschmäht, durch äußerste Fügsamkeit und Schmeichelei zu festigen, und wir wollen hier ununtersucht lassen, was daran wahr, was falsch oder übertrieben ist — das eine läßt sich jedenfalls nicht leugnen, daß die Noth, in welcher sich gerade damals sein Erzbisthum befand, ihn veranlaßte, sich von dem Kaiser bedeutende Schenkungen und Lehenszuwendungen gewähren zu lassen. Adalbert war niemals ein Rechner gewesen, er hatte im Dienste des Kaisers verschwendet, der ganze Zuschnitt seines

Digitized by Google

Handelns war stets großartiger angelegt, als sich mit den Pflichten eines guten Haushalters vertrug, die letzten schlimmen Jahre hatten zudem seine Einkünfte sehr geschmälert. Schon hatten die schönsten Schaustücke des reichen Domschatzes in die Münze wandern müssen, und mit Schaudern flüsterte man sich in Bremen zu, der Goldschmied, der das herrliche Altargeschmeide und die edelsteinbesetzten Kreuze zerschlagen sollte, habe das Metall unter dem Hammer stöhnen und wimmern hören, gleich der Stimme eines weinenden Kindes. Es gab in dieser Noth nur eine Zuflucht, die Freigebigkeit des Königs.

Aber die Schenkungen desselben waren den Fürsten wieder neue Dornen im Auge, und der junge Heinrich IV. war nicht der Mann, gleich seinem Vater den Widerstand der Großen niederzuschmettern, wenn er sich nicht gutwillig beugen wollte. Es kam zu peinlichen Auseinandersetzungen und schließlich bemächtigten sich die Fürsten, Anno von Köln, die Herzöge Otto, Rudolph und Berthold an der Spitze, in Tribur gewaltsam der Person des Kaisers, der kaum den Erzbischof ihren drohenden Fäusten zu entreißen vermochte. Im Morgengrauen ritt Adalbert in Begleitung weniger Knechte aus der Pfalz — alle seine Hoffnungen und Entwürfe lagen in Trümmern hinter ihm; es schien alles, alles verloren.

Es waren in der That noch schwerere Tage, die jetzt kamen, als die nach Kaiser Heinrichs III. Tode. Von seiner Residenz aus blickte er über ein verarmtes, ödes Gebiet, in dem die einstürmenden Feinde Tag um Tag neue Dörfer in Flammen aufgehen ließen. Seine Vasallen und Lehnsunterthanen hatten ihn längst verlassen, die Einkünfte des Bisthums flossen so spärlich, daß oft am Nöthigsten Mangel war. Bremen fiel schließlich zeitweise sogar den sächsischen Herzögen in die Hände, die bischöfliche Hofburg wurde von ihnen geplündert, sie erhoben schwere Schatzung von den Einwohnern, und wieder mußte Adalbert sich von ihnen mit Kirchengut loskaufen. Er war aufs tiefste erniedrigt, wehrlos, hilflos, machtlos. „Das Wesen des Mannes, sagt sein Biograph, der angezogene zeitgenössische Meister Adam, der schon immer von der Gewohnheit anderer Sterblicher abgewichen war, begann seit dem Tage seiner Vertreibung und der Verwüstung seines Landes etwas unheimliches anzunehmen. Oft schien er von Scham, Zorn und Schmerz tiefer gebeugt, als einem Weisen geziemt, oft schien er seiner Sinne nicht mehr Meister; nur die Macht und Würde seiner Rede bewahrte er allbezwingend. Seine Lebensweise wurde unregelmäßig, er machte die Nacht zum Tage, da er keinen Schlaf fand, der ihn erquickt hätte, unter Märchenerzählern und Traumdeutern konnte er lange Stunden verbringen. Dabei verzehrte die Ruhelosigkeit der Seele auch die Kräfte seines Körpers und verdarb seine Gesundheit noch mehr durch die Ueberzahl der Arzeneien, die er nahm. Quacksalber aus aller Herren Länder waren willkommene Gäste an seinem Hofe, und schließlich schien er selbst dem unwissenden Volk als der Zauberei nicht unverdächtig, ja als er zu seiner Stärkung Salzbäder gebrauchte, erhob sich ein solches

Digitized by Google

Murren, daß er damit aufhören mußte. Salz gehöre in die Speisen, meinten die biederen Bremer; es sei Sünde, dasselbe zum Baden zu benutzen.

Aber es scheint, daß Adalbert auch in jenen Tagen tiefster Erniedrigung niemals die Fühlung mit dem Hofe und mit Heinrich IV., der sich ja nur gezwungen von ihm getrennt, ganz verloren hatte, daß er fortfuhr, im stillen aber unermüdlich an der Wiederaufrichtung seines Ansehens zu arbeiten. Dem Bunde von Tribur hatte nur der Haß gegen den Erzbischof Zusammenhalt und Kraft gegeben; seit Adalbert beseitigt war, bekämpften sich die Fürsten um ihre eigenen Interessen und diesen endlosen Zwist benutzte jener, um sich noch einmal glänzend zu erheben. Er setzte es durch, daß er 1069, gerade drei Jahre nach jenem Unglückstage von Tribur, zum Hofe zurückberufen wurde und faßte nun hier überraschend schnell festen Boden, — verstand es doch keiner wie er, das Panier der starken Monarchie den Einzelgelüsten der Fürsten und Großen des Reiches gegenüber hoch zu halten. Bald stand er unerschütterlich fest in der kaiserlichen Gunst, denn er war es schließlich, der die wirkliche Selbstständigkeit des jungen Herrschers erzwang; im Staube, geächtet und ihrer Lehen beraubt, sah der Erzbischof noch einmal seine Feinde, den Sachsenfürsten, der sein Bremen verwüstet, allen voran!

Aber Adalbert war nicht mehr der Alte. Wohl war sein Geist wie ehedem lebendig, unerschöpflich an Plänen und Auswegen, geschmeidig, wo es sein mußte — fest und energisch, wo es darauf ankam. Sein Körper jedoch war gebrochen und die fieberhafte staatsmännische Thätigkeit steigerte seine Leiden schnell ins unerträgliche. Im Winter 1072 warf ihn das Fieber endlich nieder — der Einzige, den er zu sich ließ, war der junge Herrscher; dieser nahm die letzten Bitten, die letzten Anordnungen des Erzbischofs entgegen, sie galten der Zukunft seiner geliebten Diözese und dem Wohl des Reiches. Um die Mittagsstunde des 12. März 1072 verschied Adalbert in Frieden; — in Hamburg, hatte er gebeten, solle man seine sterblichen Reste begraben, aber es war unmöglich, denn ein neuer Verwüstungszug der Wenden hatte die letzten Reste der Stadt soeben vom Erdboden vertilgt.

Wie auch schließlich der Charakter Adalberts verschiedentlich beurtheilt werden mag, die wahre Größe seines Wesens, seine hohe Bedeutung für das Schicksal jener Tag kann ihm niemand absprechen. Wohl schweiften seine Pläne und Hoffnungen bisweilen ins Unermeßliche, so daß er darum das Unmittelbarste, das Nächste und Nothwendigste gering achtete und übersah; aber eine so mächtige Persönlichkeit, wie er war, darf auch nicht mit dem kleinlichen Maßstab der Alltäglichkeit gemessen werden. Und vor allem: des deutschen Reiches Wohlfahrt, Glück und Macht ging ihm über alles, für sie setzte er sein ganzes Können ein. Er wollte einen *starken* Kaiser, eine *kräftige* Reichsregierung erkämpfen, er wollte die widerspenstigen Großen des Reiches zum Gehorsam *zwingen*; — in diesem

Digitized by Google

Kampfe ist seine beste Kraft drauf gegangen, und als er nach einem ewigen Glückwechsel endlich dem Siege nahe schien, raffte der unerbittliche Tod ihn hinweg. Aber der Sieg wäre des Kampfes werth gewesen. War es doch der Kampf um die innere Ordnung, aber darum zugleich auch um die Weltstellung Deutschlands. Was heute gilt, galt damals auch: Deutschland ist uneinig der Spielball der Nachbarn — das einige, starke Deutschland aber ist unbesieglich.

Am Zaun.

(Siehe die Illustration.)

Sie mähte Klee und Wicke
Seit frühstem Tagesgraun;
Da wanderten die Blicke
Zum Nachbar über'n Zaun.

Auch er, der junge Bauer,
Sah sie — und sähe, traun,
Sie gar zu gern genauer,
Die Dirne hinter'm Zaun.

Sie konnt' ihm wohl gefallen:
Die Augen haselbraun,
Die Lippen wie Korallen,
Die lachten über'n Zaun.

Nun tönten Feierglocken
Hell über Wald und Au'n,
Da grüßt' er mit Frohlocken
Die blanke Maid am Zaun.

Erst stand sie noch befangen
— Wie so die Art der Frau'n —
Als sähe sie mit Bangen
Den Burschen an dem Zaun.

Dann sprach er ihr von Freien,
Von Lieben und Vertraun, —
Da lachten sie zu zweien
Am alten Bretterzaun.

Sie hielten sich umschlungen —
Die Meise konnt' es schaun.
Die hat es mir gesungen
Im Fliederbusch am Zaun.

Frida Schanz.

Digitized by Google

Im Studirzimmer des Astrologen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Friedrich von Baden.

Ein historisch-biographisches Charakterbild in besonderer Rücksicht auf das Rein-Menschliche.

Einer der edelsten und aufgeklärtesten deutschen Fürsten war Karl Friedrich, erster Großherzog von Baden (1806).

Er war geboren am 22. November 1728 zu Karlsruhe und noch nicht vier Jahre alt, als sein Vater, der Baden-Durlachische Erbprinz Friedrich, in der Blüte seiner Jugend verstarb. Seine Mutter, Anna Charlotte Amalie von Nassau-Oranien, wurde schwermüthig und konnte darum der Erziehung ihrer beiden Söhne nicht obliegen. Da nahm sich der Großvater, Markgraf Wilhelm, seiner beiden Enkel an und übergab sie der Aufsicht seiner Gemalin, Magdalene Wilhelmine, einer Prinzessin von Württemberg, unter deren Vormundschaft sie nach seinem Tode noch länger verblieben. Diese Fürstin vereinigte mit einem gebildeten Verstande ein tiefes religiöses Gemüt, und ihr unabläßiges Bestreben war darauf gerichtet, den Prinzen Karl Friedrich zur echt christlichen Gesinnung zu bilden.

Wenige Jahre nach dem Tode seines Großvaters (1738) starb auch (1742) die Markgräfin, und an ihre Stelle trat als Landes-Administrator Markgraf Karl Wilhelm Engen, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Karl August die Vormundschaft weiter führte.

Die häusliche Erziehung dauerte bis ins fünfzehnte Jahr. Danach ging er mit seinem Bruder, Wilhelm Ludwig, nach Lausanne, um dort seine Studien fortzusetzen. Sprachen und Geschichte beschäftigten hauptsächlich unseren Fürsten, und er erkannte frühzeitig den Zusammenhang dieser Wissenschaft mit seinem künftigen Berufe.

Gegen Ende des Jahre 1745 reiste Karl Friedrich über Genf nach Frankreich. In Paris und Versailles fand er am Hofe die freundlichste Aufnahme. Von hier nahm er seinen Weg durch die österreichischen Niederlande nach dem Haag und Leuwarden, wo er seine Großmutter, die Prinzessin Marie Luise von Oranien, und seinen Onkel, den Statthalter Wilhelm Karl Friso, antraf, die ihn mit Liebe empfingen.

Digitized by Google

Ein unglücklicher Zufall bedrohte in Holland das Leben des jungen Markgrafen. Er hatte mit seinem Bruder das Schloß Löwenstein besucht, wo Hugo Grotius gefangen gesessen, und war im Begriff nach Gorkum zurückzufahren. Der Wagen stürzte um, der Hofmeister des Fürsten wurde schwer verwundet, so daß er bald darauf starb, Karl Friedrich aber trug nur eine leichte Verletzung davon.

Durch ein Patent vom 13. Oktober 1746 erklärte Kaiser Franz I. den Prinzen für volljährig, was zur Folge hatte, daß derselbe über Kassel und Darmstadt nach Baden zurückkehrte und die Regierung über ein Ländchen von kaum 1600 Quadratkilometer und 90,000 Einwohnern antrat, das er mit Ernst und Liebe nach liberalen staatswirthschaftlichen Grundsätzen zu einem Musterstaate ausbildete.

Am 28. Januar 1751 vermälte er sich mit Karoline Luise, Tochter Ludwigs VIII., Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Sie war 1722 geboren und zeichnete sich durch Kenntnisse und Gemüt aus. Ihr Leben war einfach häuslich, und ihre Liebe und Sorgen theilte sie zwischen ihrem Gemal und ihren Kindern. Sie liebte die deutsche Literatur und schätzte deutsches Verdienst. Man erzählt hiervon eine interessante Anekdote.

Ein französischer Duc besuchte auf seiner Reise nach Deutschland den Karlsruher Hof. Er verstand die deutsche Sprache und kannte unsere Schriftsteller. In einem Gespräche mit der Markgräfin behauptete er nun, die Deutschen hätten keine Namen aufzuweisen, welche mit den glänzendsten Namen der französischen Literatur verglichen werden könnten. Die Fürstin forderte den Duc auf, ihr die Namen von sechs berühmten französischen Männern aufzuschreiben. Da nahm der Duc eine Karte und schrieb darauf: Descartes, Fontenelle, Molière, Buffon, Montesquieu und Gresset. Die Markgräfin schrieb gegenüber: Leibnitz, Haller, Lessing, Gmelin, Grotius und Gleim. Jetzt ersuchte der Duc die Prinzessin, die Aufforderung umzukehren, und sie schrieb weiter: Kopernikus, Friedrich II., Luther, Hasse, Winckelmann, Klopstock. Der galante Duc küßte die Karte und erklärte sich für überwunden.

Wirthschaftlich in hohem Grade, sagte sie einmal: „Ich kenne zu gut das traurige Los der appanagirten Prinzen und Prinzessinnen, und darum möchte ich gern meinen Kindern eine gewisse Unabhängigkeit sichern."

Der Markgraf unternahm mit seiner Gemalin Reisen nach Holland, Dresden und Meißen, welche ihr Gelegenheit boten, ihrer Liebe für Kunst und Industrie neue Nahrung zu geben.

Im Jahre 1770 fand die Vermälung Ludwigs XVI., damals noch Dauphin, mit der Erzherzogin Marie Antonie von Oesterreich statt. Die Kaiserin Maria Theresia, die der Markgräfin sehr zugethan war, gab ihr hiervon Nachricht und empfahl ihr ihre Tochter, welche ihren Weg durch Baden nehmen mußte. Die gesammte fürstliche Familie ging nach Emmendingen, wo sie die Freude hatten, die königliche Braut zu bewirthen.

Digitized by Google

Karoline hatte ihrem Gemal vier Kinder geboren, drei Prinzen wuchsen hoffnungsvoll heran, die Prinzessin Luise Karoline aber starb wenige Tage nach ihrer Geburt.

Karl Friedrich wollte seine Kinder selbst in die große Welt einführen und ging deßhalb mit seiner ganzen Familie im Jahre 1771 nach Frankreich. In Versailles wurden sie von der königlichen Familie aufs herzlichste aufgenommen. Einige Jahre später (1774) erlebte der Markgraf die Freude, seinen Erbprinzen Karl Ludwig mit der Prinzessin Amalie Friederike, Tochter des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, vermält zu sehen. Diese glückliche Verbindung und die Kinder aus derselben erhöhten auf vielfache Weise das Glück seiner stillen Stunden. Er sah seine Enkelinnen auf den Thronen von Rußland, Schweden und Bayern, in den Fürstenhäusern von Braunschweig und Darmstadt.

Aber das Unglück schreitet schnell.

Am 8. April 1783 entriß ihm der Tod die treue Gefährtin seines Lebens, und es war ihm nicht einmal der Trost geworden, ihr letztes Lebewohl zu vernehmen. Sie starb zu Paris, wohin sie eine Reise gemacht hatte. Ludwig XVI. bewies bei dieser Gelegenheit seine aufrichtige Theilnahme einem deutschen Fürstenhause. Um sich seinem Schmerze nicht ganz hingeben zu müssen, zerstreute sich der fürstliche Wittwer auf einer Reise in die Schweiz und an einige deutsche Höfe.

Im Jahre 1787 vermälte sich der Markgraf zum zweiten Male mit Luise Karoline Geyer von Geyersberg, welche im Mai 1796 vom Kaiser Franz II. zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde. Sie war geboren 1768 und starb 1820, nachdem sie ihrem Gemal fünf Kinder, eine Tochter und vier Söhne, von denen der jüngste bald nach seiner Geburt starb, geboren hatte.

Nicht lange nach seiner zweiten Vermälung wälzte die französische Revolution ihre Lavaströme über Europa hin. Im Jahre 1796 drangen die Heere Frankreichs auch in die Markgrafschaft Baden, und Karl Friedrich mußte sein Land verlassen. Aber noch in demselben Jahre war es ihm beschieden, in seine Residenz zurückzukehren und im Kreise der Familie sich der Sorge zu entschlagen. Leider war ihm auch noch der Kelch bittern Leidens vorbehalten.

Der Erbprinz, Karl Ludwig, hatte, begleitet von seiner Gemalin und seinem Sohne Karl Ludwig Friedrich, geboren 1786, eine Reise nach Petersburg und Stockholm unternommen, um seine beiden Töchter zu besuchen, die Kaiserin von Rußland und die Königin von Schweden. Nahe bei Arboga fiel sein Reisewagen um, er wurde tödtlich verletzt und verschied am 16. Dezember 1801. Seine Leiche wurde einstweilen im Begräbniß der schwedischen Könige beigesetzt und im folgenden Jahre nach seinem Vaterlande gebracht. Nur die Tröstungen der Religion verliehen dem gebeugten Vater die Kraft, diesen Verlust zu ertragen.

Karl Friedrich erlebte noch die Verbindung seines Enkels, des

Digitized by Google

eben erwähnten Prinzen Karl Ludwig Friedrich, mit der Adoptiv-Tochter Napoleons, Stephanie Adrienne, vermält am 8. April 1806, und die Geburt einer Urenkelin.

Mit dem Tode Auguſt Georgs, des letzten Markgrafen von Baden-Baden, mit welchem Karl Friedrich ſchon im Jahre 1765 einen Erbvertrag errichtet hatte, fielen deſſen Lande dem Hauſe Baden-Durlach anheim, und die Markgrafſchaft, welche Markgraf Chriſtoph vor mehr als drittehalb hundert Jahren unter ſeine Söhne getheilt hatte, wurde wieder unter einen Regenten vereinigt.

Noch lebte die Wittwe des Markgrafen Auguſt, eine Prinzeſſin von Ahremberg, welche ihren Wittwenſitz auf dem Schloſſe zu Baden hatte. Sie war eine geiſtreiche Frau, aber auch zu religiöſer Schwärmerei geneigt und darin von den Jeſuiten beſtärkt worden. Karl Friedrich war in allen Dingen duldſam und auch gegen ſeine katholiſche Verwandtin. Oefter beſuchte er ſie mit ſeiner ganzen Familie, und als einmal Religionsſtreitigkeiten vorkamen, wurden ſie bald wieder gütlich beigelegt.

Im Jahre 1796 am 22. Auguſt mußte er mit Frankreich einen Separatfrieden ſchließen, und am 9. Februar 1801 den Frieden von Luneville, der ihm ſeine Beſitzungen am linken Rheinufer koſtete. Aber er erhielt dagegen das Stift Konſtanz u. ſ. w., eine Entſchädigung von über 3400 Quadratkilometer und wurde am 1. Mai 1803 Kurfürſt von Baden.

Dieſe neuen Erwerbungen, vereinigt mit den alten Erblanden, wurden in drei Provinzen getheilt: die badenſche Markgrafſchaft, die Pfalzgrafſchaft und das Fürſtenthum am Bodenſee. Der Preßburger Frieden (1805) verſchaffte ihm das Breisgau und die Stadt Konſtanz, das Stammland ſeiner Ahnherren, der alten Herzöge von Zähringen, und veranlaßte einige Veränderungen der bisherigen Eintheilung. Es entſtanden der oberrheiniſche, der mittelrheiniſche und der niederrheiniſche Kreis.

Im Jahre 1806 trat Karl Friedrich dem Rheinbunde bei. Er erhielt die volle Souveränetät über alle ſeine Lande, und da mit dem Untergange des deutſchen Reiches die Kurfürſtenwürde verloren ging, nahm er den Titel eines Großherzogs an, und erhielt wiederum einen Länderzuwachs.

Karl Friedrich ſtand ſchon im hohen Greiſenalter, als ſein Land ſich ſo vergrößerte und er den ſeit 588 Jahren erloſchenen Namen der Zähringer wieder annahm.

Immer mehr fing jetzt aber ſeine Geſundheit zu wanken an. Im Mai des Jahres 1806 war man ſchon um ſein Leben beſorgt. In ſeinem Krankenzimmer mußte er am 4. Juli die junge Erbgroßherzogin bewillkommnen, die an dieſem Tage in Karlsruhe ankam. An den Heilquellen Badens ſtärkte er indeß diesmal ſeinen Körper wieder.

Im Auguſt des Jahres 1808 erneuerten ſich die Zufälle, und er ſah ſich genöthigt, die Zügel der Regierung in die Hände ſeines

Digitized by Google

Enkels zu legen. Am 10. Juni 1811 ging es zu Ende mit ihm. Schon Tags vorher zeigten sich einige Symptome der nahen Auflösung. Er lebte noch bis früh drei Uhr. Er war 82½ Jahr alt geworden und hatte 64½ Jahr regiert.

Nach den ersten Augenblicken stiller Betäubung sah man seine Verwandten: den regierenden Enkel Karl Ludwig Friedrich, die Königin von Schweden, den Markgrafen und die Markgräfin Friedrich, die Gräfin von Hochberg, die Grafen Leopold und Maximilian, die Gräfin Amalie und später den von Mannheim herbeigeeilten Grafen Wilhelm von Hochberg — hinzutreten, in Thränen ausbrechen und dem theuern Leichnam die Hand küssen.

Am 23. Juni nachts erfolgte die Bestattung in der fürstlichen Gruft unter der Einberufung aller fürstlichen und gräflichen Standesherren der badischen Souveränetät, sowie der ersten Staatsdiener aus allen Provinzen. Der neue Großherzog Karl hatte die Anordnungen selbst bestimmt.

Tausende waren herbeigeströmt, die geliebten erblaßten Züge des hingeschiedenen Landesvaters noch einmal zu sehen. In jedem Gemüt und auf jedem Antlitz war eine stille, heilige Trauer. Keine Klage wurde laut, denn man fürchtete den Schlummer des Müden zu stören, und er war ja der Ruhe so würdig.

Ein edler Fürst und Mensch war aus dem Leben gegangen.

Seine Gestalt war edel und bedeutungsvoll, sein Körper kräftig und stark selbst noch im hohen Alter, denn er war in allen Genüssen sehr mäßig gewesen. Ueber seinem ganzen Wesen lag eine majestätische Ruhe, ein milder Ernst. Der Ton seiner Stimme und sein seelenvolles Auge sprachen unwiderstehlich das Gemüt an, und wenn man sich ihm näherte, so wurde man von Liebe und Ehrfurcht zugleich erfüllt. An Audienztagen erschienen oft 60 und mehr Personen in seinen Vorzimmern, meist Landleute, aus allen Gegenden des Landes, und jedem sagte er ein freundliches Wort, jede Bitte, jede Klage wurde aufgezeichnet und der Behörde zur Berichterstattung übergeben.

Mit seinem reichen und tiefen Gemüt, mit seinem starken Willen für das Gute und bei seinen Erfahrungen konnte er sich nicht leicht über die Mittel zum Wohle seines Volkes täuschen.

Sein Herz öffnete sich jeder Bitte, aber unerschütterlich war er, wenn es Recht und Gerechtigkeit galt, und nie hat er verstanden, mit seiner Pflicht zu kapituliren!

Den Bedrängten half er gerne und im stillen. Manche Thräne hat er getrocknet, manche Noth vergessen gemacht.

Karl Friedrich war eine durchaus religiöse Natur. Die Lehren des Christenthums erschienen ihm als göttliche.

Es ergötzte ihn manchmal, drollige Vorfälle, die ihm zugestoßen waren, zu erzählen, und er erzählte gut. So ritt er einmal, wie er selbst erzählt, in Begleitung eines Kavaliers, von der Favorite aus auf das Schloß Ebersteinburg. Ein Bauer war ihr Führer. Karl

Digitized by Google

Friedrich wagte sich weit auf das alte Gemäuer hinaus. Der Bauer, welcher neben ihm stand, zog den entfernter stehenden Kavalier beim Aermel zu dem Fürsten hin und sagte: „Stell' Er sich hierher, ich will nicht dabei sein, wenn der Markgraf da hinunter fällt."

Sein Gefühl war äußerst zart. Bei Aufhebung der Klöster in seinem Lande ließ er die Frauenabtei Lichtenthal, eine halbe Stunde von Baden, fortbestehen, weil dort die Gebeine der älteren badischen Fürsten begraben liegen. Ebenso wollte er mit der Abtei St. Peter auf dem Schwarzwalde verfahren, wo die Ruhestätte der Herzöge von Zähringen ist; aber die anwachsenden Lasten des Landes machten es nöthig, alle Hilfsquellen zu Rathe zu ziehen.

Sein Bruder, der Prinz Wilhelm, war am Ende seines Lebens zur katholischen Religion übergetreten. Karl Friedrich ließ die Leiche desselben feierlich nach Baden bringen und sie dort neben den übrigen katholischen Markgrafen bestatten.

An seinem Hofe war Familienleben und Familienglück.

Digitized by Google

Ein Dramenstoff.

Nach François Coppée.

Es fand ein Gespräch unter Männern, im Rauchzimmer, nach dem Diner statt.

Der Jude und Theaterdirektor Pereira, bekannt durch seine steifen englischen Kragen und seine sieghaften Kravatten, hatte sich, mit einem Glase Curaçao in der Hand, vor den Kamin gestellt.

„Die Anekdote", sagte er, „die Anekdote, darin liegt alles! Ein Stück taugt nichts, wenn sich sein Süjet nicht in fünf Minuten erzählen läßt. Kommt ein Autor zu mir, während ich frühstücke, um mir von einem Lustspiel zu sprechen, so falle ich ihm ins Wort: „Werden Sie mit dem Bericht der Fabel zu Ende sein, ehe ich dies weichgesottene Ei gegessen habe?" Kann er dies nicht, so ist sein Stück nichts wert."

Und Pereira stülpte sein Glas Curaçao hinunter.

„Ich bin nicht Dramendichter", nahm aus der Tiefe des großen Fauteuils heraus, in welchen er sich versenkt hatte, der Gesandtschaftsattaché Maurice das Wort, „doch wenn Sie wollen, Pereira, so erzähle ich Ihnen eine Anekdote, aus welcher, wie mich dünkt, ein Mann vom Metier etwas machen könnte. Doch die Zeit, die man braucht, um ein Ei zu verzehren, ist ziemlich kurz bemessen."

„Ich gestehe Ihnen eine Omelette zu", antwortete der Jude mit breitem Lachen. „Doch was die Dramenstoffe der Herren aus der Gesellschaft anlangt, so habe ich meine Bedenken, wie der „Guillotinirte aus Ueberredung" sagte — doch, meinetwegen, immer zu!"

„Gut! Die Geschichte hat zur Zeit, als ich da unten war, in den Wiener Salons die Runde gemacht. Es lebte damals ein, in Behandlung der Herzkrankheiten weitberühmter Arzt in Wien, namens — — ich ändere natürlich die Namen, denn die Sache ist tragisch; er nannte sich also Arnold. Kaum vierzig Jahre alt, besaß er schon eine bedeutende Praxis. Er war ein schöner Mann, sehr elegant, mit regelmäßigen Gesichtszügen, breitem blondem Backenbart, der österreichische Typus endlich; doch dazu kamen ein Paar amerikanische Augen, blau und kalt wie Stahl, Augen, die zu denken gaben. Eine damals in Wien sich aufhaltende Familie aus Rußland — nennen wir sie die Stébeloffs — ließ den Doktor zur Konsultation betreffs der Tochter des Hauses rufen, bei welcher der Spezialist auf den ersten Blick den Beginn einer Herzerweiterung konstatirte. Diese Auskultation und Perkussion des Fräulein Mascha

Digitized by Google

mochte den Doktor wohl etwas verwirren. Bedenken Sie nur, sein Ohr an die Brust einer schönen, neunzehnjährigen Brünette zu legen und an ihr Herz zu klopfen, als ob man fragen wolle: Darf man eintreten?"

„Maurice", fiel hier der Hausherr dem Erzähler in die Rede, „keine Vaudevillespäße! Sie versprachen uns ein Drama."

„Sollen's haben, nur Geduld! Obwohl in die gute Gesellschaft eingeführt, waren die Skébeloffs doch ein wenig verdächtig. Sie wohnten im Hôtel. Papa Skébeloff trug allzuviel Schnüre und Oliven auf seinem Pelzrock. Die Leute machten Aufwand, aber die Diamanten der Mama galten für unecht. Hierzu zwei heiratsfähige Töchter, beide zu schön, um nicht hoch hinaus zu wollen. Mit einem Wort, zweideutige Gesellschaft! Der Doktor hatte sich aber verliebt, hielt um Fräulein Mascha an, ward angenommen, heiratete nach Verlauf von drei Monaten und die Familie Skébeloff, die plötzlich von Wien genug hatte, flog neuen Table d'hôtes zu.

Die Gattin des Arztes, die Frau Doktorin, wie man da unten sagt, gefiel sehr in den Wiener Gesellschaftskreisen. Die Neuvermälten waren ein interessantes Paar; der Doktor liebte seine Gattin zu gleicher Zeit als Frau und als Patientin; er betete sie an und kurirte sie. Der kleine Roman entzückte die Wiener. Schon erschien Frau Arnold, deren Gesundheit sich augenscheinlich besserte, oft in Gesellschaft; sie walzte sogar zuweilen.

„Trotz ihres Herzleidens?"

„Ja! Die junge Frau schien ganz hergestellt zu sein, so daß ihr Gatte ihr eine Walzertour gestattete. Als Arzt, wohlverstanden, aber ich glaube, daß er als eifersüchtiger Gatte seine Erlaubniß lieber zurückgenommen hätte. Denn der schöne Hauptmann B., ein Apollo in weißer Uniform, stand stets als der Erste auf der Tanzkarte der schönen Frau und drückte sie sehr zärtlich an seine Achselschnüren. Wieder einmal wiederholte sich die alte Mythe von Mars und Venus."

„Gut!" unterbrach Pereira. „Ihre Exposition ist fertig, die Figuren sind aufgestellt. Nun die Verwickelung, wie's im Coulissenjargon heißt, die Verwickelung."

„Da ist sie: eines Abends entdeckte der Doktor ein Packet Briefe —"

„Abgenutzt, das Packet Briefe!"

„Pereira, Sie sind unausstehlich! Verknüpfen Sie hier die Fäden wie Sie wollen, aber in meiner Geschichte sind es Briefe."

„Die dem Gatten die Gewißheit seiner Schande geben, nicht wahr?"

„Wahrscheinlich!"

„Und ihn einen Racheplan ausbrüten lassen?"

„Sie kennen also die Begebenheit, Pereira? Also, so erzählen Sie selbst weiter."

„Nein, mein Freund, sondern ich entwickele, um bei unseren

Digitized by Google

Fachausdrücken zu bleiben — ich entwickele weiter. Der Gatte rächt sich also."

„Durch eins jener Verbrechen, die nie an den Tag kommen."

„Woher erfuhr man's denn?"

„Weil der Doktor selbst davon sprach. Ja, der Schuldige selbst, jenem unwiderstehlichen, verhängnißvollen Trieb der Mittheilung nachgebend, der allen Menschen eigen ist und welcher aus der katholischen Ohrenbeichte eine der mächtigsten Institutionen —"

„Zur Sache, Maurice, zur Sache!"

„Kein Wort weiter", murrte der junge Mann beleidigt.

„Aergern Sie sich doch nicht", ermahnte der dicke, insolente Pereira, „wir ersparen Ihnen die Mühe, Ihre Sätze zu beendigen. Das ist der rechte Theaterstil. Da nehmen Sie Scribe, Sardou an! Lauter Dialoge mit abgeschnittener Pointe! Ich bringe mich um, ihn den jungen Autoren einzupredigen. Vor allen Dingen, kein Stil! Es giebt Stücke, die wegen eines Adjektivs durchgefallen sind. Man ahnt nicht, wie viel Uebel eine Metapher anzurichten vermag. Daher die Romantiker —"

„Jetzt sind Sie an der Reihe, Pereira", fiel der Hausherr ein, indem er den Juden durch sein Monocle ironisch ansah. „Sind Sie bald fertig?"

„Ganz recht; Maurice sagte uns also, daß der Gatte —"

„Eine fürchterliche Rache ersann, eine Rache, wie solche nur einem Mann von seinem Beruf zugänglich ist. Mascha war nicht vollständig geheilt. Das wußte er genau, der Spezialist, der sie seit zwei Jahren mit eben so viel Eifer wie Liebe an jener Herzkrankheit behandelt hatte. Er unternahm es, sie ihr wiederzugeben. Seinen Zorn beherrschend, begnügte er sich damit, neben seiner Frau die Rolle des beunruhigten, mißtrauischen Gatten zu spielen; so ließ er im Herzen der Ehebrecherin die Furcht und Angst entstehen und wachsen. Er hatte aus den Briefen, welche er gelesen, erfahren, von welch einer wahnsinnigen Leidenschaft die beiden Liebenden ergriffen waren, daher war er überzeugt, daß sie stets bemüht sein würden, sich zu sehen, selbst unter schweren Gefahren. Der Haus-Machiavelli benutzte diesen Umstand. Es war stets eine unsichtbare Macht im Werke, welche, ohne die Liebenden ganz von einander zu trennen, doch immer Hindernisse zwischen ihnen aufbaute, ihre Rendezvous nicht zustande kommen ließ, ihre Korrespondenz unterbrach, kurz ihre Liebe störte und verbitterte. Und infolge dieser unaufhörlichen heftigen und schmerzhaften Aufregungen wurde Maschas Gesundheit aufs neue heftig erschüttert. Der Doktor tödtete seine Frau mit der nämlichen Sicherheit und wissenschaftlichen Berechnung, mit der er sie früher hergestellt hatte. Auf Stunden wahnsinniger Angst, die die Blutzirkulation zu einer gewaltsamen Schnelligkeit steigert, ließ er Tage der tiefsten Traurigkeit folgen, welche das Blut zum Herzen drängt und darin fest hält. Hierauf machte er sie glauben, daß er durchaus nicht mehr eifersüchtig sei und zeigte sich von den Leiden

Digitized by Google

seiner Frau bis zu Thränen gerührt. — „Aber was geht denn mit Dir vor, meine arme Mascha?“ fragte er sie, „meine Diagnose läßt mich hier ganz im unklaren. Du hast ganz den Anschein einer Person, die vor Kummer stirbt. Bist Du nicht glücklich mit mir?“ Und indem er mit teuflischer Wollust die Fortschritte des Uebels beobachtete, folterte er sein Opfer durch geheuchelte Verzweiflung. Nach Verlauf von sechs Monaten traten häufig Ohnmachten ein, das Herzklopfen nahm an Heftigkeit zu, die untrüglichsten, beunruhigendsten Anzeichen der Herzerweiterung waren in voller Stärke wieder vorhanden. Nun, Pereira, jetzt unterbrechen Sie mich ja nicht mehr?“

„Ganz gut; wir befinden uns im zweiten Akt, im Knoten des Stücks. Aber die Lösung! Die Lösung!“

„Die bestellte Lösung!“ schrie Maurice mit dem Accent eines Kellners, der eine Schüssel aufträgt. „Zu Befehl! — Eines Abends stürmt der Doktor wie ein Ungewitter ins Zimmer seiner Frau: „Madame, ich weiß alles! Herr von B. ist Ihr Geliebter!“ — Die arme Mascha wird bleich wie ein Tuch und die Veilchenfarbe des Todes tritt auf ihre Lippen. „Tödte mich!“ ruft sie. Das zu thun, war eben seine Absicht. „Ich lege nicht Hand an ein Weib“, entgegnete Arnold; „Dein Mitschuldiger hat bereits für zwei bezahlt. Ich habe mich soeben mit Herrn von B. geschlagen und ihn getödtet!“

Mascha sank starr auf den Teppich nieder. Aber der Doktor log; nicht den Schnurrbart des schönen Hauptmanns, der für den besten Schützen in Wien galt, hätte er anzurühren gewagt.

Er kniete neben seiner am Boden liegenden Frau nieder und fühlte ihr den Puls. Er schlug noch leise, sie lebte noch. Hierauf bemühte sich ihr Henker, sie ins Leben zurückzurufen und brachte sie wieder zu sich.

„Du wirst ein Ballkleid, Deine Brillanten anlegen und mich auf den Ball im Hôtel der französischen Gesandtschaft, zu welchem wir eingeladen sind, begleiten!“ befahl er ihr.

„Niemals! Ich könnte niemals!“

„Ich habe“, erklärte er, „als Ursache meines Duells einen Streit beim Spiel vorgeschützt. Doch Du bist kompromittirt. Man muß Dich heute Abend noch an meinem Arme in Gesellschaft sehen, wenn nicht, so würde man annehmen, daß ich mich Deinetwegen geschlagen hätte und ich würde entehrt sein. Also mach' Toilette! Ich will es!“

Die Unglückliche mußte gehorchen. Wie hätte sie dem Manne widerstehen können, den sie so grausam hintergangen hatte! Sie kleidete sich an unter Todesqualen und ihr Mann schleppte sie auf den Gesandtschaftsball.

Hier befand sie sich, in einem Fauteuil, zusammengesunken, in dem Empfangssalon, wo der Thürsteher jeden Augenblick die Namen der Angekommenen laut ankündigte. Der Doktor stand in großer Toilette mit allen seinen Orden auf der Brust, stolz, hochaufgerichtet, prächtig hinter dem Sessel seiner Frau. Plötzlich, nachdem er

Digitized by Google

einen Blick ins Vorzimmer geworfen, beugt er sich zu Maschas Ohr hinab, als ob er ihr eine Galanterie zuflüstere.

„Hat Dich der Schmerz noch nicht getödtet, Elende?" fragte er sie.

„Noch nicht, unglücklicherweise", hauchte die Gequälte.

„Nun, so blicke dorthin", sprach er, nach der Thür zeigend, „und stirb vor Freude!"

In diesem Moment verkündete der Thürsteher mit sonorer Stimme die Ankunft des Hauptmanns Baron von B. Der schöne Offizier trat ein, frohes Lächeln auf den Lippen, und sein Auge suchte zuerst, wie er es stets zu thun gewohnt, die Geliebte; er erkannte sie kaum. Sie war von ihrem Sitz emporgeschnellt, wie von einem Federdruck bewegt, todtenfahl unter ihrem Putz, — entsetzlich! Sie warf ihm einen wilden Blick zu, führte die Hand nach ihrem Herzen und sank schwer auf das Parkett nieder; todt, wirklich todt dieses Mal.

Ein furchtbarer Aufruhr entstand. Der Doktor warf sich laut schreiend auf die Leiche seiner Frau, und die Verzweiflung des Hauptmanns von B. war derart, daß sie einen Skandal hervorgerufen haben würde, wenn ein Freund ihn nicht gewaltsam entfernt hätte. Alle Eingeladenen entflohen, die Lakeien aßen das Souper, und die Gesandtin war sehr unzufrieden, denn sie hatte ganz besonders für den Cotillon groteske Köpfe anfertigen lassen, von denen sie sich große Wirkung versprochen."

Maurice schwieg; es entstand eine Pause. Man hatte fast ein Grausen empfunden, selbst Pereira besaß so viel Takt, nicht irgend eine plumpe Bemerkung zu machen.

Aber die Wirthin des Hauses erschien, indem sie die Portière des Rauchzimmers theilte, mit der Frage:

„Nun, meine Herren, haben Sie Ihre Cigarren beendet? Die Damen verlangen nach Ihnen."

Auf dem Wege zum Salon nahm Pereira den Arm von Maurice.

„Und der Doktor, was ward aus ihm?"

„Wie ich schon erzählte, rühmte er sich einstmals, in einem unbedachten Augenblicke, beinahe seines Verbrechens, welches übrigens nicht zur Bestrafung gezogen werden kann. Doch in Wien war sein Aufenthalt fortan schwierig. Jetzt lebt er in Warschau, wo er sich einer großen Praxis erfreut und wo er fortfährt, den Kranken seiner Spezialität zu wiederholen: „Vor allem keine Aufregung! Keine Aufregung!" — Aber was meinen Sie zu meinem Dramenstoff?"

„Unmöglich, mein Bester! Alle Feuilletons würden behaupten, daß es eine Nachahmung der „Julie" von Octave Feuillet sei.*)

*) Denselben Stoff benutzte der Deutsche Romanschriftsteller Ernst Eckstein in seiner Novelle: „Jorinde".

Die Redaction.

Digitized by Google

Etwas über Cigarren.

Von den Cigarren gilt als erste Regel: Lieber wenig, aber gute Marken, als viel und mittelgut oder gar schlechtes Zeug rauchen. Es ist entsetzlich, zu sehen und zu riechen, in welchem Maße nicht selten Leute, die das Beste haben könnten, gegen sich und ihre Nebenmenschen sündigen. Sage mir, was Du rauchst, und ich will Dir sagen, was Du bist. Schon die Alten ahnten das, da die Sprache guten Ruf und guten Geruch als Synonyme braucht. — Wie lange muß die Havana von seiner Ernte liegen, ehe sie genießbar wird? Gar nicht! Sie muß im Gegentheil sofort nach ihrem Eintreffen von der langen Seereise geraucht werden, wenn sie ihr volles Aroma entwickeln soll. Und wie lange hält sich eine Havana, bevor sie ungenießbar wird? Das kommt auf die Qualität und den Jahrgang an. Sehr fette, speckige Cigarren sollen etwa ein halbes, höchstens drei Jahre lagern. Später könnte man ungefähr ebenso gut Stroh rauchen, wie solche stumpfe, entkräftete Heubündel. — Jede Cigarre, von der die Asche dicht vor der Brandstelle abfällt, verliert sofort merklich an Wohlgeruch, und je länger die Asche derselben wird, desto besser riecht und schmeckt der Rauch am andern Ende. Die Ursache hiervon wird darin gesucht, daß die Asche eine Art Kruste bildet, welche das Aroma sich auf dieser Seite nicht so sehr verflüchtigen läßt. Andere erklären die Erscheinung damit, daß die heiße Aschenkruste die Wirkung eines Filtrir-Apparates habe, durch welchen die äußere Luft hindurchgehe, wobei sie einen großen Theil ihrer Feuchtigkeit verliere, so daß das Innere der Cigarre nicht naß werde und dieselbe regelmäßig weiter brenne. Ueberdies hängt die feine Cigarre sehr vom Wetter ab, so daß sie aufmerksamen Beachtern als eine Art Barometer dienen kann. Bei schwerer, schwüler, drückender Luft verliert, bei reiner, leichter gewinnt sie erheblich an Duft und Geschmack. Feuchtes Wetter schadet ihr, auch wenn sie gut verwahrt im Zimmer steht, weßhalb sie im Sommer durchschnittlich mehr werth zu sein scheint, als im Winter. Regel: Man schmähe eine Sorte nicht eher, als bis man sie bei trockenem Wetter und heiterem Himmel geraucht hat, und man preise sie nicht eher, als bis sie bei dicker Luft und nassem Erdboden versucht worden ist. Cigarren, welche schief brennen wollen, vertreibt man diese Unart gewöhnlich dadurch, daß man einige Sekunden lang stark hinein bläst und dann einige kräftige Züge thut. Hilft das nicht, so werfe man sie fort. Eine schiefbrennende Cigarre, die sich nicht rasch bessert, weiter rauchen, kommt gleich hinter dem Verzehren einer faulen Auster. Cigarren, welche zu fest gewickelt sind und keine Luft haben, kurirt man damit, daß man beim Abschneiden der Spitze durch die obere Hälfte bis auf die Entfernung von etwa drei Centimetern eine starke Nadel hindurchsticht und so dem Rauch einen Weg bahnt; doch ist das vorsichtig zu bewirken, weil sonst das Deckblatt leicht zerplatzt. — Feine Cigarren aus langen Pfeifen zu rauchen, ist un-

Digitized by Google

klug, da auf diese Weise der Rauch seinen Weg durch die Absonderung hindurch nimmt, welcher sich in Kopf, Rohr und Spitze angesetzt hat, und da er hierdurch sein Aroma mit häßlichen Düften mischt. Höchstens eine kurze, einfache Cigarrenspitze ist erlaubt; am besten aber bringt man die Cigarre direkt in den Mund. Je trockener das Mundstück bleibt, desto sauberer und desto duftiger wird die Cigarre sein. Sparsamkeit ohne Ueberlegung nennen wir es, wenn jemand eine ausgegangene Cigarre, die stundenlang gelegen hat, wieder in Angriff nimmt, weil eine solche die Zunge beißt und die Nase nicht vergnügt. Wir bemerken noch, daß man wohl thut, nicht unmittelbar vor dem Schlafengehen und nicht sofort nach dem Aufstehen, sowie nicht kurz vor der Zeit, wo man ißt, zu rauchen. Im ersteren Falle sichern wir uns durch die empfohlene Enthaltsamkeit ein baldiges Einschlafen, im zweiten bewahren wir uns vor der Wirkung, die der Tabak selbst auf manchen alten und wohldisziplinirten Raucher hat, wenn er nüchtern genossen wird, im dritten bringen wir einen guten Appetit, die beste, und keinen Tabaksgeschmack, die schlechteste Würze, mit zum Mahle.

Ein Stammbuchvers Gottfried Kinkels.

In dem Stammbuch eines ehemaligen Berliner Studenten aus dem Jahre 1834 fand ich folgenden Vers des später berühmt gewordenen Dichters Gottfried Kinkel:

Der Bund soll fürder walten,
Der uns vereinte hier;
O komm zu meinem Herde,
Laß keinerlei Beschwerde
Dich halten;
Den alten,
Den hellen Wein bewahr' ich Dir!

Dr. **Th. Anruh.**

Nippsachen.

Fürst Talleyrand, ein vollendeter Feinschmecker, machte einmal bei Tafel die Bemerkung, um ein vollendetes Diner geben zu können, müsse man einen französischen Koch zu den Suppen, Entrées und Zwischengerichten haben, einen englischen zum Braten und einen italienischen zum Dessert; wo diese drei Köche nicht zusammen arbeiten, würde an einem Diner stets etwas zu tadeln sein. „Leider", setzte er hinzu, „hat uns die Revolution die Mittel entzogen, diese Künstler im Dienst zu haben, und wir essen jetzt, weil es die Natur verlangt, während wir sonst aßen, weil es ein Vergnügen war zu essen." — Talleyrand war es auch, der die Bemerkung machte, der Kaffee müsse, wenn er gut sein solle, schwarz sein wie der Teufel, heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe.

Weder Erwachsener noch Kind. Ein altes Frauchen mit runzlichem Gesicht und rosig blühender Nase stürzte in eine Apotheke zu New-York und verlangte athemlos ein Brechmittel. — „Soll es für einen Erwachsenen sein?" fragte höflich der Gehilfe und setzte sich in Bereitschaft. — „Was sagen Sie? Für einen Erwachsenen? Ich weiß von keinem Erwachsenen. Ein Brechmittel will ich haben,

Digitized by Google

Sie Grünschnabel!" — „Ach, Sie haben mich mißverstanden. Ich wünsche nur zu wissen, ob es für einen erwachsenen Menschen sein soll, weil dies sehr wesentlich ist!" — „Das geht sie gar nichts an, so lange ich dafür ehrlich bezahle!" — „Das geht mich sehr viel an; ich kann es Ihnen nicht bereiten, bevor ich nicht weiß, ob es für einen Erwachsenen oder für ein Kind sein soll." — „Warum sagen Sie das nicht gleich, Idiot! Es ist weder für einen Erwachsenen noch für ein Kind." — „Für wen in aller Welt soll es denn sein?" — „Für meinen alten Mann, für niemand sonst!" — Das Gespräch war zu Ende; sie erhielt das Gewünschte.

Eisernes Kreuz. Der dritte Theil der königlich preußischen Ordensliste, in welchem die einzelnen Verleihungen des eisernen Kreuzes vom Jahre 1870 enthalten sind, ergiebt folgendes Resultat: Es wurden verliehen 8 Großkreuze und zwar an den König von Sachsen, den Kronprinzen des deutschen Reiches, den Prinzen Friedrich Carl, Graf von Moltke, den Feldmarschall Freiherr von Manteufel, den General der Infantrie von Goeben, den General der Infantrie von Werder, den Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin. Sodann ein Kreuz I. Klasse an den Ober-Befehlshaber der I. Armee von Steinmetz. Die Verleihung des Eisernen Kreuzes I. Klasse mit der II. Klasse am schwarzen Bande fand an 1295 Personen und des Eisernen Kreuzes I. Klasse mit der II. Klasse am weißen Bande an 13 Personen statt. Das Eiserne Kreuz II. Klasse am schwarzen Bande an 41,702 Personen und das Eiserne Kreuz II. Klasse am weißen Bande 4084 Personen verliehen. Die Verleihung des Verdienstkreuzes für Frauen und Jungfrauen fand an 2940 Personen statt und außerdem wurden 66 Eiserne Kreuze zur Aufbewahrung bei den Genossenschaften den betreffenden Oberinnen und Vorsteherinnen geistlicher Krankenanstalten überwiesen. Wird nun im ganzen eine Million aktiver Krieger angenommen, so kommt auf ungefähr 23 Personen ein einfernes Kreuz am schwarzen Band.

Kuriosa. Ein Bäcker in New-York erfand eine Hefe, durch deren Beimischung das Brod so schön flockig und leicht wurde, daß ein Pfund nur 12 Loth wog. — „Welch' sprechendes Gesicht!" rief eine noch ledige Dame beim Anblick eines äußerst schnurrbärtigen Offiziers. „Ja, die Zunge hängt ihm auf beiden Seiten zum Munde heraus!" bemerkte ihr kleines Schwesterchen. — „Ich bin auf meinen Wanderungen in dem Felsengebirge durch 30 Fuß tiefen Schnee gewatet", erzählte ein prahlerischer Amerikaner, welcher aus New-York wegen Bankerotts entwischt war. „Mein Gott, wie haben Sie denn das angefangen?" fragte staunend ein anderer. „Bah!" versetzte ein Dritter, „er ist ganz einfach durchgebrannt!" — Von den durch die Kultur noch nicht beleckten Chinesen wird erzählt, daß, wenn sie lange Zeit durch heftigen Regen gelitten und vergebens um schönes Wetter gebetet haben, sie ihre Götter unter freien Himmel setzen, damit diese sehen, wie nasses Wetter thut. — „Sagen Sie, was das mit mir ist, Doktor", fragte ängstlich ein korpulenter Mann, welcher ein außerordentlich eifriger Jünger des Gambrinus war, „ich fühle seit einiger Zeit häßliche Athmungsbeschwerden." „Sie haben Wasser in der Brust", erwiderte der Arzt. „Wasser? Doktor, Sie machen schlechte Witze! Wie kann ich Wasser in der Brust haben, da ich seit zwanzig Jahren nichts als bayerisch Bier getrunken habe?"

Gute Lehren. Bamoylde, ein alter Gauner, der viele Jahre lang die englische Polizei nach seiner Person schmachten ließ, hat mit großer Freundlichkeit bei der Gerichtsverhandlung, die gelegentlich seiner endlichen Erwischung stattfand, einige Geheimmittel genannt, die am besten geeignet sind, einen Menschen unkenntlich zu machen. Da ist vor allem ein gutes Haarfärbemittel zu empfehlen, welches wenige Schillinge kostet und in einigen Stunden Augenbrauen, Haare und Bart in grauer, rother, blonder, schwarzer Farbe verändert. Sehr nützlich ist der Saft der frischen Wallnuß, der die Hautfarbe ganz bräunlich erscheinen macht, so wie das Rauchen einer Cigarre, die 24 Stunden in Oel gelegen und die das Gesicht mit dem schönsten Dunkelgelb der Mulatten ausstattet. Von größtem Werthe sind jedoch zwei kleine Stöpsel, die man in die Nase schiebt, diese bringen nicht allein eine Wandlung der Form dieses Organs hervor, sondern sie verändern auch die Stimme. Augengläser sind nicht immer zu empfehlen, denn man muß daran gewöhnt sein, damit Kenner nicht merken, daß man vorsätzlich nach ihnen gegriffen. Hinken ist nicht schlecht, aber man muß es verstehen; ist man ein Pfuscher, so genügt der Blick eines Polizeibeamten, um sofort die Sache aufzuklären." Der Gerichtshof war von dieser Vorlesung so höchlich erbaut, daß er Herrn Bamoylde ein Honorar von achtzehn Monaten Zuchthaus zuerkannte.

Digitized by Google

Der Fackeltanz. Dieser feierliche Umgang ist mit ein Hauptakt des Vermälungsceremoniells im Hohenzollernhause und hat nach historischen Untersuchungen folgenden Ursprung. Wie das klassische Alterthum, so begingen auch die alten Deutschen alle Festlichkeiten zur Verschönerung der Aufzüge mit Fackeln und Lichtern, und es kommen Fackelzüge bei den Turnieren des Mittelalters frühzeitig vor. Nach jedem Turnier wurde die Dame, welche den Turnierpreis austheilte, unter Vortragung von Fackeln in den Saal geführt, um mit dem Sieger einen Ehrentanz zu halten, bei welchem die vornehmsten Personen als Fackelträger paarweise vorangingen oder an den Seiten des Saals aufgestellt waren. In dieser Weise ging die Sitte des Fackeltragens bei Hochzeiten auch auf den königlich preußischen Hof über, und es geschah dieser fürstliche Fackeltanz immer nur unter dem Schalle von Pauken und Trompeten, was ebenfalls an den Ursprung desselben von den Turnieren her erinnert, bei welchen nur eine solche Musik gestattet war. Jetzt vollzieht sich der Fackeltanz in folgender Weise: an die Spitze des Zuges stellt sich der Oberst-Marschall, ihm folgen die Staatsminister, die paarweise neben einander gehen, jeder mit einer vierfachen und daher fackelähnlich brennenden Wachskerze in der Hand. Unter dem Vortritt dieser Herren machen die Neuvermälten den ersten Umgang allein durch den Saal. Dann folgen verschiedene Umgänge mit dem Regenten, Prinzen und Prinzessinen, bis der Zug schließlich bis zu den Gemächern des jungen Paares abgeht.

Unter dem Pantoffel. Der Augustinermönch Benedictus Anselmus berichtet über den Ursprung der Redensart: „Er steht unter dem Pantoffel!" folgendes: Vor undenklichen Zeiten lebte ein Ritter, Polyphem mit der eisernen Stirn genannt. Papst und Kaiser hatten nach langer Fehde Frieden gemacht und zur Feier desselben Feste und Tourniere angeordnet, zu welchen die Blüte der Ritterschaft geladen wurde. Jeder der Turnierenden sollte entweder des Papstes oder des Kaisers Farbe tragen, Polyphem aber schwur, er trage nie das Zeichen der Knechtschaft, weder das rothe Kreuzband des Papstes, noch die schwarze, goldgeränderte Schleife des Kaisers, er trotze dem Bannfluche und der Reichsacht und fürchte keinen im ganzen Reiche. Da aber kam Frau Beatrix, seine Gemalin, und bat ihn inständig, ihrettwegen eines der Zeichen zu tragen. Sie brach in Thränenströme aus, als der Ritter sich weigerte, und behauptete, er liebe sie nicht. Der Ritter betheuerte ihr das Gegentheil und erbot sich, seine Liebe im Kampfe mit scharfer Waffe gegen zwölf Ritter zu beweisen, seine schöne Frau aber wollte davon nichts wissen, schluchzte herzbrechend und klagte: „Wenn Du nur eine Spur von Liebe zu mir in Deinem Herzen hättest, würdest Du meine Bitte gewähren und eines der Zeichen an Deinen Helm besten." Damit ging sie in ihre Kammer, schlug die Thür hinter sich zu und ließ den bestürzten Ritter vor der verschlossenen Thür stehen. In diesem Augenblicke schmetterten die Trompeten zum Tournier, halb unbewußt ergriff der gewaltige Polyphem den kleinen goldbestickten Pantoffel, den seine zürnende Frau in der Hast verloren, befestigte ihn an seinem Helm und eilte in die Schranken. Die Herolde riefen ihn an: „Stellst Du Dich unter das Scepter des Kaisers, oder unter den Krummstab des Papstes?" — „Unter den Pantoffel!" war die Antwort. In dem Ritterspiele blieb Polyphem der alleinige Sieger, und als ihm des Kaisers Schwester den Kampfpreis, eine goldbestickte Schärpe, über die Schulter hing, flüsterte sie ihm zu: „Herr Ritter, Ihr stellt Euch weder unter den Kaiser noch unter den Papst, Euch vermag kein Mensch zu überwinden; aber unter dem Pantoffel steht Ihr doch." Dieses Wort war bald im ganzen Reiche bekannt und es zeigte sich, daß der Pantoffel mehr Unterthanen habe, als Scepter und Krummstab zusammen.

Salon-Büchertisch.

Lebensbilder, in einem alten Schreibtisch gefunden. Von Th. v. Gumpert. Gotha, Fr. Andr. Perthes 1889. — Preis 3 Mark.

Die auf dem Gebiete der Jugendliteratur rühmlichst bekannte Schriftstellerin bietet zum ersten Male den erwachsenen Lesern eine Gabe, die gewiß vor allem von der jungen Damenwelt gern angenommen werden dürfte. — Das sind Erlebnisse und nichts Gemachtes. Eine reiche Erfahrung spricht aus diesen sich aneinanderreihenden „Lebensbildern", die ein Ganzes bilden. Der Ton ist nicht pedantisch moralisirend, nicht gekünstelt, sondern in unterhaltender Weise belehrend und durchaus wahr. P. Bdf.

Digitized by Google

Guter Rath für Hausfrauen, herausgegeben von Maria Rebe. Zum Besten des Zufluchtshauses in Straßburg, Verlag von Fr. Andreas Perthes, Gotha 1889. Preis 2 Mark.

Die talentvolle Verfasserin gern gelesener Jugendschriften hat es sich im vorliegenden Buche zur Aufgabe gemacht, durch theils selbstverfaßte, theils von bewährten Fachleuten zur Verfügung gestellte Aufsätze unterhaltend und belehrend auf das Volk einwirken zu wollen. Es ist eine wahrhaft gesunde Volksschrift, die vorzüglich jüngeren Hausfrauen viel Freude bereiten dürfte. Wir finden unter anderem ein ganzes Kochbuch darin, einen Wegweiser für erste Hilfe bei Unglücksfällen, wirklich lebenswahre Erzählungen, Gedichte und Volkslieder. — Da der Ertrag dieses Volksbüchleins außerdem einem edlen Zwecke dienen soll, so kargen wir erst recht nicht mit unserer besten Empfehlung und wünschen dem Werke die weiteste Verbreitung.

P. B.

Gräfin Langeweile. Von Hanns von Spielberg. Berlin. Verlag von Rudolf Mückenberger.

In überaus geschmackvoll ausgestattetem Band bietet der liebenswürdige, auch unseren Lesern liebe und bekannte Erzähler zwei in graziöser Novellenform geschickt behandelte Stoffe aus der großen Welt. Hanns von Spielberg hat ein höchst anmuthiges Talent der Schilderung, eine scharfe Beobachtungsgabe und eine eigene feine Art, selbst zu reden und seine Leute reden zu lassen. In der ersten der vorliegenden Erzählungen „Gräfin Langeweile" rückt er die Capricen einer schönen, gelangweilten vornehmen Frau, wie sie uns oft in Büchern begegnet und doch in dieser eigenartigen Zeichnung noch neu und originell ist, durch die Erzählung ihrer Vorgeschichte und der glücklichen Lösung eines verworrenen Geschicks in ein sympathisches Licht. Auch die zweite Erzählung: „Ihr Bild" hat denselben Frauentypus, die an der Grenze der Jugend stehende, bezaubernde, viel umschwärmte und doch innerlich einsame Frau, zum Mittelpunkt. Auch hier gewinnt ein stolzes, trotziges Frauenherz durch Liebe endlich Glück und Frieden, auch hier rauschen die Wogen der großen Welt, und doch ist es ein völlig anderes Bild, das der Dichter hier vor den Ausschnitt seines Fernglases rückt. — Hanns von Spielberg hat sich rasch ein Publikum erobert, er versteht es, seine Leser aufs liebenswürdigste zu fesseln, und diese neue Gabe wird seiner Muse gewiß neue Liebhaber gewinnen. Wir gestehen, daß sie uns herzliche Freude gemacht hat.

Sx.

Reichstreu — Denkfrei. Gedichte zu Schutz und Trutz aus der Schweiz von Ernst Ludwig Rochholz. Leipzig. Rauert und Roccos Verlag. 1889.

Schon beim Blättern in diesem Buch fühlt man das Wehen eines Geistes voll Kraft und Frische. Freilich es dröhnt und klirrt mitunter wie Hammer- und Schwertschlag und regnet scharfe Hiebe nach mancher Seite hin in diesen oft sehr schönen, markigen Versen. Die meisten, doch nicht alle hier zusammengestellten Gedichte sind schneidig, sarkastisch oder philosophischen und reflektirenden Inhalts; es finden sich auch solche von rührender Zartheit und Anmuth inmitten ihrer wehrhaften und ernsten Genossen, die hier wie Rosen unter dunklem Grün und Dornen blühen. Zu diesen letzteren, den Rosen, sind zu rechnen: „Bergeinsamkeit" S. 55; „Anbeginn der Forschung" S. 45; „Erstes Seelenerlebniß" S. 61; „Das ersäufte Stubenmäuschen". Reizend ist die Begegnung des Verfassers mit Jean Paul geschildert.. Viele der mit attischem Salz getränkten, schlagfertigen, mitunter recht derb und derb humoristischen Gedichte beziehen sich auf schweizerische, vielleicht auch jetzt zum Theil schon abgestellte Mißbräuche. Erschütternd ist ein Sonett „Sendlinger Schlacht" S. 15. ꝛc. Wer sollte unter dem Dichter dieser lebensfreudeluden, humorreichen oder mit dramatischer Kraft packenden Gedichte einen so hochbetagten Ritter vom Geist vermuthen, dessen Geburtsjahr mit Andreas Hofers Todesjahr zusammenfällt und der mit Jean Paul, Graf Platen und Rückert verkehrte?

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1. Mantel für Mädchen von 5 bis 8 Jahren.
Der aus grauem, weißbroſchirtem Wollenſtoff angefertigte Mantel hat faltige

Nr. 1. Mantel für Mädchen von 5 bis 8 Jahren.

Nr. 2. Mantel für Mädchen von 7 bis 8 Jahren.

Nr. 3. Ueberrock für Mädchen von 7 Jahren.

Digitized by Google

Vordertheile. In der Taille wird derselbe vermittels einer Seidenschnure zusammengehalten. Die Enden dieser Schnure, welche vorn in Schlingen herabfällt, haben Bällchenschluß. Ueber den halbweiten Aermeln, welche am Handgelenk in ein Bündchen gefaßt sind, befinden sich noch Ueberärmel (Zidinnenärmel), welche am vordern Rand offen sind. Der kleine Umlegkragen hält vorn die Falten der Vordertheile fest.

Nr. 2. Mantel für Mädchen von 7 bis 8 Jahren.

Die Vordertheile des aus marineblauem Vigogne hergestellten Mantels sind von oben an in Falten gelegt und werden in der Taille vermittels eines Gürtels

Nr. 4. Schürze aus Atlas oder naturfarbenem geblumtem Foulard.

aus mehrfachen ausgezackten, übereinandergelegten Theilen zusammengehalten. Auch der Kragen besteht aus vier solcher ausgezackter aufeinander liegender Theile. Die halbanliegenden Aermel sind unten in ein Bündchen gefaßt und haben am Rand mit zackigem Stoff besetzte, weite, an der Schulter faltig eingesetzte Unterärmel. Der Rücken ist ebenfalls in Falten gelegt.

Nr. 3. Ueberrock für Mädchen von 7 Jahren.

Der Mantel ist aus gestreiftem, tabakfarbigem, gemustertem Tuch. Die Vordertheile reichen übereinander und haben zwei Reihen mit Metallringen eingefaßte Perlmutterknöpfe. Das vordere Seitentheil ist dem Vordertheil angeschnitten

Digitized by Google

und an der Hüfte mit einer Tasche bedeckt. Der anliegende Rücken hat nur ein Seitentheil und ist an der Taille mit zwei Knöpfen besetzt. Ueber den anliegenden Aermeln befinden sich lange, über den Ellbogen faltig zusammengefaßte, vorn offene Unterärmel. Die Ränder des Mantels, der Aermel ꝛc. sind mehrfach durchsteppt. Der Capuchon ist glatt und hat Sammetüberschläge. Der Umlegkragen ist gleichfalls aus Sammet.

Nr. 4. Schürze aus Atlas oder naturfarbenem geblumtem Foulard.

Die sehr weite Schürze ist an den Hüften mehrfach eingereiht und an einem herzförmig geschnittenen Lattheil, welches an seinen oberen Enden mit Sammetpatten

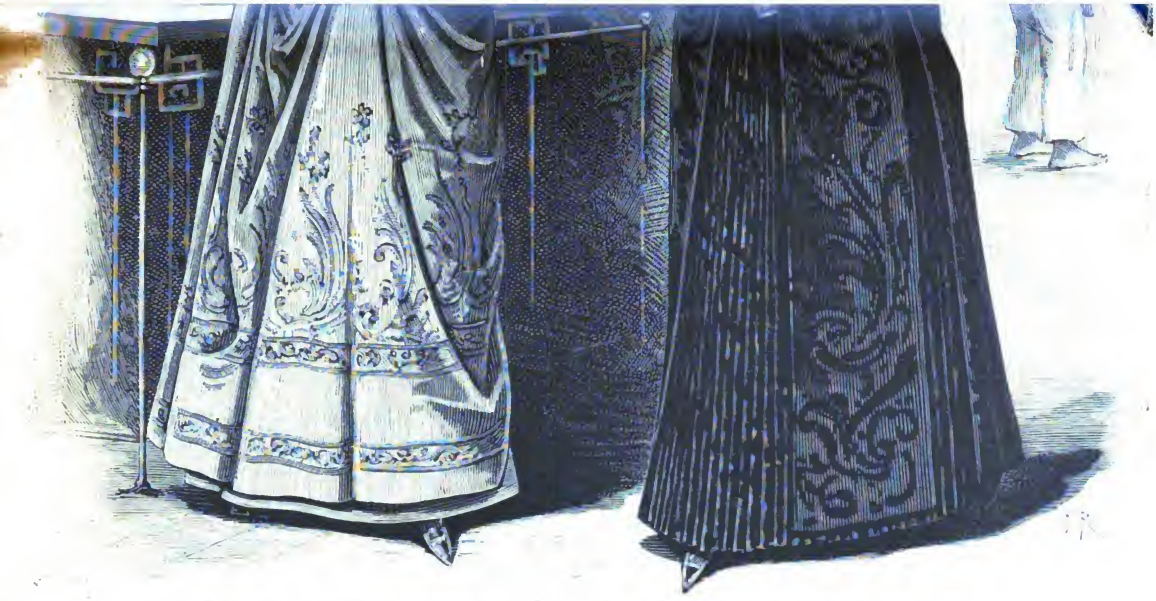
Nr. 5. Schürze aus einem gewirkten Tuch.

befestigt wird, angesetzt. Alle Ränder sind mit einer schönen Spitzenfalbel umgeben. Die vorn in der Mitte aufgesetzte Tasche hat am obern Rand eine Spitzenfalbel und am untern Ende eine schöne lange Schleife, welche die Ansatzfalten deckt.

Nr. 5. Schürze aus einem gewirkten Tuch.

Auch aus Leinwand, Atlas ꝛc. lassen sich diese Schürzen leicht herstellen. Man theilt die vier Ecken derartig ein, daß die eine unten, die zweite oben am Latz und die bei den anderen schrägüberliegenden an den Hüften vermittels langer Seidenband-Schlupfen befestigt werden. Die untere und die obere Spitze ist bestickt; das untere Ende überdies noch mit einem bestickten Querstreifen versehen. Alle Ränder umgiebt ein gleicher Streifen, welcher auch das Gürtelthei bildet. Die beiden unteren Ränder der Schürze begrenzt eine breite Franse in den Farben der Stickerei.

Digitized by Google



Nr. 6. Anzug aus broschirtem nußfarbigem Tuch.

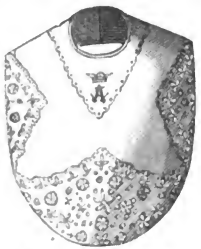
Nr. 7. Anzug aus glattem und broschirtem Peau de sole.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 6. Anzug aus broschirtem nußfarbigem Tuch.

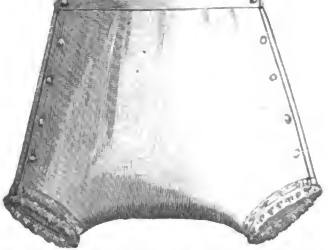
Den ersten glatten Rock bedeckt ein zweiter broschirter Rock, welcher vorn glatt angesetzt ist und an einer Seite faltig nach der Taille gezogen und dort befestigt wird. Die glatte Schooßtaille hat unten offenstehende Spitzen, welche mit schwarzer Schnure (Soutache) benäht sind, wie auch Stehkragen, Latz, Aufschläge und Aermelbündchen die gleiche Verzierung haben. Der schwarze Filzhut ist mit schwarzem Sammet gefüttert. Schwarze schwedische Handschuhe.



Nr. 8. Lätzchen für Kinder.

Nr. 7. Anzug aus glattem und broschirtem Peau de soie.

Der erste Rock aus glatter Seide ist vorn in feine Falten gelegt. Das Ueberkleid aus broschirter Seide hat vorn zwei glatte Theile an den Seiten. Die hinteren Rocktheile sind ein wenig erhoben und bilden einen Bausch. Die übereinander reichende Taille ist mit zwei Reihen Schmelzknöpfen geschlossen. Der Aufschlag und Kragen sind mit Perlen bestickt. Der Kragen und Latz sind von weißem Surah gefertigt. Die oben puffig gezogenen Aermel sind unten glatt und mit Perlen be-



Nr. 9. Unterbeinkleider aus Flanell für Kinder.

stickt. Die schwarze Capote ist mit Gold bestickt und hat eine schwarze Failleschleife. Goldenes Armband mit Perlen und dazu passende Ohrringe. Helle schwedische Handschuhe.

Nr. 8. Lätzchen für Kinder.

Das ziemlich lange vordere Theil des Latzes ist am Rand bestickt. Auf der innern glatten Fläche befindet sich eine kleine Randstickerei, welche sich vorn zuspitzt und einen Namenszug trägt. Der Latz ist aus Piqué gefertigt und wird im Rücken mit einem Knopf geschlossen.

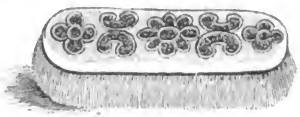
Digitized by Google

Nr. 9. Unterbeinkleider aus Flanell für Kinder.

Diese Beinkleider sind am Vorder- und Rücktheil aus dem Ganzen geschnitten und an beiden Seiten mit Knöpfen geschlossen. Die Beinöffnungen haben einen gestickten Einsatz und eine Spitzenumrandung.

Nr. 10. Bestickte Bürste.

Die obere Seite der Bürste ist mit pfaublauem Sammet belegt. Die Stickerei besteht aus Rosetten mit rosa Seide gestickt. Die Arabesken daran sind in zwei Tönen dunkelgelb. Die Mitte der Rosetten ist im Knötchenstich mit gelber Cor-

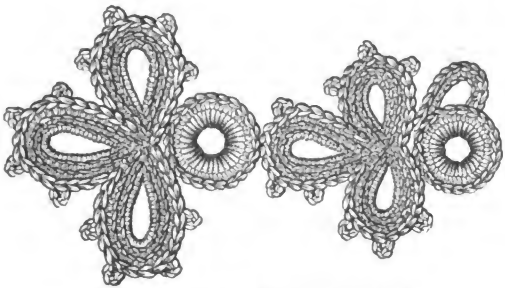


Nr. 10. Bestickte Bürste.

donnetseide ausgeführt. Alle Ränder umgiebt ein mit gelber Seide befestigter Goldfaden.

Nr. 11. Häkelmuster zum Kleider- und Jackenschluß.

Die Rundungen beginnt man mit 10 Luftmaschen und umhäkelt diesen Ring mit festen Maschen aus starker Cordonnetseide. Die äußere Umrandung besteht aus glatten Maschen, welche die Oesen der vorigen Reihe fest umfassen. Die Blätter werden in derselben Art angefertigt. 20 Luftmaschen werden mit festen Maschen umhäkelt und an der einen Seite spitz zusammengefaßt. Die äußere Tour bildet kleine Pikots (Oesen). Man kann dieses Muster in gleichmäßigen Streifen anfertigen



Nr. 11. Häkelmuster zum Kleider- und Jackenschluß.

oder auch je nach Bedarf die Blätter größer oder kleiner zusammenfügen, wie es der Besatz erfordert. Man hat dann nur den innern Luftmaschenring zu verändern.

Nr. 12. Unterrock für Mädchen.

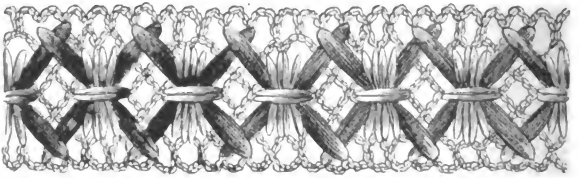
Derselbe ist aus weißer und blauer Wolle gestrickt oder auch gehäkelt. Die einzelnen Streifen stellt man im tunesischen Häkelstich oder in rechts und links gestrickten Maschen mit weißer Wolle her. Diese Streifen werden nach Beendigung mit blauer Wolle zusammengefügt und am untern Rand eine gleichfarbige oder abwechselnd weiß und blau gehäkelte Bogenkante angefügt. Diese besteht aus einer festen Masche in den Rand, 1 Luftmasche, 5 drei- oder vierfache Stäbchen in den Rand,

Digitized by Google

1 Luftmasche und 1 feste Masche in den Rand u. s. f. Die darüber befindlichen Zackenreihen beginnen auf der Mitte der vorigen Bogen mit derselben Reihenfolge

Nr. 12 Unterrock für Mädchen.

und endigen auf dem nächsten Bogen in der Mitte. Die Stäbchen werden in die Vertiefung der vorigen Tour gehäkelt.



Nr. 13. Stickmuster an Körben ꝛc.

Nr. 13. Stickmuster an Körben ꝛc.

Auf einem gehäkelten Grund aus naturfarbenem Zwirn werden die Figuren mit farbiger, starker und feinerer Wolle in losen Stichen gearbeitet.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Leipzig-Reudnitz.

Digitized by Google

Lessing und Lavater bei Moses Mendelssohn.

Nach einem Original-Gemälde von Louis Katzenstein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Glühwürmchen.

Erzählung von Silvester Frey.

Die Flügel strahlten Blitze, denen das Auge, selbst dasjenige der Jugend, nur schwer Stand halten konnte. Ein Zucken, Leuchten, Brennen ging in einemfort von ihnen aus. Das ganze Wesen, so winzig, so gering an Umfang es auch war, verbreitete dennoch ein Feuermeer, so rein, so bestrickend in seinem Glanze, daß er zu einem Zauber wurde, welchem ein jeder unterliegen mußte.

Und der ging von einem — Glühwürmchen aus! . . .

Allerdings nicht von einem natürlichen, einem aus „Fleisch und Blut", wie es in der Johannisnacht in den deutschen Wäldern leuchtet, als Genosse der Liebenden, welche unter den sanft geschaukelten Eichen- und Buchenkronen still kosen oder leise Schwüre tauschen. Unser Glühwürmchen war aus eitel Gold und Edelsteinen zusammengesetzt — die kleinen Beinchen aus feinstem Golddraht, der Körper aus Smaragd, die Augen aus den kostbarsten Perlen, welche das Meer aus seiner unergründlichen Tiefe heraus dem Menschen in einer guten Gebestunde zutheil werden läßt. Die Flügel jedoch waren aus Diamanten zurecht geschnitten, jede Fläche ein Kunstwerk, welches nur selten der Hand des Meisters gelingt, der sich mit dem spröden Gestein befaßt.

So war dies Glühwürmchen der köstlichste Schmuck, welchen sich ein Frauenherz wünschen könnte. Ganz San Francisco schwärmte denn auch für denselben, die glutäugige Mexikanerin nicht weniger als die semmelblonde Tochter Albions, all die übrigen Nationalitäten hinzugerechnet, von denen die Hauptstadt des immer noch nicht in seinen unterirdischen Schachten erschöpften Goldlandes Californien wie von einem Bienenschwarm bevölkert wird. Sie alle flatterten unaufhörlich in das Verkaufsgewölbe des Mr. William Baker, des Juwelenhändlers, welcher über dieses ebenso kostbare wie seltene Schmuckstück zu verfügen hatte.

Mr. William Baker war übrigens eine Rarität wie das Glühwürmchen, welches bei ihm zum Verkauf stand. In San Francisco

Digitized by Google

nicht allein, sondern im ganzen Westen gab es anerkanntermaßen keinen größeren Juwelenkenner. Dabei war seine Ehrlichkeit so außer einem jeden Zweifel, daß es kein Mensch gewagt hätte, dieselbe zu bemäkeln. Sie war sein Stolz, auf welchen er mehr Werth legte, als auf die sämmtlichen Kleinodien seines reich ausgestatteten Juwelenbazars. Er erkannte den Feingehalt einer Waare, welche man ihm zum Verkauf anbot, ohne Prüfstein und Wage; und ebenso konnte man sich auch darauf verlassen, daß derjenige, welcher ein Kleinodstück bei ihm erstand, nicht um den Werth einer Unze von ihm übervortheilt wurde.

Ja, Mr. William Baker war ein Ehrenmann; das wußten die Gauner, welche gern gehehlte oder gefälschte Waaren an ihn verkauft hätten; das wußte zumal seine zahlreiche Kundschaft, ob diese nun der wirklichen Aristokratie von San Francisco angehörte oder der Schaar von geschmückten Abenteurerinnen, welche in der Hauptstadt des amerikanischen Goldlandes ihr Zwielichttreiben vielleicht noch mehr entfalten, als in den vielgenannten Europas.

Mr. William Baker hatte allenfalls eine einzige Schwäche, welche darin bestand, daß er für Frauenschönheit sehr empfänglich war. Die künstlichen Aufbesserungen darin konnte er eben so sicheren Auges herausfinden, wie etwa die Fälschungen bei den Artikeln seines Lagers. Er drückte gern den schlanken, weichen Finger einer Kundin oder strich ihr über die Wangen. Ja, es ging sogar das Gerücht, daß eine Dame, wenn sie schön und anmuthig war, günstigere Verkaufsbedingungen erzielen konnte, als eine, die alt und häßlich war.

Unter solchen Umständen war es imgrunde ganz natürlich, daß Mr. William Baker des öfteren in die glückliche Lage kam, schöne Wangen streicheln und kleine Händchen drücken zu können. Eine Passion, die ihm übrigens kein Mensch übel anrechnen durfte, da er Junggeselle war und also keiner Frau Rechenschaft über die etwaigen Schwächen abzulegen brauchte.

Mr. William Baker war außerdem alt, häßlich und klein. Er hatte eine riesige Glatze und einen ansehnlichen Bauch — alles Eigenschaften, welche ihn doch gewiß den Damen gegenüber so ungefährlich wie nur möglich erscheinen lassen mußten.

Wenn sein Lager schon ehedem in ganz San Francisco sehr beliebt war, so wurde er es noch mehr, seitdem das „Glühwürmchen" daselbst zum Verkauf ausgestellt worden. Von den Damen aber, welche nach dem Besitz dieses Kleinods lechzten, war keine ungestümer, als die Baronin von Forterive, die Gattin eines großen Singspielhallenbesitzers, welcher sein etwas rostig gewordenes Wappenschild dadurch wieder vergoldet hatte, daß er sich die Pflege dieses allerdings immer ziemlich stark angezweifelten Kunstgenres angelegen sein ließ. Die Baronin zählte ganz entschieden zu der Aristokratie von San Francisco. Sie verdiente den Platz in derselben auch. Wenn man ihr nachredete, sie sei früher, als ihr Gatte noch nicht so viel Glück mit der Entdeckung von Talenten hatte, die Vogelstimmen nach-

Digitized by Google

ahmen oder am Trapez turnen konnten, sein größter und einziger „Star" gewesen, mit welchem er ganz Mexiko in jedem Dorf, jeder Farm gereist, so brauchte darauf nicht zu viel Gewicht gelegt zu werden. Man lebte eben in Amerika, noch dazu in seiner kurzweiligsten, abenteuerreichsten Stadt, wo man sich um die Vergangenheit einer Frau nicht viel schert, zumal wenn sie so wenig beglaubigt war, wie diejenige der Baronin von Forterive.

In jedem Falle war sie eine gute Kundin im Lager Mr. William Bakers. Sie zahlte zwar ihre Einkäufe nicht immer sofort oder in barem Gelde, aber den etwaigen Schulden, welche sie machte, wurde sie bisher stets gerecht, je nachdem die Vermögensverhältnisse ihres Mannes mehr oder weniger günstig waren. Denn es erging dem Baron von Forterive nicht anders als einem ähnlichen Etablissementsbesitzer in einer der großen Metropolen Europas: sein materielles Wohlbefinden hing ganz davon ab, ob er eine Chansonette gefunden, welche die nöthigen pikanten Lieder in ihrem Repertoire besaß, einen „Schlangenmenschen" oder einen Athleten, welche mit ihren „Leistungen" auf das Publikum die erforderliche Anziehungskraft auszuüben verstehen.

Die Ehe zwischen dem Baron und seiner Gemalin schien recht harmonisch ausgefallen zu sein. Wenigstens vernahm man in der Oeffentlichkeit nichts von groben Mißhelligkeiten, welche zwischen ihnen stattfanden. Gegenüber den etwaigen kleinen Extravaganzen, für welche der eine Theil eine Neigung bekundete, war der andere nicht allein nachsichtig, sondern sogar zuvorkommend. Der Baron verlebte die Zeit, welche nicht auf die Leitung seines Etablissements verwendet zu werden brauchte, im Klub, während die Baronin, weniger ausschließlich in ihrem Geschmack, überall dort zu finden war, wo man die weibliche Schönheit bemerkt und bewundert. Diese Neigung zur Gefallsucht mochte noch von ihrem früheren Bühnenleben an ihr haften geblieben sein. Außerdem hielt sie viel auf schöne, elegante Toiletten und besonders auf Juwelen.

Als sie des „Glühwürmchens" ansichtig wurde, war sie sofort darin ebenso vergafft wie die übrigen Besucherinnen von Mr. William Bakers Verkaufsbazar.

„Was kostet es?"

„Fünftausend Dollars!"

„Alle Wetter! Das ist viel Geld!"

„Aber bedenken Sie die Steine, die Arbeit! Es giebt kein ähnliches Schmuckstück in San Francisco."

Die Verhandlungen zwischen Mr. William Baker und seiner schönen Kundin zogen sich schon eine geraume Zeit hin. Der Preis, welchen dieser für das „Glühwürmchen" forderte, war vielleicht in der That hoch, weil dasselbe trotz der allgemeinen Bewunderung, welche es erweckte, noch immer keinen Käufer gefunden. Aber der Juwelenhändler war gleichwohl nicht zu bewegen, auch nur einen Heller herunter zu lassen; ein sicherer Beweis, daß das Schmuckstück

Digitized by Google

bestimmt den dafür geforderten Werth besaß. Und Mr. William Baker hatte es überdies nicht nöthig, seine Waare unter demselben zu verschleudern, da es ihm seine Verhältnisse erlaubten, so lange zu warten, wie er es für gut befinden würde.

Der Baron von Forterive veranstaltete in jedem Karneval in den Sälen seines Etablissements einen Ball, welcher von der gesammten Aristokratie San Franciscos besucht wurde — selbstverständlich in dem Sinne, wie eine solche in Amerika überhaupt vorkommen kann. Es ist immer nur der aus den verschiedenen Staaten Europas geborgte Adel, von welchem der echte Yankee verächtlich spricht und der besonders seinen Frauen und Töchtern als das höchste Ziel ihres Erdendaseins erscheint.

Diese Bälle waren der Glanzpunkt im Leben der Baronin von Forterive. Auf denselben machte sie die Honneurs und entwickelte die ganze Liebenswürdigkeit, welche ihr entweder durch Geburt oder durch Gewohnheit zu Gebote stand.

Je näher der Ball kam, desto häufiger wurden ihre Besuche bei Mr. William Baker.

Dabei zeigte sie eine Nahbarkeit, welche den alten Herrn ebenso entzückte, wie alle Welt in Erstaunen setzte. Nicht nur, daß sie sich von ihm die Wangen streicheln ließ: sie fuhr auch selber mit ihrer schneeigen, sammetnen Hand über sein runzeliges Pergamentgesicht. Ja sogar —

„Wissen Sie das Neueste?"

„Nun?"

„Die Baronin soll wirklich in den Besitz des „Glühwürmchens" gelangt sein."

„Das glaube ich kaum! Bei ihrem Manne ist Ebbe in der Kasse! Ich wüßte nicht, womit sie das Schmuckstück bezahlt haben sollte?"

„Pah! Mit — Zärtlichkeiten!"

„Da kennen Sie den alten Baker schlecht, wenn Sie glauben, daß er sich mit solcher Münze bezahlen läßt. Noch dazu, wenn es sich um eine so bedeutende Summe handelt, wie die es ist, welche er für das „Glühwürmchen" verlangt. Wir alle sind von seiner Schwäche für die Frauen überzeugt, das ist wahr; allein die wird nie so weit gehen, daß er darüber den Kopf verliert. Dazu ist der alte Praktikus ein viel zu erfahrener Geschäftsmann, der, selbst wenn er in die Baronin bis über die Ohren verliebt sein sollte, doch immer noch genug Verstand übrig behält, um die Manöver zu durchschauen, welche sie mit einem geradezu erstaunlichen Raffinement in Scene setzt."

Dieses Gespräch wurde von zwei Kundinnen Mr. William Bakers, die im allgemeinen gute Freundinnen der Baronin waren, geführt. Sie fuhren gerade beim Gewölbe des alten Juwelenhändlers vorüber und nahmen durch die Scheiben wahr, wie beide miteinander in lebhafter Unterhaltung begriffen waren.

Die eben ausgesprochene Vermuthung traf in der That zu. Die

Digitized by Google

Baronin war trotz aller Bemühungen, welche sie anwandte, noch immer nicht in den Besitz des von ihr so sehnlichst begehrten Putzstückes gelangt. Sie verfügte weder augenblicklich über die nothwendigen fünftausend Dollars, noch konnte sie dieselben herbeischaffen. Auf Theilzahlungen und Wechsel aber wollte Mr. William Baker nicht eingehen. Nicht als ob er es ihr direkt abschlug, jedoch that er stets, als verstünde er sie nicht, sobald sie das Gespräch darauf hinlenkte. Ebenso wenig wie die mannigfachen Liebenswürdigkeiten, welche die hübsche Frau bei Mangel an klingender Münze in Zahlung zu geben bemüht war. Er nahm alles dankbar hin, ohne sich darum auch nur mit einem Worte zu der erwünschten Gegenleistung zu entschließen. Wenn ihn die schöne Zauberin schon gefangen zu haben glaubte, war er ihr in der nächsten Sekunde wieder entwischt, und das so fein eingefädelte Gespräch hatte eine Wendung genommen, welche weit ab lag von derjenigen, mit welcher die Baronin endlich einmal zu ihrem Ziele zu gelangen hoffte.

Inzwischen rückte der Tag des Balles immer näher . . .

Die Baronin war krank, nervös von Sinnen. Ein junges Mädchen, welches so unglücklich ist, die erste Liebe nicht erwidert zu sehen, konnte sich in keinem andern Gemütszustande befinden, als die sonst so verständige, welterfahrene Dame. Das „Glühwürmchen" blinkte vor ihren Augen, wo sie auch immer weilte; es glitzte und blitzte durch ihre unruhigen Träume. Es war der Quälgeist, welcher ihr das Leben vergällte und welchen sie nichtsdestoweniger so innig liebte, daß sie für seinen Besitz ihr Herzblut hingegeben hätte.

Dazu kam, daß sie sich sagen mußte, wie ihr Benehmen nicht unbemerkt geblieben war. Manche hämische Bemerkung, entschlüpft dem Munde einer anderen Frau, war schon zu ihrem Ohr gedrungen. Sie war also gewissermaßen engagirt, sie mußte das „Glühwürmchen" bekommen, und kostete es auch, was es wollte.

Auf dem Wege, welchen sie bisher verfolgt, war das nicht möglich. Der alte Juwelenhändler mußte schon ihre Pläne durchschaut haben, denn er wurde von Tag zu Tag unempfänglicher für die Liebenswürdigkeiten, welche sie ihm zutheil werden ließ.

Die Baronin war wüthend — wider sich selbst wie gegen alle Welt. Besonders aber gegen Mr. William Baker. In ihr glomm ein unauslöschlicher Haß auf wider den alten Schlaukopf, welcher sie so geschickt am Narrenseil geführt hatte, daß es jedermann eher wahrgenommen als sie selber. Sie mußte sich rächen, rächen um jeden Preis, am liebsten natürlich dadurch, daß sie das „Glühwürmchen" erhielt, nach welchem ihre Begierde in demselben Maße wuchs, wie der Haß gegen den augenblicklichen Besitzer des Kleinods.

Gleichwohl ging sie noch jeden Tag in Mr. William Bakers Gewölbe — instinktiv, unbewußt, willenlos, und oft blieb sie Stunden hindurch daselbst, obwohl sie sich an jedem Abende Vorwürfe machte über den Wahnsinn, welchem sie allem Anschein nach bis zur Unheilbarkeit verfallen war.

Digitized by Google

Mr. William Baker entging all das keineswegs. Und wiewohl ihm die Gegenwart einer Fremden in seinem Geschäft lästig fallen mußte, gab er dieser Stimmung dennoch mit keinem Wort, mit keiner Miene Ausdruck. Er war viel zu viel Weltmann, um sich den mindesten Verstoß gegen den guten Ton zu schulden kommen zu lassen. Wobei immer noch in die Wagschale fiel, daß sein Quälgeist eine Frau war, noch dazu eine junge, schöne, die selbst heute noch, wo ein so unholder Geist bei ihr eingekehrt war, den Zauber auf seine Person bei weitem nicht eingebüßt hatte.

Um den Schein zu wahren, machte die Baronin bei den zahlreichen Besuchen, mit welchen sie das Gewölbe Mr. William Bakers bedachte, immer noch gelegentliche Einkäufe. Oder sie tauschte Kleinodien, welche ihr veraltet vorkamen, gegen neue um; oder schließlich entlieh sie auch für solche, welche sie bei dem Juwelenhändler in Verwahrung gab, irgend eine Summe. Denn Geld gebrauchte sie stets, um die Wette mit den übrigen Damen San Franciscos, die ihrerseits insgesammt keinen sonderlichen Anstand nahmen, in Mr. William Baker einen ebenso diskreten wie loyalen Bankier zu sehen, wenn es sich darum handelte, sich eine Summe zu verschaffen, welche sich in der eigenen Schatulle oder auch in derjenigen des Herrn Gemals zur Zeit nicht vorfand.

Eines Tages brauchte die Baronin ein Armband.

Sie hatte schon beinahe den ganzen Vorrath, welcher im Gewölbe vorhanden war, durchstöbert, als ihr Blick plötzlich auf ein Schmuckstück fiel, welches Mr. William Baker eben aus einer entlegenen Lade hervorgeholt hatte.

Sinnend betrachtete sie es, indem sie die Glieder desselben um das Handgelenk legte.

„Das sollten Sie nehmen, Baronin! Das kleidet Sie vorzüglich! Und es wird nicht einmal theuer sein —"

„Wie hoch beläuft sich der Preis?"

Der Juwelenhändler sah nach.

„Alle Wetter! Ich finde keine Auszeichnung! Und ich erinnere mich auch nicht, wo ich es gekauft! Wenn Sie sich wieder einmal her bemühten —"

„Nein, Mr. Baker! Sie wissen, ich brauche das Armband für heute Abend! Es gefällt mir, weil es zu dem neuen Kostüm paßt, welches ich mir habe anfertigen lassen. Wenn Sie also nicht zu theuer sind, nehme ich es sofort mit, ja ich wäre sogar in der angenehmen Lage, es bar zu bezahlen."

„Meinetwegen denn, Frau Baronin!"

Er nannte eine Summe, von welcher die Käuferin noch einen Theil herabhandelte, um dann ihre Börse zu ziehen und den Betrag aufzuzählen.

Während Mr. William Baker das Armband in das Etui schloß, sagte die Baronin:

„Nun möchte ich Sie noch um einen Gefallen ersuchen! Es ist

Digitized by Google

imgrunde nur eine Förmlichkeit, aber für mich ist sie bedeutungsvoll. Ich hätte gern, daß Sie einen Kaufvertrag ausstellen, worin Sie bestätigen, daß ich ein so beschaffenes Armband bei Ihnen erstanden und für die und die Summe sofort bar bezahlt habe. Wie Sie sich denken können, geschieht das meines Mannes wegen. Er behauptet nämlich, daß ich Schulden mache. Ich möchte ihn nun schlagen, indem ich heute, wenn er das Armband an meiner Hand sieht und vielleicht in einem Anfall von schlechter Laune stichelt oder gar schilt, das betreffende Papier unter die Augen halten."

„Wenn es weiter nichts ist, Frau Baronin!"

Er setzte sich nieder, um den Vertrag zu schreiben, begleitet von den glühenden Augen der schönen Frau, welche Mühe hatte, ihre Erregung zu beherrschen.

„Hier, meine gnädige Frau!"

„Besten Dank, Mr. Baker."

Sie steckte das Schriftstück scheinbar gleichgiltig ein und verließ den Laden.

Hinterher athmete sie auf. Sie mußte von Zeit zu Zeit still stehen, um das freudige Herzklopfen austönen zu lassen, welches ihr beinahe das Mieder sprengte.

Sie hatte gesiegt; sie ahnte es! Das Eisen glühte, sie brauchte es nur zu schmieden . . .

Als Mr. William Baker nachher über das Geschäft nachsann, überkam ihn eine Unbehaglichkeit, welche er nicht wieder abzuschütteln vermochte. Nicht als ob er sich Vorwürfe machte, das Armband zu billig verkauft zu haben. Es konnte sich dabei immer nur um ein paar Dollars handeln, und er war vermögend genug, diese nöthigenfalls verschmerzen zu können. Was ihn aber beunruhigte, war etwas ganz anderes. Er lieh ja auch Kundinnen Geld auf Kleinodien, welche sie ihm in Verwahrung gaben. Er kaufte sie auch unter der Hand, wenn er Gewißheit hatte, daß ihm daraus keine Unbequemlichkeiten entstehen konnten. Solche Stücke aber gab er niemals wieder in den Handel, bis eine geraume Zeit verstrichen oder ihr Aussehen durch seine Geschicklichkeit so verändert war, daß sie nicht wohl wieder erkannt werden konnten.

Wenn das Armband, welches die Baronin Forterive von ihm gekauft, aus solcher Quelle stammte . . .

Den Juwelier überkam ein kalter Schauer.

Die Größe seines Geschäfts beruhte auf dem Rufe, welchen er als ehrlicher Mann besaß. Es brach zusammen wie ein Kartenhaus, wenn derselbe vernichtet oder nur angezweifelt würde. Das mußte aber bestimmt geschehen, wenn das Armband aus einer jener Quellen herrührte, welche von der öffentlichen Meinung als unlauter bezeichnet zu werden pflegen.

Wir sagten schon oben, daß Mr. William Baker imgrunde ein absolut ehrlicher Mann war. Aber, lieber Himmel, verdienen will ein jeder! Und wenn man bisher klug genug gewesen war, die

Digitized by Google

Klippen geschickt zu umschiffen, welche mit einem solchen Beruf verbunden sind, so hat man gewiß das Recht, ärgerlich zu sein in der Aussicht, nun schließlich doch einmal scheitern zu müssen . . .

Das waren Mr. William Bakers Gedanken, als er, die runzelige Stirn gegen die Scheiben seines Gewölbes gepreßt, hinaus auf die Straße lugte.

Einen Augenblick dachte er sogar daran, zu der Baronin zu eilen und sie zu bitten, daß sie sich bereit erkläre, das Geschäft rückgängig zu machen. Aber eine Scheu, die leicht zu verstehen ist, hielt ihn davon ab.

Schließlich wurde er auch ruhiger, indem er hoffte, daß sein guter Stern ihm wie immer bisher, so auch diesmal den Weg weisen werde aus einem Labyrinth, in welches er plötzlich gerathen war.

Es vergingen mehrere Tage, bis sich die Baronin wieder sehen ließ. Sie war lustig, beinahe ausgelassen. Jene Nervosität, von welcher sie vorher befallen gewesen, schien verschwunden. Sie sah auch blühender aus als in der jüngsten Zeit, wie wenn sie von einer Krankheit zur wirklichen, echten Gesundheit zurückgekehrt sei.

Eine der ersten Fragen der Baronin galt dem „Glühwürmchen", wohingegen sie des Armbandes, welches sie neulich gekauft, mit keiner Silbe erwähnte.

Mr. William Baker erblickte darin ein schlechtes Zeichen; es wäre ihm, wofern die Baronin den ersten Anlaß gegeben, leichter geworden, auf seinen Wunsch, das Armband wieder in seinen Besitz zu bringen, zu kommen.

Er merkte, wie befangen er war, und es kam ihm deutlich so vor, als ob die Baronin gleichfalls diese Wahrnehmung machte.

Sie sprachen von allerlei Dingen, die so gleichgiltig waren, als ob die beiden Menschenkinder, über deren Lippen diese Worte schlüpften, die harmlosesten Geschöpfe von der Welt seien, ohne jeden argen Gedanken im Herzen und nur darauf sinnend, Wohlwollen zu geben und zu empfangen.

Es war die schwüle Ruhe, welche dem Gewittersturm vorangeht.

Plötzlich sagte die Baronin, indem sie den Faden des Gespräches, welches bisher geführt worden, jäh abriß:

„Denken Sie sich nur! Mit dem Armband, welches ich neulich von Ihnen gekauft, hat es eine besondere Bewandtniß! Ich wußte selber nicht, weßhalb es mir so gefiel, als ich seiner ansichtig wurde. Aber allmählich stieg mir die Erinnerung auf —"

Der Juwelier wurde aschgrau im Gesicht.

„Es ist eine merkwürdige Geschichte", fuhr sie fort, „interessant und lehrreich zu gleicher Zeit! — die Geschichte, wie Schmuckstücke, die plötzlich verschwunden waren, wieder zum Vorschein kommen. Als ich in Ohio engagirt war — Sie wissen doch, ich bin ehedem Chansonettensängerin gewesen, und wüßten Sie es noch nicht, so dürfen Sie es offen erfahren, denn zwischen uns beiden braucht es kein Geheimniß mehr zu geben — also damals hatte ich eine Freundin, eine

Digitized by Google

liebe, gute Kollegin, deren hervorragende Schwäche wie bei mir darin bestand, daß sie blinkende Steine über alles liebte. Da sie hübsch, klug und gutmütig war, fehlte es ihr denn auch daran keineswegs. Befreundet, wie wir es waren, theilten wir uns unsere gegenseitigen Erlebnisse mit den Folgen, welche sich daran schlossen, in ungeschminkter Offenheit mit. Eines Tages kommt nun Sidonie und zeigt mir ein Armband —"

„Ah!"

„Jawohl! Ich erinnere mich noch ganz genau. Sidonie hatte damals ein Verhältniß mit einem Deutschen, einem bildhübschen blonden Jungen, der nur den einen Fehler hatte, daß er ebenso schwärmerisch wie verliebt war. Wenn ich mich recht erinnere, hat er sich später auch erschossen. Der also schenkte ihr dieses Armband, ein Erbstück seiner Familie, ein Meisterwerk der mittelalterlichen Goldschmiedekunst. Ich glaube, es stammt aus Nürnberg oder wie die Nester drüben heißen, in denen das ideale, blondhaarige Volk sein Wesen treibt."

Sie warf stolz das Haupt in den Nacken und strich sich mit der schlanken Hand das glänzendschwarze Haar aus der Stirn, in welche es kokett geglitten war.

„Dieses Armband wurde Sidonie dann auf ganz raffinirte Weise gestohlen. Es verschwand ihr aus der Garderobe, ohne daß sie es jemals erfahren konnte, wer der Dieb gewesen. Sie beschuldigte damals die braune Mercedes, eine kleine Mexikanerin, welche gleichfalls zu unserer Gesellschaft gehörte. Das arme Ding spazierte auch wirklich in das Loch, obwohl der einzige Belastungsumstand darin bestand, daß sie für das Armband immer eine offene Vorliebe zur Schau getragen hatte . . . Nun denken Sie sich mein Erstaunen, als ich in dem Schmuckstück, welches ich von Ihnen gekauft, dasjenige meiner armen Sidonie wieder erkenne."

Mr. William Baker schwieg einen Moment.

„Seien Sie offen", versetzte er darauf mit mühsam herausgepreßter Stimme. „Sie wußten all das schon damals, als wir den Vertrag schlossen, und verfolgten damit nur einen bestimmten Zweck, indem Sie sich erboten, das Armband zu kaufen."

Die Baronin lachte hell auf.

„Was fällt Ihnen ein", entgegnete sie heuchlerisch, „Sie wissen ja, was für ein kurioses Ding die Erinnerung ist! Daß mir das Armband Interesse abnöthigte, leugne ich keineswegs, sonst hätte ich es überhaupt nicht gekauft, zumal in meiner Kasse augenblicklich eine Ebbe herrscht, welche bei den schlechten Einnahmen meines Gatten eigentlich selbstverständlich ist. Aber eingefallen ist mir all das erst später. Was sollte ich auch wider Sie im Schilde führen, da ich doch von Ihrer Freundschaft für mich ebenso überzeugt bin, wie Sie hoffentlich von der meinigen."

„So geben Sie mir einen Beweis davon!"

„Worin sollte der bestehen?"

Digitized by Google

„Darin, daß wir den Kauf rückgängig machen."

„Das ist nur der Vorschlag, welchen ich Ihnen gleichfalls anbieten wollte."

„Ah, Baronin! Sie sind ein Engel! Sie sind die edelste Frau, welche auf dieser Erde lebt!"

Er führte ihre Hand an seine schmalen, welken Lippen.

„Wollten Sie", fuhr er fort, „daß ich Ihnen das Geld wieder erstatte, oder befehlen Sie einen Austausch?"

„Ich werde das letztere vorziehen."

Mr. William Baker eilte geschäftig hin und her, um schließlich eine ganze Armladung von Etuis und Kartons herbeizuschaffen.

Er öffnete sie nach der Reihe und pries ihren Inhalt der Baronin in beredten Worten an.

Diese schüttelte das Haupt.

„Es ist alles nicht das, was ich suche."

„Was könnte das sein?"

„Lieber Himmel, das ist doch nicht schwer zu errathen! Wenn ich für das Armband ein anderes Schmuckstück nehme, so kann es doch nur das — „Glühwürmchen" sein!"

Der Juwelier fuhr zusammen, als ob ihn der Blitz getroffen.

„Das Glühwürmchen?" wiederholte er mit zitternder Stimme. „Alle Wetter, Frau Baronin! Bei dem Tauschgeschäft käme ich denn doch wahrlich sehr schlecht fort."

„Sie brauchen ja nicht darauf einzugehen! Behalten Sie Ihr „Glühwürmchen" und ich mein Armband. Oder vielmehr: ich werde es Sidonie zurückstellen. Die arme Kleine wird überglücklich sein, es wieder in ihren Besitz zu erlangen. Vielleicht kommt sie auf diese Weise auf die Fährte, wo sie die übrigen Kleinodien, welche ihr damals gleichfalls abhanden kamen, zu suchen hat."

„Ich schwöre Ihnen, Frau Baronin —"

„Pah! Männerschwüre! Wir kennen das! Uebrigens thue ich vielleicht eine Sünde, wenn ich überhaupt auf den Tausch eingehe. Man soll die Gerechtigkeit ihren Weg nehmen lassen. Der kleine Vortheil, dessen ich dabei verlustig gehen würde, wird für mich reichlich aufgewogen durch das Bewußtsein, daß unzählige andere Menschen wieder in den Besitz ihrer Habe gelangen. Man soll edel sein, Mr. Baker! Wenn Sie als Mann nicht diesen Drang verspüren, werde ich, eine Frau, Ihnen darin ein leuchtendes Beispiel sein!"

„Sie — Sie sind ein Teufel, Baronin!"

„Ich bin der Rachengel für alle diejenigen, welche durch Sie um ihre Habe gekommen sind."

„Nun gut! Ich gebe Ihnen das „Glühwürmchen."

Ihre Wangen rötheten sich. Sie riß beinahe das Schmuckstück aus dem Etui, welches ihr der Juwelenhändler eben hingereicht.

Dessen Antlitz war erdfahl, seine Pulse flogen wie im Fieber.

Die Baronin hatte inzwischen das „Glühwürmchen" auf ihrem Busen befestigt. Nun leuchtete es weithin und umgab die Glückliche,

Digitized by Google

welche es errungen, mit einem Kranz von glitzernden Strahlen. — In der That: sie war sehr schön, noch schöner als sonst; aber es lag etwas dämonisches in dem Blick, mit welchem sie sich an den Besitz, nach welchem sie sich so lange gesehnt, weidete.

In dem Gewölbe Mr. William Bakers herrschte tiefes Schweigen; um so beredter waren die Gedanken der beiden Menschen, welche eben einen so hartnäckigen Kampf beendet hatten.

„Sie geben mir nun wohl den Schein zurück, Frau Baronin!"

„Ganz wohl! Den sollen Sie haben! Aber ich bitte Sie, daß Sie mir dafür einen andern ausstellen."

„Vielleicht des Inhalts, daß Sie mir fünftausend Dollars für das „Glühwürmchen" gezahlt haben, damit Ihr Herr Gemal nicht glaubt, Sie hätten Schulden", fragte der Juwelier spöttisch.

„Da ich vielmehr gedenke, diejenigen meines Gatten zu bezahlen, stellen Sie mir wohl liebenswürdigst einen Wechsel auf dieselbe Summe aus."

„Baronin!" brauste der Juwelier auf.

„Handeln Sie nach Gutdünken", entgegnete sie kühl. „Und bedenken Sie, um was es sich handelt. Es wäre doch ein merkwürdiges Schauspiel, wenn man eines Tages das Gewölbe des ehrenwerthen Mr. William Baker schließt, ihn selbst aber verhaftet, weil es sich herausgestellt hat, daß die Waaren, welche er zum Verkauf geboten, aus gestohlenem Gut bestehen."

Sie sprach es kalt und schneidend, als eine Drohung, welche nicht mißzuverstehen war.

Der Juwelier stöhnte laut.

„Wohlan", sagte er, „nehmen Sie das Geld! Es bedarf keines Wechsels!"

Er zählte die Banknoten auf den Tisch, welche sie einstrich, nachdem sie dieselben sorgfältig geprüft hatte.

Erst dann entnahm sie ihrem Portefeuille den Schein und stattete ihn Mr. William Baker zurück.

„Adieu, mein Freund", sagte sie, ihm die Hand zum Abschied reichend. „Wir bleiben die Alten. Und wie gut ich es mit Ihnen meine, mögen Sie daraus ersehen, daß ich Ihnen den Rath gebe, künftig recht vorsichtig dabei zu sein, wenn Sie wieder einmal Schmuckstücke weiter verkaufen, welche irgendwie zweifelhaften Ursprunges sind."

Damit ging sie hinweg.

Mr. William Baker schickte ihr einen Fluch nach.

Am nächsten Tage fand der Ball im Etablissement des Barons von Forterive statt. Seine schöne Gemalin trug das „Glühwürmchen" und erregte damit ebenso die Bewunderung des starken wie den Neid des zarten Geschlechts. Sie war eingestandenermaßen die Königin des Festes, welches Tage hindurch zum Gespräch aller fashionablen Kreise San Franciscos wurde.

Natürlich vernahm auch Mr. William Baker von den Triumphen seiner schönen Kundin.

Digitized by Google

Er beißt die Zähne zusammen, um nicht den Ingrimm zu verrathen, welcher dabei in seiner Brust aufsteigt. Sein einziger Trost besteht darin, daß er die Baronin von Forterive kennt. Bei dem Hang zur Verschwendung, welchem sie huldigt, wird sie seiner bald wieder bedürfen. Dann soll sie ihm reichlich büßen für die List, mit welcher sie nicht nur das „Glühwürmchen", sondern auch bare fünftausend Dollars seinen Händen entwunden.

Die Verlassene.

Rausche, rausche, Wind! Umtose
Mir die Stirne nur!
Knicktest wohl schon manche Rose
Auf der bunten Flur.

Wohl! Mit ihrem letzten Odem
Streich' mir lind ums Herz!
Fremdes Leid ist Weihrauchbrodem
Für den eig'nen Schmerz.

Doch im Flug nimm mit mein Sehnen,
Meinen stillen Grimm,
Wehe der Verlass'nen Thränen
Ums Gewissen ihm.

Ihn umzisch mit meinen Klagen,
Ihn, den falschen Mann!
Fluch' — — doch nein! Will eben tragen
— Was ich tragen kann.

Rausche, rausche, Wind, umtose
Mir die Stirne nur!
Knicktest wohl schon manche Rose
Auf der bunten Flur.

Hermann Birkenfeld.

Digitized by Google

Donna Erfilia Caetani Contessa Lovatelli.

Von Th. K.

Bei den Sitzungen des deutschen archäologischen Instituts auf dem Kapitol zu Rom erscheint inmitten der deutschen und ausländischen Gelehrten gar oft und regelmäßig bei jeder Festsitzung eine hohe, schlanke Dame von vornehmer Haltung und edlem Ernst in den stolzen, klassischen Zügen. Von den Professoren des Instituts wird sie mit Auszeichnung empfangen und auf einen der Ehrenplätze geführt; keines der hervorragenden Mitglieder der Gesellschaft verabsäumt, sie zu begrüßen, ehrfurchtsvoll und doch mit einer gewissen Kollegialität, denn die edle Frau gehört als eine der Ihren in diesen gelehrten Kreis, sie ist selbst seit Jahren Mitglied und zwar ein höchst angesehenes Mitglied unseres archäologischen Instituts in Rom und hat sich durch ihre feinen, scharfsinnigen und in vollendet schöne Sprache gekleideten archäologischen Aufsätze einen hochgeachteten Namen in der gelehrten Welt erworben.

Donna Erfilia Caetani entstammt einem der ältesten römischen Adelsgeschlechter, dem wir, wie den Orsini und den Colonna, früh in der Geschichte des römischen Mittelalters begegnen. Am Ende des 13. Jahrhunderts gaben die Caetani aus Anagni der Christenheit ihr Oberhaupt, den Papst Bonifazius VIII., auf dessen berühmte Bulle Unam sanctam die Kurie noch heute ihre Hauptansprüche gegen die weltliche Macht gründet. Der traurige Ausgang dieses Kirchenfürsten in seinem Streit mit Philipp IV. von Frankreich ist bekannt.

Der Name der Caetani knüpft sich auch an das großartigste Grabdenkmal auf der Via Appia, das weltberühmte Grab der Cecilia Metella; eben jener mächtige Papst Bonifazius VIII. gab es seinem Geschlechte zu eigen, und so kam es, daß der alte Bau vergrößert und zum Theile zu einer Feste verwendet wurde.

Wir können indessen hier nicht der Geschichte der Familie nachgehen, sondern beschränken uns auf diese Andeutungen ihres Alters und Ansehens.

Der vor wenigen Jahren verstorbene Vater Donna Erfilias, Don Michelangelo Caetani, Herzog von Sermoneta, war ein Mann von her-

Digitized by Google

vorragender Bedeutung, von schärfstem Verstande, vielseitiger Begabung und umfangreichster Bildung. Gleich groß als Kunstkenner wie als Archäologe that er auch auf praktische Weise viel für die Förderung der Kunst in seinem Heimatlande. Ganz allein seiner Anregung ist es zu verdanken, daß der Goldarbeiter Castellani sich an die Nachbildung altetruskischer Schmuckgegenstände machte, deren die damaligen Ausgrabungen auch auf dem Gebiete der Caetani so viel zutage gefördert. Der Herzog unterstützte ihn dabei auf jede Weise, durch Rath sowohl wie durch eigenhändige kunstvolle Zeichnungen. Castellani hat sich auf diese Weise einen europäischen Ruf und ein fürstliches Vermögen erworben. Sein Schmucklager gehört jetzt zu den Sehenswürdigkeiten von Rom. — Auf dem Gebiete der Literatur war der Herzog von Sermoneta besonders anerkannt als einer der besten und gründlichsten Kenner Dantes. Noch in seinen letzten Jahren, als ihn das schwere Geschick völliger Erblindung betroffen hatte, haben wir von ihm unvergeßlich schöne Vorträge über Dante gehört. Mit klangvoller Stimme und vollkommener Sicherheit trug er den ganzen Gesang, welchen er behandeln wollte, auswendig vor; nie fehlte ihm ein Wort, und das lichtlose Auge schaute mit dem Blicke eines Sehers, dem die geistige Welt offen liegt, vor sich hin.

Bei der politischen Umgestaltung Italiens machte der Herzog von Sermoneta eine rühmliche Ausnahme von dem übrigen römischen Adel, denn entschieden und aus voller Ueberzeugung, damit das Beste für sein Vaterland zu thun, stellte er sich auf die Seite der neuen Regierung, ohne daß er dadurch der Pflicht eines katholischen Christen nahe zu treten glaubte.

Sein einziger Sohn, früher Fürst von Teano, ist in jeder Beziehung bestrebt, sich als würdiger Erbe seines berühmten Vaters zu bewähren. Auch er hält treu zum Königsthron und zum geeinigten Italien, auch er ist stets bereit zur Förderung von Kunst und Wissenschaft. So ist er seit Jahren Präsident der geographischen Gesellschaft in Rom und als solcher auch vielen ausländischen Gelehrten nahe getreten.

Unter solchen Familientraditionen, neben solchen Männern wuchs Donna Erfilia empor, die einzige Tochter des Herzogs, das echte Kind seines Herzens. Ihr ließ er die sorgfältigste Erziehung angedeihen, sie führte er selbst früh in das Studium seiner Lieblingswissenschaften ein und fand in ihr eine hochbegabte und gelehrige Jüngerin.

Sehr jung dem Grafen Lovatelli vermält, traf die edle Frau das harte Los, sich schon nach wenigen Jahren glücklicher Ehe, in der Blüte des Lebens, verwittwet zu sehen. Mit Seelenstärke ertrug sie ihren Schmerz und fand fortan die Hauptaufgabe ihres Lebens in der sorgfältigen Erziehung ihrer sechs früh verwaisten Kinder.

Von den Vergnügungen der großen Welt, welche für ihren ernsten, auf Höheres gerichteten Sinn vielleicht nie besonderen Reiz hatten, wie sehr sie auch dazu bestimmt schien, in der Gesellschaft zu glänzen, zog Donna Erfilia sich zurück. Inmitten des alten, auch heute noch von Neuerungen fast unberührten Rom blieb ihr Wohnsitz

Digitized by Google

in dem etwas düstern, versteckt gelegenen Palazzo Lovatelli, unweit des väterlichen Palastes der Caetani. Selbst in den Sommermonaten verläßt sie ihn nicht gern und selten auf längere Zeit. Hier in diesen fürstlichen Gemächern hat sie ihr Leben nach ihrem Sinn und Geschmack eingerichtet und findet darin ein größeres Behagen, als es ihr eines ihrer Landhäuser bieten könnte. Ueberdies trennt sie sich sehr ungern von Rom, der ewigen Stadt, mit der jede Faser ihres Lebens verwachsen ist. Hier findet sie den besten Boden für ihre Forschungen und Studien. Nur wenige Gelehrte kennen Rom wie sie, ganz gewiß keine andere Frau, wie denn überhaupt Donna Ersilia an Geist und Bildung nicht nur ihre Landsmänninnen, sondern die meisten ihres Geschlechts überragt. Sie ist die ebenbürtige Genossin hochgebildeter und gelehrter Männer und wird von ihnen als solche anerkannt. Männer wie De Rossi, Fiorelli, Carducci, Mosso, Helbig, Hülsen, vor allen Gregorovius, gehören zu ihrem nähern Umgang, ja zu ihren Freunden. Zu dem verstorbenen Professor Henzen, als dem Vorsitzenden des archäologischen Instituts, stand die Gräfin in freundlichen Beziehungen; seit Professor Petersen an die Spitze desselben getreten, ist übrigens die Theilnahme der Gräfin für die Anstalt und das gute Einvernehmen mit ihren Leitern sich gleich geblieben.

Donna Ersilia liebt es, abends in zwangloser Weise ihre Freunde und Bekannten bei sich zu empfangen. Bei ihr Zutritt zu erlangen, ist ein hochgeschätztes Vorrecht, zu dem nicht bloß Rang und Stand eine Empfehlung giebt; ganz gewiß hat die Gräfin auch dafür die rechte Würdigung, allein sie wägt und schätzt die Menschen nach ihrem geistigen Gehalt.

Die Gräfin Lovatelli, ein Bild zarter, edelster Weiblichkeit, giebt den Beweis dafür, wie gut eine hochbegabte Frau, ohne die ihr zunächst liegenden Pflichten im mindesten zu vernachlässigen, theilhaben kann an den geistigen Bestrebungen, welche viele als das ausschließliche Gebiet der Männer erachten möchten. Sie ist der klassischen Sprachen mächtig, in der klassischen Literatur wohlbewandert; ebenso ist sie des Englischen, Französischen und besonders des Deutschen kundig und hat für deutsche Literatur eine besondere Vorliebe. Außer unserem archäologischen Institut gehört sie noch verschiedenen anderen wissenschaftlichen Gesellschaften als Mitglied an. Die meisten ihrer Aufsätze sind wohl zunächst für solche Akademien geschrieben und dort zuerst zum Vortrag gekommen. Einige sind in der „Nuova Antologia“ abgedruckt worden. In diesem Frühjahr erschien ein größeres Werk von ihr über antike Monumente.

Verschiedene ihrer gediegenen Aufsätze hat sie in zierlichen Ausgaben drucken lassen, um sie an Bekannte zu vertheilen, die sie einer solchen Auszeichnung würdig erachtet. Auf diese Weise ist es uns vergönnt worden, mit Bewilligung der geehrten Verfasserin nachstehenden Aufsatz in deutscher Uebertragung mittheilen zu dürfen.

Digitized by Google

Zur Feier der Rose.

Von **Donna Erfilia Caetani Contessa Lovatelli.**
Deutsch von Therese Hoepfner in Rom.

Esclave! apporte-moi des roses!
Le parfum des roses est doux!
Victor Hugo.

Eine alte Sage erzählt, daß die dem Blute des Adonis entsprossene Rose mit ihren Dornen den Fuß der Venus verletzte, als diese bekümmert zu ihrem verwundeten Geliebten herbeieilte, und daß von dem Blute der liebenden Göttin bethaut aus der weißen Rose eine rothe wurde. Als Sinnbild der Liebe und des Todes war sie daher sowohl der Venus, der Göttin der Liebe, wie dem Dionysos geheiligt, dem Gotte, der dem Tode einst vorstand.

Aus dem Morgenlande nach Griechenland verpflanzt, erblühte die Rose und entfaltete ihre üppige Schönheit unter jedem Himmelsstrich. Die von Saron, wenn man sie überhaupt eine Rose nennen kann, wurde im Hohen Liede gefeiert, und in den Sprüchen Salomonis wird den Gerechten gewünscht, daß sie wachsen mögen wie ein Rosenstrauch, gepflanzet an den Wasserbächen.

Was die Rose von Jericho betrifft, welche in den berühmten Gärten um diese Stadt wuchs, welche später von den Ebräern selbst im Kriege gegen die Römer zerstört wurden, so war sie nur eine vier bis fünf Zoll hohe Staude aus einer Menge von Zweiglein mit winzigen Blättern und Blütchen bestehend. Von diesen Rosen erzählen die Pilger, daß sie in der Wüste an all den Orten entsprossen wären, welche die Jungfrau Maria auf ihrer Flucht nach Aegypten berührt hätte, und daß sie sich jedes Jahr am Tage und in der Stunde der Geburt Jesu Christi erschlössen.

In Macedonien, am Fuße des Berges Bermio lagen die köstlichen Gärten von Midas, dem Sohne des Gordias, wo von selbst die schönsten Rosen, je mit sechzig Blättern und mit unvergleichlichem Dufte begabt, blühten, und gleichfalls nach Macedonien versetzt Theophrast die gefüllten Rosen, welche er Centifolien nennt. Die große Fülle von Rosensträuchern in jener Gegend wird uns auch

Digitized by Google

durch das Bruchstück eines Gedichtes der Sappho bestätigt, in welchem die Dichterin von Lesbos zu einer Frau sagt: „Wenn Du gestorben bist, wirst Du in Vergessenheit ruhen; weder dann noch später wird eine Erinnerung an Dich bleiben, denn Du hast keinen Theil an den Rosen der Pieride“ (der Muse).

Zur Zeit Herodots achteten die Babylonier, in Uebereinstimmung mit den Gebräuchen ihrer Beherrscher, der Meder und der Perser, die Rose als etwas köstliches und trugen sogar geschnitzte Rosen an ihren Stöcken. Uebrigens war Persien mit seinem lachenden Himmel und seiner süßen, von balsamischen Düften erfüllten Luft von jeher das Vaterland der Rosen und kann noch heute das Blumenland genannt werden. Bei Teheran gedeiht die Rose zu einer Vollkommenheit, wie man sie anderswo vergeblich suchen würde, und mehr als an irgend einem anderen Orte wird sie dort geschätzt und begehrt.

Gärten und Höfe zeigen einen Ueberfluß an Rosen, und die Säle sind damit geschmückt. Die ganze Luft dort ist erfüllt vom Dufte unzähliger Rosen.

Durch die Lieder des Häfiz sind die Rosen von Schiras genugsam bekannt, und das Irdische Paradies oder die Gärten Asiens waren überall durch die Schönheit und Fülle ihrer Blumen berühmt.

Nach einer alten iranischen Legende erschuf Ormudz die erste Rose weiß und ohne Dornen, Ahriman, der Genius des Bösen, pfropfte diese nächtlicherweile in den Stamm, und wie allmählich die Bosheit der Menschen zunahm, wuchs auch die Zahl der Dornen. Nun geschah es, daß Bulbul, die Nachtigall des Morgenlandes, in Liebe zu dieser schneeweißen Rose entbrannte. Sie sah ihre Schönheit und liebte sie und sang für sie ihre süßesten Lieder. Sie sang — und ihr Gesang hallte wieder in der Luft, aber stumm blieb die Blume, und immer neue Töne und neue Melodien singend, sank die Nachtigall endlich erschöpft neben dem Rosenstrauch nieder, von den Dornen geritzt, färbte sie mit ihrem Blute die weißen Blätter und den duftenden Kelch der stolzen Rose dunkelroth, und so trug diese von Stund an die Spuren des liebenden Sängers an sich. Hier finden wir also, wenn auch verändert, den Grundgedanken der griechischen Mythe vom Adonis wieder und sehen ihn so auch in jener morgenländischen Sage wieder auftauchen, welche die Rose aus den Schweißtropfen des Propheten Muhammed entstehen läßt. Auf dem angeblichen Grabe des Ali, in der Gegend des alten Bactra, erschließen sich der Sonne die wunderbaren rothen Rosen, welche an Schönheit und süßem Duft alle andern weit übertreffen und nach einer örtlichen Legende weder verpflanzt werden, noch anderswo wachsen können.

Im Morgenlande zog man die Rose immer mit großer Sorgfalt, und morgenländische Dichter haben sie oft besungen und verherrlicht. Die Liebe zwischen ihr und der Nachtigall, welche voll Liebe und Sehnsucht im Schatten des Abends oder beim Mondenschein leidenschaftlich klagt, bildet ein beliebtes, vielleicht zu oft wiederkehrendes Thema in der morgenländischen Literatur.

Digitized by Google

Saadi, einer der größten persischen Dichter, schrieb ein Gedicht, das er Gulistan oder Rosengarten nannte, und der Dichter Hâfiz, den man den persischen Anakreon genannt hat, besang, trunken von Wein und Liebe, die Rose in tausend Weisen, wie auch besonders die Rosenbüsche von Musalla; nur im Paradiese, sagt er, wüchsen schönere Rosen. So ist auch eine der reizendsten Novellen von Husain Vâiz ohne Zweifel die, worin er die Geschichte von einer Nachtigall und einer Rose erzählt, welche in einem Garten „schöner als der Rosengarten von Iran", in dem märchenhaften, vom König Sciaddâd gepflanzten Blumengarten entsprossen war.

Die Gärten von Damaskus, welche den Balsamduft von tausend Rosen ausströmen, machten diese Stadt für die erregte Einbildungskraft der Araber zum Paradiese, und so erschien auch Granada den Mauren in Spanien. Als sie später von dort vertrieben und nach Afrika verbannt waren, erhielten sie in diesem neuen Lande das Gedächtniß des „Paradieses von Granada", wie sie es nannten, lebendig, und während die Mutter ihren kleinen Kindern den süßen Namen vorsagte, diente eine alljährlich in den Gärten von Granada heimlich gepflückte Rose monatelang dazu, sie an das verlorene Vaterland zu erinnern.

Auch die Griechen und Römer liebten die Rose sehr und gebrauchten sie zu geistreichen und anmuthigen Gleichnissen. In der Sprache des griechischen Epos wird Aurora die Göttin mit den Rosenfingern genannt. Venus salbt den Leib des Hektor mit Rosenöl, und in dem Hymnos an Demeter finden wir Persephone Rosen auf der Wiese pflückend.

Bei Anakreon wird die Rose häufig erwähnt, und aus den lateinischen Dichtern, den lyrischen sowohl wie den elegischen, ersieht man, wie überall in Italien diese schöne Blume mit den Freuden der Liebe und dem Genusse des Lebens in Verbindung gebracht wurde.

Davon geben viele Stellen bei den betreffenden Schriftstellern Zeugniß; es genüge hier eines aus dem Martial:

— — cum furit Lyæus,
Cum regnat rosa, cum madent capilli.

(Wenn Lyäus rast,
Wenn die Rose herrscht, wenn die Haare feucht sind.)

Bei Festen und Gastmählern bestreute man die Tische mit Rosen und theilte während des Trankopfers Rosenkränze unter die Gäste aus. Liebende ruhten auf Rosenbetten, Tänzerinnen und Flötenspielerinnen bekränzten sich das Haupt mit Rosen, wie auch die Sklaven, welche den Wein in den glänzenden schäumenden Schalen mischten. Die prächtigen Fußböden wurden mit Rosen bestreut und die Opfer, welche man zum Altar führte, damit geschmückt, ebenso die Gefäße und Schalen und alle zum Opfer dienenden Gegenstände; oft auch wurden die Schiffe mit Rosen bekränzt.

Unter den mannigfachen Rosenarten waren die von Kampanien und von Präneste (dem heutigen Palestrina) berühmt; am berühmtesten aber die Rose von Pästum, welche zweimal im Jahre blühte und oft

Digitized by Google

von den lateinischen Dichtern gefeiert wurde. Außer diesen, la campana und la praenestina, werden genannt: die centifolia und die milesia, von glutrother Farbe; ferner die trachinia, die alanbandica, die spineola, die græcula und die autumnalis, welche letztere, weil sie am häufigsten zu Kränzen verwendet wurde, auch coroneola (Kranzrose) hieß; außerdem noch verschiedene andere Arten, die hier anzuführen nicht nöthig ist.

Die Zucht der Blumen zum Schmuck der Stadt wurde bis in entlegene Gegenden ausgedehnt, und die Gärten von Kampanien und Pästum lieferten eine Fülle davon, besonders aber Rosen, von denen man verschwenderischen Gebrauch machte. Da man ihrer sogar auch im Winter begehrte, ließ man sie unter Glasglocken aus Aegypten kommen. Denn Rosen im Sommer zu haben, hielt man für etwas gewöhnliches und gemeines, man wollte sie vielmehr in der kalten Jahreszeit und beim Beginn des Frühlings. Diese prahlerische Ueppigkeit tadelte der Philosoph Seneca laut und nannte sie „ein Leben wider die Natur". Allein der Luxus und die Pracht der Welthauptstadt verlangte Schnee im Sommer und Rosen im Winter, und es darf deßhalb nicht Wunder nehmen, wenn ägyptische Gesandte dem Kaiser Domitian etwas angenehmes zu erweisen hofften, indem sie ihm mitten im Winter Rosen darbrachten, was den Dichter Martial zu dem Ausruf veranlaßte: „Rom voller Rosen und Kränze bedürfe nicht der Blumen, wohl aber des Getreides."

Die Römer schmückten nicht nur Tische und Betten mit Rosen, sondern füllten sogar Kissen damit, auf daß sie einen angenehmen, süßen Duft verbreiteten. Wenn man übrigens ein weichlich üppiges Leben bezeichnen wollte, so sagte man: „auf Rosen lebend", und es war ein Schmeichelwort, ein geliebtes Wesen „meine Rose" zu nennen.

Es gab auch Blumen und besonders Rosen entnommene Eigennamen. Unter den Gespielen der Proserpina finden wir eine Rhodeia und eine Rhodope. Dieser letztere Name kommt oft in der griechischen Antologie vor; auch ist es der Name eines Mädchens in einer Gruppe, die auf einer mit schwarzen Figuren bemalten Vase, im Brittischen Museum befindlich, dargestellt ist.

Rhodope, Melite und Rhodocleia heißen in einem griechischen Epigramme drei Hetären, welche einander den Preis der Schönheit streitig machen.

Aber unter allen Frauen, welche den holden Namen Rhodope trugen, war ohne Zweifel sie die berühmteste, welche am Ende des sechsten Jahrhunderts v. Chr. zu Naukrates lebte. Sie war eine bildschöne Hetäre, in welche sich der Bruder der Dichterin Sappho, sterblich verliebte, als er sich in Angelegenheiten seines Weinhandels nach Aegypten begeben hatte. Ihr wahrer Name war Doricha, Rhodope dagegen ein Schmeichelname, den man ihr ihres rosigen Angesichtes wegen beigelegt hatte. Der Ruf ihrer wunderbaren Schönheit gab Veranlassung zu einer auf sie bezüglichen Sage; diese erzählt: als Doricha sich eines Tages zu Naukrates badete, raubte ein Adler eine

Digitized by Google

ihrer Sandalen und trug sie bis nach Memphis in den Schoß des Königs, der gerade zu Gerichte saß. Er staunte über die Schönheit des Fußes, welche die Sandale genugsam verrieth, schickte Boten durch ganz Aegypten, um die Frau zu suchen, der dieselbe gehöre, und als sie endlich aufgefunden war, nahm er sie zur Gemalin.*)

Eine Königin von Aegypten wird in den Fragmenten von Manetho die Schöne mit den Rosenwangen genannt, und zur griechisch-alexandrinischen Zeit hatten viele Courtisanen Blumennamen.

Immer priesen die Dichter die Rose und verglichen sie mit den himmlischen Stunden der Jugend und Liebe, welche gleich ihr schnell dahin schwinden. In einem zierlichen kleinen Gedicht des Archilocus, des Homer der griechischen Lyrik, finden wir die Rose nebst der Myrthe das Haar eines hübschen Mädchens schmückend, ohne Zweifel der Geliebten des Dichters, Neobule; „sie schmückte sich mit den Zweigen der Myrthe und mit den schönen Blüten der Rose, und das Haar umhüllte ihre Schultern."

Die Rose wird auch von Sappho erwähnt, welche sie in ihren Dichtungen oft mit schönen Mädchen vergleicht. Die lateinischen Dichter unterließen nicht, sie auf tausend verschiedene Weise zu besingen, und Persius läßt eine ehrwürdige Großmutter ihrem neugeborenen Enkelkindchen wünschen, es möchten einst unter seinen Tritten Rosen sprießen.

Hierbei sei bemerkt, wie dem griechischen Sprichwort: „Wenn Du Dich nicht beeilst, die Rose zu pflücken, wirst Du sie vergeblich suchen" und dem ihm entsprechenden italienischen: „Es giebt keine Rose von hundert Tagen" sich einige Verse des Ovid vergleichen lassen, welche daran mahnen, die Jugend in ihrer Blütezeit zu genießen, „denn wenn die Rosen abgefallen, werden die Dornen verachtet." Und nichts anderes räth Theokrit, welcher die flüchtige Schönheit der Rose dem raschen Hinschwinden der Jugend vergleicht. Dasselbe thut ein griechisches Epigramm, und auch in lateinischen Epigrammen finden wir den Gedanken von dem schnellen Erblühen und raschen Verwelken der schönen Rose auf die blühende Jugendschönheit des Weibes angewendet wieder.

Endlich will ich erwähnen, wie das höchst elegante lateinische Gedicht von unbekanntem Autor, Pervigilium Veneris betitelt, eigentlich nichts anderes ist als ein Hymnus an den Frühling, eine Feier der Blumen, berühmt wie die Rose, die er aus dem Blute der Venus und einem Kuß Amors entstehen läßt. Aus den wiederholten Schlußversen:

Cras amet, qui nunquam amavit,
Quique amavit, cras amet.
(Morgen liebe, wer noch nie geliebt hat,
Und wer geliebt hat, der liebe morgen noch.)

*) In dieser Sage finden wir das Urbild des Märchens vom Aschenbrödel. — Der Name der Insel Rhodos bedeutet Rose, und darum trugen ihre Münzen auf der Rückseite das Bild dieser Blume.

Digitized by Google

geht deutlich die Aufforderung zu schleunigem Genusse hervor, so lange es Jugend und Blütezeit gestatten. Und diesen Gedanken, der eine durchaus epikuräische Weisheit verräth, finden wir viel später in den wollüstigen Freuden von Armidas Zaubergarten wieder, inmitten der Wasser, der Blumen und der schnäbeluden Turteltauben, wenn der Wundervogel in den grünen Zweigen liebesselig singt:

Die Rose laßt uns jetzt am Morgen pflücken,
Schnell, eh' des Tages lichte Gluten schwinden,
Der Liebe Rosen pflücket! Laßt uns lieben,
Jetzt, da wir liebend Gegenliebe finden.

Man erzählt, daß die weichlichen und verderbten Bewohner von Sybaris, die Verehrer der Venus, auf Rosenbetten ruhten. Einer von ihnen, namens Smindirides, mußte einmal heftige Schmerzen leiden infolge einer Quetschung, die ihm ein zusammengerolltes Rosenblatt auf seinem Lager verursacht hatte. Auch zeigten sich die Römer in dieser Hinsicht nicht minder weichlich, denn wir wissen, daß Verres, der Proprätor von Sicilien, sich in einer Sänfte, auf Rosenkissen ausgestreckt, tragen ließ; auf dem Kopfe und um den Hals hatte er Rosengewinde und ein Netz voll Rosen unter der Nase, um ihren süßen Duft beständig einzuathmen. Und es wird eine echt orientalische Verschwendung gewesen sein, als Kleopatra in ihrem Gemache in Cilicien, wohin sie den Antonius einlud, einen ellendicken Teppich von Rosen ausbreiten ließ.

Uebrigens ahmten die römischen Kaiser auch hierin die üppigen Sitten des Morgenlandes nach. Von Lucius Aelius Verus wird erzählt, daß er in einem rings von Rosen umgebenen Bette geschlafen und bei Tische auf Rosenkissen gesessen habe. Nicht minder merkwürdig ist, was Lampridius von Heliogabalos, der ein Syrer von Geburt war, erzählt; dieser ließ nicht nur in seinem Palaste Rosen wie einen Teppich ausbreiten, auf dem er weich umherging, sondern befahl auch, daß beim Mahl seine Gäste auf weichen Blumenkissen lägen, in denen namentlich solche, die stark getrunken hatten, beinahe erstickten.

Gerade wegen ihrer kurzen Dauer wurde die Rose im Alterthum auserkoren, um bei Festen und Gastmählern an die Vergänglichkeit des Lebens und der Güter, welche es vorübergehend zieren, zu erinnern und folglich an die Nothwendigkeit zu mahnen, die Gegenwart im Fluge zu genießen.

Das Triclinium war mit Rosen geschmückt, und Rosenkränze wurden mit dem Wein und den Salben bei Festgelagen herumgereicht, besonders bei den commissationes und compostationes, die nichts andres waren als Schwelgereien, welche man nach der zweiten Mahlzeit hielt.

Ein Freund des Nero gab bei einem Gastmahl bloß für Rosen die ungeheure Summe von vier Millionen Sesterzien aus.

Die Römer hatten die Sitte des Bekränzens bei Festgelagen von den Griechen überkommen, welche ursprünglich beim Mahle nur einfache Wollbinden um den Kopf zu tragen pflegten, als ein Schutzmittel gegen die Trunkenheit. Als aber die Ueppigkeit rasch zunahm, machte man

Digitized by Google

ſtatt der Binden Kränze aus ſchönen, duftenden Blumen, beſonders aus Roſen, wodurch man die Wirkung des Weines aufzuheben glaubte.

Manchmal waren ſolche Kränze von Gold, wie wir es bei dem Gaſtmahl ſahen, welches der König der Nabatäer dem Germanicus gab und von dem Tacitus erzählt. Daß in der Folge die Kränze bei Gaſtmählern und geſelligen Vereinigungen ein faſt unvermeidlicher Gebrauch wurden, wird deutlich durch das beſtätigt, was die Soldaten des Xenophon einſt in einem Dorfe in Armenien thaten. Sie wollten ein Feſt feiern und bekränzten ſich, aus Mangel an Blumen im Winter, mit Heu.

Zugleich mit den Kränzen wurden ſeltene und koſtbare Salben herumgereicht, welche im Alterthum ſehr geſchätzt wurden, und obgleich es eigentlich nicht hierher gehört, will ich doch einer alten griechiſchen Grabſchrift gedenken, in welcher ein Vater ſeinem verſtorbenen Sohne wünſcht, ſeine Seele möge im Frieden unter den Salben ruhen, ein Wunſch, der ſich meines Wiſſens auf keiner andern griechiſchen oder lateiniſchen Grabſchrift wiederfindet, der aber Zeugniß für den großen Werth giebt, welchen man ſolchen Salben beilegte.

Um auf die Kränze bei den Gaſtmählern zurückzukommen, will ich erwähnen, daß ſie auch bei den Etruskern Sitte waren, weil wir ſowohl auf den Gemälden in den altetruskiſchen Grabgewölben, wie auf den Todtenurnen Perſonen, meiſt in liegender Stellung, beim Gaſtmahl oder beim Trankopfer finden, deren Häupter bekränzt ſind und auf deren Bruſt Blumengewinde herabhängen.

Es war bei den Römern üblich, einzelne Blätter der Blumen, welche das Haupt umkränzten, in den vollen Becher Wein eines anderen Gaſtes zu werfen, vielleicht als ein Zeichen der Zuneigung; das nannte man coronas bibere. Solches that Kleopatra dem Antonius, um ihm ihre Treue zu beweiſen; denn während der Vorbereitungen zur Schlacht von Actium wagte Antonius, aus Furcht, von ihr verrathen zu werden, keine Nahrung zu ſich zu nehmen, die nicht ein anderer vor ihm gekoſtet hatte. Um ihn von der Nutzloſigkeit ſolcher Vorſichtsmaßregeln zu überzeugen, ließ Kleopatra heimlich die Blumen des Kranzes, den ſie auf dem Haupte trug, mit ſtarkem Gifte tränken, und während ſie dann die Blätter in den Becher des Antonius ſtreute, als er eben trinken wollte, rief ſie aus: „Siehe, o Antonius, wenn ich ohne Dich leben könnte, würde es mir nicht an Mitteln fehlen, Dich zu verderben!“ Darauf befahl ſie einem ſoeben aus dem Kerker entlaſſenen Sklaven, den Becher Wein auszutrinken, und dieſer ſtarb auf der Stelle.

Den Römern war es übrigens verboten, öffentlich bekränzt zu erſcheinen; wenn ſie es dennoch thaten, zogen ſie ſich ſtrenge Strafen zu. Nur innerhalb der Wände ihres eigenen Triclinium's war ihnen ſolches erlaubt, und darum ſehen wir zur Zeit des zweiten puniſchen Krieges, daß der Bankier Lucius Fulvius auf den Befehl des Senats verſehmt wird, weil er ſich mehrmals auf dem Balkon ſeines Hauſes, das aufs Forum hinausging, mit einem Roſenkranz auf dem Haupte

Digitized by Google

gezeigt hatte. Und als Publius Munatius sich einen Blumenkranz aufsetzte, den er der Statue des Marsyas abgenommen hatte, wurde er von den Triumvirn festgenommen und eingesperrt.

So war es nicht bei den Griechen, welche im Gegentheil mit blumengeschmücktem Haar sogar die Schulen der Philosophen besuchten. Bei ihnen waren freilich die gewöhnlichsten und gebräuchlichsten Kränze nicht von Blumen, sondern nur von Myrthen, weßhalb der besondere Theil des Marktes, wo man deren in großer Menge verkaufte, myrrhinae genannt wurde.

Gleichfalls griechischen Ursprungs war der Brautkranz, zu dem die Braut selbst die Blumen, gewöhnlich Verbenen, pflückte. Auch der Bräutigam trug einen Kranz, und Kränze und Gewinde von Blättern und Blüten wurden an der Thür des Hauses und um das Brautbett aufgehängt.

Das Herabfallen einiger Blumenblätter aus dem Kranze hielt man für ein der Liebe günstiges Zeichen, und ebenfalls galt es für einen der zartesten Liebesbeweise, einem Manne einen verwelkten Blumenkranz zu schenken, den man noch eben getragen hatte. Deßhalb beklagt sich Martial darüber, daß Polla ihm frische Blumenkränze schicke, statt der von ihr zerdrückten und auf ihrem Haupte verwelkten Rosen.

Jede Blume hatte übrigens ihre Bedeutung, wie heutzutage. Bei der Geburt eines Sohnes, an Jahrestagen, am Feste des Kaisers bekränzte man die Häuser und öffentlichen Gebäude, und solche Kränze wand man gewöhnlich aus Lorbeer, Epheu oder Petersilie.

Nach einer Anordnung des Augustus wurden auch die Grenz- und Wegegottheiten (Lari compitali e viali) mit Frühlingsblumen und mit weißen und rothen Rosen bekränzt; das geschah im Mai, dem Monat, der dem Knospen und Aufblühen der Rosen besonders günstig ist.

Bei der Feier der Fontinalia (Brunnenfeier), die in den Oktober fiel, warf man Kränze in die Fontänen und bekränzte die Brunnen, und bei den Festen der Vestalia, welche besonders die Müller und die Bäcker feierten, wurden sowohl die Mühlen als die Arbeitsesel mit Blumengewinden geschmückt. Ein pompejanisches Gemälde stellt dieses Fest, von Liebesgöttern und kleinen Mädchen in Gestalt der Psyche gefeiert, dar; sie tragen Kränze im Haar und Gewinde in den Händen und sind alle damit beschäftigt, die Mühle und die Esel zu bekränzen. Rosen, einzeln oder zu Sträußen und Kränzen gebunden, wurden der Epoma, der Schutzgöttin der Pferde, Maulthiere und Esel dargebracht, das Bild dieser Schutzgöttin wurde in einer Nische im Stalle verehrt.

Jedermann kennt die Geschichte des Lucius in den Metamorphosen des Apulejus. Er wurde in einen Esel verzaubert und konnte nur durch Rosenessen seine frühere Gestalt wiedererlangen; als er endlich auf dem Altare der Epoma in dem Stalle, in welchem er eingesperrt worden, Rosen findet, bemüht er sich, leider vergeblich, sie zu erreichen.

Rosenkränze wurden gleichfalls beim Isiskultus verwendet, und

Digitized by Google

durch eine arvalische Tafel, auf welcher Rosenkränze erwähnt werden, erfahren wir, daß diese auch bei den Festmahlen und Opferschmausen der Arval-Brüder üblich gewesen und daß man sie zugleich mit losen Rosen (solutae) am zweiten Tage ihres Festes zu vertheilen pflegte. Die Salischen Priester dagegen pflegten einen Kranz (corona sutilis) zu tragen, der nur aus zusammengenähten Rosenblättern bestand.

Das Volk bekränzte sich mit Blumen zum Zeichen der Freude an Jahrestagen und bei öffentlichen Festen, wie z. B. während der Palilia, den Festen, mit denen man am 21. April den frohen Gedächtnißtag der Gründung Roms feierte, was überdies auch durch einen Kalender aus der Zeit des Tiberius bestätigt wird, in welchem der 21. April durch folgende Worte bezeichnet ist: Roma cond.(ita) Fer.(iae) coronatis om.(nibus), (Rom ward gegründet, als alle bekränzt waren.

Und weil ich nichts übergehen möchte, was auf unseren Gegenstand Bezug hat, füge ich noch hinzu, daß an einem bestimmten Tage im Mai ein Schlachthaus in Rom mit Rosen geschmückt zu werden pflegte: vielleicht das große Schlachthaus auf dem Cölius oder das Livische auf dem Esquilin; wir finden dieses Fest im Filocalianischen Kalender erwähnt mit den Worten: Macellus Rosa Sumat.

Ein anderes, diesem ähnliches Fest muß sicherlich im Monat Juni zu Ehren des Kolosses vor dem Flavischen Amphitheater gefeiert worden sein, denn wir lesen in dem soeben erwähnten Kalender: Colossus coronatur. Dieser Koloß, ein Werk des berühmten Künstlers Zenodorus, welcher zuerst ein Abbild des Nero war, wurde später, aus Haß gegen den Tyrannen, der Sonne geheiligt.

Endlich sei noch erwähnt, daß die Statue des Satyrs Marsyas im Forum Romanum nicht nur von den siegreichen Advokaten mit Blumen bekränzt wurde, sondern auch von den verworfensten Dirnen, die sich dort nachts zu Liebesabenteuern hinbegaben. Wie wir wissen, that dies auch Julia, die unwürdige Tochter des Augustus, als sie sich, zugleich Ehebrecherin und elende Courtisane, im Dunkel der Nacht, unweit des Tribunals, von welchem ihr Vater strenge Gesetze gegen die entarteten und verderbten Sitten schleuderte, den Umarmungen unbekannter Liebhaber überließ.

Der Kultus der Verstorbenen ist uralt, sozusagen dem Gemüte des Menschen angeboren, dem es süßen Trost gewährt, über das Grab hinaus die Bande herzlicher Liebe und treuen Gedenkens festzuhalten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Griechen wie die Römer ihre Gräber heilig hielten und sorglich pflegten, indem sie sie mit Lampen, Blumenkränzen und Rosen schmückten.

Die Verstorbenen selbst wurden bekränzt; dieser fromme Gebrauch geht aus vielen Stellen in verschiedenen Autoren hervor. Wir sehen ihn auch auf einem Basrelief dargestellt, das zum Grabmal der Aterier gehört; es ist darauf eine Frau auf der Todtenbahre ausgestreckt liegend, mit bekränztem Haupte und einem langen Blumengewinde neben sich dargestellt. Die langen Gewinde wurden indeß

Digitized by Google

durch das Gesetz der zwölf Tafeln untersagt und nur für diejenigen Bürger vorbehalten, welche um ihrer Verdienste willen solch einer Auszeichnung würdig befunden wurden. Manchmal waren diese Kränze, wie die bei den Gastmählern üblichen, von Gold, und in den etruskischen Gräbern haben sich mehrfach Kränze von diesem kostbaren Metall auf den Häuptern der Verstorbenen vorgefunden.

Als Augustus das Grabmal Alexanders des Großen besuchte, legte er einen goldenen Kranz darauf nieder, und zehntausend Stücke Goldschmuck wurden beim Leichenbegängnisse des Sulla verwendet.

Wenn wir dem Plinius Glauben schenken, so hätte es selbst nicht den Thieren an solchen Ehrenbezeugungen und Liebesbeweisen gefehlt, denn er erzählt, wie zur Zeit des Tiberius ein merkwürdiger, von seinem Besitzer dazu abgerichteter Rabe jeden Morgen auf die Rostra flog und von dort die Vorübergehenden grüßte und beim Namen rief. Aus Neid wurde der Vogel von einem Manne getödtet, und das Volk war darüber so entrüstet, daß es auf strenge Bestrafung des Todtschlägers drang, darauf aber dem todten Raben eine feierliche Bestattung veranstaltete. Er wurde auf eine prächtig geschmückte Bahre gelegt und unter Flötenklängen und einer Fülle von Kränzen und Gewinden von zwei Aethiopiern auf den Scheiterhaufen getragen, welcher an der Via Appia auf dem Felde des Gottes Redicolus für ihn errichtet worden war.

Ebenfalls in Aegypten finden wir auf dem Kopfe und der Brust einiger Königsmumien Kränze von Blumen und Blättern, und die Grabstellen der Pharaonen stellen oft dem Todten dargebrachte Blumenopfer vor. Nach einer Stela aus Bulaq scheint es, daß die ägyptischen Könige denen, welche sie ehren und auszeichnen wollten, Blumenkränze um den Hals hingen.

Aus diesem großen Verbrauch von Kränzen folgt natürlich, daß das Flechten derselben und die schöne, anmuthige Zusammenstellung der Blumen und Blätter bei den Alten zur Kunst wurde, und verschiedene Grabschriften weisen auf die Kranzbinder (coronarii) hin, d. h. die, welche Kränze wanden und verkauften und vielleicht auch das Amt hatten, bei Festen und Gedenktagen öffentliche Gebäude und Privathäuser zu schmücken.

Auch Frauen betrieben dieses Gewerbe, und in der That trifft man bei den lateinischen Inschriften manchmal auf den Namen von Kranzbinderinnen (coronariae). Sie bildeten einen Begräbnißverein, und so hatte dieser Stand eine gemeinsame Begräbnißstätte, deren Grenzstein, in der Vigna Codini an der Via Appia aufgefunden, nur die Worte Sociorum Coronarium (Verein der Kranzbinder) nebst der Angabe der Grenze des Begräbnißplatzes aufweist.

Hochberühmt waren, nach Aussage der Athener, die ägyptischen Blumenmädchen, und auch in Griechenland gab es ausgezeichnete. Glyceria von Sycion, welche Plinius die Erfinderin der Blumenkränze nannte, flocht dieselben mit so wunderbarer Kunstfertigkeit und Zierlichkeit, daß sie mit dem Pinsel ihres Liebhabers Pausanias wetteifern

Digitized by Google

konnte, der die von ihm zärtlich Geliebte sitzend mit einem Blumenkranze in der Hand abbildete.

Verschiedene antike Monumente zeigen Kranzbinderinnen und Blumenverkäufer. Als Beweis dafür will ich nur die beiden kleinen Wandgemälde in einer alten römischen Grabkammer anführen, auf deren einem ein Knabe dargestellt ist, der Blumenkränze an einer langen Stange aufgehängt feilbietet; auf dem andern sitzt ein geflügelter Genius an einem Tische und bietet lange, von oben herabhängende Blumengewinde dar. Auch fehlt es an solchen Beispielen nicht auf den pompejanischen Wandgemälden, wo man Amoretten und junge Mädchen in Gestalt der Psyche beschäftigt sieht, Blumenkränze zu winden.

Was nun die Rose im besonderen betrifft, so hatte sie auch eine Beziehung auf Tod und Begräbniß, vielleicht wegen ihres sagenhaften Ursprungs. Rosen nebst Eßwaaren (escae) pflegte man im Mai auf die Gräber zu tragen, wie das viele antike Grabsteine bezeugen. Auf einigen von diesen steht die Bitte, man möge beständig Rosen und Veilchen über die Gebeine ausstreuen, welche diese Steine bedecken, auf andern: man möge diesem feierlichen Gebrauch an bestimmten Tagen des Jahres nachkommen; endlich wird auf einigen der vorerwähnten Bitten noch die Mahnung an testamentarische Bestimmungen in Betreff gewisser Einkünfte hinzugefügt, welche zum Ankauf von Rosen und zur Bestreitung von Gedächtnißfeiern ausgesetzt waren.

Auch die lateinischen Dichter erwähnen oft die Sitte, den Verstorbenen Kränze und Blumen zu bringen, und weil das gewissermaßen zu unserm Thema gehört, möchte ich hier den letzten Vers einer schönen und rührenden lateinischen Grabschrift anführen, die einer gewissen Flavia Nicopolis gewidmet ist. Dieser Vers weist auf die verschiedenen auf ihrem Grabe erblühten Blumen hin und sagt, wie der Körper dieser Flavia sich in eine holde Blume verwandelt habe:

Hoc flos est corpus Flaviae Nicopolis.
(Diese Blume ist der Leib der Flavia Nicopolis.)

Ein schöner Gedanke, der noch nach so vielen Jahrhunderten für das liebevolle Gefühl spricht, das ihn einst eingegeben und mit dem sich nach meiner Ansicht die beiden Verse von Pindemonte vergleichen lassen, die ich hiermit anführe:

Che sarà Elisa allor? Parte d'Elisa
Un 'erba, un fiore sarà forte.
(Was wird Elise alsdann sein? Ein Theil
Elisens wird Gras, wird eine Blume sein.)

Auch will ich nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit eine andere Grabschrift zu erwähnen, die sich auf ein junges Mädchen bezieht, das im zartesten Alter der Liebe den Ihren entrissen wurde. Ihr kurzes Leben wird darin poetisch mit der kurzen Blütezeit der Rose verglichen:

Semissem anni vixit et dies octo
Rosa simil florivit et statim periit.
(Du lebtest ein Vierteljahr und acht Tage,
Blühtest wie die Rose und vergingest schnell.)

Digitized by Google

Neben dieser Inschrift sieht man Rosen in den Marmor gehauen.

Der französische Dichter Malherbe sagt über den Tod eines jungen Mädchens:

Et rose, elle a vécu ce que vivent les roses,
L'espace d'un matin.

Wir wissen, daß der Grabhügel des furchtbaren Catilina mit Blumen bestreut und durch Liebesmahle geehrt wurde; auch das Grab Neros wurde lange Zeit mit den köstlichsten Frühlingsblumen bestreut.

An den Todestagen wie an den Geburtstagen der Verstorbenen brachte man Rosen auf ihre Gräber. Ein besonderes Todtenfest wurde im Mai gefeiert, Rosaria, Rosatio oder Rosalia genannt. Es stand in gewisser Beziehung zum Feste der Flora, welches in denselben Monat fiel und welches Ovid zugleich mit den Ludi und dem Streuen von Rosen beschreibt, was dabei üblich war. Aber die eigentlichen Rosarien oder Rosenfeste waren die Feier der Gräber, wobei diesen reichliche Blumenspenden dargebracht wurden, und diese in der antiken Welt so weitverbreitete Todtenfeier, von der die lateinische Epigraphik Kunde giebt, bestand fort bis ins Mittelalter. In einer noch ungedruckten, in Pergamon von Dr. Fränkel entdeckten griechischen Inschrift, deren Mittheilung ich dem Herrn Professor Dr. Hülsen verdanke, wird unter den dem Kaiser Hadrian dargebrachten Ehrenbezeigungen auch der Rhodismus erwähnt, was nichts anderes gewesen sein wird, als ein Rosenfest oder ein Hinstreuen von Rosen.

Auf der illyrischen Halbinsel und an den Ufern der Donau feierte das damals noch unter römischem Einflusse stehende Landvolk Frühlings- und Sommerfeste unter dem Namen Rousalia, und im sechsten Jahrhundert, als die slavischen Völker zwischen Christenthum und Heidenthum schwankten, verschmolz das Pfingstfest oder Rosenfest mit einem heidnischen barbarischen Frühlingsfeste, welches ebenfalls Rousalia hieß. Dieses erzeugte nach und nach bei einem Theile des russischen Volkes den Glauben an gewisse phantastische, übernatürliche weibliche Wesen, von ihnen Rusalky genannt, Spenderinnen von Glück und Segen, welche, wie sie glaubten, gerade um diese Zeit Felder und Fluren heimsuchten.

Deßhalb darf man sich nicht wundern, wenn auch die ersten Christen die Gräber der Märtyrer und der Heiligen mit grünen Zweigen, Veilchen, Amaranthen und Rosen schmückten. Man findet Kränze sowohl auf marmornen Grabtafeln, wie auf den Stuckornamenten der Katakombengräber (Loculi); manchmal hängen sie unterhalb der auf den Gräbern abgebildeten mystischen Tauben.

Dessenungeachtet ist es sicher, daß die Christen nicht nur davon Abstand nahmen, das Haupt der Verstorbenen zu bekränzen, sondern daß sie auch den bei Begräbnissen wie bei Festlichkeiten üblichen Kränzen eigentlich abhold waren, weil diese Dinge entschieden zu den heidnischen Gebräuchen gehörten. Dennoch pflegte man Blumen, Gewinde und Spezereien an den Gräbern, besonders denen der Märtyrer, niederzulegen, und die Malereien der Begräbnißstätten und Krypten

Digitized by Google

zeigen nicht selten schöne Blumenkränze. Ueber einer christlichen Inschrift in den Kallistus-Katakomben finden wir einen Rosenstock abgebildet, und auf einer andern Marmorgrabtafel, die aus der Krypta des H. Alexander an der Via Nomentana stammt, sind Rosenbüsche dargestellt. Endlich erwähne ich noch, daß auf zwei vergoldeten Glastafeln aus den Katakomben eine Rose abgebildet ist, und zwar zwischen Kränzen, die über den Häuptern der Apostel Paulus und Petrus hängen. Trotzdem sehen wir auf christlichen Grabsteinen das Symbol der Rose sehr selten, und wenn wir ihm dennoch hier und da begegnen, müssen wir es in seiner Bedeutung nicht auf die Vergänglichkeit des leiblichen Lebens und der irdischen Güter, sondern vielmehr auf die himmlische mystische Belohnung der verklärten Seelen beziehen.

Die Rose war auch das Sinnbild des Märtyrerthums, wie das durch einen in der Geschichte der Hl. Perpetua berichteten Vorgang bekundet wird. Als Saturus im Gefängniß den Märtyrertod erwartete, war er entrückt im Geist und glaubte sich mit Perpetua in einem großen Garten voll herrlicher Rosen versetzt, worauf er sich zu seiner Gefährtin wandte und zu ihr sagte: „Siehe, nun sind wir im Besitze der Verheißungen des Herrn."

Ich erwähnte schon, daß sich Abbildungen von Blumen mitunter an altchristlichen Begräbnißplätzen vorfinden. Auf einem Freskogemälde in der Krypte S. Lucina in den Kallistus-Katakomben sind Vögel abgebildet, welche die von den Fesseln des Leibes befreiten Seelen versinnbildlichen, die in einem Rosengefilde um den Baum des Lebens herumfliegen.

Ferner will ich bemerken, daß sowohl in der vorerwähnten Legende der Hl. Perpetua, wo die Märtyrer unter einem Rosenbaume stehen, wie auf vielen Malereien in den Katakomben, die hier nicht besonders angeführt zu werden brauchen, das Paradies immer als ein wundervoller Garten voller Rosen und Fruchtbäume dargestellt wird. In der That bedeutet das Wort selbst, Paradeisos, welches persischen Ursprungs ist, „Garten". Deßhalb giebt Dante, der größte christliche Dichter, dem Sitze der Seligen die Gestalt einer weißen Rose, zu der die Schaar der Engel auf goldnen Flügeln herabfliegt, dann wieder selig zu Gott emporschwebt. Und es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Allegorie vom Paradiese die erste Veranlassung zu dem kirchlichen Gebrauche gab, daß der Papst am Fastensonntage Laetare eine goldene Rose in der Hand trägt. Dieser Sonntag fällt gerade in den Frühling. Der Ursprung dieses Gebrauches ist nicht ganz sicher. Die ersten Nachrichten darüber gehen aber auf das elfte Jahrhundert, d. h. auf die Zeit Leos IX. zurück.

Was nun die Rosarien betrifft, so sehen wir, daß der Kaiser Konstantin dem Papste Marcus einen Fundus Rosarius schenkt, um den Kirchhof S. Balbina an der Via Appia zu vergrößern. Zweifellos stammt der Name von den Rosen her, welche jenes Grundstück bisher zu den heidnischen Gräberfesten lieferte. Denn es ist bekannt, daß man zur Feier dieser Jahresfeste den Custoden oder Curatoren

Digitized by Google

der Grabdenkmäler besondere Grundstücke anwies, und obschon diese Gebräuche von der neuen Religion verworfen wurden, weil sie durch heidnischen Aberglauben befleckt waren, so bestanden die Rosenfeste dennoch fort und nahmen allmählich in der Feier des Pfingstfestes, das gewöhnlich auch gerade in den Mai fällt, einen christlichen Charakter an. Am Pfingsttage wurden von der Höhe der Kirchen Rosen auf das Volk herabgeworfen; wahrscheinlich kommt daher der Name Rosenostern, Pasqua rosata oder rosarum, heutzutage Pasqua rosa für den Pfingstsonntag.

Die Erinnerung an die Rosenfeste (Rosalia) im Monat Mai dauerte im morgenländischen Kaiserreich lange fort, und im byzantinischen Griechenthum erhielt sich bis in das dreizehnte Jahrhundert das Wort Rousalia. Theodor Balsamone, in dessen Kommentar dieser Ausdruck zum erstenmale vorkommt, behauptet, daß unter den alten, mit heidnischen Einflüssen vermischten Gebräuchen, die zu seiner Zeit (d. h. am Ende des zwölften Jahrhunderts) im Orient noch durchaus nicht ausgerottet waren, auch der bestand, nach dem Osterfeste oder vielmehr im Monat Mai, die Rosenfeste nach altheidnischem Ritus zu feiern.

Was nun den Rhodismos betrifft, der bei einigen Heiligenfesten vorkam, so war das nichts anderes als das Ausstreuen von Rosen und Bekränzen mit Blumen. Mit diesem Worte pflegten die Neapolitaner das Fest der Translation des H. Januarius zu bezeichnen, dem zu Ehren in Neapel eine Prozession „der bekränzten Priester" stattfand — so genannt, weil die Priester dabei mit schönen Blumenkränzen auf dem Haupte erschienen. In ähnlicher Weise finden wir in vielen Synaxarien beim 9. Mai den sogenannten Rosentag (Rhodismos) des H. Thimotheus angegeben, den Tag, an welchem es nach den Bollandisten*) in einigen Kirchen Gebrauch war, Rosen als eine Stiftung zum Gedächtniß dieses Heiligen auszutheilen. Daraus können wir mit einiger Gewißheit schließen, daß die Verwendung von Rosen, welche unter den Heiden sowohl bei den Festen zu Ehren lebender Personen, wie bei den Leichenfeierlichkeiten zu Ehren der Verstorbenen üblich war, auch bei den Christen, wenn auch durch den Ritus der neuen Lehre in etwas veränderter Weise fortbestand.

Und hiermit beschließe ich diese Abhandlung, in welcher ich versucht habe, nach bestem Wissen alles zusammenzustellen, was sich auf die wunderschöne Rose bezieht, dieses Sinnbild der Liebe und Freude, wie auch des Todes, die das Leben verschönt und dem Grabe Trost spendet.

*) Bollandisten, niederländische Jesuiten, welche die berühmten Acta Sanctorum, Leben der Heiligen, herausgegeben haben.

Digitized by Google

Aus der modernen Gesellschaft.

Von Ronald Kebler.

I. Die Dienstbotennoth.

Wo hört man heute nicht von den fortwährend sich steigernden Ansprüchen und den fortwährend wachsenden Untugenden der Dienstboten?! Wenn man die Klagen hierüber als richtig anerkennen würde, sollte man meinen, es gehe unaufhaltsam bergab mit den gesellschaftlichen Zuständen und es werde eine Zeit kommen, wo niemand mehr dem andern dienen wolle und daher unsere gesammten Errungenschaften der Gesittung unausbleiblich verloren gehen würden. Aber, wie so häufig in der Geschichte beobachtet werden kann, sind solche Klagen nichts weiter, als die Anzeichen von Veränderungen sozialer Verhältnisse, welche, bis sie wieder einen Zeitpunkt längerer Ruhe erreicht haben, Unbequemlichkeiten und schmerzliche Zerstörungen überlieferter Anschauungen verursachen. Wir erblicken in den jetzigen unleugbaren Mißständen des häuslichen Dienstes die noch nicht beendigte und darum von häßlichen Nebenwirkungen nicht freie Veränderung der fraglichen sozialen Verhältnisse, welche aber, wenn, namentlich vonseiten der Dienstherrschaft, die richtigen Mittel ergriffen werden, zuletzt zu einer Verbesserung führen muß. Um es kurz zu sagen: die Arbeitsverbindung zwischen Dienstherrschaft und Gesinde ist kein patriarchalisches mehr und kann es nicht mehr sein, weil die allgemeine Volksbildung, also auch die geistige Fähigkeit der Dienenden, sich gehoben hat. Wie man diesen Umstand jedenfalls als einen segensreichen betrachten muß und höchstens von unangenehmen und häßlichen begleitenden Erscheinungen sprechen kann, ebenso kann man auch das Aufhören der patriarchalischen Auffassung vom Gesindedienst nicht beklagen, sondern höchstens sich bestreben, die üblen Folgen zu beseitigen, welche entstehen müssen, wenn den veränderten Umständen nicht Rechnung getragen wird. Zwischen Dienstherrschaft und Gesinde kann heute nicht mehr ein unbedingtes Befehlen und ein blindes Gehorchen stattfinden, wie es statthaft war, als die

Digitized by Google

Bildungsunterschiede zwischen beiden viel größere als jetzt zu sein pflegten, sondern es muß an die Stelle hiervon eine auf geistiger Ueberlegenheit begründete Leitung und eine auf bewußtes Vertrauen gegründete Treue treten. Wie dies aber möglich sei, davon wollen wir hier ganz kurz handeln.

Dienstherrschaft und Gesinde bilden eine Arbeitsgemeinschaft, in welcher die Herrschaft der Arbeitsherr und das Gesinde der Arbeiter ist. Ihr Zweck ist es, zu ermöglichen, daß einzelne in der Gesellschaft, im Volke, im Staate einen höhern Beruf ausüben können, als diejenigen, welche an Fähigkeiten und an den zu einem höhern Beruf erforderlichen Eigenschaften hinter ihnen zurückstehen. Die durchschnittlichen Fähigkeiten des Volkes und der ganzen Menschheit vermehren sich fortwährend, aber eben dies wird allein dadurch bewirkt, daß einzelne voranschreiten und die anderen nach sich ziehen. Darum ist ein Unterschied zwischen höheren und niederen Berufsarten, zwischen Herrschaft und Gesinde, wenn vielleicht auch nicht stets in der jetzigen Form, eine ewige Nothwendigkeit, wenn nicht die Gesittung unmittelbar zugrunde gehen soll. Einige müssen mehr als die übrigen sich der Fortentwickelung der Gesittung widmen und damit sie dazu Zeit haben, müssen andere für sie Hilfsarbeit verrichten. Der Gesindedienst ist also eine Hilfsarbeit für die Herrschaft, damit diese ihre Arbeitskraft höheren, edleren Zielen zuwenden kann. Gerade daß sie hierzu die Fähigkeit hat, darin beruht auch zugleich ihre Fähigkeit, dem Gesinde eine wirkliche Herrschaft zu sein und darauf allein gründet sich die sittliche Berechtigung für die Herrschaft, Gesinde zu halten und andere für sich arbeiten zu lassen. Oder wenigstens wird, wenn diese Voraussetzungen nicht vorliegen, zwischen Herrschaft und Gesinde niemals ein erquickliches Verhältniß entstehen. Zufällig erworbene Reichthümer gewähren zwar die Möglichkeit, Gesinde zu miethen, nicht aber, ihm eine wahre Herrschaft zu sein, sondern hierzu ist es weiter noch nothwendig, daß die Reichthümer durch geistige Ueberlegenheit erworben sind, was ja auch in der Regel der Fall ist, oder daß sie nach besserer Erziehung, als der Durchschnitt hat, ererbt sind. Ich kann jemand wohl zwingen, für mich zu arbeiten und täglich die zu meinem Hausbedarf nothwendigen Dienste zu verrichten, wenn ich reich bin und der Dienende arm, niemals aber wird dieser Umstand allein genügen, den Dienenden zu einem vertrauenden und freiwilligen Gehorchen zu vermögen. Fehlt aber dieses, so werden Uebergriffe vonseiten des Gesindes und Unbehaglichkeit auf Seiten der Herrschaft die Folge sein. Wir können es uns also nicht verhehlen, daß ein Theil, aber wir sagen sogleich nur ein Theil, der Klagen über die Verschlechterung der Dienstboten daher rührt, daß zur Zeit manche durch ihre Geldmittel in der Lage sind, Gesinde zu halten, obwohl sie keineswegs so erheblich über der durchschnittlichen Bildung der Dienstboten stehen, daß sie diesen Ehrfurcht vor ihrer geistigen Ueberlegenheit einzuflößen vermöchten. Diese Ergebnisse zufällig erworbener Reichthümer sind bei einer Epoche

Digitized by Google

allgemeinen wirthschaftlichen Aufschwunges, wie wir ihn in Deutschland seit dem französischen Kriege erleben, unvermeidlich, die hier fraglichen Mißstände müssen sich aber im wesentlichen schon in der zweiten Generation verlieren, weil die im allgemeinen bessere Erziehung des Wohlhabenderen auch eine höhere geistige Bildung der Kinder verbürgt. Wir können daher über diese Ursache der Dienstbotennoth hinweggehen und lediglich die vornehmste Ursache desselben, nämlich das Steigen der durchschnittlichen Bildung des ganzen Volkes, betrachten. Es giebt wohl kaum jemanden, der die staatlichen Bemühungen um die Hebung und Verbreitung des Volksunterrichts nicht von ganzem Herzen billigte. Aber die Folgen, welche sich unter anderm auch bei dem Gesindedienst zeigen, will man nicht gerne sehen. Es ist zweifellos, daß heutzutage der Durchschnitt der Dienstboten erheblich vielseitigere und die Herrschaft weit mehr entlastende Dienste zu leisten vermag, als dies früher möglich war. Um einmal einen Vergleich zu nehmen, den wir im übrigen keineswegs als einen durchgehenden betrachten wollen: Die Maschine vermag nur wenige ganz bestimmte Dienste zu gewähren und nur jedem die gleichen, gleichgiltig, ob seine Bedürfnisse ähnliche sind; ein Thier läßt sich schon mehr den besonderen Verhältnissen des Einzelfalles anbequemen, und um nun auf unserm Fall überzugehen, ein Dienstbote, der durchaus roh und ohne Erziehung, namentlich in der Volksschule, aufgewachsen ist, wird im allgemeinen höchst unterwürfig und von blinder Ehrfurcht gegen jede Herrschaft erfüllt sein, seine Dienste werden aber auch nur die niedrigsten und wenig verschiedenartige sein können. Arbeiten, die in jedem einzelnen Fall schon einige Ueberlegung verlangen und die gerade der höher Gebildete gern von sich abwälzen will, um sich seinen höheren Zielen zu widmen, wird ein solcher Dienstbote nie verrichten können. Wie bereits erwähnt, verwahren wir uns im übrigen sehr lebhaft dagegen, diesen Vergleich zwischen Mensch und Thier auch nach anderen Richtungen hin durchführen zu wollen. Was wir sagen wollen, ist nur das, daß die höheren Ziele und Arbeiten der Gebildeten des heutigen Tages und unseres Landes auch vielseitig befähigtere Dienstboten erheischen, welche weniger stumm gehorchen, aber dafür um so mehr gewandt, Dienste zu gewähren imstande sind. Hierdurch aber verschiebt sich das Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde. Die Herrschaft braucht das Gesinde in nicht höherem Grade wie seinesgleichen zu behandeln, als dies früher auch der Fall war. Wohl aber muß sie wegen der veränderten Verhältnisse ihm das gewähren, was sie früher als nicht erforderlich betrachtet und als ein ausschließliches Vorrecht der Herrschaft ansah. Wie gesagt, bleibt trotzdem das Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde das gleiche, denn die Herrschaft ist eben um denselben Theil zu einer höhern Herrschaft geworden, welchen sie jetzt dem Gesinde als Geschenk neu gewährt. Oder wenigstens sollte der Vorgang so stattgefunden haben, oder er wird noch zu diesem Endergebniß gelangen, wenn die augenblickliche Vorwärts-

Digitized by Google

Todtes Glück.

Nach einem Originalgemälde von Koloman Déry.

Digitized by Google

Digitized by Google

bewegung der sozialen Verhältnisse eine mehr gleichmäßige und stetige wird. Um also nur einzelne Folgerungen herauszugreifen: dem Gesinde darf nicht mehr wie früher, und auch zum Theil noch jetzt, ein Raum zum Schlafen und für den eigenen Aufenthalt angewiesen werden, welcher den gesteigerten Fähigkeiten und der damit gesteigerten Lebenshaltung der heutigen Dienstboten mit Recht nicht mehr genügt; die Herrschaft kann nicht dadurch allein auf dienenden Gehorsam rechnen, daß sie irgend etwas befiehlt, und immer befiehlt, sondern sie darf nur befehlen, wenn gleichzeitig die Nothwendigkeit für den Befehl vorliegt und die Herrschaft imstande ist, dies dem Dienstboten gegenüber zur Geltung zu bringen und ihm Vertrauen und Ehrfurcht einzuflößen. Es braucht nicht so häufig befohlen zu werden, wie früher, denn der Dienstbote soll eben vielseitiger befähigt sein, wie früher; gerade durch Mißachtung dieses Umstandes wird heutzutage so viel verdorben. Durch allzu häufiges und allzu genaues Befehlen wird die andernfalls sehr wohl auszubildende Selbstthätigkeit des Dienstboten untergraben und die Geduld der Herrschaft, dieses Ziel zu erreichen, hört manchmal sogleich auf, wenn der neue Dienstbote nicht sogleich in den vielgestaltigen und viele eigenartige Dienste verlangenden Hauswesen sich zurechtfindet. Aber wie kurzsichtig ist dies. Je eigenartigere Dienste man von dem Dienstboten verlangt, um so länger muß man ihn doch auch erziehen, eingewöhnen.

Wir wollen endlich noch auf einen Umstand bei dem Gesindewesen eingehen, welcher ebenfalls heute so häufig unter einem irrigen Gesichtspunkt betrachtet wird. Wir meinen die Klagen über zunehmende Seltenheit der Dienstboten, welche ihr ganzes Leben lang im Dienste oder gar in einem einzigen Dienste bleiben. Was den häufigen Wechsel des Dienstes durch manche Dienstboten angeht, so ist dieser gewiß eine üble und zu beseitigende Folge jenes erwähnten Uebergangszustandes. Aber den Wunsch, daß die Dienstboten ihr ganzes Leben hindurch in größerer Anzahl als bisher im Dienste verharrten, theilen wir nicht. Wir würden dies vielmehr geradezu als ein soziales Unglück ansehen. Denn der Gesindedienst ist und soll in der Regel nichts anderes sein, als eine Vorschule für den selbstständigen Haushalt des Dienstboten nach der Verheiratung desselben. Wir wollen hiermit keineswegs sagen, daß die Herrschaft allein hiernach verfahren sollte, aber allerdings sind wir der Ansicht, daß die Herrschaft dieses Ziel, welches dem Dienstboten selbstverständlich vorschweben muß, ebenfalls im Auge behalten muß und sich hiernach bei der Lohnauszahlung und sonstigen Gelegenheiten, neben dem für sie wesentlichen Gesichtspunkt der eigenen Bedienung, richten muß. Sie muß die Lohnzahlung so gestalten, daß der Dienstbote veranlaßt wird, sich ein kleines Heiratsgut zu ersparen, also neben dem monatlichen Lohn muß auch ein jährlicher oder alle zwei Jahre erfolgender Lohn gezahlt werden. Gerade wenn dieses selbstverständliche Ziel des Dienstboten nicht berücksichtigt wird, gerade dann muß

Digitized by Google

er zu einem vagabundirenden und nur von heute zu morgen rechnenden Leben kommen. Daß in Ausnahmefällen Dienstboten auch ihr ganzes Leben im Dienste bleiben, ist selbstverständlich, und es ist dann gewiß ein schönes und der Belohnung würdiges Zeichen für Herrschaft und Gesinde, wenn letzteres den Dienst nie geändert hat.

Wir schließen also damit, daß auch die Herrschaft selbst dazu beitragen kann, die heutigen Mißstände im Gesindewesen zu beseitigen, nämlich wenn sie den thatsächlichen Verhältnissen gemäß verfährt.

II. Die Stände.

Als Merkmal eines Standes betrachtet man heutzutage eine gewisse Aehnlichkeit und Gleichartigkeit der Lebensbeschäftigung, des Berufes. Man spricht von einem Handwerkerstande, einem Arbeiterstande, einem Offizierstande, einem Beamtenstande. Es steht nichts im Wege, diese Bezeichnungen noch um unzählige weitere zu vermehren, je nachdem man bald genauere, bald allgemeinere gemeinsame Merkmale des Berufes mehrerer Personen aufstellt. Aber solche Eintheilungen und Bezeichnungen sind doch zuletzt nichts anderes, als müßige Wortspielereien: man übersieht bei ihnen, daß es innerhalb der Gesellschaft, innerhalb des Volkes in der That eine gewisse Grenze giebt, welche nach oben und unten, nach rechts und links Scheidungen macht, die überall und stets, wenn auch unter wechselnden Namen, bestanden haben, so lange es eine Gesellschaft und einen Staat giebt und die überall und stets vorhanden sein müssen, wenn die Gesellschaft und der Staat nicht unmittelbar zugrunde gehen sollen. Die Bedeutung dieser Grenzen auseinanderzusetzen und dadurch vielleicht das eine oder das andere Vorurtheil zu beseitigen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Es kann eigentlich immer nur zwei Stände innerhalb eines Volkes geben, denn der Standesunterschied ist nichts anderes, als die Ungleichheit in der leiblichen und geistigen Befähigung der Menschen, welche durch besondere örtliche und zeitliche Verhältnisse, durch die Verschiedenheit der Abstammung und Erziehung entsteht und welche meistens auch in dem größern Wohlstande der geistig und leiblich Befähigteren ihren äußern Ausdruck findet. Diese Ungleichheit wird dann zu einem Standesunterschiede, wenn der befähigtere oder reichere Theil dieses bestimmten Volkes sich den Aufgaben der Gesammtheit, den staatlichen Geschäften freiwillig und aufopferungsvoll mehr als die übrigen widmet, und, damit er dies vermöge, oder eigentlich, so daß er dies vermöge, der wenig befähigtere und ärmere Theil ihm Hilfsarbeit, wirthschaftliche Dienste verrichtet, während der obere Stand sich der freien Entwickelung der Gesittung hingeben kann. Um dieses zu allen Zeiten und bei allen Völkern nothwendige Verhältniß zu verstehen, müssen wir daran denken, daß Staat und Gesellschaft nichts anderes ist, als die Gesammtheit der äußeren Einrichtungen, welche bestehen, um die Pflichten der Menschen unter-

Digitized by Google

einander immer schöner und edler zu gestalten. Während die Gesellschaft dies vollbringt, indem sie sich auf den Standpunkt des einzelnen gegenüber den anderen einzelnen und allen übrigen stellt, nennt man staatliche Pflichten dagegen solche, welche vom Standpunkt der Gesammtheit aus gefordert werden müssen. Nun aber befindet sich diese Pflichtenlehre in fortwährender, unbegrenzter und stetiger Vervollkommnung und Erhöhung. Es muß also immer von neuem einzelne im Volke, im Staate geben, welche sich dieser Verbesserung ganz besonders befleißigen und ihre Arbeitskraft ganz oder doch vornehmlich darauf richten. Diese zusammengefaßt aber nennen wir eben den höhern Stand, während diejenigen, welche gleichsam nur die überlieferte Vollkommenheit der Pflichtenlehre festhalten, ohne selbst etwas erhebliches zu ihrer weitern Ausbildung beizutragen, den niedern Stand bilden. Aber diese Trennung in zwei Stände, der Standesunterschied braucht nicht völlig zugleich ein solcher zwischen bestimmten Personen zu sein. Sondern es kann zwar einerseits einzelne im Volke geben, welche sich lediglich und ganz ausschließlich dem öffentlichen Wirken zur Hebung der staatlichen und gesellschaftlichen (sittlichen) Pflichten widmen und andererseits einzelne im Volke, welche gar nichts zu dieser Art Arbeit unmittelbar beitragen, sondern nur staatlich und gesellschaftlich in einer Hilfsstellung verharren. Zwischen beiden kann es aber eine große Anzahl solcher Personen geben, welche in vielfach abgestuftem Maße bald den überwiegenden Theil ihrer Arbeitskraft zur freien Förderung des Rechts und der Sitte verwenden, bald den größern Theil derselben in einer Hilfsstellung zur friedlichen Anwendung bringen. Das Oberhaupt jedes Staates gehört durchaus zur ersten Art des Standes, zu der untern aber, um ein Beispiel zu wählen, vielleicht die, welche der öffentlichen Armenpflege anheimgefallen sind und daher nicht einmal an den öffentlichen Wahlen zum Reichstage theilnehmen dürfen; denn auch dieses Wahlrecht ist in seinem weitern Verfolge eine Mitwirkung an den höchsten Zielen des Staates. Zwischen beiden besteht, im deutschen Reiche wenigstens, ein höchst allmählicher Uebergang. Der sachliche Standesunterschied muß also überall bestehen, er braucht aber nicht zugleich durchaus ein persönlicher zu sein. Er war gleichzeitig ein persönlicher in den Staaten des Alterthums, wo mindestens die Sklaven völlig von der freien Förderung der Sitte und des Rechtes ausgeschlossen waren, meist aber auch neben ihnen noch der weit überwiegende Theil des übrigen Volkes, während die höhere Standschaft und damit die alleinige Befugniß, öffentliche Aemter zu übernehmen und an den Staatsgeschäften theilzunehmen, in dem erblichen Besitz einiger Wenigen war.

Noch viel weniger aber wie der Standesunterschied immer mit dem Unterschied zwischen mehreren Personen zusammenfallen muß, noch viel weniger braucht er ein für ewige Zeiten festgelegter und von Kind auf Kindeskind durchaus vererblicher zu sein. Sondern es ist zwar im Interesse einer ruhigen und stetigen Fortentwickelung

Digitized by Google

des Staates und der Gesellschaft nicht wünschenswerth, wenn der Standesunterschied sich von Augenblick zu Augenblick durchaus verändert und verschiebt; aber ebensowenig ist es erstrebenswerth oder auch nur erreichbar, ihn für alle Zeiten festzulegen. In gewissem Maße allerdings ist es erreichbar und geschieht es alle Tage. Denn es ist deutlich, daß der geistig und leiblich höher Befähigte, also der höher Gebildete im besten Sinne dieses Wortes, auch seinen Kindern eine verhältnißmäßig bessere Erziehung geben kann und sie also auch, wenigstens wahrscheinlich, über den Durchschnitt der Volksbildung hinauszuheben vermag; es ist ferner ersichtlich, daß der höher Gebildete auch im allgemeinen, Ausnahmefälle abgerechnet, in der Lage sein wird, sich den größeren Wohlstand zu erwerben, denn Reichthum ist nur die äußere Wirkung der höhern Bildung, insofern diese auf die Unterwerfung der Güter der Außenwelt gerichtet ist; und es ist endlich hieraus abzunehmen, daß auch die sittliche Pflicht der Vererbung dieses Reichthums, nämlich die Folge der sittlichen Pflicht der Eltern, den Kindern die möglichst beste Erziehung zu geben, auf die thatsächliche Vererbung des Standesunterschiedes eine Wirkung ausüben muß. Aber alles dies wirkt doch nicht stets und unter allen Umständen; denn es gelingt auch dem Höchstgebildeten nicht stets, seine Kinder ebenfalls über den Durchschnitt hinauszubilden, oder es kann doch von Kind zu Kindeskind hier eine allmähliche Abnahme stattfinden. Noch viel weniger ist der Wohlstand und der Reichthum stets in einem Menschenalter zu erhalten, gewiß aber nicht stets von Kind zu Kindeskind in gleichem, den Durchschnitt überragendem Maße vererblich, denn die Ueberragung des Durchschnittes ist bei dem Staatsunterschiede das Wesentliche. Es wird also immer von Zeit zu Zeit ein Auf- und Absinken der Standesangehörigkeit stattfinden aus demselben Grunde, aus welchem die geistigen und leiblichen Fähigkeiten beim Kind und Enkel im Verhältniß zum Durchschnitt der Volksbildung und des Volkswohlstandes ein anderer, bald höherer, bald niedrigerer ist, als beim Vater und beim Ahn. Diese Verschiebungen langsam und ohne gefährliche, das gesammte Volk und den gesammten Staat schädigende Erschütterungen stattfinden zu lassen, dazu trägt eine breite Mittelschicht, die mit einem Theil ihrer Arbeitskraft dem obern, mit einem Theil derselben dem untern Stand angehört, und eine allmähliche Abstufung innerhalb derselben, wesentlich bei. In einem solchen Staate und Volke wird jedermann, er selbst oder sein Nachkomme, einmal in die Lage kommen, sich zu dem höhern Stande mehr als bisher zu gesellen, oder aber, wenn er der erforderlichen Fähigkeiten entbehrt, den bisherigen Führern auch das erneute Vorwärtsschreiten zu überlassen, um vielleicht erst in seinem Enkel dies Ziel zu erreichen, welcher dann den Enkeln der ehemaligen Herren vorangeht, bis wiederum hier eine Aenderung eintritt.

Unter solchen Verhältnissen ist der Standesunterschied weder eine Härte, noch eine Ungerechtigkeit. Es liegt keine Härte in ihm

Digitized by Google

denn es ist selbstverständlich und durchaus nothwendig, daß Ungleichheiten unter den Menschen bestehen; ohne sie würde alles stets auf der gleichen Stufe verharren, aber jedesmal eine Fortentwickelung unmöglich sein; und es kann sich gewiß niemand beklagen und thut dies auch in der Regel nicht, wenn er von einem andern um den Theil überragt wird, um welchen jener wirklich bedeutender, befähigter, höher ist als er. Es kann auch keine Ungerechtigkeit darin gefunden werden. Denn niemand verliert etwas dadurch, daß einzelne sich vornehmlich dem allgemeinen Besten widmen, sondern im Gegentheil: dadurch können auch die übrigen nur gewinnen. Freilich der Stolz und der Ruhm dieser höheren, edleren, adligeren Arbeit ist allein demjenigen überlassen, der sich diesen Thätigkeiten hingiebt, aber nur, wenn er dies mit Erfolg thut. Denn der höhere Stand birgt auch die höhere Gefahr in sich. Höhere Bildung und höherer Wohlstand erzeugt höhere Pflicht desjenigen, der sie besitzt, Vorrechte kann er nur insoweit in Anspruch nehmen, als er seiner höhern Pflicht genügt, ja eigentlich nur insofern die höhere Pflicht mit Erfolg gekrönt ist. Diese Pflicht ist eben die adlige Obliegenheit, für andere sich aufzuopfern und der Führer in der Fortentwickelung der Pflicht, in Sitte und Recht, in Krieg und Frieden, zu sein; ihre Ausübung vermag die höchste Befriedigung zu gewähren, wenn der Erfolg eintritt; bleibt er aber aus, so ist auch die Verzweiflung die größere. Die höhere Pflicht und die adlige Stellung kann ihren Erwählten erheben, aber auch zerschmettern. Derjenige, welchem sie nicht obliegt, geht den geringern, aber auch den zufriedenern Weg; er kann von den Fortschritten der Gesammtheit stets nur den Vortheil haben. So ist also im Standesunterschied eine Ungerechtigkeit, wenn man ihn einmal von diesem, eigentlich nicht ganz geeigneten Gesichtspunkt betrachtet, oder eine willkürliche Begünstigung des einen auf Kosten und zum Schaden des andern nicht enthalten.

III. Der Zweikampf.

Der Zweikampf ist eine Forderung der gesellschaftlichen Sitte, welche auf das Innigste mit dem in der Gesellschaft und im Volke nothwendigerweise bestehenden Standesunterschiede zusammenhängt. Die Frage, ob der Zweikampf verwerflich oder zulässig sei, ist bekanntlich eine der vielumstrittensten Fragen. Von der einen Seite wird gesagt, daß er nur ein Ueberrest mittelalterlicher Selbsthilfe und Gewaltthätigkeit sei, welche in kürzerer oder längerer Zeit zu verschwinden habe, auf der andern Seite wird er alltäglich geübt und vermindert sich in keiner Weise. Der Staat bedroht in seinen Strafgesetzen den Zweikampf mit beträchtlichen Strafen; die Gesellschaft straft denjenigen, welcher den Zweikampf nicht übernimmt, obwohl er dies nach den hierüber gesetzesgleich bestehenden Empfindungen seiner Standesgenossen müßte, mit Verachtung. Wie lassen sich so starke Widersprüche lösen? Wir wollen die Antwort zu geben

Digitized by Google

versuchen: Der Zweikampf ist eine nothwendige Einrichtung, um die Sitte unverletzt zu erhalten; die Widersprüche über ihn rühren daher, daß gerade bei ihm so leicht Ausschreitungen möglich sind, oder vielmehr, um es richtiger zu sagen, daher, daß er sehr häufig aus Eitelkeit oder anderen Beweggründen übernommen wird, wo er nicht nöthig war und wo er dann nichts weiter ist, als ein gefährlicher Muthwillen.

Wir wollen einmal zunächst feststellen, von wem die gesellschaftliche Sitte verlangt, daß er einen Zweikampf auf sich nimmt, wenn die sonstigen Voraussetzungen dazu vorliegen. Sie verlangt es vor allem nur von Männern, nicht von Frauen; wenn Fälle erzählt werden, wo zwischen Frauen ein Zweikampf stattgefunden hat, so erweckt das unbedingt das Gefühl, daß es nicht nur durchaus unweiblich, sondern auch, daß es lächerlich ist; sie verlangt es ferner nur von erwachsenen Männern, nicht von Knaben; bei letzteren würde der Zweikampf entweder zum Spiele werden oder er ist als die Folge eines für ihre Jahre überreizten und unkindlichen Ehrgefühles anzusehen: sie verlangt es endlich nur von Männern, welche die Berechtigung haben, sich zum höhern Stande zu rechnen. Diese thatsächlich bestehenden und durchaus gesunden Anschauungen über die Voraussetzungen des Zweikampfes geben schon genügenden Stoff, um zu erkennen, was am Zweikampf der Erhaltung werth ist. Aber wir müssen zuerst noch etwas weiter ausholen und bitten den Leser, uns auf einem kurzen Wege allgemeiner Betrachtungen ohne Ungeduld zu begleiten. Man weiß, daß man unter „Sitte" diejenigen Gebote der Pflicht versteht, welche sich ergeben, wenn man den Einzelnen in seinen verschiedenen Lebenslagen, als Angehörigen der Familie, als Volksangehörigen, als Angehörigen der Menschheit, anderen einzelnen Personen gegenüber gestellt denkt und fragt, was er für Pflichten gegen diese und was für Pflichten diese gegen ihn haben, mit anderen Worten, was unter Eltern und Kindern, Mann und Weib, zwischen Geschwistern, Verwandten, Volksangehörigen und gegen den Nächsten Pflichtgebot, Sitte sei. Wir wissen, daß auch der Staat und das Recht an der Ausbildung der Pflicht arbeitet, aber daß er nicht so fragt wie die Sitte, sondern vielmehr sich auf den Standpunkt der Gesammtheit stellt und fragt, was der Einzelne gegen eine gewisse Mehrheit, die Gesammtheit für Pflichten habe; wobei man dann zuweilen zu demselben Endergebniß kommt, wie bei der Sitte, zuweilen aber auch zu einem etwas abweichenden, zuweilen aber erkennt man, daß einiges, was die Sitte fordert, von den Folgerungen staatlicher Pflichtgebote überhaupt nicht berührt wird und weder mit „ja" bekräftigt noch mit „nein" umgestoßen wird. Dieses nun würde von den Strafgesetzen des Staates keinen Schutz genießen können und deßhalb muß es einen anderen Schutz, nämlich die Einrichtung des Zweikampfes, haben. Wir wissen nun ferner auch, daß die Sitte, die Pflichtgebote der Gesellschaft, sich in steter Vervollkommnung befinden und daß es gerade der eigenste Beruf der

Digitized by Google

höher Gebildeten, nämlich eben der von höherer Sitte erfüllten, ist, dieses Amt der Vervollkommnung zu führen und über die Zurückweisung der Angriffe gegen die Sitte zu wachen. Darum liegt der Zweikampf nur solchen Volksmitgliedern ob, welche zum höhern Stande zu rechnen sind und wegen ihrer höhern Bildung sich hier zuzurechnen befugt sind. Er liegt ihnen nur dann ob, wenn und sobald sie selbstthätig an der Vervollkommnung der Sitte mitzuarbeiten berufen sind, also erst wenn ihre Erziehung beendigt und sie erwachsen sind; er liegt Frauen niemals ob, weil sie nicht selbstthätig zur Vervollkommnung der Sitte mitwirken, sondern sie in ihrer Reinheit und überlieferten Ausbildung erhalten.

Verletzt jemand ein Sittengebot in einem Maße, daß die Nachahmung eines solchen üblen Beispieles eine bleibende Schädigung der Sitte herbeiführen könnte, so hat er seine Ehre verloren; und trifft er dadurch gleichzeitig einen andern so, daß dieser es nicht dulden kann, ohne daß die in der Verletzung enthaltene Schlechtigkeit gleichsam frohlocken würde, so ist ein Zweikampf nothwendig. Das ist ein Kampf zwischen Zweien unter gewissen gesetzesgleichen Bedingungen, welche verhindern, daß eine Angriffsweise erfolgt, die der Gegner nicht voraussehen konnte und bei welchem einer der Kämpfer höchst wahrscheinlich getödtet werden wird. Darum ist es für den Hauptzweck des Zweikampfes, die Unversehrtheit der Sitte, gleichgiltig, welchen der beiden Kämpfer es trifft; denn sei es nun, daß der Verletzer der Sitte fällt oder ihr Vertheidiger, immer wird bewiesen, daß die Angelegenheit ernst genug war, um ein Menschenleben darum aufs Spiel zu setzen. Darum ist es auch nicht unter allen Umständen nothwendig, daß wirklich einer von beiden getödtet werde, sondern nur, daß dies höchstwahrscheinlich nach den besonderen Bestimmungen dieses Zweikampfes zu erwarten sei, sonst ist es eine nichtige und französische Prahlerei. Der Zweikampf ist also der Wächter der Sitte, nicht ein Ueberbleibsel der Selbsthilfe, mit welchem er allerdings zu Zeiten staatlicher Ohnmacht eins zu sein und aus welchem er sich geschichtlich zu entwickeln scheint. Er ist eine heute und für alle Zeiten tüchtiger und edler Sitte nothwendige Einrichtung und wird so lange bestehen, als es Entrüstung über niedrige Gesinnung und als es Mannesmuth giebt.

Nicht jeder ist verpflichtet, eine Herausforderung zu stellen oder sie anzunehmen, sondern nur derjenige, der so weitumschauend und angesehen in der Gesellschaft steht, daß sein Beispiel die Sitte kränken muß, wenn er sie verletzt und daß er sie aussöhnt, wenn er sie vertheidigt, vorausgesetzt überall, daß nicht höhere Pflichten des Amtes oder sonstiger Umstände den Zweikampf für ihn ausnahmsweise verbieten. Zum Zweikampf verpflichtet ist also ein jeder, wer sich zum Stand der Gebildeten rechnen will, niemals also alle gleichzeitigen Mitglieder der Gesellschaft oder des Volkes, sondern immer nur derjenige Theil desselben, welcher, über das Durchschnittsmaß hinaus, den Gang der Sitte versteht und beeinflußt. Jedem ist es überlassen,

Digitized by Google

zu beurtheilen, ob er sich dazu für verpflichtet halten will; entscheidet er aber feige und unter Selbsttäuschungen, so brandmarkt ihn die Gesellschaft durch Verachtung, und eben hierdurch verliert er dann die höhere Eigenschaft und die aus derselben fließende höhere Pflicht, vor welcher er geflohen ist.

Das Gebot des Zweikampfes soll also die niedrige und verletzende Gesinnung unterdrücken oder doch unschädlich machen; auch in einer scheinbar geringfügigen Handlung kann eine solche enthalten sein; die Verletzung des Gefühles des Betroffenen, Angegriffenen, giebt das Maß an, gemildert nur durch die helfende Ueberzeugung nahestehender Standesgenossen, aber immer ohne Rücksicht auf fremde Wünsche oder staatliche Verbote. Wenn der Staat den Zweikampf straft, so thut er dies vielleicht zum Theil, weil die Gründe eines berechtigten Zweikampfes sich im voraus im Gesetze nicht feststellen lassen, eine allgemeine Gestattung eines nach festen Regeln zwischen Zweien stattfindenden Kampfes aber zu erheblichen Störungen der staatlichen Ordnung führen würde, hauptsächlich aber deßwegen, weil selbst der berechtigte Zweikampf eine solche Störung in sich enthält. Das Strafgesetz bestraft den Zweikampf daher mit Recht, obwohl ihn die Sitte ebenso mit Fug unter gewissen Voraussetzungen fordert und gebietet. Der Staat straft aber den Zweikampf nicht mit entehrender Strafe, welche vielmehr nur da angebracht ist, wo die Sitte und die staatliche Forderung gleichmäßig und nebeneinander verletzt ist, sondern sie straft ihn mit polizeilicher Strafe, das heißt, mit einer solchen, welche Thaten sühnen soll, die die Ordnungen des Staates, aber nur diese und nicht gleichzeitig die Sitte, verletzen. Die staatliche Strafe ist aber überhaupt gegenüber der hohen sittlichen Bedeutung des Zweikampfes, wo es sich um das Leben handelt, unerheblich, es ist nur wie die schmerzhafte Berührung der höheren bedeutenderen Pflicht.

Kein Zweikampf ist die Mensur oder das Kampfspiel auf deutschen Hochschulen, schon deßwegen nicht, weil der Ausgang bei denselben wahrscheinlich kein tödtlicher ist. Diese Kampfspiele finden daher nicht wegen einer Ehrverletzung statt, vielmehr würde wegen einer solchen eine „schwere" Forderung, das heißt, ein wirklicher Zweikampf erfolgen müssen, sondern sie werden der äußern Aehnlichkeit mit dem Zweikampf entsprechend durch eine scheinbare, gleichsam spielende Ehrverletzung hervorgerufen, oder geradezu zwischen den scheinbar ernstlichen Gegnern gütlich bestimmt und vereinbart. Das Letztere aber entspricht auch der Sache am meisten, denn es ist nur ein Spiel zur Uebung der Waffentüchtigkeit und des männlichen Muthes, es ist eine Schule, wenn auch selbstverständlich nicht die einzige, zu männlichem Muthe und sittlicher Festigkeit. Solche Kampfspiele sollten daher, anstatt zuweilen ebenfalls in irriger Verwechselung mit dem Zweikampfe bestraft zu werden, im Gegentheil ein Gegenstand der Förderung sein. Sie müßten durchaus straffrei bleiben. Und man müßte sie dadurch vom Zweikampfe abgrenzen,

Digitized by Google

daß man solche nach bestimmten Regeln stattfindenden Kämpfe zwischen zwei Gegnern für straffrei erklärte, welche sich innerhalb der Satzungen der Hochschulen oder ihr gleichgestellter Vereinigungen halten und diese dann also nicht als Zweikampf ansähe. Solche Satzungen würden dann von den über die Ordnung der Hochschulen wachenden Behörden zu erlassen sein und in denselben alles bestimmt werden können, was erforderlich erscheint, um zu verhindern, daß das Kampfspiel in einen Zweikampf ausarte, vielleicht, daß ein Mitglied der Behörde selbst dabei zugegen sein müsse oder daß diese oder jene Maßregel getroffen werde, welche einen tödtlichen Ausgang unwahrscheinlich macht. Die Waffen hierzu müßten geradezu von der Hochschule selbst den Spielenden gewährt werden, ebenso wie die sonstigen Mittel einer edlern Bildung, welche die Hochschulen darbieten.

* * *

Nachschrift der Redaction des „Salon". Obwohl mit den Ausführungen über das Duell nicht einverstanden, haben wir denselben doch Raum in unserem Blatte gegeben, da wir sie auf jeden Fall für bemerkenswerth halten. Sie geben die Anschauungen gewisser Kreise unseres Volkes, welche jetzt von neuem die herrschenden geworden sind, wieder. Daß die höheren Stände in England ihre Würde und Ehre, welche der der deutschen vornehmeren Kreise mindestens ebenbürtig ist, auch ohne Duell zu wahren wissen, ist doch eine unbestreitbare Thatsache. Warum sollte es denn bei uns nicht auch ohne den Zweikampf gehen?

Digitized by Google

„Und Friede auf Erden!“

Weihnachtserzählung von T. Tschürnau.

Die Vorhänge waren weit zurückgezogen und ließen der Wintersonne freien Zutritt in ein großes, elegantes Zimmer, das ein feiner Duft von blühenden Rosen und Veilchen erfüllte.

Der Raum war mit banalem Gasthofluxus ausgestattet, erhielt aber durch die auf allen Tischen umherliegenden Bouquets und Lorbeerkränze ein eigenthümlich festliches, phantastisches Gepräge.

Auf einem Divan, der quer ins Zimmer hinein zu einem der Fenster geschoben worden war, lag behaglich ausgestreckt eine junge Dame.

Sie trug ein Morgenkleid von schillernder persischer Seide, dessen weite geschlitzte Aermel ihr bei jeder Bewegung bis an die Schultern zurückfielen und die wundervoll geformten Arme in ihrer ganzen Schönheit freiließen. Die Dame war nicht mehr ganz jung, sie mochte 27 bis 28 Jahre zählen.

Ihre Gestalt war hoch und imposant, sie hatte scharf ausgeprägte Züge und große, dunkle, geistsprühende Augen, von langen, leicht nach innen gebogenen Wimpern umschattet. Ihr volles, blauschwarzes Haar war im Nacken zu einem losen Knoten aufgesteckt und von einem silbernen Pfeile gehalten. In dem schillernden Gewande glich sie weit mehr einer hehren Priesterin der Vorzeit, als einer modernen Dame, die im zierlichen Négligé ihre Morgenchokolade schlürft.

Uebrigens war der duftende Trank in der halbgeleerten Tasse längst erkaltet, ohne daß die Ruhende es bemerkt hätte. Aus einer auf dem niedrigen Tischchen neben ihr stehenden Schale nahm sie einen der zahlreichen Briefe nach dem andern. Sie überflog die meisten der Briefe nur und ließ sie dann achtlos auf den Teppich zu ihren Füßen niedergleiten. Dabei verrieth ihr lebhaftes Mienenspiel sehr deutlich, welchen Eindruck ihr die verschiedenen Schriftstücke machten.

Digitized by Google

Hier Verse — ein Sonett:

„Wie rann mir süßer Schauer durch die Glieder,
Sobald im Kerzenscheine hell erglühte
Das Marmorhaupt der goldnen Aphrodite,
Und ich zu ihr erhob die trunknen Lider."

Sie überlas es lächelnd.

„Primanerschwärmerei! Einige Versfüße zu viel, aber echte Begeisterung eines jungen Menschenherzens."

Jetzt ein Brief auf dickem, englischem Papier, die neuneckige Krone über den verschlungenen Buchstaben des Monogramms: „Meine Gnädigste! Sie waren gestern gottvoll, ganz pyramidal, mir fehlen auf Ehre die Worte —"

Die Künstlerin las nicht weiter, sie ließ das duftende Billet zu den übrigen herabsinken und verbarg ein Gähnen hinter der vorgehaltenen Hand.

Andere Briefe theilten das Schicksal der bisherigen, nur einige recht unelegant aussehende wurden auf die Tischplatte zurückgelegt.

Marietta Giola besaß ein weiches, warmes Künstlerherz; sie war freigebig bis zum Uebermaß, und die Thatsache, daß sie schon recht oft getäuscht worden war, hatte noch immer nicht die Wirkung gehabt, sie vorsichtiger zu machen.

Jetzt kam ein mit großgeschwungenen Schriftzeichen bedecktes Briefblatt an die Reihe, daß die Aufmerksamkeit der Dame ganz besonders in Anspruch zu nehmen schien. Sie überlas es mehrmals und sah dann gedankenvoll vor sich hin, als suche sie die Lösung irgend eines schweren Problems.

Ihre Brust hob und senkte sich in tiefen Athemzügen, und zwischen ihren feingeschwungenen Brauen gruben sich zwei tiefe Falten ein.

„Es wäre das Beste", murmelte sie vor sich hin, „das Beste für ihn und für mich."

Sie legte die Hand erst auf ihr wildklopfendes Herz und dann auf die Augen. Als sie die schlanken Finger sinken ließ, waren sie feucht von Thränen.

Da klang ein diskretes Klopfen, und ein stumpfnasiges Soubrettengesichtchen erschien in der Thüröffnung.

„Der Herr Professor Walsdorf läßt fragen, ob er die Ehre haben kann?"

Die schöne Frau zögerte einen Moment mit der Antwort.

„Gewiß — ich lasse bitten!" sagte sie dann.

Die niedliche Zofe verschwand und gleich darauf trat ein hochgewachsener Mann rasch ins Zimmer und auf die Dame zu, die sich aus ihrer halbliegenden Stellung erhoben hatte und ihm mit freundlichem Lächeln die Hand entgegenstreckte.

„So früh, mein Freund?" scherzte sie.

Er hob ihre Hand an seine Lippen. „Bei weitem nicht früh genug für meine Sehnsucht", sagte er dabei.

Digitized by Google

„Jedenfalls aber viel zu früh für den gesellschaftlichen Brauch. Es hat eben erst zehn Uhr geschlagen. Nun, da Sie einmal hier sind, mögen Sie denn auch bleiben. Als meinem Jugendfreunde stehen Ihnen besondere Privilegien zu."

„Nur in dieser Eigenschaft?"

„In welcher sonst? Sie sind unbescheiden, mein Freund!"

Ihre kühle Ruhe stach seltsam ab gegen die leidenschaftliche Heftigkeit ihres Besuchers, in dessen Augen heller Zorn aufgeblitzt war bei ihren letzten Worten.

Er hatte den Löffel von der Chokoladentasse genommen und trommelte mit demselben einen sehr bewegten Kriegsmarsch, während die nervöse Aufregung in seinen Zügen zuckte und wetterleuchtete.

Es war ein echtes Künstlerantlitz, vornehm, durchgeistigt, mit tiefliegenden grauen Augen, die in jugendlichem Feuer leuchteten. Das Leben hatte schon seine tiefen Runen gezeichnet in dieses geistvolle Gesicht und das dichte, dunkle Haar zeigte an den Schläfen einen leichten Silberschein.

Mit einer zornigen Bewegung warf er den Löffel fort.

„Warum sind Sie so grausam heut, Marietta?" fragte er und dabei flog unter seinen zusammengezogenen Brauen ein Blick, halb Groll, halb Zärtlichkeit, zu dem schönen Weibe hinüber.

Sie zuckte lächelnd die Achseln. „Grausam? Ich? Welche Idee!"

Walsdorf gab seinem Sessel einen Ruck, der ihn seiner Nachbarin bedeutend näher brachte.

„Doch! Sie sind es", sagte er ungestüm, „und Sie wissen es auch sehr genau. Ich kann das nicht ertragen. Warum werde ich so behandelt? Was habe ich Ihnen gethan? Was soll die wachsende Kälte dieser letzten Tage? Sie peinigen mich dadurch. Sie haben doch nicht etwa eine Ueberraschung für mich in petto, Marietta?"

Er lachte auf.

„Sie wissen, es ist Christfest heut, da sind die Ueberraschungen an der Tagesordnung. Sie sind während Ihres Gastspiels der erklärte Liebling des hiesigen Publikums geworden; nach den Ovationen, die man Ihnen bei Ihrer gestrigen Abschiedsvorstellung bereitet hat, können Sie daran unmöglich zweifeln. Trotzdem und trotz der glänzenden Anerbietungen, die man Ihnen macht, haben Sie sich noch nicht entschlossen, den Kontrakt zu unterzeichnen. Warum? Was soll dieses Zögern? Sie können unmöglich daran denken, „nein" zu sagen. Sie dürfen es nicht. Was sollte ich beginnen ohne Sie, das einzige Wesen, dem ich wirklich lieb bin und das mich versteht?! Sie dürfen mich nicht verlassen, Marietta! Der bloße Gedanke, daß Sie wieder von mir gehen könnten, bringt mich außer mir."

Er sprang empor und ging ein paarmal hastig im Zimmer auf und nieder.

Dann blieb er vor Marietta stehen. „Warum reden Sie nicht?" fragte er heftig. „Wenn Sie fortfahren, mich so zu quälen, werde ich glauben, daß auch Sie eine herzlose Kokette sind."

Digitized by Google

„Nein, Richard, das werden Sie nicht glauben."

Die mächtigen dunklen Augen hoben sich dabei zu den seinen, und was er in ihnen las, überwältigte den ungestümen Mann. Er sank neben dem Sopha auf die Kniee nieder und lehnte seine heiße Stirn auf die Hände der Schauspielerin.

Sie ließ es geschehen.

Eine kleine Weile blieb es ganz still in dem Zimmer, dann sagte Marietta sanft: „Lassen Sie uns jetzt wie vernünftige Leute mit einander reden, Richard! Da — setzen Sie sich zu mir! Versuchen Sie ruhiger zu sein. Und vor allem sagen Sie mir, was geschehen ist. Sie verließen mich gestern nach der Vorstellung in glücklichster Stimmung, und heute hat, wie es scheint, der Dämon des Trübsinns wieder ganz und gar von Ihnen Besitz genommen. Was ist's?"

Er hatte sich wieder auf den Sessel neben sie gesetzt und fuhr sich langsam mit der Hand über die Stirn, als könne er die bösen Gedanken, die hinter derselben arbeiteten, auf diese Weise verscheuchen.

„O, nichts besonderes", sagte er herb, „wenigstens läßt es sich nach meinen Erfahrungen auf diesem Gebiete kaum etwas besonderes nennen, daß mir heut die Misère meines häuslichen Lebens wieder einmal voll und ganz zum Bewußtsein gekommen ist. — Meine hochgräfliche Schwiegermutter ist leider durch ein leichtes Unwohlsein verhindert, das Christfest mit uns — das heißt mit meiner Frau und dem Kinde — hier zu verleben. Die beiden werden deßhalb morgen früh mit dem ersten Zuge nach Schloß Harteustein fahren. Meine Gattin sagte mir das heut Morgen beim Frühstück; sie fügte hinzu, daß sie am liebsten schon heut abgereist wäre, wenn nicht die schon vorbereitete Bescheerung für das Kind und die Dienstleute dies unmöglich gemacht hätten. Der Form wegen fragte sie dann natürlich auch, ob ich etwas gegen ihre Dispositionen einzuwenden hätte, und ebenso natürlich war es, daß ich nicht das Mindeste dagegen einzuwenden fand. Es ist ja so selbstverständlich, daß man gerade dieses Fest im Kreise seiner Familie zu verleben wünscht. Glaube nur nicht, daß die Thatsache an sich mich etwa besonders gekränkt hat. Mein Verhältniß zu meiner Gattin ist derart, daß wir beide um so zufriedener sind, je weniger wir von einander sehen. Nur die Art, wie diese Thatsache mir mitgetheilt wurde, empörte mich. Es war, als verhandle eine regierende Königin mit dem zerlumpten Bettler, der sich frech in ihre Nähe gedrängt hat. Jedes Wort war darauf berechnet, mich zu verletzen. Sie hat ein merkwürdiges Talent, alle angeborene Wildheit in mir zu entfesseln; es kommen Minuten — wie eben heut — Minuten, in denen ich sie tödten könnte. Wir stehen auf gefährlichem Boden — sie und ich — auf einem Vulkan, der unter Schnee und Eis verborgen ist. Meine einzige Rettung in solchen Minuten ist die Flucht. Auch heute eilte ich fort. Ich kam zu Dir. Du bist mein guter Engel, Marietta! Mein wildes Herz wird still, wenn ich in Deiner Nähe bin; der Sturm in mir ver-

Digitized by Google

braust, wenn ich meine schmerzende Stirn auf Deine kühlen Hände legen kann. Glück, Frieden, Ruhe finde ich nur allein bei Dir, Du bist ein Theil meiner Seele, mein besseres Selbst, meine Muse, die mich nach furchtbarer thatloser Zeit zu neuem künstlerischem Schaffen begeistert hat. Mich verlassen hieße mich zurückstoßen in den Abgrund, aus dem Du mich kaum erst zu Dir emporgezogen hast. Wir werden köstliche, stille Feiertage verleben. Nicht wahr, Marietta? Du wirst mir erlauben, sehr, sehr oft zu kommen! Gieb mir dieses Versprechen als Christgeschenk. Willst Du?"

Marietta nickte lächelnd. „Wenn es Ihnen Freude macht — gewiß. Ihr Besuch ist mir stets willkommen."

Der Professor trommelte schon wieder, diesmal mit den Fingern, auf der Tischplatte.

„Wie kühl das nun wieder klingt!" grollte er. „Gott weiß, was ich verbrochen haben mag, daß Du seit einigen Tagen für gut findest, mich so zu mißhandeln. Jeder Laffe hat das Recht, sich an Dich zu drängen, Dich anzuhimmeln, Dich mit faden Komplimenten zu überschütten; ich aber darf sicher sein, daß meine theure Freundin mich bei der kleinsten Extravaganz sofort in die mir gebührenden Schranken zurückweist. Ich hasse das Heer dieser Laffen, die Deinen Hofstaat bilden. Da ist z. B. dieser Ringstetten — ein Tartuffe, ein Phrasendreher, ein Hohlkopf, in Gold gefaßt —"

Marietta hielt sich lachend die Ohren zu.

„Halt, halt, mein lieber Freund!" sagte sie. „Wohin verirren Sie sich wieder? Wenn Sie zornig werden, lassen Ihr gesundes Urtheil und Ihr Gerechtigkeitssinn Sie sofort im Stich. Dieser Herr von Ringstetten ist durchaus nicht der hohlköpfige Stutzer, den Sie aus ihm machen, sondern ein recht gescheiter, prächtiger Mensch, der nur vielleicht etwas mehr auf Aeußerlichkeiten giebt, als eben nöthig wäre. Und ein Tartuffe ist er nun schon gar nicht — hier der Beweis dafür."

Sie reichte ihm den Brief, den sie während des ganzen Gesprächs in den Händen gehalten hatte. Der Professor las ihn; sein Gesicht verfinsterte sich; er ballte, ohne zu wissen, daß er es that, das Papier in den Fingern zusammen.

„Was wirst Du antworten?" fragte er rauh.

Marietta wich seinem Blicke aus. „Noch weiß ich es nicht", sagte sie.

Walsdorf schleuderte den Brief mit einer leidenschaftlichen Geberde auf den Tisch. „Du kannst nicht daran denken, die Frau dieses Ringstetten zu werden!" stieß er heftig hervor.

Diesmal begegneten die dunklen Frauenaugen fest und klar den seinen.

„Und warum nicht, lieber Freund?" fragte die Schauspielerin. „Ich glaube, es wäre das Klügste, was ich thun könnte."

Er wollte sie unterbrechen; sie wehrte ihm mit einer leichten Handbewegung.

Digitized by Google

„Nicht so, theuerster Meister", bat sie lächelnd. „Werden Sie nicht heftig, denn dann ist bekanntlich mit Ihnen nicht zu reden. Hören Sie mich ruhig an. Herr von Ringstetten ist ein Ehrenmann — nachdem Sie diesen Brief gelesen haben, wird es selbst Ihnen nicht mehr möglich sein, daran zu zweifeln; er bietet mir eine behagliche Lebensstellung und durch seine maßvolle, verständige Gemütsart die Bürgschaft für eine, wenn auch nicht himmelstürmend glückliche, so doch angenehme Zukunft an seiner Seite. Das alles sind Vorzüge, die schwer wiegen."

„Und die natürlich vollkommen entschädigen für die Thatsache, daß Du diesen Herrn von Ringstetten nicht liebst."

Marietta überhörte die bittere Ironie dieser letzten Worte.

„Sie haben recht", sagte sie, „ich liebe ihn nicht, aber ich schätze ihn hoch, und das ist viel."

„Nicht genug, um daraufhin einen Bund fürs Leben zu schließen."

„Doch — in meinem Falle. Sie nennen mich eine gottbegnadete Künstlerin, auch andere thun es; in einzelnen glücklichen Momenten glaube ich selbst daran. Oft aber bin ich muthlos, dann verzweifle ich an meinem Können, und die Zukunft starrt mich an wie ein düsteres Gespenst. Jedenfalls trägt der Flug meines Genies mich nicht so hoch, daß ich die zahllosen Nadeln nicht fühlen sollte, die meine Schwingen ritzen. Man bewundert mich und greift mich doch maßlos an; ich habe viele Freunde, aber auch zahlreiche Gegner. — Mein Können ist ungleichmäßig: ich bin groß an einem Abend und mittelmäßig am nächsten. Oft tritt die Kritik mir feindselig entgegen, das Publikum bleibt kühl. In solchen Zeiten fühle ich denn, daß ich nur ein schwaches Weib bin. Da kommt mir die Sehnsucht nach einem Halt, nach Schutz, nach Trost und Liebe. Diese Heimatsehnsucht kann eben nur der begreifen, der gleich mir aufgewachsen ist ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne Freunde —"

„Und ich, Marietta! War ich nicht Dein Freund?"

Sie lächelte trüb.

„Ja — Du warst mein einziger Freund, mein guter Kamerad, mein Bruder, bis Du fortgingst in die weite Welt und mich vergaßest."

Er senkte den Kopf unter ihrem sanften Vorwurf, dann aber richtete er sich energisch auf.

„Du magst recht haben mit allen Deinen Gründen", sagte er, „aber wenn ich sie auch gelten lasse, wenn ich sogar zugebe, daß eine auf Achtung gegründete Ehe unter Umständen eine halbwegs glückliche werden kann — in diesem Falle trifft das nicht zu. Deine Ehe mit diesem Ringstetten würde ein Unrecht sein, weil Du Dich ihm lediglich verkauft hättest. Oder kennst Du einen andern Namen dafür? Ist es nicht ein schnöder Handel, wenn eine Frau, lediglich um äußerer Vortheile willen, eines Mannes Weib wird, während sie mit untrüglicher Sicherheit weiß, daß sie einen andern liebt —"

„Richard!"

Digitized by Google

„Nun — leugne es doch! Sage, daß Du mich nicht liebst. Ah — Du schweigst. Die Lüge will nicht über Deine Lippen. Ich Dich einem andern Manne lassen! Nein, und tausendmal nein. Mir gehörst Du, und ich will den sehen, der es wagen darf, Dich mir streitig zu machen."

Er wollte sie an sich reißen, aber sie fuhr auf und stieß ihn mit einer wilden Geberde zurück.

„Kein Wort mehr", sagte sie finster, „oder ich vergesse, daß Du mir je theuer gewesen bist, und weise Dich auf immer von meiner Schwelle. Geh jetzt!"

Aber er blieb.

„Ich bin kein Schurke, Marietta", sagte er fest, „und ich habe Dir kein Recht gegeben, mich für einen solchen zu halten. Nicht meine Liebe allein biete ich Dir, auch meinen Namen — mein Weib sollst Du sein."

Sie sah ihn an — groß, starr, ungläubig.

„Und Deine Gattin?" fragte sie langsam.

Alle weiche Zärtlichkeit war plötzlich aus seinem Gesicht verschwunden.

„Meine Ehe ist löslich", sagte er, „und ich will sie lösen — sofort, heute noch werde ich die nöthigen Schritte thun. Meine Frau wird gern einwilligen; wir sind uns nichts, gar nichts, das weißt Du ja. Sie wird nur allzufroh sein, daß die Trennung dieser Ehe sie endlich ganz und gar der Sphäre zurückgiebt, in der sie geboren und erzogen wurde."

„Vielleicht irrst Du Dich doch."

„Nein, nein."

„Es giebt ein Band zwischen Euch, das durch nichts gelöst wird — Dein Kind!"

„Mein Kind!" — Er wiederholte das mit unsäglicher Bitterkeit. „Wenn Du wüßtest, Marietta, wie wenig es mein Kind ist. Kein Zug an ihm erinnert an mich; er gleicht ganz und gar seiner blonden, kühl vornehmen Mutter. — Er ist ein Hartenstein vom Wirbel bis zur Fußsohle, wie meine gräfliche Schwiegermama mit vielem Stolze sagt. — Man hält ihn ängstlich fern von mir; Besuche in meiner Künstlerwirthschaft werden ihm nur unter strenger Obhut der Bonne gestattet. Dann ist er von der langweiligsten Artigkeit — ein kleiner Grandseigneur, der eingelernte Phrasen hersagt und eingelernte Verbeugungen macht. Bei den Mahlzeiten erscheint er nicht, und so kommt es, daß ich mein eigenes Kind oft tagelang nicht sehe. Nein, Marietta, der Knabe ist kein Hinderniß! Er liebt mich nicht, so wenig wie seine Mutter mich je geliebt hat. Kindische Begeisterung für den berühmten Maler, die Lust, etwas ungewöhnliches zu thun, der durch den Widerstand der Ihren geweckte Trotz — das waren die Motive, welche das reizende siebzehnjährige Komteßchen lockten, mein Weib zu werden. Die Reue kam bald — ich sah ein, daß mein Weib mich nie geliebt hatte, und seit ich das wußte, war ich zu stolz,

Digitized by Google

mich ihr aufzudrängen. Unsere Ehe ist nur noch eine äußere Form, unser Zusammenleben unter dem nämlichen Dache ist für uns beide eine Hölle auf Erden. Warum also diese Fesseln nicht lösen? Mein Glück ist bei Dir. Ich stand auf dem Punkte, meine Kunst, mich selbst zu verlieren, da kamst Du! — Du rettetest mich, Du gabst mir den Glauben an meine künstlerische Schaffenskraft zurück. Du bist wieder geworden, was Du mir einst warst: meine Freundin, meine Vertraute. Ich habe Dir nichts verhehlt. Nur eins sagte ich Dir noch nicht. An dem Abende, da ich in der gefeierten Marietta Giola meinen einstigen kleinen Schützling wiederfand, an diesem Abende wollte ich mich tödten."

In der nachträglichen Angst um das geliebte Leben schmiegte Marietta, aller Zurückhaltung vergessend, sich an ihn.

Er legte den Arm um sie und zog sie neben sich auf das Sopha nieder.

„Ja, tödten", wiederholte er, „meine Kraft war zu Ende. Wo finde ich Worte, Dir zu schildern, wie elend ich damals war. Nicht auf einmal war es gekommen, nein, nach und nach; als ich mir der ganzen Gefahr bewußt wurde, sah ich auch schon keinen Ausweg mehr. Ich gestand Dir schon, daß ich ein tolles Leben geführt habe in diesen letzten beiden Jahren; auf Tage angestrengter Arbeit folgten Nächte, in Saus und Braus verlebt. Meine innere Zerrissenheit wuchs. Dann kam das Furchtbarste: meine Kunst ließ mich im Stich. Ich fühlte, wie meine Schaffenskraft erlahmte, wie der Flug meiner Phantasie mich nicht mehr mühelos emportrug, wie die Fülle der Gestalten, die mich sonst umgaukelt hatte, jetzt verblaßte und zurückwich, wenn ich sie festhalten wollte. Mein letztes Gemälde hatte nicht den Erfolg der früheren. Man tadelte noch nicht, aber man lobte matt. Was man mir noch verhehlte, das las ich dennoch zwischen den Zeilen heraus, das hörte ich aus dem matten Lobe hervorklingen: „Er hat den Gipfel schon überschritten, er ist auf dem Abstiege." Ich stürzte mich mit zorniger Energie in die Arbeit; ich wollte etwas großes schaffen, etwas überwältigendes, das die Lästerer zum Schweigen bringen sollte. Es gelang mir nicht. Die Arbeitsstunden in meinem Atelier — sonst Stunden der Wonne — wurden jetzt zur bittern Qual für mich. Mein Dasein wurde mir unerträglich. Ich dachte an Selbstmord. Zuerst spielte ich mit der Idee, dann konnte ich nicht mehr von ihr loskommen. Ich kaufte mir eine Pistole, ein hübsches, glitzerndes Ding, zierlich wie ein Kinderspielzeug. Sie lag scharf geladen in einem Fache meines Schreibtisches. Manchmal setzte ich sie probirend an meine Schläfe.

„Ein Druck, dachte ich, und meine Qual hat ein Ende.

„Das war mein Trost!

„Ich hatte mir einen Termin gesetzt, nicht etwa, weil ich das Ende hinauszuschieben wünschte — ich sehnte es herbei — sondern weil ich es meiner Künstlerehre schuldig war, erst zu ringen mit allen meinen Kräften, ehe ich dem Kampfe ein Ende machte. Vielleicht,

Digitized by Google

wenn mein Weib in jener schweren Zeit ein einziges Mal gekommen wäre, wenn sie ihre Hand in die meine gelegt, wenn sie gefragt hätte nach dem Grunde dieser Verstörung, die ihr nicht verborgen bleiben konnte, denn ich verfiel von Tag zu Tag mehr — körperlich wie geistig — vielleicht wäre dann der starre Bann meines Schmerzes gelöst worden, und die wiedererwachte Energie des Mannes hätte dem Künstler geholfen, die furchtbare Krisis zu überwinden. — Aber sie kam nicht, und sie hielt das Kind noch sorglicher von mir fern, als sonst. Mehr als je war ich ein Ausgestoßener an meinem eigenen Herde, weiter als je öffnete sich die Kluft zwischen der hochgeborenen Dame und dem Künstler, der im Begriff war, das zu verlieren, was die gefeierte Modeschönheit einst veranlaßt hatte, die größte Thorheit ihres Lebens zu begehen. Sie ahnte es wohl, daß ich bald nur noch eine gefallene Größe, ein verglimmendes Meteor sein würde. Aber sie sollte die Genugthuung nicht haben, geringschätzig auf das verkommende Genie herabblicken zu dürfen. Noch war der Glanz meines Künstlernamens unangetastet, noch nannte man mich unter den ersten. Und so sollte es bleiben, so wollte ich scheiden aus einem Leben, das mir so viel versprochen und so wenig gehalten hatte. Ich athmete auf, als der Tag herankam, den ich mir als Ziel gesetzt hatte. Seine Stunden schienen mir Ewigkeiten. Wohl ein Dutzendmal nahm ich im Laufe des Tages die Todeswaffe aus ihrem Behältnisse. Immer wieder legte ich sie zurück. Um Mitternacht — nicht früher, nicht später —! Mein Weib und mein Kind sah ich nur noch ganz flüchtig an diesem Tage. Ich hatte auswärts dinirt; als ich heimkam, sprang mir auf der Treppe mein Knabe entgegen, rosig, blühend, mit glücklichen Augen zu mir auflachend. Ich wollte ihn zu mir emporheben, ihn küssen — zum letzten Male; da sah ich in die Augen meines Weibes, die mit eiskaltem Hochmuthe auf mich gerichtet waren. Meine Hände, die das Kind schon umfaßt hatten, sanken herab, ich trat mit leichtem Gruße zurück. So schieden wir — wie ich meinte, für immer. Ich sah den beiden lichten, eng aneinander geschmiegten Gestalten nach, bis sie am Ausgange verschwanden. Dann lachte ich so grell auf, daß der Diener, der an der geöffneten Entréethür stand, mich ängstlich betrachtete. Ich glaube, der Mann hielt mich für wahnsinnig; ich mochte ihm wohl schon in den letzten Wochen zuweilen diesen Eindruck gemacht haben. Es litt mich nicht daheim; ich ging wieder durch die schon dunkelnden Straßen. Was sollte ich mit diesem endlosen Abende beginnen? Ich trat an eine der Anschlagstafeln; mein Blick fiel auf Deinen Namen: Brunhild — Marietta Giola als Gast. Der Name sagte mir nichts; ich hatte ihn schon zuweilen nennen hören als den einer bedeutenden Künstlerin, aber das war mir heut gleichgiltig. Für mich handelte es sich nur noch um irgend einen Zeitvertreib für diese letzten Stunden.

„Ich gestehe Dir, daß ich sogar einen Moment schwankte zwischen einem berüchtigten Tingeltangel und der Geibelschen „Brunhild". Eins war mir genau so recht wie das andre. Nun — ich ging

Digitized by Google

schließlich in das Theater, weil es nahe war und weil hier die Vorstellung schon begonnen hatte, während ich in der Singspielhalle noch eine Stunde lang darauf hätte warten müssen. Im Hintergrunde einer dunklen Parterreloge ließ ich mich nieder; es wäre mir lästig gewesen, mit Bekannten zusammenzutreffen und mich unterhalten zu müssen. Von dem, was auf der Bühne vorging, sah und hörte ich so gut wie nichts; ich saß in meiner dunkeln Ecke und hatte die Augen halb geschlossen. Vor meinem Geiste gingen nebelhafte Bilder vorüber, wie die einer Fata Morgana, halbverklungene Kinderträume wurden wieder wach, Gestalten tauchten vor mir auf, unter ihnen ein hochaufgeschossenes, schmächtiges Mädchen mit meerestiefen, unergründlichen Dichteraugen. Niemand hatte mich je geliebt, wie dieses Kind mich liebte. In meine Träume hinein klang plötzlich eine Frauenstimme tief und melodisch wie Orgelton. Ich fuhr aus meinem Sinnen auf: da vor mir auf der Bühne stand ein herrliches Weib in voll erblühter Schönheit; ich aber sah zuerst diese Schönheit kaum, ich sah nur die Augen, diese tiefen, wunderbaren Märchenaugen. Rücksichtslos schob ich den vor mir stehenden leeren Stuhl beiseite und brach mir Bahn nach dem Vordergrunde der Loge. Da grüßte mich Dein Blick.

„Welch ein Abend! Ich war plötzlich ein anderer Mensch, neugeboren, voll Kraft und Daseinsfreude. So muß dem Schiffbrüchigen zu Muthe sein, den ein gütiger Gott aus brandenden Wogen an ein glückliches Gestade geführt hat. Während die Menge Dir zujubelte, hingen meine Blicke wie trunken an Deiner Gestalt. Der Künstler erwachte in mir. Schon damals in jener ersten Stunde kam mir die Idee meines Gemäldes. Ich sah sie hinsausen über das Schlachtfeld, über die Leiber der Gefallenen — die Todesschwestern, allen voran auf schäumendem Rosse der Liebling Wotans — Brunhild, den schönen Körper weit vorgebeugt, die sieghaften Augen groß aufgeschlagen zu den lichten Höhen, aus denen Walhall winkt. — Du, meine Brunhild, mein Götterliebling, Du hast nicht nur den Menschen, Du hast auch den Künstler zu neuem Leben erweckt. Rückhaltlos, wie ich Dir alles andere vertraute, das Geständniß meines geplanten Selbstmords wollte nicht über meine Lippen. Ich schämte mich meiner Schwäche, ich begriff sie kaum noch. Heut habe ich Dir auch dieses letzte gestanden; Du sollst voll und ganz wissen, was Du mir bist, um danach ermessen zu können, was ich entbehren würde, wenn Du von mir gingest."

Er umschlang sie fester und sah ihr mit sieghaftem Lächeln in die schönen Augen.

„Kannst Du jetzt noch daran denken, Baronin Ringstetten zu werden?" fragte er zärtlich.

Sie verneinte stumm.

„Keinem andern darfst Du gehören, als mir allein. Ich nehme Besitz von Dir, Geliebte, für jetzt und alle Zeit."

Er legte seine Lippen auf die ihren zu einem langen heißen Kusse.

Digitized by Google

„Sag' mir, daß Du mich liebst", drängte er.

Da umschlang sie ihn mit den herrlichen Armen.

„Warum, Richard?" fragte sie leise. „Du weißt es ja doch längst, daß Du die einzige Liebe meines Lebens bist."

„So wirst Du mein Weib?"

Sie preßte beide Hände vor die Brust, als könne sie so das wilde Schlagen ihres Herzens bändigen.

„Dein Weib?" murmelte sie, und dann nochmals angstvoll: „Dein Weib?"

„Was erschreckt Dich, Marietta?"

Sie athmete tief auf.

„Nichts", sagte sie, „nur — o mein Gott, es gäbe ja kein größeres Glück für mich im Himmel und auf Erden —"

„Also, Marietta — Du wirst mein — mein Weib!"

Sie entzog sich ihm, und aufstehend, strich sie mit bebenden Händen ihr Haar, das sich gelöst hatte, aus der Stirn zurück.

„Ich kann Dir jetzt nicht antworten", sagte sie, „laß mir Zeit —"

„Nein, nein!"

Auch er hatte sich erhoben; seine Augen folgten mit leidenschaftlicher Bewunderung jeder Bewegung des schönen Weibes. Aber sie wich seinen Armen aus, die sie umschlingen wollten.

„Geh jetzt", flehte sie, „ich bitte Dich, geh! Nicht in diesem Rausche des Glückes, das mir keinen klaren Gedanken läßt, darf ich Dir antworten. Ich muß Klarheit gewinnen, darum laß mir Zeit — nur wenige Stunden."

Er war zu ritterlich, um ihrem Flehen zu widerstehen.

„Ich gehorche Deinem Wunsche", sagte er. „Wann darf ich kommen?"

„Um acht Uhr!"

„Gut denn — um acht!"

Er nahm ihre Hände und hielt sie fest in den seinen.

„Bedenke eines, Marietta", sagte er mit schwerer Betonung jedes einzelnen Wortes, „bettelarm an Liebe, wie Du es einst warst, bin ich es heut. Ich habe nichts als Dich — nichts!"

Gleich darauf hatte die Eingangsthür sich hinter ihm geschlossen. Marietta hörte seine Schritte draußen verklingen.

* * *

Es war etwa zwei Uhr.

Marietta stand am Fenster ihres Salons und sah auf die belebte Straße hinab, auf der die Menschen durcheinander hasteten, wie ein aufgescheuchter Ameisenschwarm.

Herrlicheres Weihnachtswetter ließ sich kaum denken. Weißleuchtender Schnee, wohin man sah — auf den Dächern, auf der Straße, den Bäumen, jeder Laternenpfahl hatte sein glitzerndes Festkäppchen auf, und die Menschen trugen die glänzenden Flocken auf ihren Hüten, Röcken und Mänteln wie einen festlichen Schmuck.

Digitized by Google

Marietta klingelte.

„Meinen Hut und Mantel!“ befahl sie der Dienerin.

Sie stieg in einen Miethwagen und ließ sich durch Parkanlagen und stille Vorstadtstraßen hinausfahren auf die Landstraße, die anfänglich dem Laufe des Flusses folgte. Auch er hatte schon Festvorbereitungen getroffen; seine Wogen schlummerten unter einem glänzenden Eisspiegel, und zahlreiche Arbeiter waren beschäftigt, die Bahn vom Schnee zu säubern.

Dann zog sich die Straße vom Flusse ab, tiefer in das Land hinein. Winterliche Stille herrschte ringsumher, hin und wieder flog eine Schaar schreiender Raben oder ein Volk Rebhühner auf; zuweilen setzten erschreckte Hasen in weiten Sprüngen über das Schneefeld.

Marietta sah träumerisch lächelnd hinaus in die lichte Ferne, in der Himmel und Erde sich zu vereinen schienen. So lag ihre Zukunft vor ihr, licht, strahlend, eine Bahn, die direkt in den Himmel hineinführte.

Ihr Entschluß war gefaßt.

Sie wollte dem geliebten Manne gehören als sein Weib, sie wollte ihn überschütten mit dem ganzen unendlichen Schatze dieser Liebe, die, soweit sie zurückdenken konnte, der eigentliche Inhalt ihres Lebens gewesen war.

Hatte er ihr nicht gesagt, daß für ihn Ruhe, Frieden und Glück nur bei ihr zu finden seien? Der Gedanke war Seligkeit, er brachte alle ehrenhaften Bedenken zum Schweigen.

Sein Glück! Was galt daneben die Rücksicht auf jene Frau, die ihn so elend gemacht hatte, auf das Kind, das ihm doch längst entfremdet worden war.

Sein Weib wünschte, wie er selbst gesagt hatte, nichts sehnlicher, als die Fesseln ihrer unglücklichen Ehe gelöst zu sehen.

Und selbst wenn er sich täuschte, wenn es nicht so war! Was brauchte das an ihrem — an Mariettas — Entschlusse zu ändern! Nichts!

Diese Egoistin verdiente es, ihrerseits zu leiden.

Marietta haßte diese feenhaft reizende Frau, die sie nur zweimal gesehen und mit der sie nie ein Wort gewechselt hatte.

Einmal war Lily Walsdorf eben aus dem Hauptportale ihres Hauses getreten, als Marietta an der Nebenthür vorfuhr, durch die man direkt zum Atelier des Professors gelangte, und am nächsten Abend hatte die Künstlerin während einer Aufführung der „Iphigenie“ das bezaubernde Gesicht der Dame in einer Prosceniumloge des ersten Ranges bemerkt. Theilnahmlos hatte die schöne Frau in ihrem Sessel gelehnt, das vornehm blasse Antlitz mit den hochmüthig gesenkten Mundwinkeln war statuenhaft unbewegt gewesen, so oft auch Mariettas Blicke die lichte Gestalt streiften.

Sie hatte sich förmlich darauf capricirt, jene liebliche Frau aus ihrer Empfindungslosigkeit aufzurütteln, sie hatte mit aller Macht ihrer Kunst angekämpft gegen die Blasirtheit der Weltdame.

Digitized by Google

Nie hatte sie hinreißender gespielt, nie war der Jubel der Menge begeisterter gewesen. Aber die schöne Frau mit den großen, kalten Nixenaugen war unbewegt geblieben, nicht das geringste Zeichen hatte verrathen, ob ein fühlendes Herz in dieser reizenden Hülle wohne.

Als Marietta bei Beginn des letzten Aktes zu der Prosceniumloge aufsah, war der Platz dort oben leer. Von jener Stunde ab hatte sie Lily Walsdorf bitter gehaßt, weil sie jetzt erst das Elend des geliebten Mannes in seinem ganzen Umfange erkannte. Was mußte sein Leben sein neben dieser herzlosen Frau!

Zärtlichstes Mitleid erhöhte noch ihre Liebe zu ihm; sie begann sich vor ihrer Leidenschaft zu fürchten und war ängstlich bemüht, dieselbe unter dem Scheine kühler Ruhe zu verbergen. Umsonst — er hatte doch in ihrem Herzen gelesen, wie in einem offenen Buche.

Dann hatte sie wieder daran gedacht, eine unbesteigliche Schranke aufzurichten zwischen ihm und sich, durch ihre Verbindung mit einem andern hatte sie ihn in das frühere freundschaftlich-brüderliche Verhältniß zu ihr zurückzwingen wollen.

Und nun — nun hatte sie doch an seiner Brust gelegen und seinen Liebesworten gelauscht.

Wie ein Flammenmeer umloderte sie die Leidenschaft; was sie in langen, einsamen Jahren niedergekämpft hatte zu stummer Resignation, das brach jetzt hervor mit der Gewalt einer Naturkraft.

Das einzige Glück, das die Welt für sie barg, sie hatte es erreicht — endlich, endlich. Was war alles vergangene Leid neben dieser schrankenlosen Seligkeit.

„Wir sind am Zollhause", sagte der Kutscher, den Kopf durch das herabgelassene Schiebefensterchen steckend, „wünschen das gnädige Fräulein noch weiter zu fahren?"

Marietta sah nach der Sonne, die schon tief stand.

„Nein, nein, kehren Sie um!" sagte sie freundlich.

Es schlug vier Uhr, als der Wagen auf einen großen Platz in der innern Stadt einbog.

Hier, ganz in der Nähe des königlichen Schlosses, behauptete der Weihnachtsmarkt noch sein altes Recht.

Lange Reihen von Bretterbuden waren errichtet; weiterhin auch ganze Markthallen, in denen die Menge sich schob und drängte. Marietta stieg aus; sie lohnte den Kutscher ab und schritt dann langsam an einer der Budenreihen hin.

Ihre Schönheit und die hohe, imposante Gestalt erregten Aufsehen; man blieb stehen und sah ihr nach.

„Das war die Giola", hörte sie ein paar Vorübergehende sagen. Sie zog den Schleier aus dichter grauer Seidengaze über ihr Gesicht herab und ging rascher vorwärts.

„Jedes Stück nur einen Silbergroschen!" schmetterte ein hellängiger Gassenbube dicht vor ihr und ließ, rückwärts schreitend, einen riesigen Hampelmann vor ihrem Gesicht tanzen. „Kaufen Sie doch, gnädige Dame, es ist spottbillig, rein gefunden!"

Digitized by Google

Marietta lachte.

Sie gab dem Burschen eine Mark und nahm den buntscheckigen, papiernen Türken dafür in Empfang.

Der Ruf ihrer Freigebigkeit verbreitete sich im Nu.

Von allen Seiten drängten die rührigen Verkäufer sich an sie heran. Waldteufel, Wachskörbe, Gratulationskarten, Kanarienvögel aus gelber Wolle und ähnliche Herrlichkeiten wurden ihr mit bewunderungswürdiger Zungenfertigkeit und mit einem gewaltigen Aufwande von Stimmmitteln zum Verkauf angeboten.

Ein Polizist nahm sich ihrer an; sein tiefer Grundbaß scheuchte die Bubenschaar auseinander, und Marietta gelangte unter seinem Schutze glücklich nach der andern Seite der Budenreihe. Dicht vor ihr ging ein kleiner Knabe von etwa fünf Jahren an der Hand eines Dieners. Das plauderlustige Mündchen des Kleinen stand auch nicht eine Minute still, zuweilen brach er in helle Jubelrufe aus.

Dabei war er ein sehr selbstbewußter kleiner Herr; er wollte durchaus nicht leiden, daß der Diener ihn aufhob und trug.

„Ich bin sehr groß; ich kann schon ganz allein laufen", hörte Marietta ihn sagen.

Sie stand dicht neben ihm, während er ein großes Schaukelpferd bewunderte, und sie konnte jetzt auch sein Gesicht sehen — ein überaus liebliches Kinderantlitz, rosig wie Pfirsichblüte, mit Grübchen in Kinn und Wangen, mit großen, lachenden, blauen Augen und umrahmt vom Glorienschein lichtblonder Locken.

„Ob wohl das Christkind mir auch so ein Schaukelpferd bringen wird?" fragte das Bürschchen nachdenklich.

Der Diener wiegte zweifelnd den grauen Kopf.

„Hm, ich glaub's kaum, Hänschen. Solche Schaukelpferde bringt das Christkind gewöhnlich nur ganz artigen Kindern."

Hänschen machte ein trübseliges Gesicht.

„Ich war manchmal recht ungezogen", sagte er mit löblicher Selbsterkenntniß, dann setzte er vertraulich hinzu: „Vielleicht hat es das Christkind gerade nicht gesehen."

„O, das Christkind sieht alles! Es ist überall!"

„Auch daheim bei der Mama, Johann?"

„Freilich!"

„Und hier auf der Straße?"

„Erst recht!"

Wieder machte Hänschen ein sehr nachdenkliches Gesicht.

„Da kann ich es ja einmal umrennen", sagte er nach einer kleinen Pause.

Mariettas helles Lachen verklang in einem großen Tumult.

„Ein Dieb! Ein Dieb!" kreischte dicht neben ihr eine Frauenstimme. Sie wurde zurückgedrängt auf die Holzdiele der Bude und sah von dort aus erschrocken auf den lebendigen Knäuel da vor ihr, der im Nu gewaltig anwuchs und aus dem zahlreiche Arme sich drohend emporhoben.

Digitized by Google

Wie eine Mauer staute die Menschenmasse sich um sie her. Im Nu waren Hunderte zusammengelaufen. Der Lärm wurde ohrenzerreißend. Ein heller Angstschrei erklang neben ihr, ein Kind umklammerte ihre Kniee: es war das allerliebste Bürschchen, über das sie eben noch gelacht hatte und das jetzt mit großen, entsetzten Augen zu ihr aufschaute.

Rasch hob sie das Kind empor und sah sich nach dem Diener um. Der alte Mann war verschwunden, augenscheinlich hatte der Menschenstrom ihn nach der entgegengesetzten Seite gerissen, und es war nicht vorauszusetzen, daß es ihm fürs erste gelingen würde, sich Bahn zu brechen.

Sie mußte vor allem daran denken, das erschrockene, an allen Gliedern bebende Kind in Sicherheit zu bringen.

Indem sie sich dicht an den Verkaufstischen hindrängte, gelang es ihr, eine freiere Stelle zu erreichen und den Fahrdamm zu überschreiten.

Hänschen hatte in seiner Angst beide Arme fest um ihren Hals geschlungen; er preßte seinen blonden Lockenkopf fest an ihre Wange.

Da zeigten sich die hellerleuchteten Fenster eines Cafés.

Marietta trat ein. Sie schritt durch den ersten Saal, über dem bläuliche Wolken von Cigarrenrauch lagerten, nach einem der Seitenzimmer, das zufällig leer war.

Sorgsam legte sie den Knaben auf ein Sopha nieder, setzte sich zu ihm und versuchte ihn durch Liebkosungen und zärtliche Worte zu trösten.

„Weine nicht, Hänschen", schmeichelte sie. „Dein Johann wird bald kommen und Dich zur Mama bringen."

„Du kennst meinen Johann?" fragte der kleine Bursche.

„Sehr gut!"

Diese Thatsache wirkte beruhigend auf Hänschen. Er fuhr sich mit den Händen, von denen Marietta ihm die Pelzhandschuhe abgezogen hatte, über die Augen und sah, freilich noch immer ein wenig scheu, seine Retterin an.

Kinder sind sehr empfänglich für äußere Schönheit. Die strahlenden Augen Mariettas, der liebenswürdige Ausdruck ihres schönen Gesichts vollendeten ihren Sieg über Hänschens Herz.

Er geruhte sie anzulächeln und sie ohne weiteres Tante zu nennen. Als dann Marietta von dem herbeieilenden Kellner Chokolade, Kuchen und eine mächtige Zuckerdüte zum Mitnehmen bringen ließ, war die neugeschlossene Freundschaft vollends verbrieft und besiegelt. Marietta hatte einen Boten ausgesandt, der den vermißten Johann hierher dirigiren sollte. Sie rechnete bestimmt darauf, daß ihr Abgesandter den Vermißten an dem Platze finden würde, an dem vor wenigen Minuten erst jener Tumult stattgefunden hatte.

Aber der Bote kam allein zurück. Allerdings war der Diener an jener Bude gewesen, aber in heller Verzweiflung wieder fortgelaufen, als er das Kind nicht fand.

Digitized by Google

Marietta wandte sich an ihren Schützling: „Wo wohnst Du, Hänschen?“ fragte sie.

Die Antwort kam sehr geläufig: „Hans Walsdorf, Königsplatz 3, erste Etage.“

Marietta zuckte zusammen.

„Lassen Sie einen Wagen vorfahren!“ sagte sie dem Kellner, und dann, nachdem die Thür sich hinter dem Manne geschlossen hatte, setzte sie sich wieder neben ihren kleinen Schützling nieder.

„Also Hänschen Walsdorf!“

„Nein, Hans!“ verbesserte der Kleine. Nur Mama nennt mich Hänschen und Johann und Lisette thun es — auch Großmama. Aber weißt Du, ich mag die Großmama nicht leiden. Sie macht immer so — er steckte sein allerliebstes Stumpfnäschen steif in die Luft — sie behandelt den Johann häßlich, und Mamas Lisette weint oft, wenn die Großmama da ist. Dann darf mir die Lisette auch keine Geschichten erzählen, weil sie nur eine dumme Kammerjungfer ist, und sie kann doch viel schönere als die Großmama. Mein Papa nennt mich immer Hans — er ist ein sehr berühmter Mann, mein Papa — ein Künstler. — Wenn ich erst groß bin, werde ich auch ein Künstler. — Mama läßt mich alle Abende beten, daß der liebe Gott uns den Papa erhalten und ihn zu uns zurückführen soll. Ist das nicht komisch? Der Papa wohnt doch bei uns. Freilich hat er eine besondere Hausthür und eine besondere Treppe, aber mittags kommt er ins Speisezimmer. Nur selten darf ich mitessen; doch muß ich dann sehr artig sein und darf nur reden, wenn ich gefragt werde. Das ist schrecklich langweilig. Ich bin immer froh, wenn Papa wieder geht. Dann küßt mich Mama und spielt mit mir. O, meine Mama ist sehr gut. Ich glaube, sie ist die beste Mama von der ganzen Welt. — Manchmal weint sie auch sehr. Neulich bin ich davon aufgewacht. Da kniete sie neben meinem Bett, und mein Kopfkissen war ganz naß von ihren Thränen.“

Die harmlosen Worte des Kindes drangen wie Dolchspitzen in das Herz Mariettas.

Sie athmete schwer; ihr Gesicht war entfärbt, der Glanz ihrer Augen erloschen.

„Was fehlt Dir, Tante?“ fragte Hänschen besorgt.

Sie küßte ihn mit zärtlicher Inbrunst. „Nichts, nichts, mein Liebling“, wiederholte sie, „es ist schon vorüber. Ist Deine Mama oft so traurig?“

„O, sehr oft!“

Er hob lebhaft das Köpfchen. „Das Christkind ist ja so gut“, sagte er, „vielleicht hilft es meiner Mama, daß sie nicht mehr zu weinen braucht.“

„Es wird ihr helfen, Hänschen!“

„Heute noch?“

„Ja, heut!“

Der Kellner kam mit der Meldung, daß der Wagen da sei.

Digitized by Google

„Bringen Sie mir erst noch Papier und ein Couvert!“ befahl Marietta.

Während Hänschen mit dem Papiertürken spielte, der aller Fährlichkeiten ungeachtet glücklich mit bis in das Restaurant gelangt war, warf Marietta hastig einige Zeilen auf das Briefblatt und steckte das unverschlossene Billet dann zu sich. Hierauf bestieg sie mit Hänschen die Droschke.

Sie hielt das Kind in den Armen und beugte sich wiederholt herab, um es zu küssen.

„Du weinst auch?“ fragte Hänschen.

Marietta antwortete nicht darauf.

„Wirst Du manchmal an mich denken, Hänschen?“ fragte sie leise.

„Du sollst bei mir bleiben!“ befahl er mit einiger Bestimmtheit, „Du bist meine Tante und ich habe Dich sehr lieb.“

Marietta sah das trotzige Gesichtchen kaum vor den Thränen, die ihre Augen umschleierten.

„Bei Dir bleiben kann ich nicht“, sagte sie, „ich gehe fort, weit fort, und Du wirst mich vielleicht nie wiedersehen.“

„Gehst Du in den Himmel?“ fragte Hänschen.

„In den Himmel?“

„Nun ja! Ich denke, daß Du vielleicht das Christkind selbst bist. Johann sagt, daß es jetzt überall auf der Straße herumgeht. Aber Du hast ja schwarze Haare, und die Haare des Christkindes sind ganz golden, wie die meiner Mama.“

Er sah sie prüfend an.

„Du gefällst mir sehr gut“, sagte er, „aber meine Mama ist noch weit schöner als Du.“

Marietta lächelte trübe.

„Das glaube ich gern, mein Liebling!“

Während die Beiden so plauderten, rollte der Wagen rasch durch die hellerleuchteten Straßen; dann, nach kurzer Weile, hielt derselbe vor dem Portale eines schloßartigen Gebäudes. Marietta befahl dem Kutscher, zu warten, und trat, den Knaben an der Hand haltend, in das Haus ein.

Sie war noch nicht am Fuße der Treppe angelangt, als von oben her auch schon ein hübsches, blondes Mädchen den Ankommenden entgegeneilte.

„Er ist's, er ist's!“ rief sie jubelnd. „Komm, Hänschen, komm schnell zur Mama!“

Und ohne sich weiter um Marietta zu kümmern, hob sie den Knaben in ihre Arme und lief mit ihm die Treppe empor.

Marietta folgte langsamer. Sie schellte an der verschlossenen Glasthür des Entrées und stand gleich darauf vor dem alten Diener, der noch ganz erschöpft und athemlos geöffnet hatte. Offenbar war er eben erst mit der Schreckensnachricht heimgekommen.

„Ist der Herr Professor daheim?“ fragte sie.

„Nein!“

Digitized by Google

„Aber die gnädige Frau?“

„Ja — ich glaube, indeß —“

„Schon gut! Ich weiß alles. Melden Sie mich dennoch; ich bin die Dame, die den Knaben gefunden und heimgebracht hat.“

„Ah, dann allerdings!“

Der Alte verschwand hinter einer hohen Flügelthür und kam gleich darauf mit der Meldung zurück, daß die gnädige Frau bitten lasse, näher zu treten. Schon in dem ersten prachtvoll eingerichteten Salon sprang Hänschen seiner Beschützerin entgegen.

Eine junge Dame folgte ihm lebhaft, die Hände schon erhoben zur herzlichsten Begrüßung.

Aber die Hände sanken ihr schlaff herab, als sie die Eintretende erkannte.

„Ah — Sie, mein Fräulein?“

Eiskalte Verwunderung klang aus diesen Worten. Das eben noch so kinderhaft liebliche Antlitz der jungen Frau war jetzt wie in Hochmuth versteinert; vornehme Unnahbarkeit lag in ihrer Miene und Haltung.

„Ja, ich — Marietta Giola“, sagte die Künstlerin. „Ich bitte Sie um eine Unterredung, gnädige Frau!“

Sie hatte die Hand auf den Lockenkopf des Knaben gelegt, der sich zärtlich an sie schmiegte.

„Komm hierher, Hänschen!“ befahl die Professorin scharf.

Er gehorchte nicht sofort. Da schob Marietta selbst ihn sanft von sich weg.

„Geh, mein Kind“, sagte sie, „thue, was Deine Mama Dir gebietet.“

Ohne ein weiteres Wort nahm die Professorin den Knaben auf und trug ihn hinaus. Dann kam sie zurück.

Durch eine kurze, stolze Handbewegung forderte sie Marietta auf, sich niederzulassen. Sie selbst blieb vor ihr im Lichtkreise der Lampe stehen, die Hand leicht auf die Tischplatte gestützt, die großen, kalten, stahlblauen Augen fest auf die Schauspielerin gerichtet.

„Mein Fräulein“, sagte sie langsam und jedes Wort scharf betonend, „ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet, aber ich glaube, daß ich diesen Dank voll und ganz abtrage, wenn ich einwillige, Sie für die Dauer einiger Minuten hier in meinen eigenen Räumen zu empfangen.“

Marietta schüttelte den Kopf.

„Ich habe nur eine einfache Pflicht der Menschlichkeit erfüllt“, sagte sie gelassen, „dafür gebührt mir kein Dank. Aber ich hoffe allerdings, mir Ihre Erkenntlichkeit auf andere Weise zu verdienen.“

Hochmüthiger Spott kräuselte die Lippen der jungen Frau.

„Ah richtig“, sagte sie mit geringschätzigem Lächeln. „Sie haben sich ja wohl um den Künstlerruhm meines Gatten verdient gemacht, indem Sie ihm Modell standen zu der Hauptfigur seines neuesten Gemäldes. Aber diesen Dank muß er Ihnen schon selbst abstatten. Ich stehe zu den Modellen meines Gatten in keinerlei Beziehungen.“

Digitized by Google

Die Schauspielerin hörte diese Beleidigung an, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken; ihre geistvollen Augen waren groß aufgeschlagen zu der vor ihr Stehenden.

„Meine gnädige Frau", sagte sie sehr ruhig, „als ich vorhin hier eintrat, war ich für einen kurzen Moment vollkommen überwältigt von Ihrer Holdseligkeit. Ich begriff in diesem Augenblicke nicht, wie ein Mann, der Sie sein eigen genannt hat, je auch nur an eine andere denken könne. Jetzt freilich — jetzt begreife ich es."

Der Pfeil hatte getroffen.

Die Farbe im Gesicht der jungen Frau kam und ging, und wenn sie auch ihre vornehm hochmüthige Haltung nicht veränderte, so verrieth doch das fieberhafte Aufleuchten ihrer Augen, wie groß der Sturm war, der in ihrem Innern tobte.

„Es ist genug, mein Fräulein", stammelte sie, „übergenug! Sie beleidigen mich in meinem eigenen Hause! Gehen Sie sofort oder Sie nöthigen mich, Ihnen das Feld zu räumen! Ich habe nicht die Gewohnheit, mir von den Maitressen meines Gatten Moralpredigten halten zu lassen."

Marietta hielt mit stolzem Gleichmuth den Blick unsäglicher Verachtung aus, mit dem Lily Walsdorf ihr diese letzten Worte zuschleuderte.

„Ich bin nicht die Maitresse Ihres Gatten", sagte sie und ihre tiefe Stimme klang durch das Zimmer, leise und feierlich, wie gedämpfter Orgelton. „Meine Ehre habe ich ihm nicht gegeben, aber jeden Blutstropfen, der in mir ist, würde ich mit Wonne für ihn vergießen. Unsere Freundschaft stammt nicht von heute und gestern. Schon dem armen, vereinsamten Kinde war er alles. Und dann, nach zwölf langen Jahren der Trennung, fand ich ihn hier wieder als einen unglücklichen, verbitterten Mann — der im Begriff stand, seinem trostlosen Dasein durch eine Kugel ein schnelles Ende zu machen. — Halten Sie mich nicht für eine Wahnsinnige, gnädige Frau! Ich weiß, was ich rede! — An dem Tage, an dem ich ihn hier zuerst wiedersah, wollte er sterben, weil er am Leben, weil er an seiner Kunst verzweifelte, weil er grenzenlos elend geworden war — durch Ihre Schuld. Nein, greifen Sie nicht nach der Klingel, lassen Sie mich nicht hinausweisen, das Lebensglück Ihres Gatten, Ihr eigenes, das Ihres herzigen Kindes hängt davon ab, daß Sie mich anhören. Ich muß weit ausholen, aber ich werde mich kurz fassen, so kurz als möglich.

„Früh verwaist, aß ich bei Verwandten meiner Mutter das bitterste Brod, das es giebt — das Gnadenbrod. Sie waren sehr fromm, meine Verwandten, sehr respektabel, korrekt in allem, was sie thaten und dachten. Mich hielten sie für einen kleinen Dämon — und nicht mit Unrecht. Alle schlimmsten Seiten meines Charakters waren entwickelt worden durch die Lieblosigkeit, mit der sie mich behandelten. Vielleicht wäre ich grundschlecht geworden ohne Ihren Gatten. Er war etwa fünf oder sechs Jahre älter als ich, der einzige

Digitized by Google

Sohn, reich, schön, hochbegabt und eine jener Elitenaturen, die das Gute thun, als ob es selbstverständlich wäre.

„Der Garten seines Vaters stieß an den meiner Verwandten. Einst war ich aufs grausamste bestraft worden um ein Nichts, um eine Kinderei. Ich weinte nicht, aber meine Glieder schlugen vor Aufregung wie im Fieberfrost, und die finstersten Rachegedanken stürmten durch meinen zehnjährigen Kindeskopf. Er hatte mich beobachtet und sprach mich an über den Zaun herüber. Ich weiß nicht, was in seiner Stimme war, das mich besänftigte, das mich zwang, ihm meine bösen Gedanken zu beichten. Von jenem Tage an war er mein Freund, mein Lehrer; er bildete meinen Geist, er lehrte mich Freude haben am Guten und Schönen, er eröffnete mir neue Welten, in denen ich Trost fand für die Kümmernisse meines freudlosen Lebens. Wie ich ihn dafür vergötterte! — wo fände ich Worte, Ihnen das zu sagen. Eine so ausschließliche leidenschaftliche Zärtlichkeit kann eben nur ein armes Geschöpf empfinden, dem ein einziges Wesen die ganze Welt bedeutet. Er war der Gott, zu dem ich betete, mein Schutz, mein Hort, mein alles. Wenn ich daran dachte, daß er bald von mir scheiden würde, dann wünschte ich zu sterben. Als er dann wirklich — drei Jahre nach unsrer ersten Begegnung — nach München ging, grenzte mein Kummer an Wahnsinn. Ich aß nicht, ich sprach nicht, ich magerte ab zum Skelett. Einige Mal noch sah ich ihn wieder für kurze Tage, dann, als er eben nach Italien abgereist war, starb mein Oheim. Ich kam nach Wien zu anderen Verwandten. Damals schrieb ich ihm und er antwortete herzlich, aber sehr kurz. Damit hörte unsere Verbindung auf. Ich liebte ihn zärtlich, wie immer, aber mein erwachender Mädchenstolz erlaubte mir nicht, ihn an mich zu erinnern.

„Jahre vergingen; er war längst ein berühmter Mann geworden, und ich war noch immer das unbedeutende Mädchen, das unter tausend Kämpfen, Mühen und Entbehrungen einem großen Ziele zustrebte. Da las ich in öffentlichen Blättern von seiner Vermälung mit einer Gräfin Hartenstein. Ich fand es nur natürlich, daß die vornehme Dame eingewilligt hatte, die Gattin des großen Künstlers zu werden; meiner Meinung nach hätte selbst eine königliche Prinzessin sich hochgeehrt fühlen müssen durch die Verbindung mit ihm.

„Wieder vergingen Jahre — ich war eine vielgenannte Schauspielerin geworden, und nun erst gab ich dem sehnsüchtigen Drange nach, den theuren Jugendfreund wiederzusehen. Ich malte mir in den lachendsten Farben sein schönes Künstlerheim aus, ich liebte im voraus sein Weib und sein Kind, weil sie ihm gehörten. Ich kam mit hellem Jubel im Herzen, und dann — gnädige Frau, ich habe Sie gehaßt, bitter gehaßt bis zu dem heutigen Tage, an dem Ihr Kind mir von Ihnen sprach. Seitdem ich weiß, daß auch Sie leiden, wage ich nicht mehr, Sie zu verdammen."

Lily Walsdorf trat einen Schritt näher.

„Und was thäte es mir, wenn Sie es wagten!" rief sie mit

Digitized by Google

ausbrechender Heftigkeit. „Nicht etwa, um mich vor Ihnen zu rechtfertigen, nur um dieser lästigen Erörterung ein Ende zu machen, will ich Ihnen sagen, daß nicht ich die Schuld trage am Unglück unserer Ehe. Wissen Sie es vielleicht nicht, welch ein leichtfertiges Leben mein Gatte in diesen letzten Jahren geführt hat, oder entschuldigen Sie in Ihrer überströmenden Zärtlichkeit für ihn auch diese allbekannten Extravaganzen?"

Diese letzten Worte waren wieder durchtränkt vom bittersten Hohn, und so auch die nächsten.

„Mich wird niemand anklagen, der mich kennt. Ich stehe rein da. Wie Sie persönlich über mich denken, ist mir vollkommen gleichgiltig. Darf ich jetzt bitten?"

Marietta erhob sich.

„Nur noch einige kurze Augenblicke, gnädige Frau", sagte sie. „Es werden die letzten sein, in denen ich Sie je mit meiner Gegenwart belästige. Sie stehen rein da, sagen Sie! Ja, vor der Welt sicherlich! Aber, gnädige Frau, stehen Sie auch rein da vor Ihrem eigenen Gewissen? Ich bezweifle es! Lauschen Sie doch einmal dieser inneren Stimme. Verschanzen Sie sich einmal nicht hinter diesem starren Stolz, der an allem Elende Ihres Lebens schuld ist. — Sie heirateten Ihren Gatten aus Liebe; wenn ich das auch bisher nicht glaubte, so zweifle ich doch jetzt nicht mehr daran. Sie heirateten ihn aus Liebe, sie waren grenzenlos glücklich in der ersten Zeit. — Dann kam eben diese Welt, auf deren Urtheil Sie so viel geben, mit ihren Einflüsterungen, ihren Bedenken. Die Skrupel der vornehmen Dame erwachten in Ihnen. Sie waren die Gattin eines Künstlers geworden, aber Sie wollten sich in die Konsequenzen nicht finden. Er sollte Ihnen in Ihre Kreise folgen, Sie aber wollten mit den Seinen nichts zu thun haben. Die zwanglose Art des Verkehrs in den Künstlergesellschaften beleidigte Ihren vornehmen Geschmack. Dazu sagten böse Zungen Ihnen allerlei von Modellwirthschaft, von leichtfertigem Treiben in den Ateliers. — Kurz — Sie weigerten sich, jenen Verkehr fortzusetzen, und zwangen ihn, seine Freunde, deren Umgang er nicht entbehren wollte, in seinen eigenen Räumen zu empfangen. Dadurch bildete sich ganz von selbst diese Kluft zwischen ihm und Ihnen, die mit den Jahren immer weiter wurde. — Sie redeten mir vorhin von dem schlimmen Leben, das er geführt hat. — Er würde sich nie so weit verloren haben, wenn Sie, wie Ihre Pflicht gebot, treu und fest an seiner Seite geblieben wären. Ihm fehlte der veredelnde Einfluß einer geliebten Frau; er sah sich mißverstanden, zurückgewiesen, in seiner Liebe und in seinem Stolze gekränkt. Das alles wirkte auf seine leicht erregbare Künstlerseele wie zersetzendes Gift. An Ihnen wäre es gewesen, treu zu ihm zu halten, allen Einflüssen von außen her zum Trotz, an Ihnen war es, nachzugeben und die eigenen Wünsche den seinen zu opfern. Daß Sie es nicht thaten, ist Ihre Schuld — eine Schuld, die natürlich von Ihrer eigenen Welt nicht als solche anerkannt wird. Sie selbst haben das

Digitized by Google

große Glück von sich gestoßen, das Gott Ihnen gab. Nur Ihrem Starrsinn haben Sie es zuzuschreiben, wenn das Herz Ihres Gatten sich von Ihnen abwandte und er sich zuletzt zu dem Entschlusse durchrang, diese unglückliche Ehe zu lösen und eine Andere zu seinem Weibe zu nehmen."

Ein dumpfer Aufschrei brach von den Lippen der jungen Frau.

„Diese Andere sind Sie?" stieß sie hervor.

„Ja — ich!"

„Und Sie kommen zu mir? Sie wagen es? Was wollen Sie noch hier? — über mich triumphiren? — mir den Todesstoß geben? Das ist Ihnen gelungen! Nehmen Sie diese stolze Ueberzeugung mit sich in Ihr junges Glück und gehen Sie jetzt. Ich kann Ihren Anblick nicht länger ertragen!"

Aber Marietta blieb.

„Ihr Gatte will sich heut Abend das entscheidende Wort von mir holen", sagte sie. „Ich war entschlossen, daß es ein Ja sein solle, jetzt weiß ich, daß ich nicht sein Weib werden kann."

Lily Walsdorf bebte an allen Gliedern, aber sie hatte den stolzverächtlichen Ton wiedergefunden.

„Warum das, mein Fräulein?" sagte sie schroff. „Etwa aus Mitleid für mein Kind und mich? Das wäre zwecklos! Zwischen meinem Gatten und mir ist alles zu Ende; wir sind schon jetzt getrennt. Sie können also solche Rücksichten sparen!"

„Sie mißverstehen mich, gnädige Frau", erwiderte Marietta ruhig, „wenn es nur das wäre, würde ich ihm freilich auch entsagt haben, aber sicherlich hätte ich dann nicht die Taktlosigkeit begangen, zu Ihnen zu kommen. Es ist klar in mir geworden; und die Ueberzeugung, von der ich jetzt durchdrungen bin wie vom Bewußtsein meines eigenen Lebens, die mußte ich Ihnen mittheilen um jeden Preis. Ihr Gatte täuscht sich in seiner Verbitterung. Trotz allem und allem liebt er nur Sie allein. Zu mir ziehen ihn Dankbarkeit, liebe Erinnerungen, das gleiche ideale Streben; er bildet sich ein, mich zu lieben, weil ich ihm theuer bin wie eine Schwester — nur wie eine solche. Ich danke dem Himmel, daß mir diese Erkenntniß noch zur rechten Zeit gekommen ist. Der Scharfblick einer liebenden Frau ist nicht zu täuschen. Wie auch sein Edelmuth bemüht gewesen wäre, es mir zu verbergen, ich würde doch durchschaut haben, daß es nicht in meine Macht gegeben ist, ihn glücklich zu machen, und der Schmerz darüber hätte mich getödtet. — Hier dieser Brief theilt ihm meinen Entschluß mit. Da ich für das Beste halte, daß er von meinem Besuche hier nichts erfährt, so habe ich ihm die volle Wahrheit nicht sagen können. — Der Brief ist offen, lesen Sie ihn, falls Sie den Inhalt zu kennen wünschen."

Lily Walsdorf schüttelte den Kopf; sie stand beschämt, verwirrt vor der Schauspielerin, neben der sie sich unsäglich klein vorkam.

Marietta neigte leicht das schöne Haupt gegen die junge Frau.

„Leben Sie wohl", sagte sie sanft, „und wenn Sie können,

Digitized by Google

so verzeihen Sie mir die schlimmen Dinge, die ich Ihnen sagen mußte".

Sie wandte sich zum Gehen, aber noch hatte sie die Thür nicht erreicht, als rasche Schritte hinter ihr erklangen und eine Hand sich auf ihre Schulter legte.

„Nein, nicht so!" sagte Lily Walsdorf mit thränenerstickter Stimme. „Lassen Sie mich Ihnen erst danken. Mein Gott, mein Gott — wie gut Sie sind, wie groß, wie edel! Was bin ich neben Ihnen!"

Und ehe Marietta es hindern konnte, beugte sie sich, einem raschen Impulse folgend, nieder und küßte die Hand der Schauspielerin.

* * *

Eine halbe Stunde später kehrte Walsdorf von einem langen Spaziergange heim.

Er nannte die Aufregung, die ihn ruhelos umhergetrieben hatte, Sehnsucht nach Marietta, Liebe zu ihr, aber es war doch auch etwas anderes dabei, ein schmerzhaftes Weh, das manchmal wie ein plötzlicher Stich seine Brust durchzuckte.

Da tauchte das lichte Köpfchen seines Knaben vor ihm auf im Dämmerscheine und dann wieder das holde Antlitz seines Weibes — nicht kalt, stolz, statuenhaft, wie es ihm in dieser letzten Zeit immer erschienen war, sondern von weicher Zärtlichkeit durchglüht, wie er es einst gekannt hatte. Seltsam, solche Erinnerungen waren ihm nie mehr gekommen in dem verbitterten Trotze dieser letzten Jahre. Warum kamen sie ihm jetzt, wo er im Begriff stand, sich für immer von seinem Weibe zu trennen?

Er sah, als er durch die Straßen ging, den Glanz der Weihnachtsbäume aus den Fenstern hervorleuchten. Heut war jeder bei den Seinen, nur er ging von ihnen für immer. Es war sein Entschluß; er bereute es nicht, dem Elende der letzten Jahre durch diesen schnellen Entschluß ein Ende gemacht zu haben; er betete Marietta an, und dennoch — wenn es nur nicht eben Christabend gewesen wäre.

Er ging, als er heimkehrte, über die Seitentreppe direkt nach seinem Atelier.

Es war kühl hier; ihn fröstelte; ein eigenthümliches Unbehagen überschlich ihn, als sei er nicht allein, als wehe gespenstisches Leben in dem mit phantastischer Pracht ausgestatteten Saale. Rauschte und raunte es nicht in den riesigen Makartbouquets, klirrten die breiten Schwerter dort drüben nicht leise aneinander? Grinste der geharnischte Ritter ihn nicht an unter der Blechhaube, dehnte der Mannequin ihm nicht die fahlweißen Glieder entgegen?

Matter Lichtschein fiel von der Straße her auf sein neues Kolossalgemälde, auf ein farbloses Frauenantlitz, von sturmgepeitschten, wild verworrenen Locken umweht, die übermächtigen, todtbringenden Augen gerade auf ihn gerichtet.

Digitized by Google

Verkannter Gegner.

Nach einem Originalgemälde von H. Kotschenreiter.

Digitized by Google

Wie gebannt sah er hinüber, dann wandte er sich tief aufathmend ab und trat in sein anstoßendes Wohnzimmer.

Ah, hier war es behaglich. Im Kamin prasselte ein lustiges Feuer, das helle Reflexe warf auf das pompejanische Roth der Wände und auf die Blumengewinde des Smyrnateppichs, der den ganzen Fußboden deckte. Ein feiner Duft, wie von Ambra, durchzog das Gemach; das Licht der kostbaren, großen Lampe auf dem Mitteltische wurde abgedämpft durch einen Schirm aus mattrosiger Seide. Walsdorf ging ein paar Mal in dem traulichen Zimmer auf und nieder, dabei bemerkte er einen Brief, der auf dem Mitteltische, gerade vor der Lampe lag. Was war das? Mariettas Schrift!

Er nahm das Blatt aus dem unverschlossenen Couvert und las:

„Mein theurer Freund! Ich kann nicht die Ihre werden, noch die eines andern Mannes, ich gehöre nur meiner Kunst. Noch heut Abend reise ich ab. Versuchen Sie nicht, mich wiederzusehen. Ich will und kann Sie nicht mehr empfangen. Marietta."

Er ließ das Blatt auf den Tisch zurücksinken und warf sich in einen Sessel.

Hinter ihm wurde leise die Thür geöffnet; er bemerkte es nicht und der dicke Teppich machte die Schritte der Nahenden unhörbar. Erst, als sein Weib dicht neben ihm stand, fuhr er aus seiner Versunkenheit auf.

„Lily, Du hier?"

Er war emporgesprungen und sah starr in das lieblich schüchterne Antlitz, das sich unter seinem forschenden Blicke mit tiefer Glut bedeckte.

„Du hier — bei mir?"

Auch jetzt antwortete sie nicht auf seine Frage. Sie wies auf den Brief.

„Thu ihr nicht unrecht", sagte sie, „ein hochherzigeres Wesen hat nie gelebt."

Verständnißlos sah er von dem Briefe zu seinem jungen Weibe. Was meinte sie? Was wußte sie von Marietta?

„Ich erkläre Dir das alles sofort", sagte sie leise. „Erst etwas anderes!"

Sie streckte ihm beide Hände entgegen.

„Richard", sagte sie weich, „es ist Christfest heut, das Fest der Liebe und der Freude. Wollen wir da nicht Frieden schließen? Mein Hochmuth, mein Eigensinn haben Dich sehr unglücklich gemacht, ich weiß es erst seit heut, wie schwer Du gelitten hast. Aber, Richard, auch ich war elend, denn — ich habe nie aufgehört, Dich zu lieben."

„Meine arme, arme Lily!"

Er wollte sie an seine Brust ziehen, aber sie wehrte ihn ängstlich ab.

„Nein, nein", flüsterte sie rasch athmend. „Ich muß Dir erst alles sagen, ich kann nicht anders, obwohl ich weiß, daß dann Deine Liebe — wenn Du mich überhaupt noch ein klein wenig liebst — sich wieder in Abneigung verwandeln wird. — Sieh mich nicht so an, Richard, ich verdiene es nicht, ich bin ein selbstsüchtiges, eigen-

Digitized by Google

williges Geschöpf, und sie — Marietta, sie ist ein Engel. — Sie wollte, daß ich schweigen solle von dem, was geschehen ist, aber ich kann es nicht, es drückt mir das Herz ab. Ich weiß nicht, was sie Dir da geschrieben hat, aber ich meine, daß sie wahrscheinlich bemüht gewesen ist, sich in ein falsches Licht zu stellen, um Dich zu mir zurückzuführen. Das darf ich nicht dulden! Du sollst sie kennen, wie ich sie heut erkannt habe, diese edle Frau, mit der ich so wenig zu vergleichen bin, wie ein mattleuchtender Stern mit der strahlenden Sonne."

Mit fliegenden Worten erzählte sie ihm alles, was geschehen war; sie beschönigte nichts, sie verhehlte nichts, aber ihre Stimme wurde immer matter und tonloser, je weiter sie kam.

Sie fühlte es ja, daß sie sich selbst das Urtheil sprach.

Wie konnte noch ein Funke von Zärtlichkeit für sie im Herzen ihres Gatten zurückbleiben, wenn er sie mit jener andern verglich. Erschöpft schwieg sie zuletzt.

„Meine arme, kleine, herzige Frau!"

Das klang genau so, wie er einst in vergangenen, glücklichen Zeiten zu ihr gesprochen hatte. Aber sie wußte es ja, es war nur Mitleid, nicht Liebe — die hatte sie verscherzt für alle Zeit. Ihr kaum gebändigter Stolz loderte wieder in hellen Flammen auf.

„Laß mich", rief sie ganz außer sich. „Ich will Dein Mitleid nicht."

Er hielt sie dennoch fest in seinen Armen.

„So sendest Du mich fort, Lily?" flüsterte er dicht an ihrem Ohre.

„Ja, ja!"

Sie strebte heftig, sich frei zu machen.

„Auch jetzt noch, Lily?"

Er beugte sich herab zu ihr und küßte den kleinen, bebenden Mund.

Ihr Widerstand hörte plötzlich auf. Wie gelähmt vor Entzücken lag sie in seinen Armen und erwiderte seine Küsse, ohne zu wissen, daß sie es that.

„Aber Richard", flüsterte sie, „wie ist es denn möglich! Denke doch, wie schlecht ich war! Kannst Du mich denn wirklich noch lieben?"

Ihr Herz schlug hoch bei der stummen und doch so beredten Antwort, die seine Augen ihr gaben.

„Marietta ist scharfsichtiger gewesen als wir beide, mein Lieb", sagte er. „Sie hat erkannt, was wir uns in wildem Trotze ableugneten, daß wir uns verzehrten vor Sehnsucht nach einander; sie hat mit tapfrer Hand den Wust von Unkraut herabgerissen, der uns den Zustand unserer eigenen Herzen verbarg. Theuer, unsäglich theuer ist sie mir, jetzt mehr als je, aber geliebt habe ich nur ein Weib auf Erden, und dieses Weib bist Du. Mit allen Deinen Fehlern und Schwächen, mit Deinem heißen Herzen und Deinem eigensinnigen, stolzen Köpfchen bist Du doch die Einzige, die imstande ist, mich sehr elend, aber auch, wenn sie es will, namenlos glücklich zu machen. Und ich hoffe, Du willst es? Wie, mein Lieb?"

* *
*

Digitized by Google

Im Salon brannte der Christbaum. Hänschen saß in schmucker Husarenuniform auf einem großen Schaukelpferde und feuerte sein Roß mit lautem Hüh und Hoh zu unerhörten Anstrengungen an.

Lily schmiegte sich zärtlich an ihren Gatten.

„Ich habe nichts, aber auch gar nichts für Dich", klagte sie.

Er fuhr ihr liebkosend mit der Hand über das goldige Haar.

„Auch ich komme mit leeren Händen", sagte er dabei, „denn die kalten Brillanten, die ich, nur um der Form zu genügen, für Dich gekauft hatte, mag ich Dir nun gar nicht anbieten."

„Halt, da kommt mir eine Idee!" rief Lily plötzlich. „Hänschen soll seinem Papa etwas schenken."

Sie eilte hinaus und kam bald darauf mit einem großen Hefte zurück. „Bring' das dem Papa, Hänschen!"

Der Kleine gehorchte.

„Ich habe das ganz allein gemacht!" sagte er mit allerliebster Wichtigkeit.

„Ei wirklich, mein Junge? Dann laß doch sehen!"

Walsdorf schlug das Heft auf. Es enthielt Zeichnungen — Thiere, Menschen, Häuser — alle mit ungelenker Kinderhand hingemalt, aber doch in ihren kecken Umrissen ein frühes Talent verrathend.

Lily hatte den Arm um den Hals ihres Gatten gelegt und sah ihm über die Schulter, während er vergnügt und manchmal herzlich auflachend das Buch durchblätterte.

„Er kommt seinem Vater nach", sagte sie stolz. „Hoffentlich wird auch er einst ein großer Künstler werden."

Der Professor wandte sich rasch zu ihr.

„Ein Künstler, Lily? Und das wäre Dir recht?"

„Es ist mein heißester Herzenswunsch."

Sie lehnte den Kopf an seine Brust und stand so von seinen Armen umschlungen, die strahlenden Augen zu ihm emporgewandt.

Hänschen hatte sich nach Kinderart ohne alle Weiterungen in die veränderte Lage der Dinge gefunden, jetzt aber sah er nachdenklich auf seine schöne Mama.

„Sie war also doch das Christkind!" sagte er kopfnickend.

„Wer?" fragte Walsdorf lachend.

„Nun, die gute Dame, die mir den Papiertürken und die Zuckertüte geschenkt hat! Kann ein Mensch die Zukunft wissen, Papa?"

„Nein, mein Junge!"

„Aber das Christkind weiß alles?"

„Das will ich meinen!"

„Dann war sie das Christkind, trotzdem sie schwarze Haare hatte. Sie wußte ganz genau, daß die Mama heut Abend gar nicht mehr traurig sein würde."

Hänschens beide Zuhörer waren sehr ernst geworden, aber das sah der kleine Bursche nicht mehr, denn ein prächtiger Rollwagen mit Fässern und Kisten, den er bisher neben den höheren Reizen der

Digitized by Google

Uniform und des Schaukelpferdes noch nicht beachtet hatte, nahm jetzt seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Lillys Augen füllten sich mit Thränen.

„Sie ist heut allein und verlassen", sagte sie leise.

„Ja, allein und verlassen!"

„Und wir können nichts für sie thun?"

„Doch — eins, mein Lieb! Wir können ihr Botschaft senden, daß auch in unser Haus der Weihnachtsfrieden eingekehrt ist und daß wir ihrer mit dankbarer Treue gedenken."

* * *

Marietta stand am Fenster ihres Schlafzimmers; im Salon nebenan wurden unter Aufsicht der Kammerjungfer die großen Reisekörbe verschnürt; der Gepäckwagen, der die Sachen nach der Bahn bringen sollte, wartete bereits vor der Thür.

Die Schauspielerin hatte die Hände über dem Fensterriegel verschlungen; sie blickte empor zu dem sternenhellen Nachthimmel. Heller und dumpfer, nah und fernverhallend klang das Läuten der Glocken zu ihr herüber.

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Friede war auch in ihrer eigenen Brust — jener tiefe Friede, der uns erwächst aus dem Bewußtsein, das Gute und Rechte gethan zu haben.

Da öffnete die Dienerin eilfertig die Thür; sie brachte ein großes, flaches Packet, das eben abgegeben worden war.

Marietta nahm es mit leise bebenden Händen. Sie ahnte, von wem es kam, und die großgeschwungenen Züge der Adresse bestätigten ihre Vermuthung. Es enthielt ein Brustbild ihres kleinen Schützlings.

Zum Sprechen ähnlich war das liebliche Kindergesicht; die blauen Augen lachten fröhlich in die Welt hinein, in Kinn und Wangen saßen die reizendsten Schelmengrübchen.

Am Rahmen war ein Zettel befestigt, auf dem mit großen, ungelenken Buchstaben geschrieben stand: „Hänschen grüßt und küßt sein liebes Christkind."

Außerdem lag noch ein geschlossener Brief dabei. Er enthielt nur wenige Worte: „Gott segne Dich, Marietta, geliebte, theure Schwester! Richard. Lily."

Der letzte Name war durch eine Thräne halb verlöscht.

Lange saß Marietta regungslos; ein schwermüthiges und doch glückliches Lächeln umspielte ihren Mund, aus ihren Augen leuchtete stiller Frieden.

* * *

Eine Stunde später trug der Nachtzug die Einsame hinaus in die Ferne.

Digitized by Google

Literaturberichte.

Von Ernst Brausewetter.

I. Kleinere Novellen und Erzählungen.

Zu den beliebtesten Schriftstellern der Gegenwart gehört unbestreitbar Ernst Eckstein. Berühmt ist derselbe in erster Reihe durch seine großen Romane: „Die Claudier“ und „Prusias“ geworden, während seine kleinen Novellen und Erzählungen verhältnißmäßig weniger beachtet wurden, und doch darf es offen ausgesprochen werden, daß gerade dieses Gebiet das seinige par excellence ist, daß er gerade auf diesem Felde kleine Meisterwerke liefert. Freilich ist Eckstein kein Dichter, der uns in die Seele greift und auf das Tiefste erschüttert, seine ernsten, traurig endenden Erzählungen haben meist etwas gekünsteltes, exaltirtes und ihre Voraussetzungen sind meist von recht zweifelhafter Wahrscheinlichkeit; seine humoristischen Sachen dagegen scheinen ihm mit sprudelnder Leichtigkeit aus der Feder zu fließen. Er hat einen eleganten, graziösen, ich möchte sagen weltmännischen Humor. Dieses „Weltmännische“ liegt nicht nur im Stil, der ja anerkanntermaßen von seltener Zierlichkeit ist, sondern auch in der Art, wie er seine humoristischen Konflikte erfaßt. Es weht uns überall wie das kokette Spiel einer schönen, vornehmen Frau entgegen, deren Reiz eben in jenem französischen „je ne sais quoi“ liegt.

Auch seine neueste Novellette „Der Referendar“*) hat wieder alle Vorzüge Ecksteinschen Humors. Ein zierlicher, witziger und charakteristischer Stil, ein sich schnell entwickelnder und lösender und daher recht spannender Konflikt, ein förmlich dramatisch wirkender Dialog, eine liebenswürdige, fein humoristische Charakteristik, das sind ihre Vorzüge. Freilich darf man keinen tiefen, unser Gemüt erregenden Konflikt erwarten, noch die satirische Lösung eines weltbewegenden Problems, ja es ist nicht einmal ein neuer Gedanke, was

*) Leipzig 1889, Carl Reißner.

Digitized by Google

Eckstein uns vorführt, es wird uns nämlich gezeigt, wie eine eifersüchtige Frau dadurch von ihrer Thorheit geheilt wird, daß der Mann selbst den Eifersüchtigen spielt und sie einsieht, wie leicht man unbegründeterweise in den Verdacht der Untreue kommen könne, wenn der Andere in allem etwas böses suchen will. Das Ganze ist also nichts als ein harmloser, amüsanter Scherz, der uns eine vergnügte Stunde verschafft, ohne unser Nachdenken weiter herauszufordern, und was will das große deutsche Lesepublikum denn anders haben? Ein Höheres wird nicht gefordert, ein Höheres will und vermag Eckstein meist auch nicht zu bieten.

* * *

Ein völlig anderer Schriftsteller und doch in manchem Eckstein nah verwandt ist Ernst Wichert. In seinen historischen Romanen und Erzählungen voll strengen Ernstes und überall reiche Erfahrung und gründliches Wissen verrathend, dabei von einer nicht zu unterschätzenden Gestaltungskraft für historische Ideen. So sind sein „Heinrich von Plauen", sein „großer Kurfürst", seine „littauischen Geschichten" eine hochinteressante, mächtig anregende Lektüre. Seine modernen Erzählungen dagegen haben durchweg etwas philisterhaft gemütliches, unser Zorn, unsere Leidenschaft wird nicht erregt, wohl aber unser Mitleid oder ein gewisses stillvergnügtes Lachen. Seine Werke überstrahlt ein ungewöhnlicher Optimismus, überall betrachtet er das Leben von der heitern, gemütlichen Seite, und selbst wo er die düsteren Seiten desselben schildert, dünkt es uns, daß dieselben doch wohl nicht gar so sehr trübe sind, wir merken hinter der Gewitterwolke gleichsam den blauen Himmel und haben das Gefühl, daß die Wolke bald vorüberzieht und die Sonne wieder scheinen wird. Bei dieser Lebensauffassung ist es nicht wunderbar, daß zu seinen Lieblings- und am besten gezeichneten Gestalten ganz junge, sehr naive Mädchen gehören. Das erste Erwachen oder plötzliche Erkennen der Liebe, eine gewisse unschuldsvolle Harmlosigkeit findet in ihm ihren meisterhaften Darsteller.

Ein solcher Mädchencharakter ist auch die Hauptfigur seiner Novelle „Das Grafenkind"*), ja diesmal scheint mir Wichert die Naivetät ein wenig übertrieben zu haben, da Cäcilia nahezu dumm erscheint. Ueberhaupt gehört diese Erzählung zu Wicherts schwächsten Arbeiten. Cäcilia ist als die Tochter eines Grafen aufgewachsen und hat sich auch stets für dieselbe gehalten. Da erfährt sie, daß sie nur ein Pflegekind ist und ihre rechte Mutter noch lebt. Sie sucht dieselbe auf und hier wird ihr enthüllt, daß der Graf allerdings ihr Vater, aber ein Ehrloser sei, da er ihre Mutter einst verführt und auf das Schändlichste betrogen habe. In Verzweiflung

*) „Das Grafenkind" und andere Novellen („Ein Wohlthäter", „Galeotto in Deutschland") von Ernst Wichert. Berlin 1889. Gebr. Paetel. 5 Mark.

Digitized by Google

habe diese dann sie, ihre Tochter, zu seiner Frau, der Gräfin, hingebracht und diese habe sich des Mägdeleins angenommen. Sie will auch jetzt von ihrer Tochter nichts wissen, sie ist jetzt ehrlich verheiratet und nur die Kinder dieser Ehe erkennt sie als die ihren an. Welch' reiche Keime für eine tragische Verwickelung! aber Wicherts Wesenseigenthümlichkeit weicht der Tragik gern aus und so gelangt alles zum guten Schluß.

In der Erzählung „Galeotto in Deutschland" macht Wichert dem Drama Echegarays den Vorwurf der „Unwahrscheinlichkeit", da „der große Galeotto", die öffentliche Meinung, nie in zwei Menschen eine Leidenschaft erzeugen könne, zu der in ihnen keine Anlage vorhanden sei. Wichert legt meines Erachtens aber der schließlichen Vereinigung Ernestos und Julias eine viel zu große Bedeutung bei, dieselbe ist für die Idee des Ganzen ziemlich unwesentlich und könnte ebensogut fortbleiben. Die Wirkung wäre darum keine minder erschütternde. Die Hauptsache ist ja doch: die Vernichtung dreier Menschen und ihres Glückes durch die unbewußte Schuld der Welt.

Wicherts ganzer Standpunkt enthüllt sich nun aber dadurch, daß er überhaupt der Meinung ist, es würde einen viel erhebenderen Eindruck machen, wenn „der große Galeotto" nicht siegte, sondern im Gegentheil unterläge, und zu diesem Zwecke erzählt er die Geschichte zweier Brüder, Emanuel und Ernst. Die Verhältnisse sind ähnlich wie in dem Drama des Spaniers, aber der Schluß ist der, daß „die Welt" sich schließlich mit dieser „Ausnahme" aussöhnt und die drei, die eben nur tiefe Freundschaft und Harmonie der Seelen verbindet, in ihrer Mitte duldet. Und wenn man es auch nach Emanuels Tod höchst seltsam findet, daß Julie und Ernst sich nicht vermälen und doch zusammen wohnen bleiben, so gewöhnt man sich schließlich auch an diese Seltsamkeit und beide gehören zu den geachtetsten Persönlichkeiten der Stadt.

Was hat denn Wichert mit dieser Geschichte nun aber bewiesen? Nichts! Er selbst charakterisirt das Ganze als eine Ausnahme. Der Dramatiker soll aber gerade keine Ausnahmen vorführen. Also hatte Echegaray recht, wenn er einen solchen Fall nicht wählte. Und ferner mag es ja wohl einen erhebenderen Eindruck machen, derartige edle, reine Charakter zu sehen, aber das Drama muß uns in erster Reihe erregen und erschüttern und das thut diese Erzählung nicht im mindesten.

Und hat denn hier „der große Galeotto" wirklich auch so ganz unrecht? Freilich von einem körperlichen Ehebruch, von sinnlicher Liebe ist keine Rede. Aber die wahre Ehe ist nicht nur eine körperliche, sondern auch eine seelische Vereinigung, und Mann und Frau müssen sich ebenso geistig wie körperlich angehören. Das ist hier aber nicht der Fall und die in dieser Beziehung sehr scharf definirenden modernen Norweger würden Emanuels und Julias Ehe einfach als Konkubinat bezeichnen, denn sie ist die geistige Gattin Ernsts. Es ist also doch eine „Ehe zu dreien", nur das Julia sich theilt,

Digitized by Google

indem sie körperlich Emanuel, geistig aber Ernst angehört, und „der große Galeotto" hat auch hier recht, wenn auch anders, als er selber meint.

Ganz auf der Höhe Wichertscher Erzählungskunst steht die Charakterstudie „Ein Wohlthäter", in der uns der Dichter einen jener sonderbaren Käuze vorführt, die Schätze auf Schätze häufen und dabei selbst darben. Der Russe Iwanow spart, um nach seinem Tode allerhand wohlthätige Einrichtungen ins Leben rufen zu können und sich so den Dank der Nachwelt zu erwerben. Wichert hat es auch verstanden, dem Thun dieses Mannes eine wahrscheinliche Begründung zu verleihen. Die Grundlage des ganzen Reichthums ist durch einen Diebstahl geschaffen, indem der Geizhals ein gefundenes Goldstück, dessen Besitzer er kannte, behalten hat. Er selbst sagt darüber: „Und wie sich's sammelte, da fing's mich erst an zu ärgern, daß ich's nicht aus den Gedanken bringen konnte, wie's den Anfang genommen, und der Aerger wuchs immer von Jahr zu Jahr, daß ich nicht gewartet und langsam einen Groschen zum andern gelegt hatte, bis sie ein Goldstück bedeuteten und noch eines in meiner Hand. Ich hätt's wohl auch so gezwungen. Und so frißt der Aerger weiter und wird mich verzehren. Das geht aber keinen das Mindeste an — keinen als mich selbst. Sie mögen mich verächtlich über die Achsel ansehen, weil ich ein reicher Mann bin und lebe wie ein Lump. Aber ich will meinen Aerger nicht mehren, indem ich verdiene, um zu prassen und in einem schönen Hause zu wohnen und spazieren zu fahren und mir alle Welt zum Freunde zu machen. Es ist mir eine Beruhigung, daß ich nichts vom Leben habe. Einen Wucherer nennen sie mich und einen Geizhals dazu. Sie sollen recht haben. Ich nehme, aber ich gebe nichts. Und wenn ich gestorben sein werde, dann ist's da. Ich fühle mich wie eine Sparbüchse von Blech, fällt etwas hinein, so klingt's. Das hör' ich gern, das ist meine Freude!"

Iwanow hinterläßt in der That sein ganzes Vermögen der Stadt und mit seinem Gelde erstehen zahlreiche wohlthätige Anstalten. Und was ist sein Dank? Schon nach wenig Jahren weiß nur ein alter Seemann, der von den Wohlthaten seines Vermächtnisses genießt, seine That wirklich zu rühmen, ein Kind aber kennt nichts weiter, als seinen Namen. Wer dieser Iwanow war, weiß es nicht. „Ein Phantasiebild bleibt von uns zurück oder ein Nichts. Ein Name ist ja so gut wie nichts."

Diese Erzählung, so kurz sie ist, übt eine tiefe, fast rührende Wirkung aus.

* * *

Frau Ida Boy-Ed scheint über die Wahrheit in der Ehe eine höchst eigenartige Anschauung zu haben. Im Gegensatz zu den Skandinaviern der Gegenwart — wo von der Ehe gesprochen wird, muß man immer an diese denken — geht sie von der Auffassung

Digitized by Google

aus, daß eine dem Manne verheimlichte Thatsache keine Lüge sei, sofern Liebe zum Gatten der Beweggrund zur Verheimlichung gewesen; eine solche Ehe könne durchaus glücklich sein und enthielte absolut nichts unmoralisches.

Diese Frage behandelt sie in ihrem neuesten Roman: „Eine Lüge?“*)

Ottilie von Warnsdorf ist die Gattin des Königsattentäters Ottmar gewesen, der sich im Gefängniß das Leben nahm. Ueberall hin verfolgt sie als seine Wittwe der Fluch seines Namens und so legt sie denselben kurz entschlossen ab und nimmt ihren Mädchennamen wieder an. (Mit welchem Recht?) Unter diesem lernt sie den Regierungsrath Gemmingen, einen edlen, charakterfesten, vortrefflichen Mann kennen, der nur den einen Fehler hat, daß er feige ist vor dem, was die Welt sagt und denkt; die Makellosigkeit des Familiennamens gilt ihm für die unerläßlichste Bedingung bei der Wahl einer Gattin. Er und Ottilie verlieben sich einander und er wirbt um sie. Verriethe sie ihm ihre Vergangenheit, dann würde er sofort seine Werbung zurückziehen. Sie hält es also für ihre Pflicht, ihm ihre Vergangenheit zu verschweigen. Und diese Verheimlichung ist es, die der Verfasserin als keine Lüge erscheint. „Was hatte sie ihm denn gelogen? Liebe? O nein! Selbst in dieser Stunde — nach siebzehnjähriger Ehe, in dem Augenblick, da Gemmingen die Wahrheit erfahren hat — wallte sein Herzschlag heißer, wenn er an die Wahrheit, Glut und Treue ihrer Liebe dachte. Ja geliebt — über alles Maß hinaus geliebt hatte sie ihn. Das war keine Lüge gewesen.“

„Was hatte sie ihm denn gelogen? Tugend? O nein. Kein Weib ist imstande, siebzehn Jahre lang in der furchtbaren Enge und Nähe des Ehelebens Tugenden zu erlügen, die sie nicht besitzt.“ Ja, aber Jungfräulichkeit hat sie ihm gelogen. Mag sie sich immerhin vergewissert haben, daß er im Prinzip nicht abgeneigt gewesen wäre, eine Wittwe zu heiraten, in ihr hat er geglaubt, ein Mädchen zu freien, das heißt, ein Wesen ohne jede selbstständige Vergangenheit. Eine Ehe, mag sie auch noch so unglücklich gewesen sein, mögen die beiden Charaktere noch so wenig harmonirt haben und ihr Einfluß auf einander daher noch so gering gewesen sein, hinterläßt doch tiefe Spuren in dem Geiste und Empfinden eines jeden. Diese ganze Seite ihres Wesens mußte ihm, da er die Ursache und das Entwickelungsstadium derselben nicht kennt, völlig unverständlich bleiben und ein völliges geistiges Ineinanderaufgehen, wie es die wahre Ehe erfordert, unmöglich machen. Allerdings scheint Frau Boy-Ed ein solches auch nicht für nothwendig für das Glück einer Ehe zu halten, da sie Ottilie zu der Erkenntniß kommen läßt: „Sich gegenseitig alles sagen, keine Geheimnisse vor einander haben — das ist Alltagsweisheit. Wie viel hundertmal mochte es geschehen sein, daß Männer vorsorglich

*) „Eine Lüge?“ Roman von Ida Boy-Ed. Leipzig 1889. Carl Reißner.

Digitized by Google

ihren Frauen die Irrthümer ihrer Jugend verschwiegen, um ihre Seele nicht unnütz zu beunruhigen. Das war ihr kluges Recht, das ihnen niemand streitig machte." Diesem Raisonnement ist entgegenzuhalten, daß das Verschweigen von Thatsachen etwas fremdes zwischen die Gatten bringt, eine gewisse Furcht in ihnen erzeugt, ein Zufall könnte alles enthüllen und dann viel schlimmere Folgen erzeugen, als ein offenes Geständniß. Das Vorhandensein dieser Furcht leugnet Frau Boy-Ed auch nicht, denn sie läßt Ottilie sagen: „Jede Stunde habe ich gezittert, daß dieser Traum von Glück ein jähes Ende haben werde!" Aber die Verfasserin will uns glauben machen, diese Furcht habe das eheliche Glück nicht gestört und das ist unglaublich. Ein Zustand wie der, den Ottilie hier schildert, muß nothwendigerweise auf ihre Stimmungen von größtem Einfluß gewesen sein; er muß eine Art nervöser Unruhe in ihr erzeugt haben, die niemals das Gefühl des Glückes in ihr völlig aufkommen ließ. Und wer nicht selbst Glück empfindet, kann es durch das Zusammenleben mit ihm auch nicht erzeugen. Freilich sind Gemmingens Vorurtheile thöricht und Ottiliens Schwager hat recht, wenn er sagt: „Die Solidarität der Familie kann nicht so weit gehen, daß unsere Ehre berührt wird durch das Verbrechen eines nächsten Blutsverwandten. Jeder ist für sich eine Persönlichkeit; jedem komme allein die selbsterworbene Ehre zugute, jedem werde allein die selbstgeschaffene Schmach angerechnet." Aber das berechtigte Ottilie noch immer nicht, ihrem Gatten ihre Vergangenheit zu verheimlichen und nimmt ihrer Handlungsweise nicht den Charakter einer Lüge. Und ferner legt diese Handlungsweise von einem empörenden Egoismus Zeugniß ab. Nie hatte sie das Recht, um ihres Glückes willen ihr unschuldiges Kind erster Ehe, Sabine, von sich zu stoßen und unter fremden Leuten erziehen zu lassen. Zudem steht dieses Verfahren im schreienden Gegensatz zu ihrem liebevollen Wesen Gemmingens Kindern gegenüber und ist daher unwahrscheinlich.

Als Gegenbild ist Ottilie Abigail Mannhardt gegenübergestellt, die nach Frau Boy-Eds Anschauung in einer Lügenehe lebt. Diese heuchelt ihrem Manne Liebe, ohne sie zu fühlen und betrügt ihn dabei mit anderen. Und selbst diese Liebesverhältnisse beruhen nur auf Lüge, da sie ja auch ihre Liebhaber nicht liebt. Der Reichthum und die Pracht in ihrem Hause ist Lüge, da sie eigentlich ihre Verhältnisse übersteigt. Sie erscheint der Welt als eine achtbare Frau und ist in Wahrheit doch eine Dirne. Und das Strafgericht ereilt sie in furchtbarer Weise, indem sie die Lüge ihres Lebens und Sein's selbst erkennt und vom Gotte der Reue ergriffen wird, als es leider zu spät ist. Diese Abigail ist eine ebenso pikant wie ergreifend gezeichnete Gestalt.

Daß die Voraussetzungen sämmtlich ziemlich unwahrscheinlich sind, zeigen schon meine obigen Andeutungen; auch die Führung der Handlung ist mehr auf Erregung der Spannung und den Effekt hin gemacht, als der Natürlichkeit entsprechend. Die Charakteristik ist

Digitized by Google

nur in Abigail und ihren beiden Verehrern, dem lumpenhaften Dandy von Bentheim und dem geckenhaften Referendar Heimburg, bemerkenswerth, hier aber auch wirklich vortrefflich. Im ganzen ein „interessanter Roman" im vulgären Sinne, nicht mehr und nicht minder.

* * *

Es sei mir vergönnt, ein paar interessante Uebersetzungsbände anzufügen.

In Elise Orzeszko*) lernte ich eine talentvolle, eigenartige Erzählerin kennen. Wie alle russischen und polnischen Erzähler legt sie gar keinen Nachdruck auf die Handlung; diese beiden Erzählungen haben kaum eine solche, sondern auf die Zeichnung eines Charakters und die Schilderung seiner Umgebung. Hierin also beruht nicht ihre Eigenart, sondern ähnelt sie vielmehr ihren Landsleuten, aber höchst originell ist der Stil, die Darstellung, die Art, wie sie diese Charakterzeichnung giebt. Ich möchte diesen Stil einen negativen nennen, sie sagt uns nämlich meist, was der Betreffende nicht ist, damit wir uns dann selbst ein um so klareres Bild von ihm machen können. Und das geschieht in einer seltsam ironischen, neckischen Weise. Es ist fast, als wollte die Verfasserin ihre Leser foppen.

„Simson, der Held" ist ein armer, nur mit Kindern gesegneter Jude, eine Art Gelehrter, der sein Leben damit zubringt, über den alten Schriften der Thalmudisten und jüdischen Historiker zu brüten. Die Erzählung ist eine aus tiefster Seele emporquellende Verherrlichung des Judenthums. Das innigste Mitgefühl der Verfasserin verbirgt sich hinter dem spöttischen Ton, bisweilen auch hinter einer bissigen Ironie, wie z. B. „Die Juden wollen die ganze Welt unterjochen (ein kriegstüchtiges Volk!) und haben sicherlich jetzt irgend etwas berathen, was zu diesem Ziele führen soll." So spricht sie von einer Theaterprobe jüdischer Handwerker. Einmal aber kommt ihre wirkliche Anschauung machtvoll zum Durchbruch, wenn sie ausruft: „O, ihr niedrigen, eigennützigen und undankbaren Herzen! Esther und Mordechai beweisen, daß in euch ein unerschöpflicher Vorrath von Empfindung und Dankbarkeit liegt!"

Die Erzählung zeigt, wie der träumerische „Gelehrte" Schimochel, dadurch, daß er bei einer Wohlthätigkeitsvorstellung den Helden Simson spielt, aus einem Lebenstraum erwacht und zur Erkenntniß der Ideale der That, der Liebe und des Ruhmes gelangt. Freilich er ist und bleibt der kleine, schwache, unselige Schimochel. So hebt er denn die Hände gen Himmel und fleht: „Laß meinen Sohn einen Simson werden!"

In „Ein Sonnenstrahl" bietet uns Orzeszko das rührende Bild des stillen Märtyrerthums einer Frau. Durch ihre ständige, rastlose

*) Zwei Erzählungen („Simson, der Held" — „Ein Sonnenstrahl") von Elise Orzeszko. Autorisirte Uebersetzung. Berlin 1889. S. Fischer.

Digitized by Google

Thätigkeit hält sie „die polnische Wirthschaft“ des Hauses ihres Gatten in Stand, ein Haus, „in dem nichts Geist hat“, außer ihr, bei der ihn niemand sucht. Ein Sonnenstrahl fällt in ihr Dasein, die Liebe zu einem edlen Manne. „Zu wissen, daß ein schöner, guter und großer Mensch bisweilen an uns voll Herzlichkeit und Sehnsucht denkt, bisweilen träumen von einem großen, unerreichbaren Glücke — ist das nicht eine große, wenn auch traurige Freude?“

Es bleibt die einzige in ihrem Leben.

* * *

In dem Novellenbande von dem Dänen Rudolph Schmidt, den M. von Borch in der „Nordischen Bibliothek“*) veröffentlicht, ist „Die Wittwe“ nicht nur an Umfang, sondern auch an Gehalt das bedeutendste Werk. Es ist die Lebensgeschichte eines Mädchens, deren Leben eine Illusion vernichtet. Infolge ihrer Erziehung und der Verhältnisse, unter denen sie ihre Jugend verlebte, ist sie eine Träumerin geworden, die die Liebe für das Höchste im Leben hält und der das Leiden für die Liebe als Seligkeit erscheint. Bei ihrem ersten Schritt in die Welt tritt ihr ein Künstler, ein junger Sänger, entgegen und sie glaubt das Ziel ihres Sehnens gefunden zu haben. Um seinetwillen, der sie gar nicht beachtet, weist sie die treue Liebe eines edlen Mannes zurück, und ein Bild von ihm wird ihr höchster Schatz, bei dem sie gleichsam ihren Gottesdienst verrichtet, ja eine Aehnlichkeit eines Knechtes mit diesem Sänger treibt sie der Verführung desselben hilflos in die Arme, sie fällt aus Liebe zu einem Phantom. Nun greift zum ersten Mal die rauhe Wirklichkeit in ihr Leben ein, ihr Vater zwingt sie, den Knecht Morten zu ehelichen. Ihre Ehe wird äußerlich trostlos, aber sie bewahrt weiter das Glück ihrer Träume. Es bereitet ihr fast eine Wollust, so für ihre Liebe zu leiden. Morten findet infolge seiner Trunksucht einen frühen Tod und sie lebt wiederum wie in ihren Mädchentagen ihrer stillen Herzensliebe. Ein Zufall führt sie dann mit dem Bild ihrer Träume zusammen und voll Entsetzen und Scham erkennt sie, daß sie einem Nichts ihr Leben gewidmet. Da übergiebt sie ihr Götzenbild den Flammen und eine tiefe Reue erfüllt ihr Herz. „Gott lenkt alles und hat sie gestraft, daß sie einen Götzen angebetet.“ Und nun trifft sie mit dem Manne zusammen, der sie einst geliebt und sein Antlitz bereitet ihr Folterqualen, da sie glaubt, er verachte sie; aber diese Qualen sind ihre Seligkeit, durch sie sühnt sie ihre Schuld. Allein Holmer verachtet sie nicht, er liebt sie und begehrt sie zum Weibe, die Welt öffnet sich schmeichelnd und verheißungsvoll vor ihr. Sie aber hat auf den Trümmern ihres Götzenbildes mit der Welt abgeschlossen. Sie will ihn nicht wiedersehen. Und ein schneller Tod macht ihren freiwilligen Leiden ein Ende.

*) Berlin, S. Fischer.

Digitized by Google

Eine wahre Perle der Charakteristik ist die Novelle „Die Schwiegertochter des Bischofs“. Nur drei Figuren, aber diese von einer Lebenswahrheit, Tiefe und Einfachheit, daß wir mit höchster Bewunderung erfüllt werden.

Die Novelle baut sich auf dem Hauptgedanken auf, daß Gott jedem Menschen seinen Lebenszweck vorgezeichnet habe. So ist Ernesta Falkman bestimmt, Bischof Marner völlige Klarheit über sich selbst zu bringen. Aus Bewunderung und Verehrung zu ihm hatte sie die Werbung seines Sohnes angenommen; als sie aber erkennt, daß derselbe ein Elender ist, hebt sie die Verlobung auf und geht bald darauf ins Ausland, da sie bemerkt, daß durch irgend etwas in ihrer Heimat ihr Ruf untergraben sein muß; sie ahnt aber nicht, daß dieses durch den Bischof geschehen, der sie opferte, um seinen Sohn zu retten. Sie gewinnt die Liebe eines ernsten, edlen, treuen Mannes, aber Gott versagt ihr die Gegenliebe und so muß sie auf das gebotene Glück verzichten. Durch ernste Arbeit hat sie sich selbst unbewußt auf ihren großen künftigen Beruf vorbereitet und nun führt sie Gott in die Heimat zurück. Und hier tritt ihr der Bischof als ein gebrochener Mann gegenüber. Sein Sohn, sein höchster Stolz, ist gestorben, wie er glaubte, von seinem Leichtsinn gebessert, aber wie er später erkennen mußte, ebenso ruchlos, wie er gelebt hatte. Er nimmt Ernesta zu sich, und durch das Zusammenleben mit ihr und die Nachwirkung seines herben Schicksals kommt er zu der Erkenntniß, daß er selbst daran schuld war, daß der Sohn so wurde: „Ich habe meine Ueberlegenheit gebraucht, ich habe meine Bedeutung anerkannt haben wollen. Damit ist er aufgewachsen. Alle Schwierigkeiten haben sich ihm von selbst geebnet — er glaubte, er könne thun, was er wolle. So gestaltete sich meine Natur in ihm. Aber von seiner Natur war auch etwas in mir. Nicht in der Weise, aber ich nahm es zu leicht, ich räumte der Welt zu viel ein.“ Und seine Schriften, die ihn berühmt gemacht, allen fehlte etwas, aber dieses etwas fehlte auch in ihm, es war das Herz. Eine traurige, aber zugleich erhebende Erkenntniß am Lebensabend.

Die anderen Novellen: „Die Kammerherrin“, „Beide Pastoren“, „Ein glückliches Ehepaar“, „Eine Rosenbraut“ sind mehr satirischen Inhalts, und zwar hat Schmidts Humor etwas gekünsteltes, unnatürliches, welches nicht angenehm berührt; wir bekommen dabei ein Gefühl, als wenn man uns mit Nadeln kitzelte, um uns zum Lachen zu bringen, wir empfinden eine Art komischen Schmerzes.

Digitized by Google

Amalie von Weimar.

Ein Lebensbild von E. Redenhall.

„Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an."

Diese Worte, welche Goethe dem Tasso in den Mund gelegt, könnten wohl kaum auf irgend jemand eine bessere Anwendung finden, als auf Amalie von Weimar. Schön und anmuthig wurde sie in ihrem siebzehnten Lebensjahre die Braut und Gemalin des jugendlichen Fürsten Ernst August Konstantin, Herzogs zu Sachsen-Weimar, in ihrem achtzehnten Jahre die Mutter des künftigen Regenten, des unvergeßlichen Karl August. Doch schon ein halbes Jahr später finden wir sie mit dem Wittwenschleier umhüllt und in dieser Zeit der trostlosesten Verzweiflung um den frühen Tod des Gatten gab sie ihrem zweiten Sohn Konstantin das Leben. Am 9. Juli 1759, noch nicht zwanzig Jahre alt, wurde sie für majorenn erklärt und befähigt, die Regentin des Landes und die Obervormündin ihrer Söhne zu werden.

Ein schwerer Beruf für eine so junge Frau, sie wurde diesem jedoch in allen seinen Anforderungen gerecht und als endlich nach all' den Unruhen des siebenjährigen Krieges der ersehnte Frieden kam, da verstand sie es wunderbar, nicht nur dem Lande zur Entwickelung seiner Kräfte zu verhelfen, den Handel zu fördern, das Gewerbe zu schützen, den Ackerbau zu heben, sondern auch in Stadt und Provinz ein neues regsam bildendes Leben zu schaffen.

Nächst den Regierungsgeschäften war die Sorge der Herzogin der Erziehung ihrer Söhne zugewendet. Noch ehe Karl August das fünfte Lebensjahr erreicht hatte, hielt sie eine männliche Leitung für nothwendig und übertrug dieselbe dem erst zweiundzwanzig Jahr alten, durch Geist und Gemüt ausgezeichneten Graf Enstach von Görtz. Dieser rechtfertigte vollständig das Vertrauen der Herzogin und verblieb drei Jahre in der verantwortlichen Stellung eines

Digitized by Google

alleinigen Erziehers des Prinzen, bis dann, auf seinen eigenen Wunsch, Wieland als Miterzieher des Prinzen berufen, während Hauptmann von Knebel später zum Mentor des jüngern Prinzen bestimmt wurde. Der Eintritt dieser beiden bedeutenden Männer in die Kreise des weimarischen Hofes war von dem größten Einfluß auf dieselben. Wieland, dem nach einem Ausspruch Goethes „das ganze obere Deutschland seinen Stil verdankt", brachte einen gefeierten Namen mit und mit ihm stieg die erste schöne Morgenröthe der Zeit herauf, die in der Geschichte der deutschen Literatur als die klassische bezeichnet bleibt. Er führte den Prinzen an sicherer Hand dem Ideal entgegen und gab dem Leben seines Zöglings eine höhere Weihe.

Indeß war die Zeit herangerückt, in welcher die Herzogin ihrem ältesten Sohn die Leitung des Staates zu übergeben gedachte. Nachdem dieser von Kaiser Joseph für majorenn erklärt worden war, unternahm er in der Begleitung Knebels und des Grafen von Görtz eine Reise nach Paris, welche auf die Lebensgestaltung des Erbprinzen von bedeutendstem Einfluß war.

In Karlsruhe lernte er die Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt kennen, welche, nach dem sehnlichsten Wunsch seiner Mutter, ihm zur Gemalin bestimmt wurde. In Frankfurt wurde ihm durch Knebel Goethe zugeführt, dessen persönliche Bekanntschaft der Prinz schon lange gewünscht hatte. Mit Neigung und Vertrauen kam der junge Fürst dem schon etwas älteren Dichter entgegen und Goethe folgte freudig der Aufforderung desselben, in weimarische Dienste zu treten.

Nachdem die Herzogin nach sechszehnjähriger, ruhmvoller Regentschaft 1775 dem Sohn die Leitung des Staates anvertraut hatte, wurde dessen Vermälung mit der Prinzessin von Hessen-Darmstadt gefeiert und mit theilnehmendem Sinn blieb die Herzogin-Mutter auch in ihrem Privatleben den sich neugestaltenden Verhältnissen zugewendet. Im Winter bewohnte sie das Palais in Weimar und ein fröhlicher Kreis anregender Menschen versammelte sich allwöchentlich um sie. Wieland, Kammerherr von Einsiedel, ein liebenswürdiger, wissenschaftlich gebildeter Hofmann, und Fräulein von Göchhausen, eine durch Geist und Witz ausgezeichnete Dame, bildeten die nächste Umgebung der Herzogin. Am 7. November desselben Jahres war Goethe nach Weimar gekommen, noch ganz, wie Knebel sagt: „In Werthers Montirung, wodurch er die Frauen sogleich weghatte." Er sowohl wie Wieland, Herder, welcher scherzhaft von Goethe stets der Hohepriester genannt wurde, Knebel, Meyer, Musäus, Bode, Bertuch, Frau von Stein, Frau von Berlepsch, Corona Schröter, fanden sich stets an den Theeabenden der Herzogin zusammen und alle trugen, frei von jeder hemmenden Form, durch Talent, Geist, Kunst und Humor zur Belebung des Ganzen bei. Nach dem Thee wurde musizirt oder was nur irgend bedeutendes in der Literatur erschienen, gelesen und im freien Austausch der Gedanken kritisirt. Eines Abends war beispielsweise Gleim, der Weimar besuchte, zur

Digitized by Google

Herzogin beschieden und sollte dort den Verfasser des „Werther" kennen lernen. Die Gesellschaft war bei seinem Eintritt bereits versammelt und bewegte sich zwanglos durcheinander. Gleim las aus dem neuesten Musenalmanach einiges vor. Indeß hatte sich ein junger Mann, den er kaum beachtet und der ihm nur durch sein feuriges, schwarzglänzendes Auge aufgefallen war, unter die Zuhörer gemischt und schien mit großem Antheil dem Gelesenen zu folgen. Als eine Pause entstand, erhob er sich, verbeugte sich verbindlich gegen Gleim und bot ihm an, im Vorlesen mit ihm abzuwechseln, damit es ihn nicht zu sehr ermüde. Dieser reichte ihm sogleich das Buch, und im Anfang trug der junge Mann die Gedichte von Stolberg, Bürger und Voß vor. Doch auf einmal las er Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er kam in alle möglichen Tonarten und Weisen hinein, brachte Hexameter, Jamben, Knittelverse, alles untereinander und durcheinander hervor, als wenn er es nur so herausschüttelte. Es kamen dabei so prächtige, wenn auch flüchtige Gedanken vor, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, damit zufrieden sein konnten. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit in der Gesellschaft, die sich immer mehr steigerte, als der geistvolle Improvisator jedem derselben einen kleinen Hieb versetzte.

Auf diese Weise machte der alte Gleim des jungen Goethe Bekanntschaft.

Sowie sich diese geniale Gesellschaft in Weimar um die Herzogin versammelte, so folgte sie der geistreichen Frau auch im Sommer auf ihre ländlichen Besitzthümer. Mit vollem Sinn den Freuden, welche die Natur dem empfänglichen Gemüt bietet, wußte sie den Aufenthalt in Tiefurt und Ettersburg mit angeborenem Talent noch muthiger und interessanter zu gestalten. Die heitere Gesellschaft versammelte sich, besonders in Tiefurt, das durch ihren sinnigen Geschmack einen wahrhaft poetischen Reiz hatte, zu heiterem Festspiel; weicher Rasen war die Bühne, Gebüsche und Wiesen, Sträucher und Bäume, Fluß und Berge bildeten den natürlichen Hintergrund. Die Illumination der Bäume und Grotten gaben dem improvisirten Theater einen magischen Glanz, das durch Transparente und Fackeln noch erhöht wurde. Hier fanden Singspiele, die kleineren Stücke von Goethe und Wieland, Seckendorf und Einsiedel, ihre Darsteller und diese ihren Beifall.

Doch auch ernste Studien gingen neben diesen heiteren Festen her und selbst die klassischen Sprachen erlernte die Herzogin mit regstem Eifer und besonders war es die griechische, die sie bewunderte, liebte und bald als die Sprache der Welt, bald als die der Götter bezeichnete. Ihre Gesundheit machte einen Aufenthalt im Süden nothwendig und in Begleitung von Einsiedel und Fräulein von Göchhausen reiste sie nach Italien. In Neapel fand sie Goethe, in Rom Herder. Zwei der glücklichsten und genußreichsten Jahre ihres Lebens verlebte sie hier. Mit belebendster Kraft hatte der Zauber

Digitized by Google

des Schönen körperlich und geistig auf sie gewirkt und wunderbar gestärkt und erfrischt, reich an neuen Anschauungen und Eindrücken kehrte die wunderbare Frau 1790 in ihre geliebten thüringischen Berge zurück.

Der Wissenschaft und Kunst blieben auch jetzt ihre Tage gewidmet. Der altgewohnte Kreis liebenswürdiger Menschen schaarte sich wiederum um sie und besonders wurde Wieland in den späteren Jahren ihr täglicher Umgang. Noch manche glückliche Stunden hatte die Vorsehung ihr aufbewahrt, Enkel wuchsen heran und die „unvergleichliche Prinzessin", wie Goethe die Gemalin des Erbprinzen nannte, trug nicht wenig zur Erheiterung der Großmutter bei. Doch auch schwere und schmerzliche Zeiten traten noch an die Herzogin heran. Schon der Tod ihres Sohnes Konstantin hatte ihr Mutterherz gebrochen und als dann noch das Jahr 1806 mit seinen tragischen Schicksalen und dem verheerenden Krieg herankam, als seine verwüstenden Flammen selbst Weimar erfaßte, ihr geliebter, noch einziger Bruder, der Herzog von Braunschweig, auf dem Schlachtfeld fiel und jede Hoffnung für Deutschland zu schwinden schien, da konnte der Geist nicht mehr dem Andrange des Schicksals widerstehen und vernichtete den Körper. Der Engel des Friedens erlöste sie am 10. April 1807 von ihren qualvollen Leiden.

Digitized by Google

In der Mansarde.

Von Ch. Elbing.

Gott sei Dank, da wäre ich unter Dach und Fach! Ein wenig hoch freilich; aber es ist hübsch, dem Himmel etwas nahe zu wohnen; man ist dem Ameisengewimmel der Straße so ganz entrückt; die Sonne und die Vögel können einem besser in die Fenster gucken und die frische Luft bekommt man auch aus erster Hand.

Ueber dem Einräumen ist's doch Abend geworden; drüben die Häuser sind bereits vom Monde beleuchtet. Ach, — vis à vis habe ich eine Mansarde! Sie hat ein dreilichtig Fenster, weiße Vorhänge und Blumenstöcke auf dem Sims da draußen. Alte Mansarde, du bringst mir Heimats- und Jugendgedanken! So vom Mondenlicht beschienen, gleichst du fast der, mit der ich im Vaterhause von meinem Stübchen aus liebäugelte.

Ja, ich sah oft und gern nach der Mansarde drüben, und doch wohnte dort nicht etwa ein schwarzäugiger junger Geiger oder ein blondlockiger, schmachtender Dichter; nein, hinter dem Geranium und den Nelkenstöcken nickte nur das bleiche, von schwarzem Spitzentuch umrahmte Gesicht einer alten Frau, sobald es mir gelungen war, durch allerlei kindische Manöver ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Selige Backfischzeit mit deinen romantischen Träumen, deiner Sehnsucht nach außerordentlichen Begebenheiten, deinen kindlichen Schmerzen und Freuden, wie steigst du heute herauf, hervorgezaubert durch den Mondstrahl auf den Fenstern der alten Mansarde.

Wie gefiel mir das kleine Mansardenstübchen, in welchem die alte Dame wohnte, die, so lange ich denken konnte, mit uns das Wochenblatt las. Ich liebte das kleine Zimmer und seine alte Bewohnerin und brachte darum, so oft ich konnte, das Blatt selbst hinüber.

War ich einmal dort, so ging ich sobald nicht wieder weg,

Digitized by Google

sondern kauerte mich in einen der alten schwarzen Lehnstühle und lauschte, wenn die Alte von fernen Zeiten, von alten Sitten und von Menschen erzählte, die nun schon lange auf unserm Kirchhof unter den grünen Hügeln schliefen oder ausgewandert waren und fern von der Heimat starben oder verdarben.

Manchmal wurde es dunkel, während ich dort saß; dann nahm das alte Fräulein die Brille von der Nase, legte sie sammt dem Strickzeug auf das Fensterbrett und lehnte sich zurück in den großen Stuhl. Hatten wir Vollmond, so stand er gerade über dem breiten niedrigen Fenster und zeichnete das Fensterkreuz auf den weiß gescheuerten Fußboden. Die altmodischen Möbel erschienen dann noch geheimnißvoller, als im Tageslicht, und wenn die Mondstrahlen über die bräunlichen Lithographien an den Wänden glitten, war es mir oftmals, als nickten die altmodischen Gestalten mit den Köpfen und wisperten: „Ja, das war damals zu unserer Zeit!“

Ueber dem steiflehnigen, mit schwarzem Roßhaartuch bezogenen Sopha hingen vier Silhouetten.

Zwei davon waren Konterfeis alter Leute.

Die Frau mit der Flügelhaube glich aufs Haar meiner alten Freundin, besonders wenn der Mond ihr feines Profil beleuchtete. Das Antlitz des Mannes zeigte energische Linien. Unter kräftig vorgewölbter Stirn eine stark hervorspringende Nase und volle, fest aufeinander gepreßte Lippen. Die Haare strebten kraus in die Höhe und über der Nasenwurzel markirte die Silhouette eine scharfe Falte. Die beiden anderen Bilder zeigten junge Züge.

Das Profil des Jünglings, sowie die Kopfhaltung erinnerte lebhaft an ein Porträt von Lenau. Die Silhouette des jungen Mädchens war eine verjüngte und verschönerte Ausgabe des Bildes des alten Mannes darüber. Ueber der kurzen Stirn kräuselten sich wirre Löckchen nach der damals beliebten Mode á la Titus. Die Augenwimpern schienen sehr lang, denn sie markirten sich stark in der Profillinie. Das feine, gerade, scharf anhebende Näschen im Verein mit dem kleinen, trotzig aufgeworfenen Munde und dem runden festen Kinn gaben dem Gesichtchen bei aller Lieblichkeit etwas ungemein energisches.

Ich wußte, daß die Drei die Eltern und die Schwester meiner alten Freundin waren. Ob der junge Mann ein Bruder sei? hatte ich einstmals gefragt und war von dem sonst so freundlichen Fräulein mit einem kurzen „Nein!“ beschieden worden.

Der alte Mann, ein invalider Offizier, hatte mit den Seinen von der kärglichen Pension und dem Ertrage von Fechtlektionen gelebt, die er reichen jungen Leuten der Stadt ertheilte. Die Mutter hatte feine Stickereien gefertigt und kostbare Spitzen kunstvoll gebessert. Die Töchter thaten ein gleiches und übertrafen, wenn möglich, die Mutter noch in den von ihr erlernten Fertigkeiten. Die Erzählungen der Alten gaben das Bild eines, wenn auch bescheidenen, doch äußerst heiteren und behaglichen Familienlebens.

Digitized by Google

Dann war die Mutter gestorben und nach wenigen Jahren auch der Vater. Ob die Schwester alt geworden, konnte ich nicht erfahren. Auf eine Frage nach ihr erhielt ich nur die Antwort: „todt".

Die Stimme der alten Dame klang dabei so seltsam rauh und abweisend, daß ich mich hütete, aufs neue zu fragen. Natürlich beschäftigte das Bild des träumerisch blickenden Jünglings, das nicht der Bruder war und dessen Bild doch neben dem des Mädchens hing, meine jugendliche Phantasie bedeutend. Wer war er? Lebte er noch?

Dann war er sicher ein Greis. Meine gute Alte zählte wohl siebzig Jahr. Warum wollte sie nicht von den Bildern reden? Meine Mutter konnte oder wollte mir auch nicht helfen und antwortete trocken auf meine Fragen: „Junge Mädchen müssen nicht alles wissen; sie werden sonst zu früh alt." In der Nachbarschaft kannte man meine Freundin nur als das alte Fräulein, denn die Bewohner der umliegenden Häuser hatten gewechselt.

Man sah die alte Dame wöchentlich einmal zum Abendgottesdienst in die nahe gelegene Kirche und Sonnabends mit ihrer alten Dienerin mit Kränzen oder Blumenstöcken zum Kirchhof gehen.

Beide waren zwar freundlich aber höchst wortkarg zu den Leuten, und so bekümmerten diese sich auch nicht um die Bewohner der Mansarde. Es schien, meine Mutter und ich waren die einzigen Menschen, mit denen die alte Dame sich in eine Unterhaltung einließ.

So mußte ich wohl oder übel meine Neugierde bezähmen und mich damit begnügen, allerlei wunderbare Begebenheiten auszudenken, in denen meine Freundin und die Originale der beiden Silhouetten höchst bedeutende Rollen spielten.

Eines Nachmittags hatte ich auch wieder das Blatt hinübergebracht und kauerte nun schwatzend auf meinem alten Platze im Lehnstuhl.

Es war Winter und bereits fast dunkel im Zimmer. Das alte Fräulein saß, wie gewöhnlich um diese Zeit, am Fenster und war heute auffallend blaß und schweigsam. Sie ließ mich schwatzen und warf nur dann und wann ein Wort hin. Da kam der Mond hinter dem Dach unseres Hauses hervor und beleuchtete hell das alte Stübchen und die von der Zeit geschwärzten altmodigen Möbel. Jetzt fiel ein Strahl auf die Bilder über dem langen Sopha und die Profillinien der beiden jungen Gesichter hoben sich scharf ab von dem hellen Hintergrunde. Ich sah, daß die Augen der alten Dame träumerisch auf den Bildern ruhten.

Wir waren beide schon eine Weile ganz still. Augenscheinlich hatte sie meine Gegenwart vergessen. Ihr feines, bleiches Gesicht hatte einen schmerzlichen Ausdruck. Ich betrachtete sie sinnend und fand kein Wort, das Gespräch wieder anzuknüpfen. Die alte Wanduhr ging langsam tick, tack, tick, tack, und in der großen Komode jägte der Holzwurm. Jetzt hob die Uhr langsam aus und schlug sechs Schläge. Die Alte seufzte leise und wandte sich nach mir um.

Digitized by Google

Ich aber fuhr von meinem Platze auf und rief:

„Alle guten Geister! Ich sitze hier, und um halb sieben beginnt das Theater. Die Mutter wird zanken; es kostete so schon Mühe genug, für heute Erlaubniß zu erhalten. Aber nicht wahr, Fräulein Linden, mit siebzehn Jahren ist man doch alt genug, „Kabale und Liebe“ sehen zu dürfen?“

Fräulein Linden fuhr mit der schmalen weißen Hand über die Stirne.

„Was giebt man heute?“

„Kabale und Liebe!“ krähte ich eifrig. „Die Seebach die „Luise“ als Gast, da muß man doch — — —“

Mein Redefluß stockte plötzlich, denn meine alte Freundin, welche sich erhoben hatte, um die Lampe anzuzünden, ließ den Cylinder fallen, daß er klirrend zerbrach und setzte sich wieder in den Stuhl am Fenster, ohne sich um die Scherben zu kümmern.

Dienstefrig las ich die Splitter zusammen und wunderte mich, daß Fräulein Linden mich so wortlos gewähren ließ. Jetzt sah ich nach der Schweigsamen. Der Mond schien auf ein todtblasses Gesicht. Die Augen waren halb geschlossen.

„Um Gottes willen, Fräulein Linden, sind Sie krank?“ rief ich ängstlich. Sie öffnete müde die Augen.

„Anna, Du würdest ein gutes Werk thun, wenn Du noch eine kleine Weile hier bliebest“, sagte sie ganz leise, „mir ist wirklich recht schlecht.“

„Gern, sehr gern!“ rief ich eifrig. „Soll ich Licht anzünden und Thee machen?“

„Nichts, nichts, Kind. Licht brauchen wir nicht, der Mond ist hell genug. Setze Dich hier vor mich aufs Bänkchen, Kind — Thee!“ fuhr sie mit einem leisen eigenthümlichen Lachen fort, indem sie über mein Haar strich, „was sollte der nützen? Ja, wenn man damit alle Erinnerungen wegwaschen könnte!“

Ich saß auf dem Schemel zu ihren Füßen und sah ängstlich in das alte, blasse Gesicht. Sie legte sich tiefer in den Stuhl zurück, ihr Gesicht war nun im Schatten.

„Heute sind es gerade fünfzig Jahr“, sprach sie leise, wie träumend, vor sich hin. „Ich sehe es wie damals. Dort in der Sophaecke lag sie bleich und still und der Mond schien auf ihr liebes, junges Gesicht. Vor ihr mit dem Kopf in ihrem Schooß lag er und auf dem Boden daneben blinkte ein zersprungenes Glas. Als ich ins Zimmer trat und leise näher und näher kam, blieb sie so still und reglos; ich strich über ihr krauses Haar; ich wußte, sie konnte es nicht mehr fühlen, aber ich that es doch leise, leise. Ich hab's geahnt, daß es schlimm enden würde, aber nicht so, nicht so! Plötzlich richtete der Mann vor ihr sich auf, stützte seinen Arm auf ihr Knie, sah mich mit großen brennenden Augen an und flüsterte heftig:

„Siehst Du, Hannah, sie trank es allein, alles, alles — nicht

Digitized by Google

ein Tropfen blieb für mich. Das war gegen die Abrede, weißt Du, das war grausam!" schrie er plötzlich gellend auf. „Sie ging davon und ließ mich hier. Warum, warum, Hannah, warum? Ich will Dir's sagen", flüsterte er wieder leise, „aus Stolz that sie es, aus Stolz, um meinem Vater nicht im Wege zu sein. Ich sollte die Andere nehmen, die Andere; ich und die Andere! Ha, ha, ha!" Und er lachte so grell, so fürchterlich. Dann hob er die Scherben vom Boden auf und führte sie an die Lippen. „Leer, leer, nicht ein Tropfen für mich! Aus Stolz hat sie mich verrathen!" schrie er wild; dann wieder das furchtbare Lachen und jäh brach er zusammen. Nun trat der Vater ins Zimmer und auch noch andere Hausbewohner; aber es wurde ganz dunkel um mich her.

Als ich wieder erwachte, lag ich in meinem Bette in der Kammer. Der Vater saß davor und sah ängstlich in mein Gesicht.

„Vater", sagte ich.

„Gott sei Dank!" seufzte er tief auf, „die ist mir geblieben."

„Luise?" fragte ich, denn auf meiner Erinnerung lag es wie ein Nebel.

„Still, still, Kind", sagte der Vater, „sie schläft."

Wie sah der alte Mann so furchtbar bleich und finster aus! Jetzt sah ich auch, daß sein sonst dichtes, schwarzes Haar grau geworden war.

Er stand auf und ging zum Fenster; er ging ganz gebückt und, ach, so müde. Nun konnte ich mich besinnen; o diese Erinnerung!

Die Lore, die noch bei mir ist, kam herein. Sie sah bleich und überwacht aus.

„Lore, wie lange war ich krank?"

„Vierzehn Tage, Mamsell!" Und schluchzend fiel die treue Seele an meinem Bette auf die Kniee.

Jetzt klopfte es, es kam jemand ins Wohnzimmer.

„Der Herr Senator lassen fragen, wie es der Mamsell gehe?"

„Besser", hörte ich meinen Vater sagen.

„Die Frau Senator lassen bitten, dieses für die Mamsell zu verwenden."

„Danke", sagte mein Vater, zugleich hörte ich Flaschen aneinander klirren.

„Vater!" rief ich aufgeregt, „Du nimmst von drüben —"

„Still, still, Kind", sagte er unsicher.

„Wo ist Roden?" fragte ich.

„Im Tollhaus", war die tonlose Antwort.

Ja, das war etwas anderes! Da waren die drüben schlimmer dran, als wir.

„Vater", sagte ich, „Du hast doch wenigstens noch ein Kind, die drüben haben keines."

„Ja", sagte er leise und strich wie ein Traum über mein Haar.

Ich wurde wieder gesund. Abends ging ich oft zum Kirchhof und brachte Blumen auf das einsame Grab — an der Mauer. Nach

Digitized by Google

einem halben Jahre starb der Vater. Er war schwächer und schwächer geworden und einmal fanden wir ihn todt in seinem Bette. Er hatte gewünscht, neben seinem Kinde begraben zu werden und nun krachte die Ehrensalve über dem Grab an der Mauer.

Dann saß ich wieder hier am Fenster und stickte. Die Leute brachten mir so viel Arbeit, daß ich sie kaum bewältigen konnte. Dann kamen reiche Frauen aus der Stadt und fragten, ob ich ihre Töchter im Sticken und Stopfen unterrichten wolle. Schließlich hatte ich eine ganze Nähschule, auch Deine Mutter war dabei. Ja, die Menschen waren lieb mit mir, es war, als wollten sie vergüten, was mir geschehen. Eine alte, kinderlose Frau, welche hier auf demselben Flur wohnte, nahm sich mütterlich meiner an. Jahr um Jahr verging. Dann starb auch meine gute Pflegemutter und hinterließ mir ein kleines Erbe. So kam es, daß mein Alter vor Sorge geschützt ist. Die Lore blieb mir auch treu; sie ist mit mir alt geworden."

„Und der junge Mann", fragte ich schüchtern, „ist er bald gestorben?"

„Nein", sagte sie leise. „Nach einem Jahr wurde er aus der Anstalt als geheilt entlassen und da er begreiflicherweise nicht nach der Heimat zurückwollte, sandte ihn sein Vater nach Westindien, wo er bedeutende Geschäftsverbindungen hatte. Lange hörte ich nichts von ihm; dann nach etwa drei Jahren las ich in der Zeitung die Anzeige seiner Verlobung mit der Tochter eines reichen Bremer Handelsherrn.

Kurze Zeit darauf ging durch die Blätter folgende Notiz:

„Ein junger Mann, auf einer Geschäftsreise in D. anwesend, seit einiger Zeit zum Tiefsinn geneigt, geht zur Theaterzeit am Schauspielhaus vorüber. Nicht wissend, was mit dem Abend beginnen, verlangt er ein Billet. Man kann ihm nur einen Orchesterplatz geben. Die Weiland spielt und das Haus ist ausverkauft.

Er tritt ein, der Logenschließer bietet ihm einen Zettel an, er steckt ihn ein, ohne zu lesen; die Vorstellung hat bereits lange begonnen; ihm ist's gleich, was er sieht, er will nur Zerstreuung. Mechanisch nimmt er seinen Platz ein.

Der Vorhang geht in die Höhe, der letzte Akt beginnt. Der junge Mann sieht zuerst zerstreut auf die Bühne, dann mit wachsendem Interesse; man spielt „Kabale und Liebe". Mit jeder Scene wächst seine Aufregung; seine Nachbarn werden bereits beunruhigt. Doch das Stück ist ja bald zu Ende. Jetzt spielen sie die Scene mit der Limonade. „Versuche", spricht Ferdinand. Im selben Augenblick springt der Mann aus dem Orchester auf die Bühne. „Trink nicht!" schreit er wild und schlägt der erschrockenen Schauspielerin das Glas aus der Hand. Allgemeine Verwirrung entsteht, der Vorhang muß fallen. Der Mann, der so wunderlich mitgespielt hat, wird in ein Spital gebracht und stirbt dort in wenigen Tagen."

Der Unglückliche war Bernhard Roden, man schaffte die Leiche

hierher. Von diesem Fenster aus sah ich dann den Sarg drüben aus dem Hause tragen."

Die alte Dame that einen tiefen Athemzug.

Wir saßen beide lange schweigend. Dann kam die alte Lore nach Hause.

„Nun geh, mein Kind, ich danke Dir, Deine Mutter wird auf Dich warten", sagte meine alte Freundin und küßte mich auf die Stirn. Ich küßte still ihren welken Mund und ging heim.

Am andern Morgen kam die alte Lore zu uns gelaufen und berichtete schluchzend, sie habe ihre Herrin heute früh todt im Bette gefunden.

Der Arzt konstatirte einen Herzschlag. Drei Tage später hing ich einen Todtenkranz über den Arm und machte meinen letzten Besuch in der Mansarde.

Digitized by Google

Die heiligen zwölf Nächte in Frankreich.

Von Herman Hemmig.

I.

Daß es zwölf Nächte giebt, die für besonders heilig gelten sollen, das hat man wohl in den meisten Städten vergessen. Giebt es denn da, wenigstens in den größeren, überhaupt noch Nacht, seitdem man die Gasbeleuchtung und nun gar das elektrische Licht eingeführt hat? Vielleicht wird in den Schulen, wo altdeutsche Volkssage und Götterlehre erklärt wird, auch erzählt, daß vor Zeiten die Götter unsrer germanischen Vorfahren in den finstern zwölf Nächten von Asgard herabstiegen und auf Erden wandelten, und seitdem durch Wagners Nibelungenring altgermanische Mythologie sogar Mode geworden ist, haben auch die Modedamen, die die Winternächte sonst nur als Ballnächte kannten, wenigstens als poetischen Schauer nachempfunden, was einst die Gemüter unsrer Ahnen als tiefernster, religiöser Glaube erschütterte. In manchen Gegenden Deutschlands, wohin die Touristenströme „die Kultur, die alle Welt beleckt", noch nicht gebracht haben, mag das heilige Grauen vor dem Geheimniß des mit der Jahreswende verlöschenden und dann wieder aufleuchtenden Weltlichtes noch die Seelen andächtig stimmen. Noch als Kind habe ich in meinem Heimatsstädtchen im Meißener Lande mit Bangigkeit den seltsamen Wundergeschichten gelauscht, die uns die Mägde, wenn sie das Vieh „beschickt" hatten, abends bei der kleinen Oellampe erzählten; keine von ihnen hätte es gewagt, zu dieser Zeit, vollends nicht in der Neujahrsnacht, der Mitte der heiligen Zahl, Karte zu spielen oder sonst durch frivoles Treiben die dumpfe Götterstille, die über der Erde lagerte, zu entweihen. Schon lange vor dem Christenthum war unser Volk ein tief religiöses, und noch ehe das christliche Weihnachtsfest bei ihm eingeführt wurde, hat es diese mit Weihnacht beginnende, zwölf Tage lang währende Nacht als eine heilige Zeit gefeiert, noch immer liegt der Weihnachtsfeier als bürgerlichem Volksfeste der heidnische Sonnenkultus zugrunde. Auch jetzt noch

Digitized by Google

dürfen wir das Kirchenfest von dem bürgerlichen oder, noch enger gefaßt, von dem häuslichen trennen, das imgrunde keine direkten Beziehungen zum Christenthum hat; es ist das Fest der Familie.

Mit der Weihnacht am 24. Dezember sahen die nordischen Völker die Sonne in Nacht versinken, zwölf Tage lang stand sie tief unten am Horizont, wenn sie noch Tage zu nennen waren, die wenigen kurzen Stunden, wo der Himmel sich erhellte, wofern die Winternebel das Licht nicht ganz verhüllten. „Wird die Sonne immer so tief unten stehen?" fragten sich die Ureinwohner; „wird sie wiederkommen? oder gar noch tiefer sinken, ganz in Finsterniß versinken?" Und sie kam wieder, am Tage des Hohen Neuen Jahres, wie wir sagen, denn der erste Januar ist nur der erste Kalendertag, am sechsten beginnt das Neue Jahr wirklich, denn von jetzt an steigt die Sonne wieder herauf, um unserm Leben zu leuchten, und darum ist dieser Tag das „Hohe" Neujahr. Die Sonne war der Lebenspender, der Gott aller Völker, die noch im Naturkultus befangen sind, und so feierten besonders die nordischen Völker, denen sie im Winter zu verschwinden schien, die erste Nacht als Weihnacht, d. h. heilige Nacht, statt des Christkindleins verehrten sie in dieser Zeit die Sonne als Kind, die nun in ihrer dunkeln Wiege wieder still wächst. Mit religiöser Andacht verbrachten sie die zwölf Nächte, die bis zum sechsten Januar währten.

Schon in urdenklicher Zeit also war das Weihnachtsfest ein Fest der Freude, an dem man sich zur nahen Wiederkehr des Sonnenlichtes Glück wünschte und diesen Wunsch durch Geschenke ausdrückte; es war vorzugsweise das Fest des Herdes, der Familie, und als solches auch nur im Norden heimisch, hatte auch hier nur den vorzugsweise gemütlich-fröhlichen Charakter, der noch heute seinen zaubervollen Reiz bildet. Zwischen den Wendekreisen ist ein solches Fest nicht denkbar, weil da die Rückkehr der Sonne nicht so empfunden wird; ob die Völker der südlichen Halbkugel ihre Wintersonnenwende feiern, davon haben die Reisenden nichts berichtet.

Wenn aber das Fest der Wintersonnenwende überhaupt ein nordisches Fest war, so ist es natürlich, daß es nicht nur in Skandinavien und Deutschland gefeiert wurde, sondern auch in Gallien, dem heutigen Frankreich. Und dem war so, dem ist zum Theil noch so. Ja, auch die Gallier, der echte Kern des heutigen französischen Volkes, haben das Weihnachtsfest gehabt; die Römer aber, die kurze Zeit vor der Geburt Christi (125—50 v. Chr.) Gallien eroberten, haben nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihre Religion, ihre Einrichtungen und Gebräuche in das Land gebracht und die alten keltischen heimischen Ueberlieferungen verdrängt. In gewissem Maße hat die römische Eroberung im südlichen Deutschland dieselbe Folge gehabt; unser „deutscher" Weihnachtsbaum war z. B. in München durchaus nicht Gebrauch und ist daselbst erst seit nicht zu langer Zeit eingeführt worden. Die Nacheroberung des südlichen Deutschlands durch neueinwandernde germanische Stämme hat die Wirkung der römischen

Digitized by Google

Eroberung wieder verwischt; sonst könnten wir auch, wie die Franzosen, eine Art echt lateinischer Provence haben.

Wir nannten Weihnachten das „Fest des Herdes", dieser Charakter tritt in Frankreich besonders durch das Weihnachtsscheit, la bûche de Noël, hervor. Im allgemeinen ist dieser Gebrauch zur Tradition geworden und wird nur noch durch Worte fortgepflanzt; so erinnerten sich vor dreißig Jahren meine Freunde gleichen Alters in Frankreich noch aus ihrer Kindheit dieser Ceremonie: unter gewissen Feierlichkeiten legte der Familienvater am heiligen Abend ein zuweilen mit Weihwasser besprengtes großes Scheit in den Hintergrund des Herdes; das unterhielt nun das Feuer bis zur Rückkehr der Familie aus der Kirche. Aber nicht bloß das Haupt einer Familie vereinigte die Seinen um dieses geweihte Feuer. Man konnte es, da ja die echten Franzosen keltischen Stammes sind, nach schottischer Weise einen ganzen Clan nennen, der sich bei dieser nächtlichen Feier versammelte. Noch kürzlich wurde mir aus dem Poitou im äußersten Westen Frankreichs erzählt, daß die verwittwete Großmutter alle aus ihrer Ehe hervorgegangenen Familien von Kindern und Kindeskindern zur Feier des Weihnachtsscheites zusammenrief, so daß zuweilen fünfzig feux (d. h. Familien) um das Urfeuer des großmütterlichen Herdes zusammenkamen. Und dort hinten, wo die altpatriarchalischen Sitten noch immer gepflegt werden, besteht auch dieser Brauch auf dem Lande oder in kleinen Städten noch immer. Wie kann man nach solchen Thatsachen dem französischen Volke noch den Familiensinn absprechen?

Es war wohl auch bei unsern germanischen Vorfahren nichts anderes als ein großes Scheit, was man zum Freudenfeuer der heiligen Nacht verbrannte; der deutsche Weihnachtsbaum als solcher ist nicht uralt und nicht einmal allen germanischen Völkern eigen; die Skandinaven und die Engländer brannten in dieser Nacht den Julblock, der alte Block der Gallier war dann später zum Scheit der Franzosen geworden. Also nur Unkenntniß und damals erklärlicher Nationalhaß konnte einen Deutschen im Winter 1870—71 aus Versailles schreiben lassen, daß die Franzosen kein Weihnachtsfest hätten, weil sie kein Gemüt hätten. Fehlt denn der Weihnachtsbaum bloß den Franzosen und nicht überhaupt allen lateinischen Völkern? Wie in Frankreich, bei wohlhabenden Familien in Paris und anderen Städten, ist derselbe auch bei den Engländern erst in neuerer Zeit „importirt" worden. Nicht einmal in allen Gegenden Deutschlands wurde er früher angezündet, und sogar in dem gewiß „gemütlichen" Wien ist er verhältnißmäßig neu. Doch wenn auch in Frankreich das Neujahrsfest als Tag der Bescheerung gilt, so gehen doch hier die Kinder auch am heiligen Abend nicht leer aus, in bürgerlichen Familien wenigstens bekommen sie ebenfalls ein „Christgeschenk": man sagt ihnen nämlich: wenn sie in der Nacht ihre Sabots (Holzschuhe, bei dem feuchten Winter in Frankreich unentbehrlich und gar bequem geschnitzt) in den Kamin stellten, so lege ihnen l'enfant Jésus, das

Digitized by Google

Christkindlein, hübsche Sachen hinein; am andern Morgen finden sie auch allerlei Zuckerzeug darin.

Die altheidnische Beziehung des Festes, die Ueberlieferung des Sonnenkultus der Naturreligion ist also in Frankreich mehr verblichen als in Deutschland, wo der grüne Tannenbaum noch daran erinnert. Ueberwiegt nun aber bei uns der Charakter des Familienfestes, so tritt in Frankreich bei der Weihnachtsfeier die katholisch-christliche Färbung in den Vordergrund. Zur Mitternacht nämlich, zur Stunde, wo Jesus geboren ward, wird in den Kirchen (wie überhaupt in allen katholischen Landen) eine feierliche Messe mit eigenem Ritual gelesen, zu welcher der festlichen Beleuchtung und ihres seltsamen Charakters wegen auch das bloß schaulustige Publikum strömt; es ist la messe de minuit. Die Kinder, bei denen mit den Jahren auch die Neugierde wächst, die aber noch nicht die Nacht verwachen können, vertröstet man mit dem Versprechen, daß sie das Jesuskind in der Chapelle blanche sehen würden. Diese „weiße Kapelle" ist aber nichts anderes, als ihr mit weißen Vorhängen umhangenes Bettchen.

Desto lustiger nimmt es die erwachsene Jugend. Wie viel verliebte Rendez-vous werden an diesem Abend in der Kirche gegeben! Wie viele junge Burschen gehen nur hin, um die „schönen" Kinder dort aufzusuchen! Der Mißbräuche wegen, zu denen die Mitternachtsmesse Veranlassung gegeben hatte, werden auch an manchen Orten die Kirchen mit dem Schlag Mitternacht geschlossen. In der Gebirgsstadt Le Puy in den Sevennen, wo die alte, hochberühmte Kirche Notre-Dame auf einem Berge liegt, gewährte diese Kirche zur Mitternachtsmesse einen pittoresken Anblick.

Hat man nun die Mitternachtsstunde in der Kirche zugebracht, so hat man auch Appetit; man vereinigt sich also bei der Heimkehr zu einem fröhlichen Nachtessen, Réveillon genannt, weil man sich dadurch, wenn man schläfrig geworden sein sollte, wieder munter macht (aufweckt, réveille). In den bürgerlichen Familien spielt bei diesem Mahle le boudin, die aufgekochte, warme Blutwurst, die in Frankreich anders zubereitet wird und recht gut schmeckt, eine wichtige Rolle. Viele aber „machen Reveillon", wie der Ausdruck lautet, auch ohne erst in die Messe zu gehen; diese ersetzen die Wurst durch Austern und Gänseleberpasteten.

Die katholisch-christliche Weihnachtsfeier hat aber in Frankreich eine eigene Gattung von Liedern erzeugt, die gemütliche Blicke in die Volksseele werfen läßt. Neben der Bücherpoesie länft nämlich in Frankreich eine Volkspoesie um, von der die Literaturgeschichte so wenig weiß, wie das Volk von der Literaturgeschichte. Die ganze heilige Weihnachtszeit, von der Geburt Jesu an bis zu dem Tage der drei Könige, wurde in eigenen Volksliedern, Noëls genannt, besungen, wozu namentlich die weibliche Jugend auf dem Dorfe und in kleinen Bürgerkreisen zusammenkam. Der Gebrauch stirbt ab, die gesammelten Lieder leben nur in Büchern noch fort. Wie entstand nun diese Poesie?

Digitized by Google

Das Weihnachtsfest war im Mittelalter nebst dem Osterfest das volksthümlichste, dergestalt, daß der Ruf Noël! ein Freudengeschrei bildete, das vom Volke auch bei politischen Anlässen, bei der Geburt eines Thronerben, bei der Ankunft des Königs u. s. w. erhoben wurde. Um der Feier in der Kirche noch mehr Glanz zu geben, fügte man dem Gottesdienste geistliche Schauspiele (Mysterien) hinzu, bei denen das Volk unter Orgelbegleitung gereimte Lieder in der Volkssprache sang, die nun selbst Noëls genannt wurden. Da die Schauspiele in Possenreißerei ausarteten, so wurden sie später abgeschafft; hier und da aber hielt der religiöse Sinn an ihnen fest, und das Volk führte sie abgesondert vom Gottesdienste auf. Ebenso blieben nun die Volkslieder in der Weihnachtszeit im Gebrauch, und alljährlich fügte wohl ein poetisch angelegter Bürger oder Bauer, zuweilen auch ein Priester ein neues Lied hinzu; sie wurden nun nicht mehr in der Kirche gesungen, sondern im Hause während der Adventszeit. Nur die Melodien erhielten sich in der Kirche und wurden in dieser Zeit als Einleitung oder Zwischenspiel auf der Orgel gespielt; meist waren es aber ganz weltliche, lustige Volksweisen, nach denen diese Weihnachtslieder gedichtet waren. Wie oft habe ich nicht durch die Säulenhallen der Kathedrale von Orleans die fröhliche Melodie des Noëls „Voisin, d'où venait ce grand bruit?“ schallen hören, die doch nichts andres ist als die Volksweise: „Un jour Guillot voyait Margot“ („Als Wilmchen einmal Greten sah!“*) Infolge der großen Popularität wurde der Name Noël auch auf gewisse satirische Lieder ausgedehnt, die gewöhnlich am Ende des Jahres auf den Hof und seine Minister gemacht wurden und worin der Dichter alle Mißbräuche, Laster und Lächerlichkeiten derselben geißelte.

Jene echten, volksthümlichen Noëls sind nun schon seit länger als zweihundert Jahren gesammelt und in Tours, Troyes, Blois, Orleans, Bourges, Paris, Chateaudun, Poitiers u. s. w. herausgegeben worden. Eine philologisch interessante Sammlung sind die Noëls im burgundischen Dialekt von Bernard de la Monnoye (geb. in Dijon 1641, gest. 1728), die von F. Fertiault 1842 in Paris neu herausgegeben wurden. Das war die Poesie, an der das ungeschulte Volk sich ergötzte; von der griechischen Mythologie und der römischen Geschichte, woraus sich der Hof von Versailles seine poetische Unterhaltung schöpfte, wußte man in den kleinen Städten und auf den Dörfern nichts, aber von Bethlehem und Umgebung wußte das französische Volk, natürlich in naivster Weise mit den spaßhaftesten Anachronismen, zu singen und zu sagen. Die modernen Verhältnisse sind nämlich auf die Geburt und Erscheinung Christi übergetragen, Städter und Bauern aus den Hauptörtlichkeiten der Umgegend bringen

*) Daher die Redeweise: „On a tant chanté, tant crié Noël, qu'à la fin il est venu“ („Man hat so lange Noël gesungen und geschrieen, daß es endlich gekommen ist“), wenn man endlich etwas erhält, was man sehr gewünscht und worauf man oft gesprochen hat, ganz wie Weihnachten endlich kommt, nachdem man wochenlang vorher die Lieder darauf gesungen oder gespielt hat.

Digitized by Google

dem Jesuskinde ihre Fabrikate zum Geschenk und unterhalten sich dann mit der Wöchnerin ganz wie Herr und Frau Gevatter. Ein paar Strophen will ich doch mittheilen, da diese Lieder sonst gewiß niemandem in deutschen Schulen zu Gesicht kommen. Da ist z. B. ein Noël von Saint-Benoit an der Loire (alte Benediktinerabtei und Dorf bei Orleans). Strophe 1, 2, 6 und 9 lauten so:

Aussitôt qu'en Judée
Notre sauveur fut né,
Comme dans son idée
Dieu l'avait destiné,
Chaque ville et village
Voulut lui rendre hommage,
Et de ce pays-ci
L'on s'y rendit aussi.

Sobald als in Judäa
Unser Heiland geboren war,
Wie es in seinem Gedanken
Gott beschlossen hatte,
Wollte jede Stadt und jedes Dorf
Ihm die Huldigung darbringen,
Und auch aus dieser Gegend
Begab man sich dahin.

Orné de fleurs vermeilles,
Fleury, le chef de tous,
Porta trente bouteilles
D'un vin charmant et doux.
Déjà le vieux décembre
Sur ce jus de septembre
Avait trois fois passé
Son souffle tout glacé.

Geschmückt mit rothen Blumen,
Brachte Fleury, der Hauptort von allen,
Dreißig Flaschen
Trefflichen, süßen Weins.
Schon hatte der alte Dezember
Auf diesen Rebensaft des September
Seinen eisigen Hauch
Wehen lassen.

Ceux d'auprès la rivière,
Marchands et bateliers,
Polis à leur manière,
Ayant leurs beaux souliers,
Donnèrent dans l'étable
A l'enfant adorable
Barbillons et barbeaux
Des plus gros et plus beaux.

Die so am Flusse wohnen,
Händler und Schiffsleute,
Höfliche Leute nach ihrer Weise,
Hatten ihre schönen Schuhe angezogen
Und gaben in dem Stalle
Dem anbetenswerthen Kinde
Junge und alte Barben,
Von den größten und den schönsten.

De Sainte-Scholastique
Et des hameaux voisins
La troupe un peu rustique
Présente des raisins:
Mais à la Cracandière
On fit dans la chandière
Du millet destiné
A l'Enfant nouveau-né.

Aus (dem Dorfe) Sanct-Scholastica
Und den benachbarten Weilern
Kam die etwas bäurische Schaar
Und überreichte Trauben;
Aber im Dorfe La Cracandière
Kochte man im Kessel
Hirsemus, bestimmt
Für das neugeborene Kind.

Und so geht es in siebenundzwanzig Strophen weiter, alle in Saint-Benoit eingepfarrten oder daraungrenzenden Dörfer und Weiler treten darin auf und bringen dem Jesuskinde eine Spende. Ein Noël der Stadt Blois in vierzehn Strophen geht nach der lustigen Melodie du Mirliton, die neunte Strophe lautet:

Les bateliers de la Loire
Portèrent à Jésus leurs voeux,
Après ils s'en furent boire,
Et chantaient d'un coeur joyeux:
Vive le poupon, le poupon de Marie
Vive le poupon, don, don.

Die Schiffsleute von der Loire
Brachten Jesu ihre Glückwünsche,
Nachher gingen sie trinken
Und sangen aus fröhlichem Herzen:
Es lebe das Bausbäckchen Mariens,
don, don!

Digitized by Google

Natürlich kehrt „Es lebe das Bausbäckchen Mariens“ bei jeder Strophe als Kehrreim wieder. Eine drollige Weise ist die des elfstrophigen Noël, von dem ich die erste Strophe herseßen will; die kleinen Mädchen, die schon im Bett liegen, während die älteren Schwestern am Kamin noch arbeiten und singen, lachen dabei laut auf und singen unter sich nach:

As-tu, cher Léandre,
Oui cette voix,
Que je viens d'entendre,
Qui remplit, tourelourirette,
Qui remplit, lanladerirette,
Nos champs et nos bois?

Hast du, lieber Leander,
Diese Stimme gehört,
Die ich soeben vernommen habe,
Die erfüllt u. s. w.
Unsre Felder und Wälder?

Aus dem Namen Leander ersieht man, daß sich auch die Schäferpoesie in die volksthümlichen Weihnachtslieder eingeschlichen hat; die Hirten auf dem Felde, denen die frohe Botschaft von den Engeln vom Himmel verkündet wird, gaben die Veranlassung dazu. In einem Noël entsagen Sylvander und Lisette ihrer Liebschaft, um ihr Herz voll Liebe ganz dem göttlichen Kinde zuzuwenden. In anderen schleichen sich allerlei Späße ein, deren drollige Wirkung durch die naive Volkssprache erhöht wird. Im siebzehnten Jahrhundert spiegeln sich auch die Religionsverfolgungen unter Ludwig XIV. darin ab, Daphnis sucht den Ketzer Damon zu bekehren, er sagt unter anderem: „Car, à présent, dedans notre France n'avons qu'un Dieu, qu'une loi, qu'une foi“ („denn gegenwärtig haben wir in unserm Frankreich nur einen Gott, ein Gesetz, einen Glauben“).

Solche Noëls giebt es auch in der südfranzösischen Sprache; der Refrain eines gascogner Noël lautet:

Rebeillats-bous, mainado,
Canten Nadau alégromen
Lou hillet de Mario
Nous balda saubemen.

Wache auf, Gesellschaft,
Singe fröhlich Weihnachten,
Das Söhnlein der Maria
Bringt uns das Heil.

Dies Lied erzählt den Besuch der heiligen drei Könige; wie sie dem Heiland ihre Geschenke bringen, „hat das Söhnlein der Marie nach allen Seiten geguckt und einen Mann erblickt, vor dem es sich entsetzt hat.“ „Ei“, sagt Maria zu ihrem Kind, „he! Gott mein Sohn, was hast Du erblickt? Was hast Du Dich so entsetzt?“ Der kleine Jesus, kaum geboren, spricht auch schon und antwortet: „Ich habe einen Mann erblickt, der war schwarz wie ein Maulwurf; wie ich sein Gesicht gesehen habe, hat mir der ganze Körper gezittert.“ Nun tröstet Maria das Kindlein: „Du mußt Dich nicht fürchten, mein Sohn, der Mohr will Dich anbeten u. s. w.“ Die Gesellschaft nimmt nun Abschied: „Adieu, Maria und Joseph, nährt Euer Söhnlein gut; behütet es wohl, daß es nicht friert und bewahrt es vor dem Esel, daß er ihm keinen Schlag mit dem Fuße giebt.“ Dann schließt die Gesellschaft mit einem guten Schluck Wein.

Digitized by Google

Ein Noël ist in der Bauernsprache (patois) des mittlern Frankreichs abgefaßt; Jeannette singt:

Boutons noute habit le pus biau,	Ich will mein schönstes Kleid anziehn,
Que j'ons quand il est fête,	Das ich für den Feiertag habe,
Pour adorer l'enfant nouviau,	Um das neue Kind anzubeten,
Ça serait malhonnête,	Es wäre unartig,
Si j'allions en saligou	Wenn ich schmutzig ginge,
Visiter noute maîte.	Unsern Herrn zu besuchen.

Jeannette putzt sich nun hübsch heraus, aber dem Burschen Guillaume steht es nicht an, in der kalten Nacht aufzustehen: er sagt:

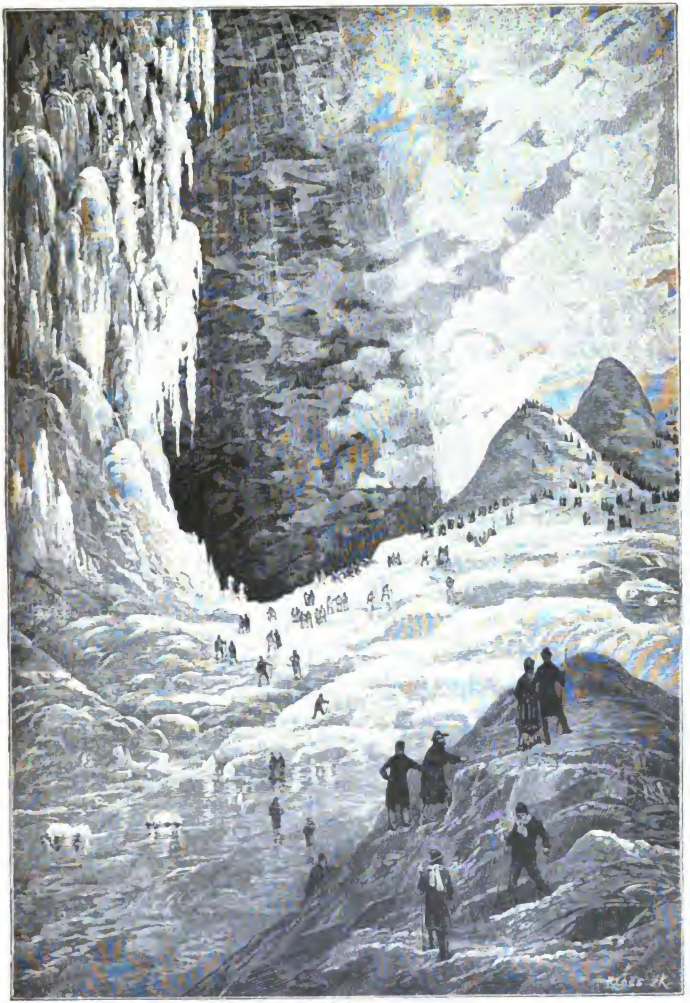
Tatigué! l'ar est ben cuisant	Sapperlot! die Luft ist gar scharf,
Pour s'ajancer si brave;	Um sich so schön zu putzen;
Pour moi je demeuze au-dedans	Ich meinerseits bleibe in der Stube
Ou descends à la cave;	Oder gehe in den Keller hinunter;
Quand on veut m'emm'ner de c'temps,	Will man mich bei dem Wetter mitnehmen,
On me fiche une entrave.	Aergert man mich.

Aber Jeannette liest ihm tüchtig den Text und Guillaume entschließt sich ebenfalls, der Wöchnerin und ihrem Kinde seine Aufwartung zu machen. Diese Proben werden genügen, um dem Leser einen Begriff von dem religiös-poetisch geselligen Charakter dieser Noëls zu geben. Verschiedene Städte haben ihr eigenes Lied, so Tours, Blois und andere. Ein viel bekanntes wird le Noël de Chartres benannt; für den Fall, daß das Lied je einem der Leser zu Gesicht kommt, bemerke ich, daß da ein großer Irrthum obwaltet, den noch eine 1865 in Paris erschienene Sammlung begangen hat. Keine der zahlreichen in dem Liede erwähnten Oertlichkeiten ist bei der Stadt Chartres zu treffen, wohl aber alle bei Arpajon in der Nähe von Montlhéry bei Paris. Dies Städtchen Arpajon hieß vor Zeiten Châtres und wurde 1720 auf Ansuchen des Grundherrn, Louis von Severac, zum Marquisat Arpajon erhoben; die Ein- und Umwohner behielten aber lange Zeit noch den alten Namen im Munde, bis, wie erzählt wird, der neugebackene Marquis durch eigenhändige Prügel den Leuten seinen neuen Namen einbläute. In diesem Noël ziehen die Gläubigen nicht nach Bethlehem, sondern nach Saint-Clément, d. h. nach der Pfarrkirche von Arpajon, die den Namen ihres Schutzheiligen Clemens trägt, und besuchen hier das Jesuskind. Es geht diesem Liede wie vielen andern Volksliedern in Frankreich; es ist weit bekannt, aber die meisten kennen doch nur den Anfang davon; es ist recht spaßhaft, aber lang, und da unsere Schilderung schon lang genug geworden ist, so wollen wir hier damit abbrechen.

II.

Die Kinderschuhe in den Kaminen am Weihnachtsabend lassen vermuthen, daß auch die heidnischen Gallier sich in der Weihnacht beschenkten, aber die römische Civilisation hat in Frankreich das

Digitized by Google



Der Niagarafall im Eiſe.

Digitized by Google

Digitized by Google

gallische Element ganz überwuchert, und so macht sich denn das französische Volk seine Weihnachtsgeschenke nach altem Römerbrauche, als strenae-étrennes zum Neujahrstage. Wir bedauern die welschen Nachbarn, daß sie unser stilltrauliches Bescheerungsfest am Weihnachtsbaume nicht haben, aber bei dem lauten Jubel, der am Neujahrstage Straßen, Häuser und Plätze erfüllt, vermißt es der Franzose nicht. „Une bonne année!“ ruft sich da alles händedrückend zu, die Kinder laufen zu Verwandten und Bekannten, wohl wissend, daß sie für ihr: „je vous souhaite une bonne année et bonne santé!“ ihre Neujahrsgeschenke bekommen, und nun springen sie damit jauchzend auf die Straße hinaus, und wer sich in diesen französischen Neujahrsjubel zum ersten Mal verirrt, der wird ganz taub von all dem Lärm. Auch für die Armen fällt etwas ab dabei, und man versieht sich gewöhnlich vor dem Ausgehen mit hinreichender Münze, um jedem Dürftigen, der uns ein glückliches neues Jahr wünscht, etwas zu spenden. Das Diner, die französische Hauptmahlzeit, vereint an diesem Tage die ganze Familie; niemand, auch nicht der sonst ausgelassenste junge Mann, versäumt dabei zu erscheinen und das neue Jahr mit den Seinigen zu beginnen. Diejenigen, die den Franzosen den Sinn für die Familie abgesprochen haben, reden aus Unwissenheit oder Gehässigkeit; ähnlicher Feste und Gebräuche, bei denen sich der innige Familiengeist ausspricht, giebt es viele. Nur aus diesem innigen Familiensinn begreift sich z. B. das französische Rührspiel: „Je dîne chez ma mère“, worin eben das Neujahrsmahl als ein Liebesmahl der französischen Familie erscheint.

Legt nun bei der Feier der heidnischen zwölf Nächte das deutsche Volk das Hauptgewicht auf den Anfang derselben, die Weihnacht, so feiert der Franzose um so fröhlicher das Ende, den Dreikönigstag. Derselbe hat allerdings einen christlichen Namen, und die darauf bezüglichen Volksgebräuche in der Pfalz und in Deutsch-Lothringen sind ebenfalls voll christlicher Anspielungen. Dies erklärt sich durch das Zusammenfallen des christlichen Festes mit dem heidnischen. Aber in Frankreich hat die Volksfeier des jour des rois gar nichts mehr mit dem Christenthume zu thun, es ist wie unser Weihnachtsfest ein echtes Familienfest. An diesem Tage sind in Stadt und Dorf nachmittags alle Kuchenbäckerläden belagert. Es handelt sich nämlich um den Königskuchen, le gâteau des rois, der abends im Familienkreise nach dem Essen vertheilt wird. In diesem Kuchen, meist eine einfache sogenannte galette von Blätterteig, ist eine Bohne, une fève, gebacken, und gewöhnlich bestellt man ihn in bestimmter Größe, je nach der Anzahl der Personen, die am Feste theilnehmen. In vielen Familien geschieht die Vertheilung unter besonderen Ceremonien: ein Kind kauert sich unter den Tisch und wird mit gewissen lateinischen Formeln gefragt, wem das eben von der Mutter abgeschnittene Stück zukommt. Nun geht es ans Kauen; neugierig beobachtet jeder die Miene des andern, um zu sehen, ob er auf die Bohne beißt; wenn endlich der Glückliche entdeckt ist, so giebt es ein harmonisches Jubel-

Digitized by Google

geschrei. Nach altem Brauche legt der Besitzer, der für den Abend König heißt (le roi de la fève), die Bohne in sein Glas, und so oft er trinkt, ruft die ganze Gesellschaft mit fröhlichem Lärme: „le roi boit!“ („der König trinkt!“). Hat die Bohne nun ein kleines Kind getroffen, so sind Vater und Mutter, Vetter und Großmutter außer sich vor Freude, dem Liebling zurufen zu können: „le roi boit!“ oder, wenn es ein Mädchen ist, „la reine boit!“ Ja, manchmal richtet man es durch frommen Betrug so ein, daß die Bohne auf das Kind kommen muß, um dem kleinen Liebling den Spaß zu machen.

Der König wählt sich für den Abend eine „Königin“ und umgekehrt, was zuweilen zärtliche Verhältnisse herbeiführt. Der Geist, der am Dreikönigsabend in diesen Familienkreisen herrscht, ist ein echt gemütlicher; es giebt kein andres Wort dafür. In den bürgerlichen Kreisen ist es aber mit dem Abend nicht genug; wer die Bohne gehabt hat, ist verpflichtet, acht Tage später wieder einen Kuchen zu liefern, womöglich mit einem paar Flaschen feinen Weines. Da habe ich denn erlebt, daß ein alter Harpagon die Bohne verschluckte, um sich die Ausgabe zu ersparen; der Geiz ist eben im Betrügen ebenso erfinderisch wie die Liebe. In den Kreisen, wo ein trauliches Zusammenleben herrscht, geht der Bohnenkuchen den ganzen Monat nicht aus.

Selbst in den Restaurationen darf derselbe am Dreikönigsabend nicht fehlen; die ledigen Leute, die behindert sind, das heitere Fest im Familienkreise zu feiern, können ihn so wenig entbehren, wie die unsern den Weihnachtsstollen, nur wird er dann etwas mehr angefeuchtet, als es zu Hause geschehen wäre. Auch der Republikaner ruft alsdann: „Vive le roi!“

Ganz arme Leute, Weiber und Kinder, gehen, wie bei uns zur Kirmeß die Armen auf dem Dorfe, „Kuchen singen“; es giebt dazu eigene Lieder, die ich noch in Orleans vor den Bäckerläden habe singen hören. Viel Poesie ist nicht darin enthalten, Spaß natürlich erst gar nicht, die Armuth singt sie.

Nach dieser Schilderung wird uns der Leser beistimmen, wenn wir sagen: tiefer kann ein religiöses Ereigniß und Fest wohl nicht in Fleisch und Blut eines Volkes übergehen, inniger sich nicht mit den nationalen Volkssitten verschmelzen; aber auch diese volksthümliche Gestaltung des religiösen Lebens stirbt ab. Vor vierzig Jahren noch z. B. bildeten diese Noëls in den bürgerlichen Familien zu Blois, einem mir traulich bekannten Städtchen, und auf den nahen Dörfern die Abendunterhaltung der Adventszeit, und mein Ohr hat noch das Echo davon vernommen. Auf dem Lande luden sich die Bauermädchen dazu ein: „tu viendras ce soir au veilloi?“ (für à la veillée?) („Du kommst hinte zu Lichte?“ würde die Thüringerin sagen). Dann sangen sie zusammen beim Spinnrocken am Kamin oder im warmen Keller die lustigen Noëls, die auf das heilige Fest vorbereiteten. Dies geschieht auch noch in abgelegenen Gegenden auf dem oder jenem Dorfe, in der Stadt aber sind sie verklungen, verschollen. Nur

Digitized by Google

literarische, kulturhistorische Bedeutung haben die neuen Wiederabdrücke der alten „Grande Bible des Noëls“ (Bible soviel wie Sammlung) aus der Zeit Ludwigs XIV., die etwa ein Priester hier und da unternimmt. In dem Seinebabel Paris kommt selbst der gâteau des rois aus der Mode, nur das Réveillon bleibt. Aber Paris ist nicht Frankreich, in das Innere des Landes, in die „Provinz“ muß man gehen, wenn man noch die gemütlichen Gebräuche der guten alten Zeit finden und mitmachen will. Aber alles vergeht, doch nein! wandelt sich nur um. Versinkt doch selbst die Sonne nicht in die Finsterniß der zwölf Nächte für immer, sondern kommt wieder herauf und — neues Leben blüht aus den Ruinen!

* * *

Postscriptum. Die vorstehende Skizze war eben an die geehrte Redaction abgesandt, als ich in einer Pariser Zeitung von einer bevorstehenden französischen Weihnachtsfeier las, die den würdigsten und erfreuendsten Abschluß unserer Schilderung bildet. Daß man in Paris und auch sonstwo in Frankreich in wohlhabenden Familien den Weihnachtsbaum seit einiger Zeit anzündet, haben wir erwähnt. Dies schließt aber die herkömmliche Bescheerung zum Neujahrstage nicht aus, der nach wie vor seine Etrennes verlangt. Die Geschenke zum Weihnachtsfest legt man nicht, wie in Deutschland, unter den Baum oder neben ihn, sondern hängt sie gewöhnlich an die Zweige des Baumes; sie sind auch oft sehr kostbar, wahre Luxusgegenstände. Da wird aber eben aus Paris gemeldet, daß die Gemalin des Präsidenten der Republik, Madame Carnot, am 25. Dezember dieses Jahres vierhundert armen Kindern von 8 bis 10 Jahren im Elysée, d. h. in der Residenz des Staatsoberhauptes, bescheeren wird. Die Maires der zwanzig Stadtbezirke von Paris haben den Auftrag erhalten, aus je ihrem Bezirke zwanzig Kinder (zehn Knaben und zehn Mädchen) würdiger Armen zu bezeichnen, denen die Frau Präsidentin in ihrem Palaste eine Weihnachtsfreude bereiten will. Beim Schimmer fröhlicher Lichter an den grünen Tannenbäumen sollen die Kinder nach reichlicher Erquickung mit Spielsachen und Kleidungsstücken beschenkt werden; die vornehmste Dame des Landes empfängt in ihrem Palaste mit mütterlicher Liebe die Kinder der ärmsten Bürger und bereitet ihnen eine unvergeßliche Freude. Welch schönes Gemüt offenbart diese Frau! Wer weiß, ob nicht mit diesem Weihnachtsfest von 1889 ein Umschwung in den Sitten und Anschauungen des französischen Volkes vor sich gehen wird? Ehre der Frau Präsidentin!

Digitized by Google

Parlamentarisches.

Von A. A. Guthmann.

Herr Wabbelmeier, der Abgeordnete für Groß-Krähwinkel, macht eines schönen Morgens die unangenehme Wahrnehmung, daß in den Zeitungsberichten über die Parlamentsdebatten seit geraumer Zeit seines Namens keine wie immer geartete Erwähnung gethan sei, und längeres, angestrengtes Nachdenken läßt ihn auch die Ursache dieser ebenso betrübenden, wie entmuthigenden Thatsache in dem Umstande erkennen, daß er seit ebenso langer Zeit den Mund nicht aufgethan, weder zu einem scherzhaften „Oho!“ noch zu einem billigenden „Sehr wahr!“ geschweige denn zu einer längeren rednerischen Leistung. Er, der in seiner engeren Heimat vor unzähligen Versammlungen unter dem Beifall seiner Anhänger, unter dem stets bald zum Schweigen gebrachten kümmerlichen Widerspruch schismatischer Zuhörer und unter dem regelmäßig durch Erheben von den Sitzen bekundeten Dankes der staunenden Menge seine weltbewegenden und volksbeglückenden sozialpolitischen Ideen entwickelt hat —, er, das Mitglied und Orakel aller möglichen Körperschaften, der Vorsitzende aller erdenklichen Vereine in seiner Vaterstadt, er hat in frevelnder Mißachtung einer bekannten biblischen Vorschrift sein Licht unter den Scheffel gestellt, anstatt vor allen Menschen offenbar werden zu lassen, welchen Mann die Stadt Groß-Krähwinkel sich selbst entzogen und opferwillig dem allgemeinen Besten zur Verfügung gestellt hat.

Das muß anders werden. Wabbelmeier ergreift hastig die umfangreiche Vorlage, die für morgen zur ersten Berathung ansteht und vertieft sich in die Geheimnisse des mit dem auf Rubahiwa residirenden Beherrscher der Marquesas-Inseln abgeschlossenen Handelsvertrages. Bald überfliegt ein sardonisches Lächeln seine Züge; er hat eine Entdeckung gemacht, die ihn mit nationalökonomischer Entrüstung erfüllt, daß man nämlich dem wilden Häuptling ein verwerfliches Zugeständniß gemacht hat, indem man demselben, ohne ein entsprechendes Aequivalent, für die in Deutschland einzuführenden Kokosnüsse Zollfreiheit gewährt hat. In seiner Vaterstadt besteht eine blühende Industrie, die Strumpfwirkerei, die, unter der allgemeinen Geschäftsstockung leidend, dringend erheischt, daß man ihr neue Absatzquellen eröffne. Hier kann Wabbelmeier seinen Wählern zeigen, daß sie ihn nicht umsonst ins Parlament geschickt haben. Er bringt seine Gedanken zu Papier, lernt die Disposition zu der Meisterrede, mit der morgen die Welt überrascht werden soll, aus-

Digitized by Google

wendig, studirt vor dem Spiegel die verschiedenen Haltungen, die er einzunehmen gedenkt — die leicht-nachlässige, die eifrige, die entrüstete, die höhnisch-satirische, die niederschmetternde, und erwartet mit Ungeduld die Morgenröthe des Tages, welcher der Geburtstag seines Ruhmes werden soll.

Wabbelmeier verkennt indeß nicht, daß es ein anderes ist, vor den einsichtsvollen Groß-Krähwinklern, ein anderes, vor den, zum Theil feindlichen Parteien angehörenden Abgeordneten Alldeutschlands zu reden und es beschleicht ihn ein bängliches Gefühl, als der dritte Gegenstand der Tagesordnung, Handels- und Schiffsvertrag mit den Marquesas-Inseln, aufgerufen wird. Während der Vertreter der Regierung in Kürze die Annahme des Vertrages empfiehlt, unterdrückt Wabbelmeier nur mit Mühe den Wunsch, er möchte lieber nicht das Wort zu einem Gegenstande verlangt haben, vor dessen Schwierigkeit offenbar die gewiegtesten Parlamentarier zurückgeschreckt sind, da nur ein Redner für und einer gegen die Vorlage angemeldet sind. Der Abgeordnete für Seeheim, Herr Pfefferkorn, dessen anerkannte Spezialität die überseeischen Handelsangelegenheiten sind, legt bündig dar, welche Vortheile der neue Vertrag den beiderseitigen Staatsangehörigen sichere, und — „der Herr Abgeordnete Wabbelmeier hat das Wort", verkündet die Stimme des Präsidenten. Wabbelmeier stürzt sich mit antiker Todesverachtung in die Tiefen des Gegenstandes und entwickelt eine Gesinnungstüchtigkeit, die leider, weil er in der Eile über einige schwere und lange Wörter stolpert, sich auch in halsbrechende Satzkonstruktionen verwickelt, aus deren Schlingen er sich nicht immer würdevoll befreit, kaum die verdiente Anerkennung findet. Jetzt kommt er auf die Kokosnüsse; zerstört und verwirrt durch ein immer auffälliger werdendes Zischen und Lachen, geräth er in den letzten Theil seiner Rede und greift die Regierung heftig an, weil sie die heimische Produktion schutzlos einer übermächtigen, ausländischen Konkurrenz preis gebe. Die steigende Heiterkeit des Hauses erfüllt ihn mit Grimm und Unwillen, und als seine sarkastische Frage, warum die Minister nicht Sorge getragen hätten, durch Stipulirung der zollfreien Einfuhr gewirkter Strümpfe in die Marquesas-Inseln einer schwer bedrängten heimischen Industrie zu Hilfe zu kommen, am Regierungstische keineswegs mit Schrecken, sondern mit unehrerbietigem Lachen aufgenommen wird, schließt er seine Rede mit den vernichtenden Worten: „Meine Herren, die Strümpfe werden es sich merken, daß sie hier den Kokosnüssen geopfert werden!" Es kann leider nicht verschwiegen werden, daß der stenographische Bericht bei diesen Worten „Anhaltende allgemeine Heiterkeit" vermerkt, in welcher die junge Größe des Abgeordneten Wabbelmeier unrühmlich untergeht. Das Haus hört kaum die Bemerkung des Abgeordneten Pfefferkorn an, — der geehrte Redner scheine vergessen zu haben, daß einerseits in Deutschland keine Kokosnüsse wachsen, andererseits die unerleuchteten Marquesas-Insulaner sich durch verstocktes Barfußgehen gegen die Segnungen der Strumpfwirkerei unempfindlich gezeigt

Digitized by Google

hätten — und votirt mit allen gegen eine Stimme die Annahme des unglückseligen Vertrages. Damit haben die Träume des Abgeordneten Wabbelmeier von parlamentarischer Größe vorläufig ein Ende gefunden, und als er am zweiten Tage darauf im Lesezimmer sich überzeugt hat, daß der heimische „Groß-Krähwinkeler Anzeiger", das Blatt der ihm feindlichen Partei, in Ausnutzung der vorgestrigen Niederlage seine schwärzesten Ahnungen übertroffen hat, schwört er bei Apollo und allen neun Musen, sich niemals wieder zum Reden verleiten zu lassen.

Allein — so ganz leicht ist auch das nicht; denn am Schlusse der nächsten Saison, während deren Wabbelmeier sein Gelübde gehalten hat, wird an demselben Tage, wo „unser verehrter Abgeordneter" nach der Ankündigung des ihm befreundeten „Groß-Krähwinkeler Boten" in einer Wählerversammlung über die Ergebnisse der abgelaufenen Sitzungsperiode Bericht zu erstatten gedenkt, von der Redaction des „Anzeigers" unter der Ueberschrift: „Rechenschaftsbericht des Abgeordneten Wabbelmeier" folgendes, in seiner Kürze ebenso beredte wie boshafte Resumé veröffentlicht:

1) Ueberreichte eine Petition des Veteranen Wupprich, um Erhöhung seiner Pension. 2) Stellte eigene Anträge: keinen. 3) Unterschrieb den Antrag auf zollfreie Einfuhr der Haifischflossen. 4) Mitglied folgender Kommissionen: keiner. 5) Rednerliste: vakat.

Der also angegriffene Abgeordnete eilt sofort in die Bureaux des „Boten", um mit dem Redacteur desselben zu berathen, was gegen solche Tücke gethan werden könne.

Herr Dr. Rabbelmeier reibt sich verlegen die Hände und Wabbelmeiers Stimmung wird durch seine Bemerkung, es lasse sich nicht leugnen, daß das feindliche Blatt mit seinem schnöden Rechenschaftsberichte streng bei der Wahrheit geblieben sei, ebenso wenig verbessert, wie durch die Andeutung, daß der feindliche Redacteur ein unangenehm witziger und durch seine scharfe Feder bekannter Mensch sei, mit dem man besser nicht anbinde, wenn die eigene Sache so sehr des Ruhmes ermangle.

Unter so bewandten Umständen beschließen Rabbelmeier und Wabbelmeier, eine Antwort auf die feindseligen Scherze des Anzeigers unter ihrer Würde zu finden. Aber irgend etwas muß geschehen. Der Redacteur wirft nach einer gedankenvollen Pause das inhaltsschwere Wort hin: „Wissen Sie, was immer zieht, Herr Wabbelmeier? Die Schule! Werfen Sie sich auf die Schule!"

Wabbelmeier ist mit größtem Eifer bereit, sich auf die Schule zu werfen, aber wie?

Sein erster Gedanke, sich der materiellen Lage der Lehrer anzunehmen und für die Herstellung gesunder Schulräume zu agitiren, scheitert an Dr. Rabbelmeiers Einwand, daß das schon alte Geschichten seien und auf diesem, von den Mitgliedern aller Parteien abgegrasten Felde kein neuer Ruhm erblühe, es komme aber darauf an, dem brüllenden Löwen des Lokalpatriotismus einen gehörigen

Digitized by Google

Bissen in den Schlund zu werfen, der geeignet sei, ihn mit Stolz auf den „verehrten" Abgeordneten blicken zu lassen. Und dies könne nur geschehen, indem man neue, noch nie dagewesene, ungehörte Reformideen ausbrüte.

Verdrießlich geht Wabbelmeier nach Hause; indem er, in melancholisches Sinnen versunken, die Thür öffnet, schallt ihm mißtönendes Geheul entgegen, durchaus nicht geeignet, seine üble Laune zu verscheuchen. Aber wie es auf unserem wunderlichen Planeten auch anderen Leuten als Abgeordneten wohl unterweilen begegnet, aus der Trübsal ersprießt ihm das Heil eines rettenden Gedankens. Seine bessere Hälfte nämlich, welche sich mit der häuslichen Erziehung der Wabbelmeierschen Sprößlinge zu beschäftigen hat, da dem Herrn des Hauses die Sorge für das Wohl des Volkes hierzu keine Zeit läßt, hat das erwähnte Geheul durch energische Anwendung eines tüchtigen Prügels erzielt; denn beide Ehegatten weichen, wie es in Deutschland öfter vorkommen soll, in ihren erziehlichen Grundsätzen erheblich von einander ab, und während Wabbelmeier, gleich Sarastro, danach trachtet, leider mit zweifelhaftem Erfolge, widerborstige Individualitäten durch Liebe zur Pflicht zu führen, erreicht seine Gattin bei weitem günstigere Erfolge, indem sie dem Element der Strenge in Gestalt von ausgiebigen Schlägen, Kürzung des Taschengeldes, Beraubung der persönlichen Freiheit und Entziehung der standesgemäßen Nahrung, den breitesten Spielraum gewährt. Obgleich Wabbelmeier für gewöhnlich in diese, seiner tugendhaften Gattin angewiesene Sphäre nicht einzugreifen pflegt, so scheint doch diesmal die Prügelsuppe so stark ausgefallen zu sein, daß er sich nach der Ursache mit derselben würdevollen Feierlichkeit erkundigt, als interpellirte er den Ministern des Innern über irgend welche unerhörte, in seinem Ressort vorgefallene Mißbräuche. Der Thatbestand, wie er sich aus den erregten Mittheilungen der Dame Wabbelmeier ergiebt, ist denn freilich ein sehr betrübender: Die beiden jugendlichen Missethäter haben nach bekannten Mustern Pferdeschlächter spielen wollen und zu diesem Zwecke ihr ausnahmsweise theueres Weihnachtsgeschenk, zwei mit wirklicher Pferdehaut überzogene Rosse, kunstgerecht geschlachtet, zerlegt und ausgeweidet — ein bejammernswürdiger Anblick! Aber Wabbelmeier müßte nicht der denkende Sozialpolitiker sein, als welchen seine Freunde ihn kennen, wenn er, gleich der unerleuchteten Menge, an der Oberfläche der Ereignisse haften bleibe, er geht tiefer; die Pferdeschlächterei seiner Erben „darf nicht losgelöst von den übrigen Erscheinungen der modernen Kultur, sondern muß im Zusammenhange mit ihnen betrachtet werden", wie der berühmteste Redner seiner Partei, Professor Schabbrian, einmal so schön gesagt hat. Nicht in dem Spieltriebe der Knaben an sich, sondern in dem irregeleiteten Spieltriebe, folglich in den Institutionen liegt der Fehler, hier muß die bessernde Hand angelegt, nicht aber mit roher Gewalt an den Verbrechern heimgesucht werden, was mangelnde Schuleinrichtungen verschuldet haben.

Digitized by Google

Diese Gedanken bewegen ihn die ganze Nacht und obgleich er dafür bei seiner Lebensgenossin kein Verständniß findet, vielmehr nur allerlei schnöde Redensarten anzuhören bekommt, so läßt er sich doch hierdurch nicht in seinem reformatorischen Eifer stören, zumal da auch Dr. Rabbelmeier seine Ideen mit Feuer aufnimmt; es muß der Regierung zur Pflicht gemacht werden, den wüsten Zerstörungstrieb der Kinder durch die Schule in geregelte Bahnen zu lenken, den vielen gelehrten Unfug, der zur Belustigung der Knaben und ohne Nutzen für das Leben getrieben wird, einzuschränken, und statt dessen Spielstunden einzuführen, um die Schüler in der vernunftgemäßen Behandlung der Spielsachen zu unterweisen, immer im Hinblick auf die Ziele und Bedürfnisse des praktischen Lebens. Natürlich wird damit eine gründliche Umgestaltung der Spielwaarenfabrikation Hand in Hand gehen und es werden damit Wabbelmeiers neue Ideen, bevor die geplante Reform wirklich durchgeführt ist, drei Stadien zu durchlaufen haben, nämlich:

1) Statistische Ermittelungen über Herstellung und Verbreitung der gebräuchlichsten Gattungen von Spielwaaren. Einstellung einer größern Summe in das Budget, um durch ad hoc entsandte Beamte die entsprechenden Verhältnisse fremder Länder zu studiren.

2) Einsetzung einer Kommission, um die auf diese Weise gewonnene Erfahrungen zu einer grundlegenden Umgestaltung der gesammten Spielwaarenfabrikation gesetzgeberisch zu verwerthen.

3) Abänderung der Schulpläne, um für den neuen Unterrichtsgegenstand den nöthigen Raum zu gewinnen.

Der große Wurf muß gelingen! Es ist nur unbegreiflich, daß bisher noch niemand auf den gleichen, großen Gedanken verfallen ist. Dr. Rabbelmeier setzt sich sogleich hin, um die einzelnen Anträge und Gesetzentwürfe für Wabbelmeier zu Papier zu bringen, da bei letzterem die Gesinnung einwandfreier ist als der Stil. „Das wird dem Anzeiger in die Nase fahren!“ spricht er händereibend, als sich Wabbelmeier spät und in gehobener Stimmung von ihm trennt.

Und so geschieht es. Wabbelmeier triumphirt über alle seine Neider und Feinde. Die anläßlich des Handelsvertrages erlittene Niederlage wird glänzend ausgewetzt. Das Haus votirt die statistischen Ermittelungen, stellt die geforderten Summen ins Budget ein und ernennt die Spielwaarenkommission. Wabbelmeier, der anfängt, sich als großer Mann zu fühlen, läßt sich in Volkstribunen-Stellungen für die illustrirten Zeitungen photographiren und bereist die großen und kleinen Städte des Vaterlandes, um für seine Ideen Propaganda zu machen. Zahlreiche Versammlungen fassen mit Begeisterung zustimmende Resolutionen, deren Wortlaut an Wolffs Bureau telegraphirt und von diesem in alle Welt verbreitet wird. Die Bewegung findet nicht nur Anklang bei dem „Verein für Förderung des Verständnisses der Daseinsbedingungen der deutschen Volksstämme“, welcher über diese Sache drei Tage lang diskutirt, um sie schließlich einer fünfundzwanziggliederigen Kommission zur gründ-

Digitized by Google

lichen Durchberathung und zur Vorbereitung darauf bezüglicher Anträge zu überweisen, sondern sie fängt sogar an, die Aufmerksamkeit fremder Regierungen zu erregen. Die Minister Englands und Italiens versprechen in ihren Parlamenten, der Sache ebenfalls näher zu treten, der Sultan fordert seinen Großvezier auf, die so hoch gepriesenen neuen Grundsätze im Hinblick auf ihre Verwendbarkeit für das osmanische Reich zu prüfen, Griechenland bemächtigt sich derselben, weil es darin eine erfreuliche Aussicht auf Ermöglichung eines neuen Pumps erblickt und die Patriotenliga in Frankreich donnert in allen ihren ergebenen Blättern gegen diese neue „Erfindung" des fürchterlichen deutschen Reichskanzlers, die sie als eine weitere Etappe auf dem Wege der allgemeinen Germanisirung und Spionage dem Chauvinismus denunzirt.

So weit wäre alles gut, wenn nur Wabbelmeiers Lorbeeren nicht andere ehrgeizige Gemüter unter den Abgeordneten zur Betretung der gleichen aussichtsreichen Bahn verlockten. Es dauert nicht lange, bis der Abgeordnete Quabbelmeier auf dem Plane erscheint und dem Ministerium die Förderung der Kenntniß von den einfachsten Handgriffen beim Couvertiren, Verschließen und Verpacken der postalischen Sendungen aller Art dringend ans Herz zu legen sich gemüßigt sieht. Die Anregung findet die wärmste Aufnahme, und zuvörderst werden sorgsame statistische Ermittelungen bei allen Postämtern über die beim Verschluß und der Verpackung besagter Sendungen zutage tretenden Fehler und Uebelstände angeordnet. Die Ergebnisse dieser erstaunlichen Statistik füllen einen Quartband von 4537 Seiten und ihre nächste Folge ist die fakultative Aufnahme des darauf bezüglichen Unterrichtsgegenstandes in den Lehrplan der höheren Schulen. Selbstverständlich fehlt es auch hierbei an Wandervorträgen, Kongressen und Wolffschen Depeschen ebenso wenig, wie an der Ernennung einer dreißiggliederigen Kommission ad hoc des „Vereins für Förderung des Verständnisses der Daseinsbedingungen der deutschen Volksstämme".

Die Schleusen sind nunmehr geöffnet und das Verderben geht seinen Gang. Der Abgeordnete Babbelmeier hält Umschau unter den Gegenständen, welche bedauerlicherweise noch im Lehrplan der Gymnasien und Realschulen fehlen und entdeckt mit einer Bestürzung, die von Unwillen nicht frei ist, die vollständige Vernachlässigung der Hygiene. Babbelmeier aber weiß, als Inhaber einer bedeutenden Buchhandlung, „wie es gemacht wird" und ist weit entfernt, einen direkten Frontalangriff nach Art der Abgeordneten Wabbelmeier und Quabbelmeier zu unternehmen. Als Plänkler erscheint eine von befreundeter Hand in die Tageszeitungen lancirte Notiz des Inhaltes, „daß durch die im Dorfe Dungdingen grassirende Maserepidemie die Aufmerksamkeit hervorragender Aerzte und Volkswirthe auf die in weiteren Kreisen noch immer herrschende, höchst primitive Anschauung über Prophylaxis und Heilung der Krankheiten gelenkt worden sei."

Digitized by Google

Das deutsche Volk geräth selbstverständlich über diese sensationelle Nachricht und Entdeckung außer sich, zumal, als demnächst ein in vielen Exemplaren verbreitetes Flugblatt den Nachweis führt, daß man sich über solche Zustände nicht wundern dürfe, so lange man in unseren Schulen zwar für einen so hochwichtigen Gegenstand, wie die Hygiene, keine, desto mehr Zeit aber für allerlei unnützen Krimskrams, fremde Sprachen, Mathematik, Literatur u. dergl., übrig habe. Die nun folgende Pause der Erwartung wird durch die geschickt verbreitete Notiz, daß, sicherem Vernehmen nach, der Abgeordnete Babbelmeier Verfasser jenes Aufsehen erregenden Flugblattes sei und durch eine, von dem hochberühmten Gelehrten und Universitätsprofessor Fabbelmeier unternommene Diversion zweckmäßig ausgefüllt. Der hochberühmte Gelehrte und Professor überrascht die Welt mit dem Nachweise, daß die Schüler an unseren höheren Lehranstalten geradezu verdummt würden und es im Leben und Gesellschaft keine langweiligeren Gesellen gäbe, als diese durch Aristoteles und Cicero verbauerten, bebrillten Subjekte; zwar hat bisher niemand das bemerkt, aber Fabbelmeier hat es gesagt und da muß es wohl wahr sein — zwar regt sich hier und da schüchterner Widerspruch, aber gegen die Autorität des hochberühmten Fabbelmeier ist um so weniger aufzukommen, als sie von allen Ignoranten Alldeutschlands jubelnd unterstützt wird.

Das Gefühl, daß etwas geschehen müsse, ist allgemein, und als nunmehr der Abgeordnete Babbelmeier mit seinem Antrage, die Hygiene zum obligatorischen Unterrichtsgegenstande zu machen, hervortritt, ist er einige Wochen lang der Held des Tages, bis die öffentliche Meinung einen neuen Gegenstand entdeckt hat, an den sie die Gefühle der Unruhe, der Erwartung, der Spannung, der Begeisterung und der schließlichen Beruhigung und Befriedigung in der herkömmlich gewordenen Weise und Reihenfolge verschwenden kann.

Denn es geht wie mit den Bacillen; wie durch die ersten Kochschen Entdeckungen ein allgemeiner Eifer, eine heißhungerige Jagd nach Bacillen und Mikroben begann, so haben die Heldenthaten der Abgeordneten Wabbelmeier, Quabbelmeier und Babbelmeier einen rühmlichen Wetteifer in der Entdeckung obligatorischer Unterrichtsgegenstände entflammt. Ununterbrochen taucht bald hier, bald da ein glücklicher Entdecker auf, ununterbrochen arbeitet der statistische Apparat, ununterbrochen tagen die Kommissionen, ununterbrochen fördert die parlamentarische Tretmühle neue Gesetze zutage. Beträchtlichen Nutzen zieht auch die Industrie aus diesem rührigen Treiben, Die Papierfabrikanten können kaum genug Papier liefern, die Druckereien müssen mit Ueberstunden arbeiten, um den von den Kommissionen, Enquêten u. s. w. massenhaft gelieferten Stoff zu bewältigen; Schriftsteller und Verlagsbuchhandlungen arbeiten mit Hochdruck an der Herstellung aller möglichen Lehrbücher für die verschiedenen obligatorischen Unterrichtsgegenstände. Die Fabrikanten von Lehrmitteln können die ihnen zufließenden Aufträge kaum bewältigen, und das

Digitized by Google

deutsche Volk schreitet auf diesem Wege so rüstig fort, daß es einem gewissenhaften Chronisten blutsauer wird, ihm darauf zu folgen.

Genug, daß nach den stenographischen Memoranden eines fleißigen Berichterstatters folgende Zweige der menschlichen Erkenntniß eine immerhin noch nicht ganz vollständige Liste der durch alle Stadien der Entrüstung, des Studiums, des Antrags der kommissarischen Berathung, der ersten, zweiten und dritten Lesung und der endgiltigen Annahme der glücklichen Jugend aufgebrummte Unterrichtsgegenstände bilden: Mnemotechnik, Hydrotherapie, Stenographie, Balneologie, Hühnerologie, Kosmetik, Journalistik, Parlamentarismus, Chausseebau, Straßenreinigung, Kochkunst, Heizkunst, Fahrkunst, Fäkalienabfuhr und viele andere wichtige und für das praktische Leben unentbehrliche Gegenstände, die bis dahin unbegreiflicherweise in der Schule nicht gelehrt worden sind.

Der Höhepunkt aller dieser Bestrebungen wird jedoch erreicht, als der Abgeordnete Zabbelmeier endlich in Würdigung eines längst gefühlten Bedürfnisses einen Antrag einbringt, der in zwei Abtheilungen zerfällt und 1) die Einsetzung einer ständigen Kommission behufs Ausfindigmachung obligatorischer Unterrichtsgegenstände und 2) die Aufnahme der Kunst, obligatorische Unterrichtsgegenstände ausfindig zu machen, in den Lehrplan der Gymnasien und Seminare fordert.

Aber — — inzwischen ist eine neue Generation herangewachsen, welche dieses Steckenpferdes müde geworden ist. Während der Antrag Zabbelmeier in der Kommission berathen wird, erscheint in einer angesehenen Zeitschrift ein satirischer Artikel des hochberühmten Gelehrten und Universitätsprofessors Schabbelmeier, worin nachgewiesen wird, daß die gegenwärtige Generation der mit allen erdenklichen praktischen Unterrichtsgegenständen genudelten Schüler noch fragwürdigere Subjekte geliefert habe, als es jene an den Brüsten von Homer, Virgil und Tacitus, Shakespeare, Schiller und Molière gesäugten gewesen sind.

Schabbelmeier entfesselt durch seinen bahnbrechenden Artikel eine gewaltige Bewegung, es regnet von allen Seiten Petitionen gegen den Antrag Zabbelmeier, es hagelt Mißtrauenserklärungen gegen die Abgeordneten, welche in dem Verdachte stehen, besagtem Antrage geneigt zu sein, die Kommission erstattet einen absprechenden Bericht und der Antrag Zabbelmeier fällt schimpflich durch.

Schon am nächsten Tage bringt der Abgeordnete Wabbrich den Antrag ein, die Fäkalienabfuhr aus der Liste der obligatorischen Unterrichtsgegenstände zu streichen und der Antrag wird mit überwältigender Mehrheit angenommen.

Wie aber eine, auch durch die schier übermenschliche Weisheit der neuen Periode nicht beseitigte Erfahrung lehrt, wird, nachdem die Menschheit einen Gipfel des Fortschrittes langsam und mühselig erklommen, der Weg bergab mit merkwürdiger Geschwindigkeit zurückgelegt, und die im Menschen nicht auszurottende Verderbniß bringt es mit

Digitized by Google

sich, daß er zwar neue Götzen zu errichten schnell genug bereit, noch schneller aber bei der Hand ist, die errichteten zu stürzen. Und so geht es auch hier.

Eingedenk der in früheren Sessionen von ihren Vorgängern Wabbelmeier, Quabbelmeier, Babbelmeier und anderen Abbelmeiern gepflückten Lorbeeren, bereiten die Abgeordneten Wabbrich, Quabbrich, Rabbrich, Babbrich und andere Abbriche Anträge auf Abschaffung bald dieses, bald jenes Unterrichtsgegenstandes vor; allein bald wird an das frisch emporblühende Lorbeerwäldchen die Axt gelegt, indem bei Verlesung des ersten Antrages der junge und strebsame Abgeordnete Zabbrich das Amendement stellt, eine Kommission zu ernennen, die sorgsam zu erwägen habe, welche von den zur Zeit in den Schulen gelehrten Disziplinen ohne Nachtheil entbehrt werden könne; und obgleich sich eine schwache Opposition regt, obgleich einige mit den Ueberlieferungen der jüngst vergangenen Epoche verwachsene Querköpfe warnende Unkenrufe ertönen lassen, die Kommission beschließt einhellig die Streichung von 47 obligatorischen Unterrichtsgegenständen und ist damit für die unglaublich lange Zeit von drei Tagen die populärste Körperschaft in Deutschland.

Die großen Geister der Vergangenheit treten wieder in ihre Rechte ein und die Zeit des „pädagogischen Aufschwunges" ist bald nur noch ein Gegenstand der Forschung für vereinsamte Gelehrte, deren Abhandlungen kein Mensch lesen mag.

Salon-Büchertisch.

Die vierte Sammlung von Albert Moesers Gedichten tritt unter dem Titel **Singen und Sagen** aus der Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter) in Hamburg soeben in die Oeffentlichkeit.

Albert Moeser hat als Fahnenträger echter Poesie, als Meister der Form und eigenartiger Gedankenfinder seine ehrenvolle Stellung in der deutschen Literaturgeschichte längst und für die Dauer zugewiesen erhalten; dennoch reicht die Kenntniß seiner Schöpfungen ungerechter und unbegreiflicher Weise über die kleine Gemeinde speziell Literarisch-Gebildeter nicht weit hinaus, sei dies, weil der Dichter es verschmäht, seine Poesie als Füllsel illustrirter Journale der Bequemlichkeit des großen Publikums gefällig entgegen zu bringen, sei es, weil er seiner ganzen hohen und stolzen Weltanschauung nach den ausgetretenen Weg der Reklame verschmäht — genug, der Dichter ist einer von den wenigen dichtenden Zeitgenossen, auf welche eine gerechte Kritik die große Menge nachdrücklich und wiederholt aufmerksam zu machen die ernsteste Verpflichtung hat. Der vorliegende Band zeigt uns den Dichter nicht nur auf der Höhe seiner alten Bedeutung, nein, noch voller, noch vertiefter quillt uns der Reichthum seiner — zwar pessimistischen, aber, wenn man so sagen darf: edel und liebenswerth-pessimistischen Weltanschauung in der goldlauteren Form poetischer Schönheit und Reinheit entgegen. Die Gedichte naturphilosophischen Inhalts, welche die Bahnen, auf welche ein Wilhelm Bölsche die deutsche Dichtung zu lenken sucht, längst vor diesem beredten Prediger eingeschlagen, folgen in hinreißendem Schwunge den Wundern des Weltalls über den engen Kreis unserer Dinge hinaus. — „Der Komet", „Mondlandschaft", „das Erdbeben", sind Dichtungen von unbestreitbarerer Bedeutung. Die freundlich schwärmerische Naturanbetung im engeren Sinne macht uns den weitblickenden Naturphilosophen und Darwinanbeter nur lieber. Die Frucht sonniger

Digitized by Google

Sommerwochen sind die Sonette aus Jasmund und von Mönchgut. Ein Wald- und Seeduft liegt über diesen Gedichten, eine Frische, ein Aufathmen, das man mit Entzücken nachgenießt. Ebenso sind unter den Gedichten aus den Alpen wundervolle Stücke. Nicht das Naturbild allein, sondern mehr noch die Art, wie der zur Wehmuth abgeklärte Dichterphilosoph das Hohe und Liebliche dieser vergänglichen Welt auf seine Seele wirken läßt, wie er durch den Schleier eines gesunden Weltschmerzes die Sonne der Schönheit mit wahrem Entzücken leuchten sieht, fesselt den Leser so tief. Eine längere Dichtung „der Alpenstock" ergiebt, mit einem Körnchen liebenswürdigen Humors gemischt, die Eigenart des Dichters vielleicht am sympathischsten wieder. Von den vermischten Gedichten sei das rührende „Einem Falter" unseren Lesern unverkürzt geschenkt.

Durchs offne Zimmerfenster
Am nebligen Oktobertag
Ein Spätling irr-verloren,
Kraftlos und halberfroren
Fliegst Du herein mir ins Gemach.

Lockt dich des Feuers Wärme,
Das traulich schon im Ofen loht?
Hoffst Du in Zimmers Wänden,
Nun Sommerwonnen enden,
Bei mir zu flieh'n des Winters Noth?

Ahnst du, daß, wie dich selber,
Herbsttrauer mich auch trüb umspinnt,
Daß mit der Blätter Fallen
Und grauer Nebel Wallen
Mein Frohsinn auch in nichts zerrinnt?

Doch was dich her auch führte,
Nicht wenden ach kann ich dein Loos;
Gezählt sind deine Tage;
Und wie die Blum' am Hage
So sinkst auch du in Todesschoß.

Doch weil Du mir vertrautest,
So sei dir Huld und Gunst gewährt;
Auf meinen schönsten Rosen
Sei dir, dem einst so losen,
Zur Rast ein stiller Platz bescheert.

Dort schwelg' in Sommerträumen
Wie einst im Julimorgenroth!
Nie kehrst du mehr zum Leben,
Drum stirb mit Wonnebeben
In Blütenduft den schönsten Tod!

Die prächtigsten Stücke der ganzen Sammlung finden sich unstreitig in der Abtheilung „Geschichte und Sage". Moeser vereinigt alle Bedingungen, um ein vorzüglicher Balladendichter zu sein, Schwung und Knappheit der Sprache, historische Kenntniß und weiten und tiefen, zusammenfassenden Blick. Dazu kommt, wenn er sich seine Stoffe aus der alten Geschichte wählt, ein Hauch von hohem, echtem, antikem Pathos, der namentlich auf die Jugend hinreißend wirken muß.

Von Same's Bord, Zakynthos' Riffen,
Von Inselküsten, festem Land
Herfuhren wir auf stolzen Schiffen
Zu Ithakas gepriesnem Strand;
Odysseus liegt im Meer versunken,
Sonst kehrt er längst von wilder See,
Wir aber werben liebetrunken
Um sein Gemal Penelope.

Digitized by Google

beginnt das volltönende „Lied der Freier." — „Die Venus des Apelles", „Sulla", „Nero unter den Vestalinen", sind ihm ebenbürtig. Sehr schön ist der Schwung und Rythmus der Sprache in der modernen Ballade „Langensalza", die dem blinden Hannoveranerkönig ein schönes Denkmal setzt. — In „Achmet" zeigt sich am Schlusse des Bandes Meyer noch als Meister der heiteren poetischen Erzählung, wie sie Bamnbach und Fitger pflegen. — Anmuthsvoller hätte er seine reiche Gabe nicht abschließen können, als indem er auf diese Fülle von weisem Ernst, von Tiefe und Wehmut, diese Rose der guten Laune, der sonnigen, lachenden Schönheit legt! — Möge er noch voll erleben, daß seine Zeit ihn versteht und würdigt!

Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Von Bornhak. 628 Seiten mit 28 Illustrationen M. 7,50, elegant geb. M. 9,—. (Verlag von M. Schorß in Berlin).

Ein wahrhaft vornehmes Buch, bei welchem Inhalt, Illustrationen und äußere Ausstattung um den Preis der Gediegenheit streiten. Die lichtvolle Darstellung, der elegante Stil fesseln den Leser von Anfang bis zum Schluß. Mit seltener Kunst ist der historische Hintergrund, welcher unerläßlich nöthig war, um die geschilderten Frauenbilder im Lichte ihrer Zeit richtig erkennen zu lassen, in so einfachen und dabei kräftigen Strichen gezeichnet, daß derselbe an keiner Stelle als störendes oder gar schwerfälliges Beiwerk hervortritt, sondern nur eben seinen Zweck erfüllt und doch eine zusammenhängende, innere Geschichte Preußens bildet. Die Charaktere der einzelnen Fürstinnen sind theils nach den Zeugnissen ihrer Zeitgenossen, theils nach eigenen Briefen und Aufzeichnungen in geschichtlicher Treue gestaltet worden. Die Benutzung der in der Vorrede mit Dank erwähnten geschichtlichen und biographischen Quellen beweist, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Ernst der Aufgabe erfaßt wurde, die vor allen Dingen auf dem Boden der Geschichte ruhen sollte. Von den wenigen Personalnachrichten an, welche aus der Zeit der ersten Kurfürsten sich erhalten haben, und aus welchen die Gestalten der fürstlichen Gemalinnen gleichsam nur in Umrissen — fast wie ein kunstloser Holzschnitt damaliger Zeit, — hervortreten, wird von Jahrhundert zu Jahrhundert die Fülle des Materials reicher, bis die Erscheinungen der preußischen Königinnen in lebendiger Deutlichkeit vor uns stehen. Das jugendschöne Porträt der Kaiserin Augusta Viktoria, eins der schönsten Bilder der hohen Frau auf Kupferdruckpapier, ist dem Buche als Titelbild vorangestellt.

Der rothe Onyx. Roman von Franz Xaver Frauenholz. Wien 1887. Kommissionsverlag von J. Fischer.

Den Hauptinhalt dieses, wahrscheinlich in das siebente bis achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu verlegenden Romans bilden blutige Kämpfe zwischen den Stämmen der Bojoarier, Franken und Hunnen, veranlaßt durch den Raub eines dem Frankenherzog Geppan gehörenden, wunderwirkenden rothen Onyx. Diese zahlreichen, obgleich mit außerordentlicher Anschaulichkeit geschilderten und eingehende Studien nach dieser Richtung hin beweisenden Kampfscenen wirken ermüdend, um so mehr, als dem Leser weder durch Orts- noch Eigennamen, noch auch Angabe von Jahreszahlen ein fester geschichtlicher Anhalt geboten wird. Phantastische Liebesabenteuer, Mythen- und Märchenhaftes ist bunt in diese kriegerischen Bilder verwoben. Sonderbarerweise werden die Dialoge zu Anfang des Buches in einer wunderlichen, wahrscheinlich jener Zeitepoche eigenen Redeform geführt, während die Leute später sich in korrektem modernen Deutsch unterhalten.

Kaiser Friedrichs Leidenstage. Eine populäre Darstellung von Curt von Schmettwitz. Berlin 1888. Cassirer und Danziger.

Das Werk giebt in anspruchslosen Worten eine Beschreibung des verhängnißvollen Verlaufs der Krankheit Kaiser Friedrichs. Für die Beurtheilung der Wirksamkeit der englischen Aerzte ist die unparteiische Stellung des Verfassers von entschiedenem Werth, sodaß das Buch, welches sich aller pro und contra enthält, ein höchst interessantes Studium darbietet.

Digitized by Google

In schwungvollen Worten behandelt dasselbe Thema eine Dichtung von Johann Friedrich Lahmann:

Auf den Tod Kaiser Friedrichs. Bremen. H. W. Silomon. 1888.

Skizzen von Margarethe Sommer. Zürich, Schröter und Meyer. 1889. Die hier in einem kleinen Band vereinigten Skizzen sind mit außerordentlich feinem, zartem Pinsel kolorirt und zeigen dabei doch scharfumrissene, originelle Gestalten auf charakteristischem Hintergrunde. Einzelne dieser Bilder wäre man fast versucht, kleine Meisterstücke konzentrirter Erzählungskunst zu nennen. Diese Skizzensammlung ähnelt Andersens Bilderbuch ohne Bilder, wennschon sie keine direkte Nachahmung desselben ist.

Ueber das viel ventilirte Gebiet der Weltsprache liegen zwei lesenswerthe Schriftchen vor:

Grundriß einer Geschichte der Weltsprache. Nach der natürlichen Entwicklung des menschlichen Geistes von Hans Meyer. Berlin und Leipzig. Heusers Verlag. 1888.

Volapük und deutsche Professoren. Polemische Arabeske von Dr. Römer-Berlin. Gleicher Verlag.

Aus beiden scheint hervorzugehen, daß dem Volapük mehr und mehr der Boden unter den Füßen schwindet, und das Interesse für seine systematischer und logischer aufgebauten Konkurrenzsysteme in den Vordergrund sich drängt.

Bildertisch.

Lessing und Lavater bei Moses Mendelssohn. Mendelssohn, der seinerzeit weit berühmte, jetzt halbvergessene jüdische Philosoph lebte in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Berlin als Buchhalter in dem Geschäft des Seidenhändlers Bernhard. Durch Dr. Gompertz, der dem armen aber hochbegabten Manne in früheren Jahren Unterricht im Englischen und Französischen ertheilt hatte, ward die Bekanntschaft des geistreichen und liebenswürdigen Philosophen mit dem größten Kritiker seiner Zeit, mit Lessing, vermittelt. Das Schachspiel, dessen beide Meister waren, bildete den ersten Anknüpfungspunkt, bald aber umschlang ein inniges Freundschaftsband diese beiden für das Wahre und Schöne so begeisterten Männer, und in der bescheidenen Wohnung, die Mendelssohn damals in der Spandauerstraße — das Haus ist jetzt durch eine diesbezügliche Gedenktafel ausgezeichnet — inne hatte, verlebten der tiefsinnige Philosoph und der scharfsinnige Kritiker weihevolle durch Geist und sprühenden Witz gewürzte Stunden. In diesen Kreis trat dann vorübergehend Lavater, der Züricher Physiognomiker. Immer noch behauptete das Schachspiel seine Rechte, aber wenn die Partie beendet war, rückte man es zur Seite und in lebhafter Unterhaltung wurden philosophische und theologische Fragen besprochen. Lavater ward dabei von dem feinen, sokratischen Geiste des von der Natur äußerlich so stiefmütterlich behandelten Philosophen — Mendelssohn war sehr bücklich und infolge eines Rückenmarkleidens buckelig — derart eingenommen, daß er es sich in den Kopf setzte, diesen bedeutenden Menschen zum Christenthum zu bekehren. „Auf Grund der Bibel setzte er ihm oft in leidenschaftlicher Weise zu, während Lessing in stummer Bewunderung auf die feinen von leiser Ironie erfüllten abwehrenden Bemerkungen Mendelssohns lauschte." An diesem glitten die Bekehrungsversuche Lavaters ab, denn er hing treu an dem Glauben seiner Väter. Einige Jahre später nahm Lavater Gelegenheit, Mendelssohn öffentlich in der Jenaischen Zeitung aufzufordern, die Schrift des Genfer Philologen Bonnet, „Untersuchung der Beweise für das Christenthum", zu widerlegen, oder — sich dazu zu bekennen. Mendelssohn antwortete ausweichend, aber in einer Weise, die so allgemeine Anerkennung fand, daß selbst der berühmte Mirabeau die Schrift theilweise ins Französische übersetzte. Die Zusammenkünfte der drei großen Gelehrten sind verschiedene Male vom Maler L. Katzenstein zum Gegenstande von Gemälden benutzt worden. Das Originalbild zu dem beigegebenen meisterhaften Holzschnitt befindet sich in etwas abweichender Gestalt im Besitz des Herrn S. Aschrott in Kassel.

Digitized by Google

Todtes Glück.

Bleibst Du so still, so stumm, Großmütterlein,
So trüb' und reglos bei des Mägdleins Klagen?
Hast du ihr nicht ein Trosteswort zu sagen?
Weißt Du kein Balsamkraut für ihre Pein?

Sag' doch, wie schön, wie frühlingshell die Welt,
Wie sie so manches Röslein an den Wegen,
So manches Glück, so manchen reichen Segen,
So manches gold'ne Hoffen noch enthält!

Sag' doch, daß der das bitt're Leid nicht werth,
Der ihr so warm von Lieb' und Treu gesprochen
Und der so schnell sein falsches Wort gebrochen,
Der sie verließ und nun nicht wiederkehrt!

Bleibst Du noch immer stumm, du blasser Mund?
Ein Tropfen nur rinnt heiß vom Auge nieder.
„Ach, welke Blumen blühen nimmer wieder
Und kranke Herzen küßt kein Lenz gesund!

Zu lieblich war der Traum, der Schlag zu schwer!
Wohl stählt die Zeit, wohl lehrt sie Dich entsagen,
Lehrt Dich verschmerzen, lehrt Dich fromm ertragen,
Das todte Glück erweckt sie nimmermehr!"

Frida Schanz.

Verkannter Gegner. Man soll den Gegner niemals unterschätzen, ist eine alte strategische Mahnung, denn besser ist es, mit starken Mitteln einen anscheinend mächtigen aber in der That schwachen Feind anzugreifen, als umgekehrt mit schwachen Kräften dem unterschätzten Feinde zu Leibe zu gehen, um — besiegt zu werden. Im erstern Falle befinden sich die Bauern, welche Kotschenreiter in seiner unübertrefflichen drastischen Darstellungsweise zeichnet. Der Wein- und Cigarrenreisende der fernen Großstadt hat seinen Kunden, den Dorfwirth besucht. Das „Geschäft" ist abgemacht und man setzt sich mit dem Förster und dem Gemeindevorsteher zum Spielchen zusammen. Jetzt heißt's aufpassen, denn so ein geriebener Großstädter hat gar zu viele Kniffe und Pfiffe beim Spiel. Da — auf einmal stockts; erstaunt blicken die biederen Dörfler auf und, siehe da, ihr Gegner ist sanft entschlummert, nachdem er vorher schon einen Bock über den andern geschossen. So kann man seinen Gegner verkennen, und die fröhlichen Mienen der Anderen bekunden, wie man den besiegten Feind zu behandeln gedenkt, wenn er aus dem Schlummer ärgerlich emporfahren wird.

Der Niagarafall im Eise ist ein so seltsames Naturschauspiel, daß wir unser Bild des allgemeinen Interesses für sicher halten. Der Riesenkatarakt, dessen donnerndes Getöse fast auf 6 deutsche Meilen weit hörbar ist, bot in einem der letzten Winter den Anblick der großartigsten Eislandschaft. Das Eis im Erisee war nämlich gebrochen und der Wind trieb die Rieseneisstücke den Niagara hinab, wo sie sich unterhalb der Fälle auftürmten. So wurde der Niagara von einer starken Eisbrücke überdeckt, die sich eine halbe deutsche Meile weit erstreckte. Förmliche Eisgebirge mit stufenartigen Auszackungen bildeten sich, von denen aus man den in tiefem Nebel brausenden Wassermassen ganz in der Nähe zuschauen konnte. Eine Menge Touristen eilten hin, um sich die wunderbaren Eisformationen anzusehen, den meisten aber gelang die Bergbesteigung nur mit Eissporen und Bergstöcken.

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1. Jacke aus gemuſtertem otterfarbigem Tuch. (Rück- u. Vorderanſicht.)

Die vorn von oben bis unten offenen Vordertheile der Jacke haben große Doppelaufſchläge, von denen der untere, breitere vom Stoff der Jacke, der daranliegende kleinere aus gleichfarbigem Plüſch beſteht. Der Stehkragen und das glatte Latztheil ſind ebenfalls aus Plüſch. Auch die breiten Aufſchläge der glatten Aermel

Nr. 1. Jacke aus gemuſtertem otterfarbigem Tuch. (Rück- und Vorderanſicht.)

ſind davon gefertigt. Der anliegende Rücken hat Schößchen. Die Rückenſeitentheile ſind unten geſpalten und mit kleinen Plüſchpatten beſetzt. In der Taille ſind zum Schließen der Jacke ſechs große Knöpfe angebracht. Das Futter der Jacke beſteht aus gleichfarbigem Surah. Stoff zur Anfertigung derſelben iſt erforderlich: 1 Mtr. 50 Centm. Tuch. 4 Mtr. zum Futter. 75 Centm. Plüſch und ſechs Knöpfe.

Nr. 2. Beinkleider für Mädchen.

Die aus Percale hergeſtellten Beinkleider haben am untern Rand einen dreifachen, geſtickten Einſatz, welcher bogig aufgeſetzt iſt und an welchem ſich eine dichte Spitzenkrauſe anſchließt. Eine ſchöne farbige Schleife aus Pikotbändchen bezeichnet die Jacke.

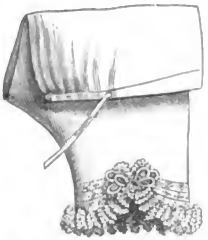
Digitized by Google

Nr. 3. Unterrock.

Man fertigt diesen Rock beliebig aus blauem oder rothem Flanell. Die languettirten Bogen am untern Rand sind bestickt und ruhen auf einer untergesetzten Falbel aus glattem Stoff.

Nr. 4. Untertaille.

Diese Untertaille ist aus rosa Flanell gefertigt und vorn herab mit einer Knopfpatte geschlossen. Den Halsausschnitt ziert eine, mit rosa Seide gestickte Blumen-



Nr. 2. Beinkleider für Mädchen.

ranke. Auch die Aermel sind ähnlich verziert. Der untere Saum ist mit Seide durchsteppt.

Nr. 5. Mantel aus Sammet und Moiré.

Die enganliegenden Vordertheile dieses Mantels sind bis unten geschlossen. Ein breiter, von der Schulter ausgehender, in einer scharfen Spitze am untern Rand des Mantels endigender Moiréaufschlag begrenzt die dem Rücken angefügten, vorn

Nr. 3. Unterrock.

offenen Aermel. Der glatte Stehkragen ist aus Sammet. Dazu schwarzer Bibermuff. Der schwarze Sammethut mit vorn weit offenem Rand hat obenauf schöne schwarze, mit Schleifen aus Moirébaud gehaltene Federn und ebensolche Bindebänder.

Nr. 6. Jacke aus Edisontuch.

Die anliegende, an den Schößen vorn abgerundete Jacke hat doppelte Vordertheile und einen, auf den Schultern faltig angesetzten, vorn abgerundeten kurzen

Digitized by Google

Achselkragen. Alle Ränder der Doppel-Jacke und dieses Kragens sind durchsteppt. Den Hals umgiebt ein kleiner Umlegkragen mit ebensolchem Rand. Die anliegenden Aermel haben unten eine gleiche bogige Verzierung. Muff aus grauem Pelz. Das aus Wollenstoff gefertigte Kleid hat einen Rock mit vorn glatter, am untern Rand reich mit Schnure besetzter Schürze, welche an den Seiten der Taille faltig angesetzt ist und in gleichmäßigen tiefen Falten dem Rücktheile des Rockes sich anfügt. Der runde Filzhut mit vorn hochstehendem, an den Seiten herabgeneigtem Rand ist obenauf reich mit schönen Federn versehen.

Nr. 7. Häkelmuster mit Spitzenbändchen.

Dieser Zwischensatz ist zu Betteinsätzen ꝛc. gut zu verwenden. Man befestigt bei der Anfertigung desselben zuerst das Bändchen, indem man dasselbe übereinanderlegt und die Ecken befestigt. Die Vierecke werden mit einem Luftmaschenring aus 8 Luftmaschen und acht aus Luftmaschen gebildeten Oesen gefüllt. Diejenigen vier Oesen, welche die Ecken füllen, bestehen auf- und abwärts aus je 10 Luftmaschen, die mittleren Oesen aus je 7 Luftmaschen. Die äußeren Dreiecke sind mit hin-

Nr. 4. Untertaille.

und zurückgehenden Durchbruchstäbchen gefüllt, welche an der einen Seite mit 7 Stäbchen beginnen und immer abnehmend mit einem Stäbchen enden. An beiden Seiten schließt eine Doppelstäbchenreihe.

Nr. 8. Strickmuster zu Unterröcken, Strümpfen ꝛc.

Die schräglaufenden Vierecke werden, wie auf der Abbildung leicht ersichtlich, in zwei Farben angefertigt und immer jedes für sich allein beendigt.

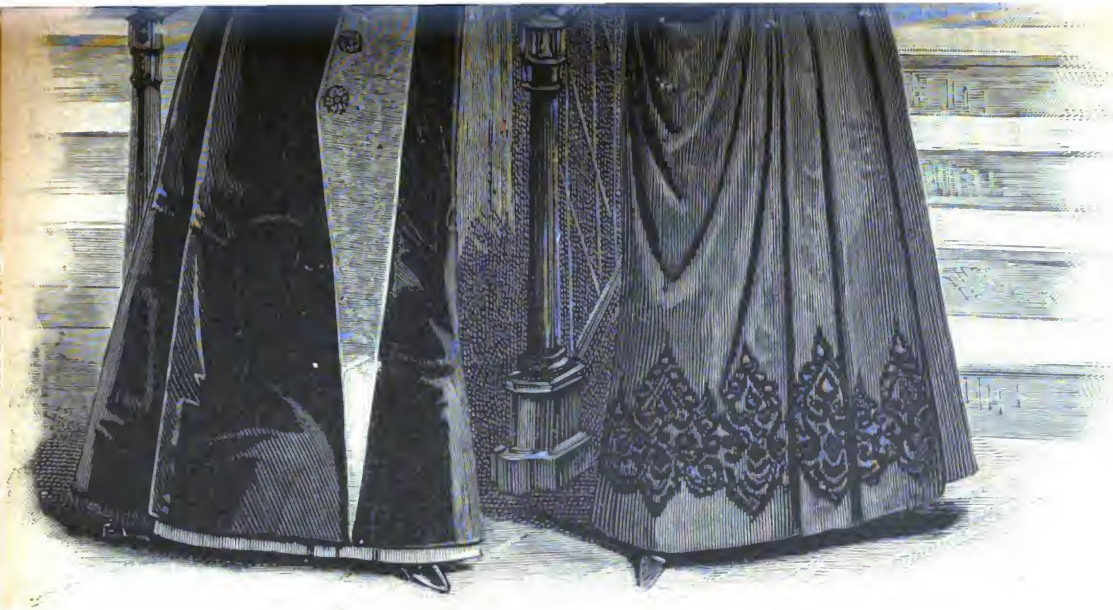
Nr. 9. Muster zu einer Blumentopfhülle ꝛc.

Das gegebene Muster ist in natürlicher Größe. Die Stickerei besteht durchgehends aus Lanzettstich und ist mit sehr mattem Altblau, Rosa, Altroth, verloschenem Grün und Altgold ausgeführt. Der zu bestickende Stoff wird, um demselben Halt zu geben, mit Musselin gefüttert.

Nr. 10. Anzug für Mädchen von 12 Jahren.

Dieser Anzug aus glattem Tuch besteht aus einem vorn enganliegenden Rock mit tiefgelegten Falten am Rücktheil. An der Hüfte sind dieselben etwas zurückgehalten und unter einer kleinen Stoffpatte befestigt. Die Jacke, vom gleichen Stoff, wird an den Vordertheilen herab mit ähnlichen Patten geschlossen und mit

Digitized by Google



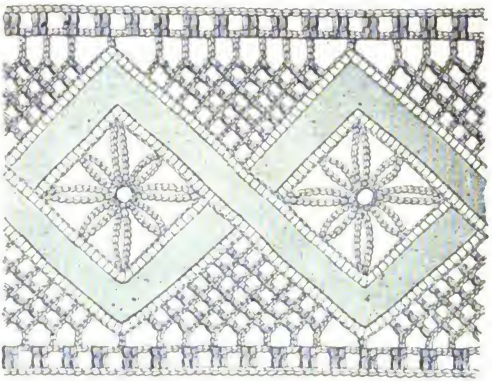
Nr. 5. Mantel aus Sammet und Moiré.

Nr. 6. Jacke aus Crisentuch.

Digitized by Google

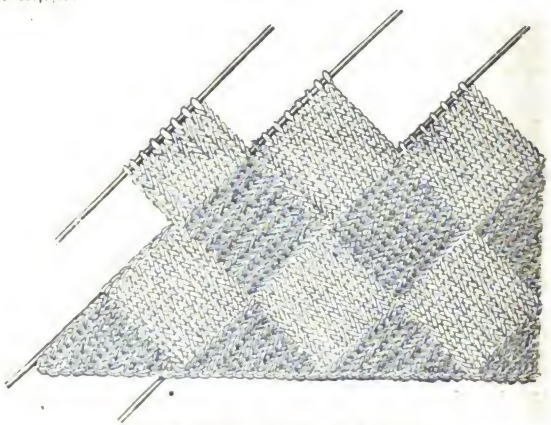
Digitized by Google

einer Brusttaschenpatte verziert. Der Rücken ist anliegend. Ein glatter Umlegkragen umgiebt den Hals. Die anliegenden Aermel haben vorn am Rand eine kleine Faltenverzierung mit Patte. Der untere Rand des Rockes, wie auch der Jacke ist



Nr. 7. Häkelmuster mit Spitzenbändchen.

mit Säumen versehen. Der gleichfarbige Filzhut ist an der Seite rund nach oben gebogen und mit einer Feder in zwei helleren Tönen und Bandschlupfen an der Seite versehen.



Nr. 8. Strickmuster zu Unterröcken, Strümpfen ꝛc.

Nr. 11. Mantel für Mädchen von 14 Jahren.

Derselbe ist aus taubengrauem Tuch. Die Vordertheile desselben sind in der Taille vermittels einer aus taubengrauer Seide mit maronenfarbenem Sammet kar-

Digitized by Google

rirter Borde blousenartig zusammengehalten. Die Enden bilden lange Schlupfen und sind mit Quasten versehen. Ein Latztheil aus Moiré begrenzen die oben breiten, nach der Taille sich zuspitzenden Aufschläge aus marinefarbenem Sammet. Auch der

Nr. 9. Muster zu einer Blumentopfhülle ꝛc.

Stehkragen nebst einer auf den Latz fallenden Spitze ist aus Sammet. Der Rücken des Mantels ist anliegend. Die engen Aermel bedecken lange, bis zum untern Rand des Mantels reichende Aermeltheile, welche an der Schulter faltig eingesetzt und am Rand mit einem Moiréstreifen versehen sind. Der runde Hut mit vorn

Digitized by Google

breiter, zackig eingebogener Krempe ist mit maronenfarbenem Sammet gefüttert und mit Federn umrandet. Eine dicke, mastixfarbige Feder neigt sich nach vorn.

Nr. 12. Anzug für Knaben.

Die Vordertheile des aus dunkelgrauem Tuch gefertigten Anzugs sind mit

Nr. 10. Anzug für Mädchen von 12 Jahren.

Nr. 11. Mantel für Mädchen von 11 Jahren.

Nr. 12. Anzug für Knaben.

otterfarbigen Schnuren und bestickter Borde herzförmig besetzt. Dieselbe bildet auch den Gürtel und den Rockstreifen. Aermel und Stehkragen sind glatt. Die Beinkleider sind am Knie geknöpft.

Den grauen Filzhut umgiebt ein otterfarbenes Band.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Leipzig-Reudnitz.

Digitized by Google

Liedestroſt.

Nach einem Originalgemälde von W. Kreling.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vierklee.

Novellette von A. v. Gildern.

Wie kommt es nur, daß man plötzlich in alten Erinnerungen blättert wie in einem Buche, das Jahrzehnte lang vergessen und verstaubt in der Bibliothek gestanden hat und welches der Zufall auf einmal in unsere Hände führt? Ein harmloses Ding, ein Nichts beinahe, zaubert alte Träume und Wünsche, die längst begraben schienen, in greifbarer Wirklichkeit hervor — ein Wort, ein Blick, ein Duft sogar sprengt oft das Thor dieses Grabes der Vergessenheit! Wie kommt das nur?

Graf Steinrück war es, der, behaglich in einem Fauteuil ausgestreckt, diese philosophischen Betrachtungen anstellte, indem er den Rauch einer feinen Havannacigarre in bläulichen Ringen zur Decke emporblies.

„Man wird alt", murmelte er, einen Blick auf das zierliche Kleeblatt werfend, dessen vier frischgrüne Blättchen sorgsam auf der Tischplatte ausgebreitet waren, „alt und sentimental."

Der Spiegel jedoch strafte diese Worte Lügen, denn er warf das Bild eines schönen, jugendlichen Mannes zurück, dessen Augen noch ebenso muthwillig blitzten, wie vor zwei Jahrzehnten, seit welcher Zeit dieselben den Frauen aller Nationen gefährlich gewesen waren, und die Silberfäden, die das aschblonde Haar des kaum Achtunddreißigjährigen durchzogen, bekundeten mehr eine erbliche Eigenthümlichkeit seiner Familie, als ein Zeichen des herannahenden Alters. Und dennoch diese Sentimentalität bei dem als Lebemann in allen Metropolen bekannten Besitzer eines fast fürstlichen Vermögens? Und alles eines Vierklees wegen, den er auf seinem Morgenritt durch Zufall gefunden! — durch einen Zufall war der Reitknecht zurückgeblieben, ein Zufall führte ihm, dem Grafen, die Gerte aus der Hand — er war genöthigt, abzusteigen, und ein Zufall lenkte sein Auge auf den Fleck, wo das Kleeblatt ihm winkte. — Ja, wirklich, es schien

Digitized by Google

ihm so, als habe das kleine, unscheinbare Pflänzchen vier Hände nach ihm ausgestreckt, und nun zogen und zerrten diese grünen Finger alles aus seiner Vergangenheit hervor, was er lange, lange vergessen hatte oder vergessen zu haben wähnte! — Wie lange Zeit mochte es gewesen sein? Zehn, zwölf Jahre wohl, und dennoch sah er mit genauester Deutlichkeit die sommerliche Landschaft, er fühlte ordentlich die Sonnenglut, und der Duft des frisch gemähten Heues schien sich mit demjenigen der Havanna zu vermischen. Und aus diesem Rahmen trat ein Bild hervor, so sonnig und frühlingsfrisch wie das Haideröslein, das am Wegrain blühte.

Die Sonne warf schimmernde Lichter auf zwei goldig glänzende Flechten, zwei strahlende blaue Augen leuchteten aus einem lieblichen Mädchenantlitz, und die kleinen rosigen Hände streckten ihm ein grünes Pflänzchen entgegen.

„Ein Vierklee! — Es bringt Glück — da — nehmen Sie", rief der lachende, rothe Mund — und er nahm das Blatt, doch mit demselben die Hand, die es hielt.

Purpurglut überflog die Wangen des kaum siebzehnjährigen Mädchens, und schüchtern senkten sich die Wimpern über den süßen Kinderaugen.

Ein Bild keuschester Unschuld, stand das kindliche Wesen vor dem kecken Manne — und er wagte nicht, die holde Blume in seine Arme zu ziehen, wie er sonst so gern bei den zarten Mädchenblüten gethan, die sich ihm zugeneigt hatten.

Ein Zauber bannte ihn, aber sein Herz schlug ungestümer denn je zuvor. Nur einen Dankeskuß hauchte er auf die Hand, die heiß in der seinen zuckte, befestigte das Kleeblatt an seinem Rock — da kam das lacertenartig graziöse Weib mit den rothschimmernden Locken und den grünen Nixenaugen aus dem Park gehuscht. Lachend, spottend und neckend hing sich die reizende Frau an seinen Arm, zerpflückte muthwillig das grüne, glückverheißende Kleeblatt — zerpflückte die wonnigen Gefühle einer aufkeimenden echten, reinen Zuneigung und senkte die üppigwuchernde Blume der Leidenschaft in seine Brust.

Ein Rausch, ein thörichter, wilder Rausch war die Liebe gewesen, die die nixenhafte junge Wittwe in ihm erweckt hatte — ein Rausch, dem ein bitteres Erwachen folgte — dann, als er Herz und Hand der Angebeteten zu Füßen legte, wandte sie ihm hohnlachend den Rücken, wie so manchem vor und nach ihm geschehen war. Freilich, Egon von Steinrück besaß damals noch nicht die Anziehungskraft der Millionen und des Grafentitels.

Noch heute schien ihm das nichtswürdige Spiel des koketten Weibes wie eine Schmach. Heftig erregt schleuderte er die Cigarre beiseite und eilte gedankenvoll im Zimmer auf und nieder.

Und wiederum fiel sein Blick auf das grüne Blättchen, welches neben kostbaren Erinnerungen aus aller Herren Länder auf seinem Schreibtische ruhte. Kosend glitten seine Finger über die kleine Pflanze, und ein wehmüthiges Lächeln umspielte seinen Mund.

Digitized by Google

„Was wohl aus Dir geworden sein mag, kleine Rose mit den großen Kinderaugen?“ sprach er halblaut vor sich hin, doch fast erschrocken über den Ton seiner Stimme, suchte er sich aus der sentimentalen Stimmung loszureißen und beantwortete, spöttisch lachend, selbst die Frage.

„Was soll aus ihr geworden sein? Eine Frau — glücklich oder unglücklich oder keins von beiden — Mutter so und so vieler Kinder! Jedenfalls jetzt kein Gegenstand mehr für gefühlvolle Schwärmerei! Lieber Egon, besinne Dich und laß die dummen Erinnerungen.“

Erinnerungen lassen sich jedoch nicht abstreifen wie ein überdrüßig gewordenes Kleidungsstück, und auch Graf Steinrück mußte die Wahrheit dieser Beobachtung an sich erfahren.

Immer und immer wieder irrten seine Gedanken in vergangenen Zeiten — immer und immer sah er den thränenvollen Blick der süßen Kinderaugen, sah die zitternde Gestalt des lieblichen Mädchens, dessen keuschem Zauber er entflohen war, um sich von einer Sirene bethören zu lassen.

Sie hatte ihn geliebt, die herzige, kleine Rose — dies fühlte er plötzlich mit schmerzlicher Gewißheit, und er würde auch sie geliebt haben — heiß und innig — wenn — ja wenn er Charakter genug besessen hätte, den schillernden Dämon beiseite zu stoßen. Aber der Dämon war schön, berückend schön und klug — und er, Egon, war jung — und ein Narr!

Ja, die Erinnerung läßt sich nicht wegwischen, wie ein Kreidestrich — sie gräbt sich wie in Erz in des Menschen Brust, und wenn ein Windhauch die Staubschicht, die die Zeit darüber gelegt hat, fortweht, erkennt man jeden Zug — oft peinlich genau.

Und die Gegenwart war so sonnig! Kein Wölkchen trübte den Himmel. Egon Steinrück gehörte zu den vom Schicksal besonders bevorzugten Menschen.

In glücklichsten Verhältnissen groß geworden, verwöhnt von allen, die ihn kannten, hatte er sich nach dem Tode seiner Eltern der diplomatischen Laufbahn gewidmet. Herausgerissen aus den heimischen Verhältnissen, an die ihn keine näheren Beziehungen knüpften, hatte er in der Fremde ein an Interessantem und Schönem reiches Leben geführt, bis ihn vor kaum Jahresfrist der plötzliche Tod eines entfernten Verwandten in die Heimat zurückrief.

Der Grafentitel, ein fürstliches Erbe, ausgedehnte Güter und herrliche Waldungen in der Provinz, sowie ein palaisartiges Haus in der Residenz nannte er jetzt sein eigen, und mit offenen Armen empfing die heimische Gesellschaft den Langentbehrten, empfingen Mütter und Töchter den reichen, unvermälten Mann.

Er brauchte nur die Hand auszustrecken, und die schönsten, jüngsten und liebenswürdigsten Mädchen hätten mit Freuden einwilligt, die Lasten der Grafenkrone und des fürstlichen Vermögens mit ihm zu theilen, aber gerade dieses allgemeine Entgegenkommen schreckte den etwas blasirten Lebemann von einem Schritt zurück, der

Digitized by Google

seit seiner Rückkehr von der ganzen Gesellschaft als ein nahe bevorstehendes Ereigniß erwartet wurde.

Graf Egon fühlte jedoch täglich mehr das Bedürfniß, seinem Junggesellenleben Valet zu sagen und eine seinem Stande entsprechende Verbindung zu schließen. An ein Herzensbündniß dachte er in diesem Falle nicht, er fühlte sich über die Zeit des Liebesglücks längst hinaus und hatte sich längst nach langem Zögern für eine entfernte Verwandte, für eine junge Baronesse, entschieden, die allein durch ihr kühles, zurückhaltendes Wesen seine Aufmerksamkeit erregte. Ob das junge Mädchen ihm geneigt war, hatte er noch nicht zu ergründen vermocht, sich wahrscheinlich auch noch nicht der Mühe unterzogen, es zu versuchen — jedenfalls bürgte ihm das freundliche Entgegenkommen des Barons, sowie dessen Gemalin, daß seine Werbung einer freudigen Zusage sicher war.

Der Brief, welcher diesen wichtigen Schritt zur Ausführung brachte, war am frühen Morgen an den Baron gesandt worden. Graf Egon hatte denselben ohne Unruhe, ohne Erregung geschrieben und erwartete ebenso leidenschaftslos die Antwort.

Ruhig war er seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nachgegangen — da störte ihn das kleine, unscheinbare Pflänzchen aus der behaglichen Harmonie seiner Seelenstimmung — es zeigte, daß noch andere Empfindungen in ihm schlummerten, die er längst erstorben wähnte.

Zornig mit dem Fuß auftretend, erhob er sich von dem Lehnstuhl, auf welchem er inzwischen wieder Platz genommen hatte. Er wollte heute nicht der Sklave der Erinnerung sein, nicht das Bild jenes reizenden Mädchens heraufbeschwören lassen, wo er einem andern Hand und Namen geboten hatte.

Rasch entschlossen rief er seinen Kammerdiener, ließ sich von demselben beim Umkleiden behilflich sein und überschritt kaum eine Viertelstunde später die Schwelle seines Hauses, in der Flucht vor seinen eigenen Gedanken.

Die Hände in den Taschen eines eleganten Ueberziehers, die Cigarrette im Munde, schlenderte er langsam durch die belebten Straßen, ein Bild behaglichster Sorglosigkeit.

Achtlos glitt sein Blick über die Menge der in den Schaufenstern ausgestellten, mehr oder minder geschmackvollen Gegenstände, bis er plötzlich, von einem kleinen Schmuckstück gefesselt, wehmüthig lächelnd vor einem Juwelierladen stehen blieb.

„Das Schicksal verfolgt mich heute mit diesem grünen Gedenkzeichen", murmelte er, ärgerlich die Cigarrette fortschleudernd und trotzdem aufmerksam den kleinen, täuschend nachgeahmten Vierklee von grüner Emaille betrachtend, auf dessen Blättchen sich ein funkelnder Diamantthautropfen zu wiegen schien.

Gewaltsam zog ihn das reizende Machwerk an, und wenige Minuten später barg seine Brusttasche ein elegantes Etui mit dem zierlich auf weißem Sammet gebetteten Kleeblatt.

„Ein angehender Bräutigam muß sich beizeiten mit kleinen Ge-

Digitized by Google

schenken versehen!" Damit suchte Graf Egon vor sich selbst sein Thun zu rechtfertigen — dann schlug er den Weg zu einem der bekanntesten Blumenläden ein, um einen Strauß für die junge Baronesse auszuwählen — einen ersten Gruß für seine Braut.

Während er flüchtig die ausgestellten Bouquets musterte und das größte und kostbarste derselben als für seinen Zweck am passendsten auswählte, hatte eine Dame ebenfalls eine Wahl unter den blühenden Topfgewächsen getroffen und schickte sich an, den Laden zu verlassen, indem sie die Adresse angab, wohin ihre Einkäufe zu senden seien.

„Frau von Sunder — Gartenstraße."

Wie von einem Blitz getroffen, fuhr des Grafen Kopf herum, doch konnte er nur noch eine schlanke Gestalt in einfach dunkler Kleidung bemerken, welche langsam die Stufen zur Straße hinabstieg.

Diese Stimme, diese Gestalt! Neckte ihn denn heute alles und suchte die eine Erinnerung zu erwecken, die ihm heute ganz besonders peinlich war? Oder war es nur seine erregte Phantasie, welche ihm diesen Streich spielte?

Und dennoch — der Name — Frau von Sunder, die alte Freundin seiner verstorbenen Mutter, bei welcher er dereinst Rose kennen gelernt hatte! Dort in dem schattigen Park, der sich hinter dem reizenden Hause der alten Dame bis an das Feld erstreckte, war er mit dem lieblichen Mädchen bei einem Gartenfest plaudernd dahin gewandelt — sie hatten die Pforte durchschritten — dort, wo sich das weite Kleefeld ausbreitet, dort, wo sie ihm das glückverheißende Blatt gereicht, hatte er Rose zuletzt gesehen, denn als er aus seinem thörichten Wahn zu sich selbst zurückkehrte, hatte jene schon längst das gastliche Haus und die Stadt verlassen.

Und heute erst erinnerte er sich alles dessen, was längst seinem Gedächtniß entschwunden schien — selbst das Bild der alten Frau, in deren trautem Heim er so manches Mal als Knabe und Jüngling geweilt, war im Laufe der Jahre, im geschäftlichen Treiben der letzten Ereignisse, vollkommen in seinem Herzen verblaßt, erst ihr Name zauberte das liebe, treue Antlitz wieder vor seinen Blick.

In Eile erledigte er seine Geschäfte und schlug die Richtung ein, welche die Dame genommen hatte. An der nächsten Straßenecke sah er jedoch nur, wie dieselbe einen Wagen bestieg, der sich schnell nach der entgegengesetzten Seite entfernte.

Während Graf Steinrück grübelnd dem davonfahrenden Gefährt nachschaute, blickte ihm von dem Straßenpflaster ein funkelndes Geschmeide entgegen — ein Medaillon an einer feinen Kette, welches vermuthlich der Dame beim Einsteigen entfallen war. Der Graf betrachtete diesen Fund wie einen Wink des Himmels und stieg kurz entschlossen in einen Wagen, welcher ihn dem Sunderschen Hause zuführte.

Der Weg dorthin war nicht weit, und ehe Graf Egon noch Zeit gefunden hatte, über seinen Entschluß nachzudenken, hielt der Fiaker

Digitized by Google

schon vor dem bezeichneten Hause, aus dessen erstem Parterrefenster der Kopf einer alten Dame mit weißen Löckchen den Ankommenden erstaunt, dann aber freundlich lächelnd begrüßte — das behagliche Wohnstübchen der alten Frau von Sunder war so recht ein Herd der Erinnerungen!

Geisterhände schienen hier alles zusammengetragen zu haben, was der Vergangenheit angehörte, was den Zauber der Kindheit, der Jugend heraufbeschwor — aber gute Geister mußten es gewesen sein, denn es legte sich wie weiche Mutterhände auf das bange Herz, und der Sonnenschein süßer Erinnerungen wirkte erwärmend und erfrischend.

Auch Graf Egon konnte sich dieses Zaubers nicht erwehren und saß bald mit der alten Dame vertraulich plaudernd hinter der grünen Epheulaube, wie vor Jahrzehnten.

Sein verspäteter Besuch war gutmüthig entschuldigt — der Grund seines Kommens nur zögernd vorgebracht.

Prüfend nahm Frau von Sunder das goldene Schmuckstück in die Hand.

„Wie wird Rose sich freuen", sagte sie lächelnd, „es ist ein Andenken ihrer verstorbenen Mutter, welches sie stets zu tragen pflegt."

Das Blut stieg in Graf Egons Wangen.

„Also war es wirklich Rose — Fräulein von Born — oder — wie sie jetzt heißen mag?"

Erstaunt blickte die alte Dame ihr Gegenüber an.

„Haben Sie denn nie von dem Unglück der armen Rose gehört? Freilich, Sie sind lange Jahre im Auslande gewesen — da dringen die traurigen Wendungen im Leben eines einfachen Menschenkindes nicht immer hin, greift doch des Einzelnen herbes Geschick nicht hemmend in den Lauf des Zeitrades ein — wenn auch manch Herz darob verblutet — Rose Born ist noch immer Rose Born, trotzdem sich, besonders als sie noch reich war, viele Männer um sie bewarben. Sie wies alle ab — man behauptete, einer unglücklichen Neigung wegen — dann trat das Unglück ein. Ihr Vater starb, und das große Vermögen versank in den Abgrund einer nicht geahnten Schuldenlast. Frau von Born überlebte den Ruin ihres Hauses nicht lange. Innerhalb weniger Wochen war Rose eine vater- und mutterlose Waise, ohne Heimat, ohne Hilfsmittel. Zwar hatte das liebe Kind auch im Unglück viele Freunde, und bemühten wir uns alle, die arme Verlassene zu trösten und an uns zu fesseln, doch Rose entwickelte eine Energie, die niemand dem verwöhnten, zarten Mädchen zugetraut hätte, und machte sich frei und selbstständig. Sie wurde Erzieherin in einem vornehmen englischen Hause, kam dann als Lehrerin in ein hiesiges Pensionat und beabsichtigt in den nächsten Tagen wieder nach London zurückzukehren. — Jetzt ist sie mein lieber Gast — doch da kommt sie selbst!"

Geräuschlos hatte sich die Thür des Nebenzimmers geöffnet, und von seinem Sitze emporspringend, starrte Graf Egon vollkommen fassungslos in das Antlitz, das seine Phantasie ihm heute immer und

Digitized by Google

immer wieder vorgezaubert, das seine Sinne unausgesetzt beschäftigte, seitdem er das unscheinbare und doch so bedeutungsvolle grüne Blättchen gefunden hatte.

Freilich, aus dem lieblichen Kinde war ein schönes, ernstes Weib geworden — doch die Züge hatten nichts von ihrer Feinheit, die großen, blauen Augen nichts von ihrem feuchtschimmernden Glanze verloren. Nur um den rothen, edel gewölbten Mund zogen sich einige Linien, die auf Schmerz und Entsagung deuteten, aber die rothen Lippen dünkten Egon noch um vieles süßer und begehrenswerther, wie in den Tagen der sonnigen Jugend.

Rosens blasses Gesichtchen färbte sich höher, um dann jählings zu erbleichen — doch rasch ihre Gefühle bemeisternd, streckte sie dem Grafen mit einigen höflichen Begrüßungsworten die Hand entgegen, die dieser, wie von einem Traum umfangen, an die Lippen zog.

Hatte die alte Dame in den Herzen der beiden Menschen gelesen, und knüpfte sie kühne Hoffnungen für ihren Liebling daran? Fühlte sie, daß ein Alleinsein, eine Aussprache von beiden gefürchtet und dennoch heiß ersehnt sei?

Jedenfalls erhob sie sich von ihrem Lehnstuhl und verließ unter dem Vorwande, eine Erfrischung für ihre Gäste zu besorgen, das trauliche Gemach.

Wie laut, wie unheimlich laut tickte doch die alte Wanduhr, als wollte sie in Erinnerung bringen, daß die Zeit unerbittlich fortschreite, daß die ungenutzte Minute, das Sandkorn in Saturnus' Uhr, unwiderruflich entschwindet — und wie schweigsam waren die beiden Menschenkinder, die noch immer Hand in Hand, Aug' in Auge sich gegenüberstanden!

Wie gebannt hingen die Blicke aneinander — und sie verstanden sich gut — ach, nur zu gut! Die Liebe, die lange unter der Asche geschlummert — angstvoll bewußt in des Mädchens, ungeahnt in des Mannes Brust — brach in hellen Flammen jäh hervor.

„Zu spät!" wie der Aufschrei eines Todwunden, rang sich das Wort von Graf Egons Lippen, indem er die Hand des schönen Mädchens heftig in der seinen preßte.

Das Wort, die Bewegung hatten auch Rose von Born die verlorene Fassung wiedergegeben. Sie entzog sanft ihre Hand derjenigen des Grafen, und nur ein kaum merkliches Zittern der Stimme verrieth die tiefe Bewegung, den bittern Kampf ihres neu erwachten Herzens.

„Herr Graf, darf ich Ihnen meine Glückwünsche zu Ihrer Verlobung mit Baronesse Stam sagen? Ich war soeben bei meiner jungen Schülerin und Freundin, denn eine solche ist mir Aline, und theilte mir die Baronin das frohe Ereigniß mit."

Das frohe Ereigniß! So mußte Rose die Verlobung des einst und ach! noch immer so heiß Geliebten nennen, trotzdem auch die junge Braut nur mit bittern Thränen sich dem Willen der Eltern fügte. Auch Alinens Herz schlug für einen andern, dem sie jedoch nicht

Digitized by Google

angehören durfte. Der Stolz des Barons und seiner ebenso hochmüthigen Gemalin sah nämlich in der Verbindung ihrer Tochter mit einem unadeligen, wenn auch vermögenden Offizier eine Mesalliance, und Aline, im strengen Gehorsam erzogen, wagte keinen Einspruch zu erheben; sie war zu schwach und zu schüchtern, um für ihr Glück zu kämpfen.

Wie gern hätte Rose dem unglücklichen Mädchen geholfen, hätte den Werbenden selbst um Hilfe angerufen — doch unter diesen Umständen mußte sie schweigen — durfte sie nicht den Schein auf sich laden, aus eigennützigen Zwecken gehandelt zu haben.

Wortlos hatte der weltgewandte Mann den Glückwunsch hingenommen, und heißes Weh erfüllte sein Herz. Mit grausamer Ironie zeigte ihm das Schicksal ein wonniges Glück in dem Augenblicke, da es zu spät war — da er selbst in trügerischem Wahn die Liebe aus seinem Leben gebannt hatte.

Noch einmal zog er die bebenden Finger Rosens an seine Lippen, richtete einen langen, schmerzvollen Blick auf das erbleichende Mädchen und verließ eiligen Schrittes das Gemach.

— — — — — — — — — — — — — —

Was war doch geschehen? — Mit dem dumpfen Gefühl absonderlicher Ereignisse erwachte Graf Steinrück aus einem tiefen Schlaf.

Erstaunt, forschend blickte er in seinem eleganten Schlafgemach umher. — Was war nur geschehen?

Eine Bewegung des Armes, die eine schmerzhafte Empfindung hervorrief, brachte seine Gedanken allmählich der Wirklichkeit näher.

Ja, richtig! — so war es! Da lag er mit durchschossener Brust, nicht tödtlich zwar, wie der Arzt gesagt hatte, doch leidlich schwer getroffen, um die Folgen noch recht lange Zeit zu empfinden.

Ein kleines Etui in der Brusttasche seines Ueberziehers gab der Kugel eine minder gefährliche Bahn — das grüne Kleeblatt, das dort vergessen geruht, war zum Lebensretter geworden.

Lächelnd glitten des Kranken Blicke über das Kästchen, das sein Kammerdiener freudestrahlend auf den Tisch gestellt und flüsternd jedem Eintretenden die wunderbare Mär berichtet hatte. Egon hörte es oft im Halbschlaf, unbewußt fast — jetzt erst verstand er den Sinn und freute sich dessen.

Freuen? und warum? Woher der plötzliche Uebergang vom tiefsten Weh zur Freude? War mit der Wunde in der Brust die süße, schmerzliche Erinnerung von ihm gewichen, und hoffte er auf ein anderes, ein neues Glück?

Ein sonniger Ausdruck lagerte auf den Zügen des Grafen, und lächelnd schloß er die Augen, um sich noch einmal alles in das Gedächtniß zurückzurufen, was die letzte Zeit an Ereignissen, an schmerzlichen, sowie glücklichen gebracht hatte.

Die Verlobung mit Aline — das Wiedersehen der lieblichen Rose! Sein Herz klopfte hörbar bei dem Gedanken an den Schmerz jener Stunde, an das Opfer, welches er seiner Ehre gebracht, an

Digitized by Google

den Zwang, den er sich auferlegte in Gegenwart der kalten, ungeliebten Braut.

Und dann trat sie noch einmal in seine Bahn, die Sirene, die einst der Dämon seines Lebens gewesen. Ein Dämon, ein berückend schöner, war das rothlockige Geschöpf mit den unergründlichen Nixenaugen noch immer; die Jahre schienen keine Gewalt über diese Reize zu haben, und der Geist, der in der zarten Hülle lebte, sprudelte unverändert in seinem Witz und zündenden Gedanken.

Wäre Egon nicht durch seine Ehre gebunden, und hätte er in Rosens Augen nicht ein reines, unermeßlich seliges Glück geschaut — er wäre unwiderruflich der Macht der reizenden Frau verfallen, die mit allen feinen Künsten der Koketterie den reichen Grafen zu umstricken suchte.

Aber Egon war gefeit durch den Blick der traurigen Kinderaugen, durch ein grünes Blättchen, das die Erinnerung heraufbeschworen. Und als der schillernden Sirene die Kunde kam, daß Egon verlobt, daß sein Bündniß mit der jungen Baroneß nur aus privaten Gründen noch geheim gehalten, daß damit Reichthum und Grafenkrone für sie verloren sei — da wagte sie den letzten Trumpf. —

Fieberglut bedeckte Egons Wangen und seine Pulse flogen. Ruhe hatte der Arzt geboten, doch die Macht der Erinnerung ist stärker als irgend ein Gebot der Welt, und die Gedanken lassen sich nicht bannen.

Mit besorgten Blicken betrachtete der leise eintretende Kammerdiener das erhitzte Antlitz seines Herrn, erneute behutsam die Eisumschläge, die der Arzt verordnet hatte, und verließ ebenso geräuschlos das Gemach, um im Vorzimmer seines Wärteramtes weiter zu walten.

Mit keiner Bewegung hatte Egon sein wiedererwachtes Bewußtsein zu erkennen gegeben. Er mußte erst selbst seiner Gedanken Herr werden, mußte das, was die letzte Zeit gebracht hatte, noch einmal durchleben, um zu begreifen, daß alles kein wüster Traum, kein Gespinnst seiner erregten Phantasie, sondern Wahrheit, wirkliche, greifbare Wahrheit sei.

Trotzdem er Aline niemals geliebt, sogar nicht einmal ein Gefühl der Zuneigung und Freundschaft für dieselbe empfunden hatte, berührte es sein Zartgefühl unendlich peinlich, daß das keusche Empfinden des jungen Mädchens durch die Rache der intriguanten goldhaarigen Sirene verletzt, daß der Trumpf, den dieselbe in Form eines duftigen Briefblattes an die Baronesse — ein Akt grenzenloser Bosheit und Verleumdung — gerade dort getroffen hatte, wo er am meisten Empörung hervorgerufen.

Und dennoch! war es trotz alledem nicht so am besten geworden? Deutlich sah er das hübsche, erregte Gesicht des jungen Offiziers vor sich, der mit stolzer Miene Genugthuung forderte — Genugthuung für die Schmach, die er, Egon, der eigenen Braut zugefügt. Er hörte noch die beleidigenden Worte, fühlte noch das duftende Briefblatt

Digitized by Google

zwischen den Fingern, dessen Inhalt ihm noch jetzt die Schamröthe in die Wangen trieb — trotzdem er unschuldig war und alles Lüge, was das dämonische Weib ersonnen hatte. Und als sie auf einsamer Waldeslichtung im Frührothscheine einander gegenüber gestanden, als durch den stillen Sommermorgen der Schall zweier Schüsse ein vielstimmig Echo erweckt, als erst erschreckt, dann jubilirend Gottes Größe preisend die Lerche sich zum blauen Aether aufgeschwungen und in dem thaufrischen Grase ein todtwunder Mann zusammengebrochen ruhte — da drang in des halb Bewußtlosen Ohr ein abgerissen Stück eines Dramas, das ungeahnt in zwei Menschenherzen gespielt — in zwei Herzen, die, ebenfalls heiß liebend, entsagen mußten. —

Sie hatte Rache üben wollen, die rothlockige Sirene, doch sie brachte Klarheit, und ihre Rache ward zum Segen.

Doch nicht sie selbst trug den Preis davon, trotzdem sie begehrlich die feine Hand ausstreckte, die Grafenkrone auf den goldigen Scheitel zu drücken. — Ein ander Bild stand vor Egons Seele. Ein süßes Antlitz mit strahlend blauen Kinderaugen, umrahmt von zarten, grünen Blättchen, schwebte auf sein Lager zu — näher, immer näher —

„Vierklee", murmelten seine Lippen, die ein Lächeln umspielte, und sanft entführte ihn der Traumgott und leitete ihn in den erquickenden Schlaf der Genesung. — —

Wenige Wochen später fand die feierliche Verlobung der Baroneß Aline statt — nicht, wie erwartet, mit dem reichen Majoratsherrn, sondern mit einem bis dahin wenig bekannten, unadeligen Offizier.

Alle Welt rühmte die Uneigennützigkeit des Barons, der dem Lebensglück seines Kindes Adelsstolz und Vorurtheile geopfert hatte.

Den wahren Grund ahnte niemand, wenngleich das Duell ein sogenanntes öffentliches Geheimniß war — auch mancher flüsternd von dem meteorartig schnellen Kommen und Entschwinden der schönen, rothhaarigen Wittwe, von Graf Egon und alten Erinnerungen sprach — ein dichter Schleier verbarg den Augen der Menge ein Drama, das im Schoße der Familie durchlebt, durchkämpft und durchlitten ward.

Und während hier zwei Glückliche den Bund der Liebe schlossen, reichte Graf Egon in einer stillen Dorfkirche der lieblichen Insel Wight der Geliebten seines Herzens die Hand für das Leben. Rose von Born trug am Hochzeitstage als einzigen Schmuck ein grünes Kleeblatt von Emaille mit einem funkelnden Diamantthautropfen.

Der Vierklee hatte Glück gebracht!

Digitized by Google

Die königliche Porzellan-Manufaktur in Meißen.

Von Dr. Adolph Kohut.

Die Entdeckung des Meißen-Porzellans ist das Werk eines Zufalls. Man kannte zwar schon seit Jahrhunderten chinesisches und japanesisches Porzellan, welches die Holländer, Portugiesen, Engländer und Franzosen in großer Menge nach Europa brachten, aber die Herstellung desselben war unbekannt. Ueberdies war der Preis dieser Waaren so hoch, daß nur sehr reiche Leute den Luxus des Ankaufs solch' werthvoller Gegenstände sich gestatten konnten. Deßhalb war begreiflicherweise unter den Porzellanliebhabern schon seit alters her der Wunsch rege, die Kunst der Porzellanfabrikation kennen zu lernen und in Europa die Konkurrenz mit den Asiaten aufzunehmen. Vergebens versuchten die Chemiker die Komposition, aber was kein Verstand der Verständigen sah, das ahnte in Einfalt das kindliche Gemüt des ehemaligen Apothekerlehrlings Johann Friedrich Böttger.

Dieser wurde am 4. Februar 1682 zu Schleiz als Sohn des dortigen Münzmeisters geboren; in Berlin erlernte er die Apothekerkunst, arbeitete fleißig im Laboratorium und war nach Gewohnheit jener Zeit zugleich bestrebt, alchemische Künste zu bewerkstelligen und Gold zu machen. Da man ihn für einen wirklichen Goldmacher hielt, fahndete König Friedrich Wilhelm I. auf ihn, als Böttcher heimlich, im Jahre 1701, sich aus Berlin entfernte, ja, es wurden 1000 Thaler Belohnung auf Böttgers Kopf gesetzt. Vom Kreishauptmann Ryssel zu Wittenberg verhaftet, appellirte Böttger an den prunkliebenden und für Porzellan überaus schwärmenden König August II. von Polen, Kurfürsten von Sachsen, der den Gefangenen nach Dresden kommen ließ. Um sich die Gunst Augusts des Starken zu gewinnen, behauptete er mit frecher Stirne, daß er sich aufs Goldmachen verstehe. Bald fand er im Kurfürsten einen mächtigen Gönner, der ihm augenscheinlich Glauben geschenkt hatte. Böttger arbeitete unter strenger Aufsicht anfänglich im Laboratorium des berühmten Naturforschers

Digitized by Google

Walter von Tschirnhausen, dem Sachsen seine erste Glashütte verdankt, hierauf seit 1705 auf der Albrechtsburg zu Meißen, sodann nach dem Einfall der Schweden unter König Karl XII., im Jahre 1706, auf der Festung Königstein und vom Jahre 1707 auf der Bennsbastei zu Dresden. Natürlich war es mit dem Goldmachen nur eitel Lug und Trug — und doch führten seine Manipulationen Millionen in die Kasse des Staates, denn bei seinen chemischen Versuchen entdeckte er vor 186 Jahren (1704) aus rothem Thon von Okrilla bei Meißen, welchen er zur Fertigstellung von Schmelztiegeln benutzen wollte, eine rothe porzellanartige Masse. Er setzte seine Arbeiten so eifrig fort, daß er schon im Jahre 1710 auf der Leipziger Ostermesse für 3357 Thaler und 7 Groschen*) Porzellan verkaufen konnte.

Wie so viele epochemachende Erfindungen und Entdeckungen, hat auch das Entstehen des Meißener Porzellans, wie man sieht, dem Zufall seine Gestaltung zu verdanken. Fünf Jahre nach Entdeckung des rothen Porzellans gelangte Böttger durch fortgesetzte Bemühungen auch zur Herstellung des Meißener Porzellans, nachdem in der Nähe des Städtchens Aue im Erzgebirge in der Fundgrube des „weißen Andreas" eine vorzügliche weiße Erde aufgefunden worden war. Solche Erde ließ Böttger 1709 nach Dresden bringen und bereitete aus derselben nach mehrfachen glücklichen Versuchen ein weißes Porzellan von hervorragender Güte und Beschaffenheit. Außer der bei Aue gefundenen weißen Erde benutzt man in neuerer Zeit vorzugsweise noch eine in der Nähe von Meißen, bei dem Dorfe Seilitz, und eine unfern Sornzig bei Mügeln gegrabene weiße Thonerde und gewinnt dadurch eine Masse, die nur wenigen ähnlichen Fabriken zu Gebote steht.

Nachdem Böttger um Niedersetzung einer Kommission und Prüfung seiner Entdeckung gebeten hatte und eine solche ernannt worden war, wurde auf Befehl des Kurfürsten vom 6. Mai 1710 das Schloß Albrechtsburg zu Meißen am 6. Juni 1710 feierlichst an ein Manufaktur-Direktorium zur Anlegung einer Porzellan-Manufaktur auf königliche Kosten übergeben. Die Direktion wurde dem Bergrath Mehwitz und die Administration an Böttger übertragen.

Der Kurfürst erließ bei diesem Anlaß ein kulturhistorisch höchst interessantes Reskript, dem wir nachstehendes entnehmen: „So haben Wir unter anderen ausgefundenen Mitteln, daß die Wiederbringung einer gesegneten Nahrung und Gewerbes im Lande hauptsächlich durch Manufaktur und Commercia befördert werden könne, vornehmlich in Consideration gezogen und Unsere landesväterliche Sorgfalt dahin gerichtet, wie die von Gott Unsern Landen besonders reichlich mitgetheilten unterirdischen Schätze eifriger als in vorigen Zeiten nachgesuchet, und diejenigen Materialien, die als todt und unbrauchbar gelegen, zu ein oder anderen Nutzen gebracht werden mögen. Und Wir dann, nachdem sothane Nachforschung einigen, in dergleichen Wissenschaften vor anderen wohlgeübten Personen aufgetragen, und

*) 1 Thaler = 24 Groschen, 1 Groschen = 12 Pfennige.

Digitized by Google

diese bishero ihre Erfahrenheit und unermüdeten Fleiß dazu angewendet, befunden, daß der Höchste Unsere hierbei Absicht bereits so weit gesegnet habe, daß aus denen in Unseren Landen häufig und überflüssig befindlichen Materialien Uns nicht allein eine Art rother Gefäße, so die Indianischen, von s. g. terra sigillata gemachten, weit übertreffen, nicht weniger, allerhand besonders kolorirt und auch von diversen Farben künstlich melirte Geschirr und Tafeln, welche insgesammt nebst ihrer Zärtlichkeit von so ungemeiner Härte sind, daß sie sich gleich dem Jaspis und Porphyr schleifen, schneiden und poliren lassen, auch übrigens alle Eigenschaften besitzen, welche von dergleichen Gefäßen können und mögen gesaget werden; nicht minder sei auch bereits ziemliche Probe-Stücken von dem Meißener Porzellan, sowohl glasurt als unverglasurt, vorgelegt, welche genugsam Anzeigung geben, daß aus denen in Unsern Landen befindlichen Materialien ein dem Ostindianischen Porzellan, sowohl an Durchsichtigkeit als anderen dabei erforderten Eigenschaften gleichkommendes Gefäße kann und möge fabrizirt werden, auch wohl zu vermuthen ist, daß in Zukunft bei rechter Einrichtung und Veranstaltung dergleichen weißes Porzellan, wie bei dem rothen erweislich bereits gemacht worden, dem Indianischen an Schönheit und Tugend, noch mehr aber an allerhand Façons und großen, auch massiven Stücken, als Statuen, Columnen, Servicen ꝛc., weit übergehen möchten. Derohalben Uns dieselbe alle unterthänigst angelanget, daß zu genauer Untersuchung aller dieser aus Unseren Landesmaterialien einzig und allein zusammengesetzte und durch ihre Kunst und Erfahrenheit inventater Fabriken Wir eine absonderliche Commission niederzusetzen allergnädigst geruhen möchten; Wir auch hierauf mit gnädigster Neigung in ihr billiges Verlangen gewilliget und nunmehr nach geendeter Commission gnüglich versichert sind, daß dergleichen Manufakturen Uns, Unseren Landen und Dero getreuen Unterthanen gut nöthig und ersprießlich sein werden." —

Eine kurzgefaßte Geschichte der Meißener Porzellanmanufaktur seit den fast zwei Jahrhunderten ihrer Begründung wird gewiß mit Interesse gelesen werden, wobei wir den dankenswerthen Mittheilungen des Geheimraths Professor Viktor Böhmert in Dresden, Gymnasialdirektor Dr. Loose in Meißen und anderen Quellen folgen.

Vom Anfang an wurde jedem Arbeiter die strengste Geheimhaltung der Kenntniß der Porzellanfabrikation zur Pflicht gemacht, nachdem schon unterm 16. August 1710 eine allgemeine Instruktion für das Arbeiterpersonal durch den Direktor entworfen worden war. Während des ersten Jahrhunderts der Fabrik spielte das sogenannte „Arcanum" eine große Rolle. Die Porzellanmanufaktur erregte bald die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt. Bezeichnend hierfür ist die nachstehende historische Anekdote. Als der König von Polen am 26. Juni 1730 im großen Lustlager bei Zeithain der ganzen Armee jenes berühmte Gastmahl gab, war die Tafel Augusts reichlich mit Porzellan besetzt. Darunter war auch einiges braune von der ersten Erfindung. Man machte den König Friedrich Wilhelm I. von

Digitized by Google

Preußen darauf aufmerksam; darauf sagte dieser lächelnd: „Der heillose Apothekerbursch hätte auch wohl in meinem Berlin bleiben können; das braune Zeug ist besser, als ich's mir imaginiret." Böttger selbst genoß sein Glück nicht lange. Dankbarkeit scheint nicht seine starke Seite gewesen zu sein, denn trotz des strikten Befehls um Geheimhaltung ließ er sich 1717 und 1718 mit den Höfen von Berlin, Wien und Petersburg wegen Verraths des Geheimnisses der Porzellanfabrikation für Geld in einen Briefwechsel ein; sein Vorhaben wurde aber rechtzeitig entdeckt, und er mußte ins Gefängniß wandern. Vor der Schande bewahrte ihn jedoch sein am 13. März 1719 erfolgter Tod. Er wurde in Dresden auf dem Johanniskirchhofe begraben.

Die zur Porzellanfabrikation erforderlichen Materialien aller Art genossen damals völlige Befreiung von Accise, Zoll und Geleite und waren bei ihrem Transport durch ein beigefügtes Attestat der Direktion zugleich von aller Visitation befreit. Verkauft wurden die Porzellanwaaren hauptsächlich auf der Leipziger Messe und in Dresden, doch wurden sie auch nach auswärts: Dresden, Berlin, Karlsbad, Naumburg ꝛc. versandt; sie fanden überall raschen Absatz. Böttger ließ die Manufaktur in großer Unordnung zurück; eine nach seinem Tode niedergesetzte Untersuchungskommission führte in ihrem Berichte vom 21. Oktober 1719 unter den Hauptursachen des schlechten Fortgangs der Anstalt mit an, daß „des Administrators Böttgers fast unartiger, veränderlicher Sinn, auch durchgehends gar üble Wirthschaft ꝛc. — sowie denn einige Ordnung und wohlgestellte Disposition niemals zu erhalten gewesen — und besonders sein übermäßiges Trinken hauptsächlich mit schuld daran gewesen, und auch bereits das theilweise Verrathen des Arcani verursacht habe."

Nach dem Ableben Böttgers bis 1756 stand die Fabrik unter der kommissarischen Verwaltung von vier Personen ohne eigentlichen Direktor. Von 1730 nahm die Manufaktur einen außerordentlichen Aufschwung, weil die geschäftliche Gebahrung eine ebenso gewissenhafte wie umsichtige war. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand das technische Personal bereits aus etwa 400 Personen. Durch die Berufung tüchtiger Maler und Former erhielt die Porzellan-Manufaktur immer mehr den Charakter einer Kunstanstalt. Um jene Zeit betrug die Einnahme der Fabrik jährlich bereits 222,560 Thaler. Der erste im Jahre 1720 angestellte Porzellanmaler war der nachmalige Bergrath Härold, der schon 1722 anfing, den Maler- und Formerlehrlingen Zeichenunterricht zu geben. Zur Lieferung der Modelle wurde 1731 der Bildhauer Kändler bei der Porzellanformerei angestellt. Er ertheilte später auch Unterricht im Formen; während seiner Dienstzeit verfertigte er eine sehr große Anzahl neuer Modelle von Thieren, Figuren, Gruppen, Vasen, theils nach der Natur, theils nach altfranzösischem oder englischem Muster. 1743 wurde ein besonderer Zeichenmeister engagirt und eine wirkliche Zeichenschule, in welcher alle Lehrlinge Unterricht erhielten, gegründet. Von Härold sind unter anderem bekannt fünf leicht und geistreich geätzte Blätter mit mensch-

Digitized by Google

lichen Figuren, Geflügel, Bäumen in chinesischem Geschmack und Zeichnungen von ganzen Karnevalsbanden. Ueber Kändler hat Emmerich Andresen, der jetzige Vorstand der Gestaltungsabtheilung zu Meißen, in den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen" (2. Bd., 2. Heft) eine interessante biographische Skizze verfaßt, der ich folgendes entnehme: „Der Einfluß desselben auf die Porzellan-Manufaktur ist ein ganz außerordentlicher und weittragender gewesen, ja, er ist bis auf unsere Tage maßgebend sowohl im Hinblick auf die technische Behandlung des spröden Materials, für das er als leitender Meister einer Anzahl Genossen seine Thonmodelle entwarf und ausführte, und insbesondere auch wegen ihres hohen künstlerischen Werthes. Es ist in der That erstaunlich, welche Fülle von Modellen in jener Zeit entstanden ist; so wurden für den russischen Hof vierzig allegorische und mythologische Gruppen angefertigt. Der Papst Clemens XIII. erhielt eine figurenreiche Gruppe: die Kreuzigung Christi; außerdem sechs Heilige: Petrus, Paulus, Antonius, Laurentius, Josephus und Franciscus, sowie zwei Altarleuchter. Der Wiener Hof erhielt eine Reihe Kaiserbüsten. 1750 fertigte Kändler ein besonderes Meisterstück: einen mit Blumenketten, Laubwerk und Figuren ins Erhabene gearbeiteten Rahmen in Porzellan, sieben Ellen hoch, zu einem in der Dresdener Spiegelfabrik gegossenen Trumeauspiegel, und dazu einen Konsoltisch. Beide Stücke hatte August III. für den König von Frankreich zum Geschenk bestimmt, und Kändler überbrachte sie selbst nach Paris, wo er neidlose Anerkennung fand. Eine der letzten Arbeiten des Meisters ist die 24 Figuren enthaltende Apotheose Augusts III. als König von Polen und Kurfürst von Sachsen. Zu oberst eines terrassenartigen Aufbaues steht der in polnischer Königstracht gekleidete Fürst, über dem die behelmte Minerva den Schild hält, während zwei Frauengestalten ihn geleiten und das kurfürstliche Sachsen, ebenfalls eine Frauengestalt, zu seinen Füßen gesunken ist. Den zweiten Absatz nehmen die vier Haupttugenden ein, weibliche Wesen von entzückendem Liebreiz, welche eine Blumenguirlande anmuthig bewegen. Zu ihren Füßen, meist gepaart, sitzen die neun Musen, deren Thätigkeit theilweise durch nackte Kindergestalten verdeutlicht ist. Die Anordnung dieser Gruppen ist eine so zwanglose, reizvolle, die Engelgestalten sind so vollkommen in der Modellirung, so vielgestaltig in Ausdruck und Bewegung, daß man die allegorische Bestimmung dieser Frauen ganz vergißt und nur ihre lebensvolle Schönheit empfindet. Dies unvergleichliche Kunstwerk soll dem Fürsten am 24. Dezember 1776 dargebracht worden sein." Wir haben deßhalb bei Kändler etwas länger verweilt, weil die Blüte der Porzellan-Manufaktur zum nicht geringen Theil auf sein Konto zu setzen ist. Seine Zeitgenossen erkannten seine Bedeutung ganz an. Nach seinem Tode erschien z. B. in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" ein sehr lobender Aufsatz über ihn, worin seine feurige Einbildungskraft, seine edle Ausführung, seine seltene Leichtigkeit, das Eigene und Charakteristische

Digitized by Google

eines jeden Gegenstandes auf den ersten Blick zu ergreifen, treffend hervorgehoben sind.

Der zweite schlesische Krieg (1745) brachte begreiflicherweise der aufblühenden Fabrik manche Störung, indem die Arbeiter bei dem Einmarsch der Sachsen entlassen, die Brennöfen zerschlagen und die Betriebsdirigenten nach Dresden berufen wurden, um vor den in Meißen und Umgegend eingerückten Feinden das Geheimniß der Fabrikation zu bewahren. Trotz alledem gelang es doch Friedrich dem Großen, sächsische Arbeiter zu gewinnen, ja sogar weiße Erde aus Sachsen nach Berlin bringen zu lassen. Infolge dessen entstand bereits 1751 die noch jetzt in Berlin blühende Porzellanfabrik, wie denn seitdem auch an anderen Orten Deutschlands derartige Etablissements rasch ins Leben traten. Das „Arcanum" war lange schon nicht mehr zu hüten.

Ueber die höchst interessante Episode der Anwesenheit Friedrichs des Großen in Meißen und über seine Beziehungen zur Meißener Porzellanfabrikation habe ich an einer anderen Stelle*) eingehend berichtet. Hier sei nur mit flüchtigen Worten darauf hingewiesen. Friedrich II. studirte in Meißen an Ort und Stelle das Meißener Porzellan in dessen Eigenschaft als finanzielles Objekt. Der reiche und edle Kaufmann Gotzkowsky, den der König von Preußen sehr protegirte, besuchte ihn in Meißen. Der Monarch hatte einige Proben hübsches Porzellan in seinem Zimmer, zeigte es Gotzkowsky und äußerte dabei: „Wenn er irgend etwas wünschte, so wäre es, eine Porzellanfabrik in seinen Landen zu haben, wozu er alles anwenden würde, wenn Friede sei." Gotzkowsky verstand diesen Wink. Er kaufte einem sogenannten „Künstler", Ernst Heinrich Reichardt, das Geheimniß ab, echtes Porzellan zu verfertigen, und errichtete auf seinem Grundstück in Berlin, Leipziger Straße Nr. 4, eine Fabrik. Dieselbe nahm alsbald einen so gedeihlichen Aufschwung, daß Gotzkowsky schon 1762 150 Arbeiter beschäftigen konnte. Der König hatte große Freude an den schönen Porzellanstücken, die Gotzkowsky ihm überreichte, und zwei Jahre später übernahm der Monarch selbst die Fabrik für 225,000 Thaler. In Meißen selbst machte Friedrich II. große Ankäufe an allerlei Geschirr, mit welchem er, wie er sagte, die Schulden an alle diejenigen abtragen wollte, denen er, bei der damaligen Armuth des preußischen Staates, keine großen Geldgeschenke machen könne. An seine Freundin, die frühere Oberhofmeisterin seiner Gemalin, die Gräfin Camas, schreibt er am 10. März 1761: „Ich habe hier Porzellan für die ganze Welt bestellt, für Schönhausen, für meine Schwägerinnen. Mit einem Worte, ich bin nur noch in dieser zerbrechlichen Materie reich, und ich hoffe, daß die, welche es empfangen, es für Geld annehmen. Es bleibt mir nur noch die Ehre, der Rock, der Degen und das Porzellan." Kaufmann Schimmel-

*) Vergl. „Leuchtende Fackeln." Essays und Skizzen. Von Dr. Adolph Kohut, Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag, S. 43 ff.

Digitized by Google

mann kaufte dem Könige die sächsischen Porzellanvorräthe ab und legte dadurch den Grund zu einem Vermögen, welches ihn damals zu Fuggerschem oder Rothschildschem Ansehen brachte. Später kaufte Kommerzienrath Helbig die Schimmelmannschen Porzellangegenstände für 160,000 Thaler zurück und übernahm vom König von Preußen den Betrieb der Manufaktur gegen ein jährliches Pachtgeld von 60,000 Thalern auf eigenes Risiko. Dabei mußte jedoch die Manufaktur noch bedeutende Quantitäten Porzellanwaaren in natura unentgeltlich liefern.

Von 1763 bis 1774 erfreute sich die Porzellan-Manufaktur der höchsten Blüte, theils durch Hebung der künstlerischen Leistungen, theils durch große geschäftliche Rührigkeit und Ausdehnung des Absatzes. Am 7. Februar 1764 wurde eine Kunstschule zu Meißen errichtet, um die Malerei und Bildhauerkunst bei der Manufaktur nach Kräften zu fördern. Die Anstalt wurde unter die Generaldirektion der Akademie zu Dresden gestellt, der Hofmaler und Professor Dietrich von Dresden nach Meißen berufen und zum Direktor ernannt. Viele geschickte Maler und Modelleure wurden mit hohem Gehalt angestellt; ferner sandte die Manufaktur Maler nach Paris, München und Wien, um die dortigen Porzellan-Manufakturen zu besuchen und neue Modelle und Zeichnungen einzusammeln, andere wurden nach Sèvres zu gleichem Zwecke geschickt. Ebenso wurde, um einen richtigeren und besseren Geschmack als den bisherigen einzuführen, da lediglich nach modernen Phantasien gearbeitet und das wahre Schöne und Antike außer Acht gelassen wurde, die Genehmigung dazu ertheilt, daß die Manufaktur gute Kupferwerke aus der königl. Kupferstichsammlung und von Zeit zu Zeit Gemälde aus der königl. Gemäldegalerie bekommen durfte. Der Betrieb des Porzellanhandels wurde dadurch reformirt, daß kaufmännische Beamte große Reisen nach fast allen Staaten und Hauptstädten Europas im Interesse der Manufaktur unternahmen. Wie lukrativ sich diese Reisen stellten, mag nur die eine Thatsache beweisen, daß durch die Reisen des Malers und Auktionators Otto in den Jahren 1765—67 über 100,000 Thaler neuer Bestellungen auf feines Porzellan gemacht wurden.

Von 1774 bis 1807 zeigt die Manufaktur erhebliche Rückschritte, hervorgerufen durch einseitige Ausbildung des russischen und türkischen Geschäfts und durch das Stehenbleiben bei den alten Geheimmitteln und Betriebsmethoden. Gerade in einer Periode, wo man aller Orten gewaltige Fortschritte in der Technik machte, wurde in der Meißener Manufaktur fast gar nichts darin geleistet. Um den Absatz einigermaßen zu fördern, wurden gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sogenannte Porzellan-Lotterien veranstaltet, wodurch die Fabrik Waaren im Werthe von etwa 50,000 bis 60,000 Thalern veräußerte. Da 1806 in Rußland die Einfuhr aller fremden Porzellane verboten wurde und infolge der kriegerischen Ereignisse auch die türkischen Bestellungen ausblieben, stockte der Vertrieb beinahe ganz.

Als daher am 6. Juni 1810 das erste volle Jahrhundert des

Digitized by Google

Bestehens der Meißener Porzellanfabrikation in den weitesten Kreisen gefeiert wurde, waren die Hoffnungen auf ein Emporblühen der Anstalt sehr gesunken. Einer Rede, welche der Bergrath Kühn anläßlich der 150jährigen Jubelfeier der Manufaktur am 6. Juni 1860 über jene traurige Periode hielt, seien nur die nachstehenden interessanten Sätze entnommen: „Der Handel und mit ihm die Basis ihrer Selbstständigkeit lag seit den im Jahre 1806 aufgerichteten Grenzsperren, namentlich der des russischen Reiches, wohin zuletzt der Hauptabzug des Meißener Porzellans gegangen war, dermaßen darnieder, daß es von jenem Jahre an nur durch Geldzuschüsse aus der Staatskasse von enormer Höhe möglich gewesen war, die Existenz der Porzellan-Manufaktur zu fristen. Weil inzwischen das damalige Direktorium, das Graf Marcolini in Dresden leitete, noch immer von dem unglücklichen Wahn befangen war, daß Rußland ohne Meißener Porzellan auf die Länge nicht existiren könne, und daß es sich daher, je länger die Stockung daure, doch endlich mit desto größerem Waarenhunger dem Lager der Manufaktur wieder zuwenden und ihre Magazine mit einem Schlage der inzwischen aufgehäuften gewaltigen Vorräthe entleeren werde, so hatte man dessen kein Arg, wie wohl man der Verwunderung voll war, daß die Russen derartige Entbehrungen so lange aushalten konnten. Das Vertrauen auf ihr Gelüste nach dem Meißener Porzellan stand unerschütterlich fest, und Jahr aus Jahr ein wurden Geschirre nach russischem Dessin bis zum Werthe von Hunderttausenden von Thalern angefertigt und einstweilen in den mächtigen Kellerräumen der Albrechtsburg bis zu ihrer gehofften Erlösung untergebracht".

Im Jahre der kriegerischen Ereignisse, 1813, stockte der Betrieb der Manufaktur volle zwei Monate, und erst eine 1814 niedergesetzte Untersuchungskommission, welche eine allgemeine Preisherabsetzung sämmtlicher zum großen Theile incouranter Waarenvorräthe ꝛc. verordnete, verbesserte einigermaßen die Verhältnisse. Zahlreiche Auktionen wurden veranstaltet, auch machten die russischen Truppen bei ihren Durchzügen große Einkäufe. Nicht unwesentlich trug zum Aufschwung der Manufaktur auch der Umstand bei, daß man im März 1815 alle noch vorhandenen Vorräthe von den in den Jahren 1813 und 1814 gelieferten unreinen Erden und Massen im Betrage von sechs- bis siebenhundert Zentnern als unnützes Haufwerk beseitigte und zugleich unter Benutzung der neuesten wissenschaftlichen Fortschritte zahlreiche Verbesserungen in der Massenbereitung einführte. Es gelang, reinere und wohlfeilere Materialien an Quarz und Feldspath aus Frauenstein und Böhmen heranzuziehen, die Glasur zu vervollkommnen ꝛc. Auch wurde die Schablonendreherei, die von Sèvres entlehnte Benutzung der Formerei durch Guß und die Beschaffung einer Ovaldrehmaschine eingeführt.

Die 1826 hereingebrochene englische Handelskrisis lahmte den begonnenen Aufschwung, nicht minder auch die Erschütterungen der französischen Revolution von 1830, aber gegen 1833 gestalteten sich

Digitized by Google

die finanziellen Verhältnisse der Manufaktur viel günstiger. Die Erfindung der Glanzvergoldung war ein bahnbrechendes Ereigniß, welches zahlreiche neue Käufer anlockte und den finanziellen Bedürfnissen ein Ende setzte. Während jedoch die Porzellan-Manufaktur von 1840—1847 alljährlich 13,500 Thaler Betriebsüberschüsse an die Staatskasse ablieferte, stellten sich infolge der politischen Zustände 1848—1851 neue Bedrängnisse ein. Durch die freisinnigen Grundsätze jedoch, welche die Staatsbehörde hinsichtlich des Handels bethätigte, wurde es ermöglicht, in den Zeiten des größten Handelsdruckes Negotiationen über riesige Verkäufe anzuknüpfen und zum Abschluß zu bringen, welche unerwartete Hilfsquellen darboten, und durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände gelangte gleichzeitig auch der Debit des im Schoße der Porzellan-Manufaktur entwickelten Nebenfabrikats zu einer so ansehnlichen Höhe, daß auch von daher der Kasse beträchtliche Unterstützungen erwuchsen.

Am 6. Juni 1860 beging die Porzellan-Manufaktur die Feier ihres 150jährigen Bestehens. Der sächsische Finanzminister betonte damals in seiner Ansprache, daß es durch den jetzigen Höhepunkt der Chemie keine schützenden Geheimnisse mehr gebe, und der einzige Vorzug wie der Ruf der Anstalt nur noch in der besseren Arbeit, den vollkommeneren Erzeugnissen, liege; dafür aber habe auch jeder Arbeiter an der Ehre und dem hohen Rufe der Anstalt seinen Theil. Wir können es uns nicht versagen, das bei diesem Anlaß gesungene hübsche Festlied hier mitzutheilen:

Schlummernd tief im Schoß der Erde
Liegt der Masse feiner Spath,
Bis ihn, daß er dienstbar werde,
Schürft des Menschen kühne That.
Denn in Feuers Glut gereinigt,
Leiht der Künste schöner Kranz
Ihm die Form, der Farbe Zauber
Und des Goldes lichten Glanz.

Was zuvor in kühlen Hallen
Unser stiller Fleiß erschuf,
In die Welt hinaus zu wallen,
Ist fortan ihm nun Beruf.
Bald des Fürsten Hof zu schmücken
Durch der Schönheit Allgewalt,
Bald dem Nützlichen zu dienen
In bescheidenster Gestalt.

Ob's auch nicht zu Gold erglühte,
Was erstrebt des Meisters Sinn,
Wandelt es die ew'ge Güte
Doch zu dauerndem Gewinn.
Eine reiche Segensquelle,
Ward es Tausenden geschenkt,
Daß nun gleiches Müh'n und Streben
Alle brüderlich umfängt.

Digitized by Google

Und so laßt uns mit Vertrauen
Heut, am frohen Jubeltag,
Hoffend in die Zukunft schauen,
Wie sich's auch gestalten mag.
Wandelbar ist, was wir schaffen,
Wandelbar ist Menschenlos,
Aber Fleiß und feste Treue
Macht zum Wirken stark und groß! . . .

In den Jahren 1859 bis 1863 wurde für die Porzellan-Manufaktur mit einem Kostenaufwand von 300,000 Thalern ein neues, sehr zweckmäßiges Gebäude errichtet, wohin die Fabrik 1863 übersiedelte und wo sie sich noch heute befindet. Erst durch diese Umwandlung konnte das sehnlich erstrebte Ziel einer vollkommenen mechanischen Verbindung in der gesammten Fabrikation erreicht werden. Mit 1867 tritt ein ganz entschiedener und glücklicher Wendepunkt in den kommerziellen Verhältnissen der Manufaktur ein, indem man von diesem Zeitpunkte an mit viel höheren Ziffern rechnen konnte, als dies seit hundert Jahren der Fall war. Der Waarenabsatz betrug 223,000 Thaler, die Ueberschußgelder 40,000 Thaler. Die Einnahmen stiegen von Jahr zu Jahr; so betrug z. B. der Absatz 1879, also vor 10 Jahren, 1,377,116 Mark. Das Hauptabsatzgebiet in den letzten drei Jahrzehnten war, außer Deutschland, noch Oesterreich, Ungarn, England und Frankreich.

Außer den drei eigenen Verkaufsniederlagen zu Meißen, Dresden und Leipzig unterhält die Porzellan-Manufaktur gegenwärtig acht Kommissionslager, nämlich in Aachen, Berlin, Brüssel, Ems, Frankfurt, Wien, Bautzen und Meißen, von denen diejenigen zu Berlin, Frankfurt a. M. und Wien die bedeutendsten sind. Die Abhaltung von Porzellan-Auktionen hat mit 1876 gänzlich aufgehört. Die Beschickung der Weltausstellungen zu Paris im Jahre 1867 und zu Wien 1873, desgleichen die Betheiligung an der Kunst-Gewerbe-Ausstellung zu Leipzig 1879 hat der Manufaktur die volle Zufriedenheit des Publikums mit ihren Leistungen und das vollste Lob der Beurtheilungs-Kommissionen eingetragen.

Große Verdienste um die Porzellan-Manufaktur hat sich besonders der bereits erwähnte, 56 Jahre hindurch amtirende Direktor, Geheimrath Kühn erworben, der 1870 seine irdische Laufbahn schloß. Sein Amtsnachfolger ist der frühere Oberfaktor Rinthel geworden.

Außer den bereits namhaft gemachten Bildhauern und Malern, welche in der Porzellan-Manufaktur wirkten, seien noch die nachstehenden hervorgehoben, wobei wir in chronologischer Folge dieselben anführen:

Seit 1886 ist Emmerich Andresen Gestaltungsvorsteher der Manufaktur. Die Leser kennen sein Leben und Schaffen aus dem Artikel im „Salon" über das Gutzkow-Denkmal, dessen Schöpfer er ist. Unter seinen neuesten Arbeiten ragen, neben einer Reihe neuerer Modelle für Ausführung in Porzellan, namentlich die Büste des

Digitized by Google

Erfinders desselben, Böttger, sowie ein Entwurf zu einem Böttger-Denkmal hervor.

Ein sehr hervorragender Blumenmaler war Johann Samuel Arnold (geb. 22. Dezember 1766, † 1. Januar 1828); die Komposition und leichte Behandlung seiner Bilder werden auch von Ludwig Richter in seinen „Lebenserinnerungen" anerkannt. Für Blumenfreunde, Zeichner und Stickerinnen gab er 1808 eine Anleitung, mit Vorlegeblättern, Blumen und Früchte zu malen, heraus.

Als Maler und Kupferstecher hat Georg Wilhelm Grünewald (geb. 27. November 1749 in Meißen, † 17. April 1831) einen geachteten Namen sich erworben. Man kennt von ihm große Charakterköpfe und vierzehn kleinere Köpfe nach Rafael; ferner ein zart gestochenes Querfolioblatt mit Figuren und Kindergruppen, und Stiche nach Bildern von dem Niederländer Berghem und von Le Meyel, dem Hofmaler Ludwigs XV.

Ein trefflicher Bildhauer war Ernst August Leuteritz (geb. 25. Februar 1818), von 1849 bis zum 1. April 1886 Vorsteher der Gestaltungsabtheilung. Seine Werke beziehen sich hauptsächlich auf Darstellungen aus dem Gebiete häuslicher Scenen, des Thuns und Treibens der Kinder ꝛc. Von ihm ist unter anderem auch jenes beliebt gewordene Fruchtkörbchen, das die Krone eines Palmbaumes bildet und dessen erster Auftraggeber Lord Palmerston war. Die Keramik hat er überdies mit ebenso wichtigen wie werthvollen Entdeckungen bereichert.

Johann Friedrich Nagel (geb. 1765, † 3. Mai 1825) leistete seinerzeit als Landschaftsmaler bedeutendes. Seine Landschaften sind außerordentlich gut in Wasserfarben gemalt, nach dem Geschmack der Zeit bis in die kleinsten Einzelheiten genau und sorgfältig.

Als Porzellanmaler gehört Ernst Moritz Pappermann (geb. 28. Oktober 1830) zu den namhaftesten auf diesem Gebiet. Außerdem wird er auch als Porträtmaler geschätzt.

Im Fache der Ornamentik zählt Sigmund Karl August Ringler (geb. 6. Februar 1837) zu den geschicktesten Künstlern der Manufaktur, an der er unter Professor Leuteritz als Bossirer eine sechsjährige Lehrzeit durchgemacht hatte und dann später dort als Bossirer und Modelleur angestellt wurde.

Große Verdienste um die Malerei an der Manufaktur hat sich Ludwig Sturm (geb. 18. November 1844), der seit 1880 Malervorsteher ist, erworben. Von seinen neueren Schöpfungen sind besonders die von dem verstorbenen König Ludwig von Bayern für Herrenchiemsee bestellten Malereien hervorzuheben.

Nicht unerwähnt soll es schließlich bleiben, daß die Verwaltung aufs beste bestrebt ist, das materielle Wohl und Wehe der Arbeiter der Manufaktur zu berücksichtigen. Von welchen Grundsätzen dieselbe sich leiten läßt, mag schon der nachstehende Passus aus einem Aktenstück des königlichen Finanzministers uns beweisen. Es heißt dort:

„In allen Kreisen der menschlichen Gesellschaft haben sich erhöhte

Digitized by Google

Lebensbedürfnisse herausgebildet, und auch die Arbeiterklasse mit ihren dadurch hervorgerufenen höheren Ansprüchen nicht verschont; wir bezeichnen dadurch die Anforderungen, die in Bezug auf äußere Erscheinung, Kost, Erziehung der Kinder und dergleichen mehr an den Arbeiterstand herangetreten sind, ja, wir möchten auch bescheidene Lebensgenüsse solcher Art nicht ausgeschlossen wissen, die über den Kampf um das Dasein, über die Erschwingung des täglichen Brodes hinausgehen, da deren auch die arbeitende Klasse unbestreitbar bis zu einem gewissen Grade bedarf. An und für sich sind alle diese Erscheinungen nicht neu, sie sind ein Vermächtniß früherer Zeiten und stehen in Verbindung mit der unaufhaltsam vorwärts schreitenden Entwerthung des Geldes einerseits und auf der Zunahme allgemeiner Bildung und Aufklärung andererseits; dagegen giebt uns die Neuzeit die Erfahrung in die Hand, daß die Zeiträume, innerhalb welcher die Merkmale für solche Erscheinungen besonders auffallend hervorzutreten pflegen, immer kürzer und kürzer sich gestalten."

Mag das Kunstinstitut, welches nicht nur Meißen, sondern auch ganz Sachsen und Deutschland zur Zierde gereicht, noch lange gedeihen und blühen!

Digitized by Google

Warschau.

Von Theodor Hermann Lange.

Der Reisende, welcher aus Oesterreich oder Preußen kommt und auf dem Wiener beziehentlich Bromberger Bahnhofe in Warschau eintrifft, ist im ersten Augenblicke, wenn er seine Augen über den großen Bahnhofsplatz und die angrenzenden Straßen schweifen läßt, von der früheren polnischen Königsstadt mehr oder minder enttäuscht. Der umfangreiche, freie Platz ist zwar gut gepflastert und zu allen Jahreszeiten äußerst reinlich gehalten, aber sämmtliche Privathäuser, sowie die öffentlichen Gebäude in diesem Quartier machen fast durchweg einen höchst einförmigen und geschmacklosen Eindruck. Es sind nahezu ausnahmslos viereckige oder quadratförmige Bauten, die unwillkürlich an die Würfelhäuser der bekannten Kinderspielkästen erinnern. Zudem sind viele Häuser mit grellen gelben, rosarothen und impertinent braunen Farben angestrichen. Ganz anders präsentirt sich Warschau, wenn wir uns in einer leichten, eleganten und von dem Kutscher mit großer Geschicklichkeit gelenkten Droschke durch die Stadt und über die Senatorenstraße oder die Neue Welt am Denkmal König Sigismunds und am königlichen Schloß vorbei, wo jetzt der allgewaltige Generalgouverneur von Polen, Graf Gurko, residirt, auf die große Alexanderbrücke fahren lassen, die Warschau mit der Vorstadt Praga verbindet. Links unterhalb des Schlosses führt noch eine zweite Brücke für die Eisenbahnzüge über den Weichselstrom, während rechts und oberhalb, da wo sich der herrliche Lustpark Lazienki befindet, eine dritte Brücke in Aussicht genommen ist, mit deren Bau schon in den nächsten Monaten begonnen werden dürfte. Sind wir aber mitten auf der imposanten Alexanderbrücke angelangt, so bietet sich uns ein prachtvolles Städtepanorama dar. Im Rücken erhebt sich die Altstadt mit ihren Palästen, dem königlichen Schloß, mit ihren ehrwürdigen Kathedralen, Museen, hohen Kasernen und den sonstigen hervorragenden öffentlichen Gebäuden. Vor uns flutet die Weichsel vorüber, breiter und majestätischer als

Digitized by Google

die Donau bei Wien oder Pest, als der Rhein bei Köln oder Düsseldorf. Und drüben am rechten Ufer erhebt sich die moderne Fabrikstadt Praga, zwar mit zahlreichen rauchenden Schloten, mit hämmernden und pochenden Eisenwerken und Schiffswerften, mit hin und her rasselnden Eisenbahnzügen, aber auch mit schönen geraden Straßen, schattigen Parks und vor allem mit dem weithin sichtbaren Kuppeldach der neu erbauten Cerkiew (russischen Kirche), deren große und kleine Kreuze im Sonnenlicht zu uns herüberglänzen und funkeln. Lassen wir aber unsere Blicke abwärts schweifen, über den grünen Weichselstrom dahin, so haben wir vom Frühjahr bis in den späten Herbst hinein gleichfalls ein überaus abwechslungsreiches Bild vor Augen. Schnelle Personendampfer gleiten durch die Pfeiler der Brücke, Schleppdampfer mit Frachtkähnen ziehen ihre tiefen Furchen durch die sprudelnden und gurgelnden Wasser, und die oft mehrere hundert Fuß langen Flöße, auf denen sich die galizischen Flissaken für ihre große Reise von Krakau bis Danzig häuslich eingerichtet haben, treiben langsam thalwärts. Im Hintergrunde der ganzen Landschaft aber, die sich uns von der Alexanderbrücke aus erschließt, erheben sich langgedehnte Forts und Fortifikationen, mit großen und zahlreichen Geschützen bespickt, über deren schwarzen Läufen die russischen Adlerflaggen wehen.

Wer die Warschauer Bevölkerung, die schönen und koketten Polinnen, die elegante und bewegliche Kinderwelt und Jugend, die russischen Offiziere und Soldaten, die kubanischen Kosaken in ihren malerischen Uniformen, mit den krummen Janitscharensäbeln an der Seite, die tatarischen Gespanne mit den Holzbogen über den Pferden und die dazu gehörigen echten, nach dem Weichselstrand importirten russischen Nationalkutscher mit der dicken Schärpe um den Leib, dem eigenthümlich geformten schwarzen Hut auf dem Kopfe und dem bekannten, am Halse eng anschließenden Obergewand, die auf das Bunteste uniformirte und kostümirte männliche und weibliche Dienerschaft der höheren russischen Beamten und Offiziere, die polnischen Bauern und polnischen Juden, letztere mit und ohne „Pejsy", und noch all die anderen polnischen, russischen und jüdischen Nationalgestalten und Typen, an denen Warschau so überaus reich ist, — sehen, mustern und studiren will, der schlendert am besten in den Mittags- oder Nachmittagsstunden über den Sächsischen Platz und durch den Sächsischen Garten, durch die Krakauer Vorstadt und die Neue Welt oder hinaus nach dem Park von Lazienki, und er wird reichliche Gelegenheit zu den interessantesten Betrachtungen finden.

Die Krakauer Vorstadt und die Neue Welt sind die vornehmsten Straßen Warschaus. Lang, sehr lang, aber auch verhältnißmäßig breit gebaut, durchziehen diese beiden Verkehrsadern den hauptsächlichsten Theil der Altstadt. Hier finden wir die ersten Bazare und Magazine, die großen Modeläden, die Juweliergewölbe, die Buch- und Kunsthandlungen, die Volksbühnen und Konzerthallen und natürlich auch die komfortablen Cafés und Konditoreien, welche der Pole

Digitized by Google

so gern besucht: die deutschen, französischen, spanischen und ganz neuerdings die südrussischen Weinstuben, ferner Wiener, böhmische und bayerische Bierkeller u. s. w. Das moderne Warschau ist keine traurige oder melancholische Stadt, vielmehr das gerade Gegentheil. Es wird in Warschau sehr gut gegessen und sehr gut getrunken, viel getanzt, viel musizirt, auch viel und hoch gespielt in Klubs wie in Familienkreisen. Aber auf der andern Seite darf nicht verschwiegen werden, daß der Warschauer Bürger der Gegenwart auch arbeiten gelernt hat, daß sich in den letzten Jahrzehnten ein strebsamer und intelligenter Gewerbestand herausbildete, dessen Erzeugnisse wir überall in den schönen Schauläden bewundern können. Werden doch jetzt die Warschauer Artikel infolge ihrer gediegenen Arbeit und geschmackvollen Fassung weit in das Innere des Reiches hinein, ja bis nach dem entferntesten Osten versandt. Sowohl in den Bergthälern des Kaukasus, wie in den Plätzen längs der transkaspischen Bahn finden diese Waaren ihre Abnehmer, denn die Warschauer Industrie hat neuerdings in ganz Rußland einen sehr guten Ruf erlangt.

Von den Spazier- und Erholungsplätzen in oder in unmittelbarer Nähe der Stadt Warschau werden auch noch heute wie früher der Sächsische Garten mit dem Sächsischen Platze und der Park von Lazienki bevorzugt. Der erstere erinnert an die luxuriöse Regierung Augusts des Starken, der letztere an die Tage Johann Sobieski's, dessen Reiterdenkmal auf der großen Parkbrücke zwar keinen künstlerischen Werth besitzt, aber aus leicht begreiflichen Gründen noch immer eine bedeutende Anziehungskraft auf die lustwandelnden Polen ausübt. Am Haupteingange zum Sächsischen Garten — von der Seite des Sächsischen Platzes aus — erhebt sich das vielleicht interessanteste Denkmal Warschaus, nämlich der Riesenobelisk, den Zar Nikolaus denjenigen Polen errichten ließ, die bei Ausbruch des Aufstandes 1830/31 auf die Seite der Russen traten und dafür sofort von ihren Landsleuten erschossen bezw. aufgeknüpft wurden. Der schwarze große Obelisk, welcher auf einem rothbraunen Granitsockel ruht, den vier Löwen umlagern, trägt in polnischer Sprache und mit Riesenbuchstaben die Inschrift: „Polakom w dniach 17/29 listopada 1830r. poległym za wiernose swojemu monarsze" („Zum Gedächtniß an die am 17/29 November 1830 gefallenen Polen, welche ihrem Herrscher die Treue bewahrten"). Der Sächsische Garten selber weist eine Reihe schattiger Spaziergänge, sorgfältig gepflegter Rondels, saftig grüne Rasenplätze, ferner verschiedene ältere Denkmäler, Statuen, Vasen, große Becken, Steinschalen u. s. w. auf. Außerdem befindet sich im Sächsischen Garten das Warschauer Sommertheater, eine sehr gute, polnische Bühne.

An Denkmälern ist übrigens Warschau trotz seiner großen und vielfach glänzenden Vergangenheit arm. Mehrere Monumente polnischer Patrioten — so das von Thorwaldsen ausgeführte des Fürsten Poniatowski — wurden im Jahre 1831, nachdem der Aufstand niedergeworfen worden war, von der Regierung entfernt. Das be-

Digitized by Google

kannteste Denkmal, das des Kopernikus, ist eine bescheidene Schöpfung. Stolzer präsentirt sich die Sigismundsäule am Ausgang der Senatorenstraße und am Schloßplatze, schräg gegenüber dem Palaste des Generalgouverneurs. Auf der hohen, schlanken Säule erhebt sich die heroische Gestalt des Polenkönigs mit dem Schwerte in der rechten und dem Kreuze in der linken Hand. In der Krakauer Vorstadt steht das Riesenmonument des Eroberers von Warschau, des Generals Paszkiewicz.

Unter den katholischen Kirchen verdient die St. Johanniskirche und die Kreuzkirche einen Besuch, unter den russischen der Hauptsobor am Anfang der Honigstraße, letzterer ein Bau mit imposantem Portal. Auch die schon erwähnte neue Cerkiew in der Vorstadt Praga ist ein sehenswerther Bau. Geschmackvoll und stattlich ist die Neue Synagoge, ebenso die im gothischen Stile erbaute evangelisch-reformirte Kirche, während die evangelische Kirche in der Königsstraße mit ihrer plumpen Kuppel unwillkürlich an einen Circus oder an das Mormonentabernakel in Salt Lake City erinnert.

Der erste Luftpark Warschaus, das Stelldichein der besseren und besten Gesellschaft, ist der kaiserliche Park von Lazienki. Dieser Park ist herrlich gelegen. Auf der einen Seite wird er unmittelbar vom Weichselstrome begrenzt, dessen Wasser die Wurzeln seiner altehrwürdigen und breitästigen Bäume bespülen. Aber auch durch den großen und breiten Park ziehen sich zahlreiche Kanäle, welche im Sommer von Gondeln, Barken und Booten besetzt sind, während im Winter auf denselben Wasserstraßen und den großen Teichen die lustigsten Eisfeste sowohl am Tage wie bis in die späte Nacht hinein, dann bei bengalischer oder elektrischer Beleuchtung, sich abspielen. Inmitten des Parks liegt das kaiserliche Schloß, von drei Seiten vom Wasser umspült, ein einfacher Palast, der aber in dieser anmuthigen Umgebung von Wald und Wasser einen großen Reiz auf den Beschauer ausübt. Im Sommer trifft täglich in den späten Nachmittagsstunden die vornehme Welt von Warschau in den Alleen von Lazienki zusammen. Da kann man graziöse Reiterinnen, kostbare Toiletten, edle Pferde und auch die Geschicklichkeit und Gewandtheit der Warschauer Rosselenker bewundern. Trotz der zahlreichen Equipagen, die verhältnißmäßig rasch aneinander auf dem nicht allzubreiten Korso vorüberfahren, hört man fast nie von einem Unglücksfall. An der anderen, der Weichsel entgegengesetzten Seite des Parkes schließt sich das große Mokotower Feld den Anlagen an. Besonders im Hochsommer lohnt sich ein Gang über die weite Fläche. Dann erhebt sich eine Reihe Soldatenzelte neben der andern. Tausende von russischen Kriegern sind hier in den weißen und luftigen Wohnungen untergebracht, die sie natürlich gern mit den engen Kasematten vertauscht haben. Das Lagerleben ist ein äußerst buntes. Ein Maler würde zwar schöne oder kluge Gesichter nur sehr vereinzelt finden. Aber doch ist das ganze Treiben ein sehr anziehendes, vor allem, sobald sich abends der Soldat der Erholung oder dem Vergnügen hin-

Digitized by Google

geben darf. Da tönen an unser Ohr russische, ruthenische, finnische, tatarische, grusische und andere Lieder und Weisen; da brodeln in den Kesseln Speisen, die sonst in Warschau niemand zuzubereiten vermag und deren Rezepte nur den Bewohnern der großen Steppen zwischen Don, Wolga und Ural bekannt sind oder den Küstenbewohnern des Schwarzen und Kaspischen Meeres.

Doch nun zurück aus diesem Stücke „Halb-Asiens" zu der Warschauer polnischen Gesellschaft, in der die Polin die erste und tonangebende Rolle spielt. Mehr als bei allen übrigen slavischen Völkerschaften hat sich bei den Polen die Frau durch Geist und Bildung eine bevorzugte Stellung zu erringen gewußt. Wie in der älteren und mittleren Periode der polnischen Geschichte die Königinnen einen ganz außergewöhnlichen Einfluß auf die Geschicke ihres Landes und Volkes ausgeübt haben, so regieren noch heute in Warschau die Frauen, und zwar nicht nur auf dem glatten Parkett des Salons. Auch auf dem Gebiete der Wissenschaften, der Literatur, der Kunst, der Musik, der Arzneikunde, der Journalistik und noch in zahlreichen anderen Fächern, die man sonst mehr oder minder für das unbestrittene Besitzthum des starken Geschlechts hielt, zeichnen sich die Warschauerinnen rühmlichst aus. Ein polnisches Sprichwort sagt: „Was die Frau will — will Gott!" und weit mehr als die galizische oder preußische Polin hat sich die Warschauerin durch eigene Kraft eine seltene Selbstständigkeit zu erringen gewußt. Alljährlich pilgern Dutzende von jungen Polinnen, überwiegend Warschauerinnen, nach Zürich, Genf, Brüssel, Paris und Turin, um an den dortigen Universitäten und Akademien Medizin, Naturwissenschaften, Mathematik, neuere Sprachen, Geschichte u. s. w. zu studiren, oder um sich der Malerei, der Musik, der Bildhauerkunst und anderen ähnlichen Beschäftigungen zu widmen. Das sind keine genußsüchtigen Nihilistinnen oder zügellose weibliche Studenten, wie sie uns Fürst Meschtscherskv in seiner „Kursistin" oder Gontscharow in zahlreichen meisterhaften Essays so naturgetreu geschildert haben. Es sind ungemein fleißige, strebsame junge Mädchen, meist Töchter aus vermögenden und guten Familien, die sich mit allem Ernste ihrem wissenschaftlichen Berufe weihen und dann nach einigen Jahren mit dem rechtmäßig verdienten Doktordiplom in ihre Vaterstadt zurückkehren. Hat doch erst vor kurzer Zeit wieder eine Warschauerin, allerdings mit deutschem Namen — Fräulein Karoline Schulz — in Paris als Doktor und zwar maxima cum laude promovirt.

Man zählt in Warschau zahlreiche tüchtige weibliche Aerzte, welche sämmtliche Staatsprüfungen in ihrem Fache bestanden haben, obendrein eine ganze Reihe Bildhauerinnen, theils in den Werkstätten von Bildhauern beschäftigt, wo man ihre Arbeitskraft gut bezahlt, theils im Besitze eigener Ateliers, aus denen recht befriedigende Schöpfungen hervorgehen. In den Warschauer Zeitungsredactionen, in zahlreichen Bureaux u. s. w. finden wir junge und ältere Damen angestellt. Eine große Warschauer Apotheke wird sogar ganz allein

Digitized by Google

von einer Dame, einer geprüften Apothekerin, gehalten. Natürlich sind darin auch nur weibliche Pharmaceuten und Gehilfinnen beschäftigt. Daß es auch an Lehrerinnen, Schriftstellerinnen und Malerinnen in Warschau nicht mangelt, sei hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Aber auch als Hausfrau und Wirthin verdient die Warschauerin uneingeschränktes Lob. Die Warschauer Privatküche ist eine vorzügliche. Sie ist pikant wie die ungarische, nahrhaft wie die böhmische und schmackhaft wie die Pariser. Einen wichtigen Bestandtheil des Mittagbrodes bilden in Warschau die Suppen, von denen Barszcz und Czernina wohl die beliebtesten sein dürften. Die Suppe Czernina, dem deutschen Schwarzsauer verwandt, aber außer dem Blute noch mit verschiedenen Fleischsorten, einheimischem Obst und Citronen, Gewürzen und Rothwein versetzt, ist ferner im Familienleben der Polen ein sehr bedeutungsvolles Gericht. Weilt ein junger Mann als Gast in einer Familie mit der Absicht, der Tochter des Hauses einen Heiratsantrag zu machen, und setzt die Hausfrau, welche die innersten Gedanken ihres Gastes errathen hat, an diesem Tage Czernina auf den Tisch, so weiß der auf Freiersfüßen wandelnde Jüngling sofort, daß er auf Erfüllung seines Wunsches nicht zu rechnen hat. Die aufgetragene Czernina ist ein Beweis, daß Mutter und Tochter eine eventuelle Werbung des jungen Mannes gleich von vornherein ablehnen würden. Die Angelegenheit ist somit rasch und in der diskretesten Weise für beide Theile erledigt. Am ersten Ostertage und zu Weihnachten feiern die Warschauer Köche noch ihre besonderen Triumphe. Am christlichen Auferstehungsfeste fehlt in keiner Warschauer katholischen Familie die „Swieconka“ auf dem Tische, eine Zusammenstellung von Speisen, welche durch Priesterhand geweiht sind und zu deren Verdauung ein guter polnischer Magen gehört, denn Schinken, Kalbfleisch, geräucherte Würste und Eier werden kleingeschnitten, vermengt, mit scharfen Gewürzen bestreut, mit Essig und Oel übergossen und dann verspeist. Als ich das erste Mal in Warschau war, erklärte mir der Hausknecht im Hôtel die symbolische Bedeutung der „Swieconka“ folgendermaßen: die Eier stellen die Steine vor, mit denen Christus geworfen wurde, die langen Würste die Stricke, mit denen man den Heiland band, der Schinken endlich den Felsblock, der auf das Grab gewälzt wurde. Am Weihnachtsabend kommen beispielsweise in den Warschauer Familien neunerlei Speisen auf den Tisch. Unter die weiße Tischdecke ist an diesem Abend Heu gelegt, unter den Tisch Stroh zur Erinnerung daran, daß das Christuskind in einem Stalle auf Heu gebettet lag.

Aber der Warschauer ißt und trinkt nicht nur gut, er liebt auch den Tanz über alles. Fast eben so viel und so leidenschaftlich wie in Spanien wird in Warschau, überhaupt in Polen getanzt. Sagt doch die Gräfin Potocka in ihren Erinnerungen, daß die Polen gerade in den betäubendsten Tanzwirbeln ihr nationales Unglück zu vergessen suchen. Polka, Oberek, Krakowiak, Kozak und Mazur — sie werden noch heute in den Warschauer Salons mit demselben Feuer und der nämlichen

Digitized by Google

Gewandtheit und Hingebung getanzt, wie zur Zeit des alten Polens, wo Warschau mit Paris und Venedig in Entfaltung des größten Pompes und der lautesten Lustbarkeiten wetteiferte, zu jener Zeit, wo neben dem königlichen Hofe auch die fürstlichen Geschlechter der Czartoryski, Sapieha, Sulkowski, Radziwill und anderer in ihren Warschauer Schlössern Hofhaltungen führten, welche an Luxus und Prunk diejenigen vieler kleinen deutschen Fürsten übertrafen.

In neuerer Zeit ist auch in Warschau in gesellschaftlicher Beziehung das russische Element ein wenig mehr in den Vordergrund getreten, indessen doch nicht in dem Maße, wie man außerhalb Polens vielleicht annehmen wird. Der Fremdling, der allerdings zum ersten Male Warschau betritt, kann leicht den Eindruck gewinnen, daß das Russenthum einen wesentlichen Theil der Gesammtbevölkerung der Stadt bildet. Denn überall, wohin man blickt, gewahrt man, daß alle öffentlichen amtlichen und nichtamtlichen Bekanntmachungen und Kundgebungen zunächst in russischer und dann erst in polnischer Sprache angeschlagen sind. Die Firmenschilder der Kaufleute sind ausnahmslos links russisch und rechts polnisch oder oben russisch und unten polnisch angebracht. Im Restaurant und Hôtel, selbst auch in den Lokalen, worin Russen nicht verkehren, müssen alle Speisekarten russisch und polnisch geschrieben sein. Sogar jeder Katalog einer rein polnischen Kunstausstellung darf nur ausgegeben werden, wenn er in den beiden Sprachen abgefaßt ist. Auch in sämmtlichen Theatern, in denen noch heute die Aufführungen ausschließlich in polnischer Sprache erfolgen, sind die Theaterzettel auf der einen Seite russisch und auf der andern polnisch gedruckt. Dasselbe ist natürlich auch bei Konzertprogrammen der Fall. Früher hat sogar einmal der Chef der Warschauer Zensurbehörde ein Projekt ausarbeiten müssen, auf Grund dessen die Warschauer polnischen Zeitungen zunächst den Text russisch und dann erst polnisch geben sollten. Dieser Plan ist indessen nicht zur Verwirklichung gelangt. Trotzdem die Regierung mit allen Mitteln bestrebt ist, der russischen Sprache in Polen, vor allem in Warschau, Eingang zu verschaffen, dürften doch die Fortschritte, welche das hauptsächlichste slavische Idiom in Warschau macht, nicht sonderliche sein.

Man hört eigentlich in Warschau nur russisch sprechen, sobald die Soldaten und Beamten unter sich verkehren. Gegenüber dem Publikum bedienen sich auch die meisten Soldaten und Beamten der polnischen Sprache, die ja der nach Polen versetzte Russe sehr rasch erlernt. Neuerdings ist auch die russische Sprache in den Elementarschulen, wenigstens in den meisten Fächern, Lehrsprache geworden, nachdem sie es in den Knaben- und Mädchengymnasien, in den polytechnischen und gewerblichen Schulen schon seit einer Reihe von Jahren war. Die Warschauer Gymnasien, sowohl die für die männliche wie für die weibliche Jugend, sind durchweg gut geleitete Anstalten. Die physikalischen Kabinette, wie die Lehrer- und Schülerbibliotheken, hat die Regierung mit großer Freigebigkeit ausgestattet.

Digitized by Google

Ich habe mich häufig mit vierzehn- und fünfzehnjährigen Gymnasiasten unterhalten, welche nicht nur in Geschichte, Geographie und Mathematik sehr befriedigende Kenntnisse zeigten, sondern auch die russische, französische und deutsche Sprache, wenigstens in der einfachen Konversation, mit derselben Geläufigkeit wie ihre polnische Muttersprache beherrschten. Uebrigens sind fast sämmtliche Warschauer Gymnasien in modernen Prachtpalästen untergebracht.

Die Warschauer Universität war bis zum Jahre 1831 rein polnisch, dann begann allmählich ihre Russifizirung, erst in sehr langsamem Tempo, später schneller und schneller, bis heute diese Hochschule eine rein russische Lehranstalt geworden ist. Die wenigen polnischen Gelehrten, welche noch an der Warschauer Universität vortragen, müssen ihre Vorlesungen ausschließlich in russischer Sprache halten. Binnen wenigen Jahren dürfte überhaupt kein polnischer Professor oder Dozent mehr an der Warschauer Universität thätig sein, da neuerdings prinzipiell die Stellen der in den Ruhestand getretenen oder gestorbenen polnischen Professoren nur mit Russen besetzt werden.

Rein russisches Leben in Warschau ist indessen nur im „Russischen Klub" anzutreffen, dem einzigen Klub oder Verein, in dem Politik getrieben wird, natürlich nur russische und regierungsfreundliche. Der Warschauer „Russische Klub" besitzt auf der Neuen Welt ein geschmackvolles Klubpalais. Eigentlich sind es zwei aneinander stoßende Paläste, die neuerdings in einen umgebaut wurden und an die sich ein prachtvoller, großer und schattiger Garten mit herrlichen alten Bäumen schließt, während der heißen Sommertage ein ungemein kühler, erfrischender Aufenthaltsort. Der „Russische Klub" hat sehr elegante, geräumige Gesellschafts-, Spiel- und Lesesäle, einen Ball- und Theatersaal, wo natürlich nur Vorstellungen in russischer Sprache stattfinden. Im „Russischen Klub" treffen sich die hervorragendsten Offiziere und Beamten Warschaus, natürlich ausschließlich Russen, die Professoren der Universität, die russischen Gelehrten, soweit solche in Warschau leben. Hier giebt man den Politikern und Schriftstellern anderer slavischer Nationalitäten, sobald die betreffenden Herren durch Warschau reisen, Banketts und Feste. Das russische Klubhaus hat übrigens eine eigene interessante Geschichte. Bis zum Jahre 1863 gehörte es dem polnischen Grafen Zamoyski. Als eines Tages zur Zeit des Aufstandes Großfürst Konstantin mit seinem Gefolge über die Neue Welt ritt, wurden aus dem oberen Stockwerk jenes Palastes zwei Bomben geschleudert, welche unweit vom Großfürsten explodirten. Graf Joseph Zamoyski, der Besitzer dieser Paläste, weilte zwar zu der Zeit nicht in Warschau, sondern in Paris; die Regierung konfiszirte aber trotzdem jene beiden Paläste, aus denen später der „Russische Klub" geschaffen wurde. Bisweilen beehrt auch der schon genannte Graf Gurko, der Generalgouverneur von Polen, den „Russischen Klub" mit seinem Besuche. Die Anwesenheit dieses hohen Offiziers, der im letzten Türkenkriege sich einen Namen machte, ist jedesmal ein Ereigniß. Das Haus des

Digitized by Google

Grafen Gurko ist übrigens der Mittelpunkt der exklusiv-russischen Gesellschaft in Warschau.

Natürlich spielt auch das Judenthum in Warschau eine sehr bedeutende Rolle. Die großen Bankiers, die hervorragendsten Industriellen sind durchweg Juden. Hier und da verläßt wohl auch ein jüdischer Kapitalist den Glauben seiner Väter, aber er tritt seltener zur katholischen oder orthodoxen Kirche über, meistens zur kalvinistischen. Neuerdings haben sich auch die vielverschrieenen armen Warschauer Juden mehr und mehr westlichen Sitten und abendländischer Kultur genähert. Der lange, schmierige Kaftan verschwindet nach und nach, ebenso die plumpe Mütze mit dem großen Schild, und an ihre Stelle treten Kleider nach „Pariser Schnitt". Auch die „Pejsy" sind im Aussterben begriffen. Die Umgangssprache der niederen jüdischen Klassen, früher ein Gemisch aus Hebräisch, schlechtem Deutsch und dito Polnisch, ist jetzt im ganzen ein gutes Polnisch geworden. Ebenso vermindert sich der früher starke Drang nach deutscher Bildung unter den Warschauer Juden. Der Warschauer Jude wird Pole in Sprache und Bildung, er fühlt sozial und politisch mit dem Polen, wenn er auch aus geschäftlichen Rücksichten die russische Sprache sich aneignet. In seinem Heim spricht er polnisch, in seiner Bibliothek besitzt er die Werke polnischer Schriftsteller. Ein eigentliches Ghetto ist in Warschau nicht mehr vorhanden. Hat man aber die Bielanskastraße und den Platz vor der Neuen Synagoge passirt, und nähert man sich dem Häuserviertel zwischen Pauls-, Drachen- und Lissaerstraße, so findet man zahlreiche Gassen und Gäßchen, ausschließlich von jüdischem Proletariate bevölkert. Indessen verbirgt sich doch auch zuweilen hinter der scheinbaren Armuth eine gewisse Wohlhabenheit, und aus den niedrigen Hütten gehen nicht selten Männer hervor, die nach mancherlei mehr oder minder abenteuerlichen Wanderungen und Wandlungen sich im Auslande eine geachtete Stellung erringen. So mancher arme Judenknabe, der auf der schmutzigen Pauls- oder Drachenstraße in Warschau als Kind spielte, ist fünfundzwanzig Jahre später ein angesehener Großkaufmann in der Londoner City oder auf dem Broadway zu Newyork. Aber auch andere Existenzen stammen aus diesen Quartieren, Existenzen, die ihrer Familie und ihrem Volke nicht zur Ehre gereichen. Ein großer Theil der berüchtigten russischen Eisenbahndiebe, der kecken internationalen Hochstapler, deren raffinirte Coups allerdings auch eine gewisse Genialität verrathen, sind in diesen Hütten geboren. Während die übrigen Familienmitglieder durch beharrlichen Fleiß, Sparsamkeit, Redlichkeit und Intelligenz sich einen angesehenen Namen und ein beträchtliches Vermögen erwarben, mißbrauchten die andern die ihnen von der Natur verliehenen Fähigkeiten zu verbrecherischen Zwecken. Berüchtigte Gauner wie Turteltaub, wie der geschickte internationale Bankräuber Mendelsohn, welcher acht Sprachen mit seltener Geläufigkeit spricht und sich trotz langjährigen Aufenthalts in den verschiedensten Zuchthäusern, trotz seiner niederen Herkunft auf dem Parkett

Digitized by Google

der ersten Salons wie ein geborener Kavalier bewegt, haben hier das Licht der Welt erblickt. Auch die „Königin der Juwelen- und Diamantendiebe", das bekannte „Goldhändchen", dem es zweimal gelang, aus Sibirien zu entfliehen, ist hier „in die Schule" gegangen. Wie schon gesagt, vollzieht sich jetzt aber in den niederen Kreisen des Warschauer Judenthums eine wesentliche Wendung zum besseren. Von wohlhabenden Juden werden unaufhörlich bedeutende Summen für die Bildung ihrer ärmeren Glaubensgenossen verausgabt. Dieses Wohlthun trägt schon jetzt reiche Früchte und wird sich in Zukunft noch mehr bemerkbar machen.

Politisches und öffentliches Leben im eigentlichen Sinne ist natürlich in Warschau nicht vorhanden. Ersetzt wird es, wenn auch nur ungenügend, durch die zahlreichen Klubs und Vereine, die Bühne und die Presse. Die Zahl der Vereine ist in Warschau eine außerordentlich große. Aber nur in einem befinden sich Russen und Polen gemeinsam: im Jagdklub, der zu seinen Mitgliedern ausschließlich die Spitzen der Militär- und Civilbehörden, sowie die Angehörigen des polnischen Hochadels zählt. Schon die Jahressteuer von mindestens 500 Rubeln kennzeichnet den streng aristokratischen Charakter dieser Gesellschaft. Die bekannten polnischen Großgrundbesitzer, die gräflichen Familien der Potocki, Zamojski u. s. w., die Angehörigen der fürstlichen Familie Radziwill, in deren Besitz ein Theil der ausgedehnten Waldungen Polens und Lithauens sich befindet, bilden zusammen mit den russischen Generälen in Polen die Elite dieses Klubs. In den übrigen Vereinen Warschaus sind die beiden Nationalitäten streng von einander geschieden.

Ein wesentlich einflußreicherer Faktor im öffentlichen Leben Warschaus als das Vereinsleben ist die Bühne. Warschau zählt nahezu ein Dutzend besserer und kleinerer Theater, unter denen das „Große Theater", das „Neue Theater", das „Sommertheater" im Sächsischen Garten, das „Variété-Theater (Teatr Rozmaitosci), das Vaudeville-Theater", das „Alhambra-Theater" die bekanntesten und besuchtesten sind. Auf sämmtlichen Bühnen wird nur in polnischer Sprache gespielt, und zu dem „Großen Theater" leistet sogar die russische Regierung jährlich einen sehr bedeutenden Zuschuß. Wiederholt ist allerdings von Petersburg aus der Versuch gemacht worden, russische Theatervorstellungen in Warschau einzubürgern, und zwar kargte die russische Regierung dabei nicht mit ihren Subventionen, aber alle Versuche in dieser Hinsicht schlugen bis jetzt fehl, obschon den Beamten und Offizieren in Warschau der regelmäßige Besuch dieser Vorstellungen ganz besonders anempfohlen worden war. Im allgemeinen leisten die polnischen Schauspieler Treffliches. Die Oper im „Großen Theater" ist eine glänzende und darf sich getrost der anderer europäischer Hauptstädte an die Seite stellen.

Eine ganz besondere Beachtung verdient die Warschauer Presse. In Warschau erscheinen annähernd fünfzig Zeitungen und Zeitschriften in polnischer und vier in russischer Sprache, unter diesen letzteren

Digitized by Google

Die Liebesordonnanz.

Nach einem Originalgemälde von Oswald Stieger.

Digitized by Google

Digitized by Google

vier nur eine politische Zeitung: der offiziöse „Dniewnik Warszawski“. Von dem halben Hundert polnischer Preßerzeugnisse sind elf politische Tagesblätter, die übrigen Wochenschriften, humoristische und illustrirte Journale, Revuen, Fachzeitschriften, religiöse und kirchliche Organe u. s. w. Einige der polnischen Tageblätter haben eine ganz ansehnliche Auflage.

Die Begründung und Redaktion einer Zeitung in Warschau ist im Vergleich nicht nur mit anderen europäischen Städten, sondern selbst mit Moskau, Petersburg und den übrigen Plätzen des russischen Reiches mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft. Ganz abgesehen davon, daß das Recht, eine Zeitung herauszugeben, nur russische Staatsangehörige erhalten, empfangen die Warschauer Zeitungsredacteure die ausländischen, also die österreichischen, französischen, deutschen Blätter u. s. w. nur erst dann, sobald der Zensor diese Zeitungsnummern gelesen und die darin anstößigen oder Rußland betreffenden Stellen hat schwärzen, das heißt ganz unleserlich machen lassen, während beispielsweise den Petersburger, Moskauer und Odessaer Redacteuren die Wiener, Pariser und Berliner Zeitungen gleich nach ihrem Eintreffen auf den betreffenden Postbureaux ausgehändigt werden. Obendrein ist es den Warschauer Redacteuren untersagt, die in Galizien und Posen erscheinenden polnischen Blätter zu abonniren, zu lesen, zu benutzen und neuerdings auch zu zitiren. Da in Rußland die Zensur noch besteht, so wandert natürlich auch in Warschau jeder Artikel, jede Mittheilung, die für eine Zeitung geschrieben sind, im Bürstenabzug erst zum Zensor, der in dem Artikel oft bedeutende Streichungen und Aenderungen vornimmt. Telegramme für Warschauer Zeitungen, die aus dem Auslande eingehen, können sogar von den russischen Telegraphenbeamten angehalten werden, damit diese eventuell darin anstößige Sätze kassiren oder das Telegramm überhaupt gänzlich vernichten. Aber trotz der Zensur ist der Warschauer Redacteur nicht vor Preßprozessen sicher. Der Warschauer Zensor ist seltsamerweise nur verantwortlich für das, was er streicht, nicht für das, was er stehen läßt. In der bekannten Warschauer Circusaffaire vom Jahre 1887 mußten die Redacteure von fünf Warschauer Tagesblättern zusammen 14,000 Rubel Strafe und Gerichtskosten bezahlen. Obendrein kann die russische Zensurbehörde das zeitweilige oder gänzliche Erscheinen eines Blattes verbieten. Man kann ferner einem polnischen Blatte das Recht entziehen, seine Nummern im Einzelverkauf zu vertreiben, ja sogar anordnen, daß die Zeitung auf mehrere Wochen oder Monate keine Inserate aufnehmen darf u. s. w. Wenn auch in anderen Staaten ähnliche Bestimmungen bestehen, so hat der Warschauer Zensor doch noch ein Recht, was sonst nirgends den staatlichen Behörden gegenüber der Presse eingeräumt ist, nämlich dasjenige, den Warschauer Redactionen die Aufnahme von bestimmten Artikeln vorzuschreiben. Findet der Chef der Warschauer Zensur beispielsweise in einem Petersburger Regierungsblatte einen Aufsatz, der irgend ein Ereigniß am Hofe oder die Person des Zaren betrifft

Digitized by Google

und nach Ansicht des Zensors sich zur größtmöglichen Verbreitung eignet, so befiehlt er einfach den Warschauer Redacteuren, den Artikel aus dem Russischen ins Polnische zu übersetzen und an der Spitze ihrer Blätter zu veröffentlichen. Immerhin ist die Warschauer Tagespresse im großen und ganzen fesselnd und anziehend geschrieben. Die Verleger verausgaben bedeutende Summen für den Erwerb von Berliner, Wiener, Pariser und Londoner Drahtnachrichten, und bezüglich der inneren französischen, englischen, ja bisweilen auch der österreichischen und deutschen Politik können sich die Warschauer Redacteure oft ziemlich unbehindert und freimüthig äußern.

Zum Schluß seien mir noch einige kurze Mittheilungen über Warschau als Industrie- und Handelsplatz gestattet. Die Warschauer Industrie kann auf keine lange Geschichte zurückblicken, sie ist ausschließlich neueren und neuesten Ursprungs. In den Zeiten, da Polen noch selbstständig war, klagten bekanntlich die Könige und viele Synoden des Reiches über den Mangel an Handwerkern und Gewerbetreibenden im Lande. Im achtzehnten Jahrhundert, kurz vor der vollständigen Zerstückelung des Staates, wurden vom Grafen Andreas Zamoyski, vom Fürsten Poniatowski und anderen Magnaten Versuche gemacht, die Wollindustrie in Warschau einzuführen, sowie Möbel-, Porzellan- und Spiegelfabriken, Glashütten, Teppichwebereien u. s. w. in der Hauptstadt zu begründen. Aber die großen politischen Wirren jener Tage waren den Unternehmungen nicht günstig; die betreffenden Etablissements verschwanden nach kurzer Dauer wieder. Erst in den dreißiger und vierziger Jahren, noch mehr in den fünfziger und sechziger, brach für Warschau auf dem Gebiete der Industrie eine neue und segensreiche Periode an. Heute erzeugt der Warschauer Fabriksrayon jährlich für 60 Millionen Rubel Werthe, und vor allem ist die Warschauer Metallwaaren- und Eisenindustrie eine sehr bedeutende. Aber auch für Getreide, Wolle, Spiritus, Leder, Vieh und Fleisch ist Warschau ein ganz hervorragender Stapel- und Durchgangsplatz. Im Westen stellt man sich Warschau vielfach als eine alternde Schöne vor, die in der Erinnerung an die glänzenden und farbenprächtigen Tage der Jugend lebe und die Gegenwart beklage. Es ist dies eine grundfalsche Ansicht. Im heutigen Warschau huldigt man dem Fortschritte, überall bestätigt sich ein reger Handelsgeist, und die geschäftliche Unternehmungslust ist auf allen erreichbaren Gebieten eine sehr lobenswerthe. Hierauf beruht auch Warschaus Zukunft, das mit einer Bevölkerung von nahezu einer halben Million Menschen und infolge seiner geographischen Lage in erster Linie dazu berufen ist, die große Brücke auf der Handelsstraße zwischen Europa und Rußland zu bilden.

Digitized by Google

Das deutsche Volks-Theater.

Von Hans von Basedow.

Das Streben nach einer National-Kunst ist ein Zug der Zeit, der gleichsam organisch aus den Vorgängen und Umwälzungen der letzten Jahrzehnte herausgewachsen. In der Musik, in den bildenden Künsten, wie auch im Kunstgewerbe, und vor allem in der Literatur ist ein Bestreben, national, d. h. einheitlich national zu sein, bemerkbar — so greifen auch die Versuche, ein deutsches Volks-Theater ins Leben zu rufen, mehr und mehr um sich. In Worms erbaut man, mit Hilfe der Opferfreudigkeit eines reichen, aber sehr einseitigen Kunstfreundes und Anhängers Richard Wagners, ein diesem Zwecke gewidmetes Prachtgebäude, dessen Bühne nach den anachronistischen Entwürfen des Dichters Hans Herrig, der das Wesen des Theaters völlig mißversteht — ausgeführt. Andere Städte wie Görlitz, Karlsruhe und nun auch Berlin folgen nach, wenn dort auch nur vorübergehende Festspiele geboten werden; wieder andere Städte, wie Wien z. B., gründen Volks-Theater, die wohl den Namen tragen, doch aber mehr allgemeinen Theaterzwecken dienen.

Der Wunsch, ein Volks-Theater zu schaffen, ist in den modernen Verhältnissen, im Zeitgeist begründet. Unsere Theater können nicht allen Ansprüchen genügen — die Allgemeinheit strebt nach Vielseitigkeit der Darstellung, sie will, daß alle Strömungen zu Worte kommen, daß alle Empfindungen und Bestrebungen sich auf der Bühne ausleben, daß sich im Theater der ganze Zeitgeist wiederspiegelt. Das ist aber bei unseren obwaltenden Theaterverhältnissen unmöglich. Die Hof-Theater vermögen nicht infolge ihrer exklusiven Stellung, der Rücksicht auf den Hof, alle Stimmen zu Worte kommen zu lassen; die Stadt-Theater infolge ihres Prinzips dem korrumpirten Geschmacke einer unverständigen Menge zu fröhnen und à la Jago möglichst viel Geld in den Beutel zu thun — kultiviren die Oper und das Sensationelle, bevorzugen Ballette, da sie nicht dem Volke, sondern den „Habitués" dienen wollen, und Privat-Unternehmungen sind in ihren

Digitized by Google

künstlerischen und materiellen Mitteln zu beschränkt, um wirklich höheren Zielen zustreben zu können.

Eine leere Stelle bleibt also in allen Auslebungen unseres modernen Theaters — und diese Stelle eben ist's, die das Volks-Theater ausfüllen soll.

Was ist und was heißt nun aber Volks-Theater? Derjenige, der den Namen neuerdings in Umlauf gebracht und die verkehrte Einrichtung der Wormser Bühne veranlaßt, Hans Herrig, hat diese Frage in einer Broschüre (Luxus-Theater und Volksbühne) beantwortet. Der Inhalt seiner Antwort lautet, wenn man sie von allen Anhängseln befreit: Uebertragung der Bayreuther Prinzipien auf das Schauspiel, d. h. Schaffung eines Volks-Festspiels unter thätiger Mitwirkung des Volkes. Und — gerade darin liegt das Verhängniß! ein Festspiel — wie dies ja allerdings die Darstellungen waren, aus denen das Theaterwesen herausgewachsen — vermag nicht den im vollen Sinne des Wortes allgemeinen Zweck zu verfolgen, den ein Volks- d. h. National-Theater verfolgen soll, sondern nur einen vereinzelten. Ein Festspiel ist nur für eine bestimmte Gemeinde Festspiel, wie dies gerade Bayreuth klar erweist, wie dies Hans Herrig mit seinem Lutherspiel, dessen Werth ich hier nicht kritisch beleuchten will, bestätigt. Derartige, mit kirchlichen Elementen und scharf kirchlicher Tendenz vermischten Spiele bieten einem Theile des Volkes Erbauung, auf einen andern Theil wirken sie verletzend, auf einen noch andern Theil in unserer aufgeklärten Zeit — lächerlich! Gerade das einseitig geistliche, einseitig kirchliche Element darf in einem Volks-Bühnen-Spiel nicht betont werden. Es würde so mehr Zwiespalt, denn Frieden stiften, mehr Unsicherheit, denn Festigung, und ein Volks-Theater soll doch den Zweck haben, entgegengesetzte Elemente zusammenzuführen, in der lauteren, reinen Sphäre der Kunst zu einen; gerade ein Volks-Theater soll, um mit Moritz Carrière zu reden „das Seinsollende", d. h. in diesem Falle: die Einigkeit, „als seiend darstellen."

Uns fehlt, trotz Richard Wagner, dessen Gesammtkunstwerk einestheils kein Gesammtkunstwerk, anderntheils durchaus nicht volksthümlich-national —, eine einige Kunst. Gerade auf dem Gebiete der Künste, und nicht zum wenigsten auf dem des Theaters, ist eine Zersplitterung, ein Hin und Wider, eine Unsicherheit, kurz: ein norddeutscher Bund bemerkbar. Liebedienerei, Kokettiren mit dem Ausland einestheils, gänzliches Ignoriren desselben anderntheils, Pflege der seichten Possen und des Operetten-Gebimmels, Vorherrschen der Oper und des Ballets auf Kosten des Schauspiels, Vernachlässigung der würdigen Ausstattung des letzteren zu Gunsten eines sinnlosen Prunkes in sogen. Ausstattungsstücken, mangelhafte Proben des Schauspiels, da die Bühnen und Mitglieder durch Opern- und Ballett-Proben in Anspruch genommen werden — diese und noch andere, hier nicht näher zu erörternde Faktoren kämpfen miteinander, eine gedeihliche Entwickelung des Theaters, eine Pflege der Kunst ausschließend.

Digitized by Google

Ein Volks-Theater kann aber nur den Zweck haben, Ordnung in die Hexenküche des modernen Theaters zu bringen, von den vorhandenen Elementen die besten herauszugreifen und so zu verarbeiten, daß sie unmittelbar auf das Volk, d. h. auf die Nation wirken.

Schon im Alterthume hatte man die pädagogische Wirkung des Theaters erkannt und anerkannt. Aristoteles verlangt diese in seiner Theorie des Dramas ausdrücklich, denn seine Forderung der Erweckung von Furcht und Mitleid, — oder Erschütterung und Rührung, wie Günther φοβος ελεος viel richtiger übersetzt — sind nur darauf zurückzuführen. Beide Gemütsbewegungen bergen, da sie edler Natur, erziehliche Keime und diese vorzüglich hatte das Alterthum, wie auch später das Mittelalter — im Mysterien-Spiel und der Schul-Komödie z. B. — im Auge. Gebieterisch weisen die modernen Anschauungen auf das erziehliche Prinzip hin, nicht im engen Schulsinne des Wortes, sondern im Sinne einer Erziehung des Volkes zum klaren Denken und Handeln, einer Erziehung zur wahren Moral, zur persönlichen Freiheit, im Sinne einer Läuterung und Erhebung. Das, was Martin Luther an Dr. Johannes Celarius schrieb, hat heute noch, modifizirt durch den Zeitgeist, Giltigkeit. Das Spielen von Komödien sei zu gestatten, da in Komödien fein künstlich erdichtet, abgemalet und fürgestellet werden solche Personen, dadurch die Leute unterrichtet und ein jeglicher seines Amtes und Standes erinnert und ermahnet werde, was einem Knecht, Herren, jungen Gesellen und Alten gebühre, wohl anstehe, und was er thun soll; ja, es wird darinnen fürgestalten und vor die Augen gestellt aller Dignation Grad, Aemter und Gebühr, wie sich ein jeglicher in seinem Stande halten soll, im äußerlichen Wandel, wie im Spiegel."

Ein Volks-Theater hat dies erziehliche Moment im fortschrittlichen Sinne zu pflegen, es hat das Schöne und Edle auf den Wegen zu erzielen, die für unsere Zeit die zweckentsprechenden, d. h. auf den Wegen, die der Zeitgeist vorzeichnet. Wir leben in einer mehr denn materialistischen, wir leben in einer grob egoistischen Zeit. Der Sinn für das Höhere, Reinere, ich sage absichtlich nicht „Ideale", schwindet mehr und mehr — diesen aber soll das Volks-Theater pflegen, festigen, kräftigen und — wo es notthut, neu schaffen, so eine geläuterte Weltanschauung zum Gemeingut machend.

Wie aber ist dies möglich?

Herr Hans Herrig sucht durch ein Zurückgreifen auf das Volk zu wirken. Aehnlich, wie es Hans Pöhnl in der Einleitung zu seinen „Volks-Bühnen-Spielen" dargethan, will er auf Hans Sachs, auf das Mittelalter zurückgreifen. Schon darin liegt ein großer Irrthum. „Es wandeln sich die Zeiten und wir in ihnen." Der Geist des Mittelalters, wie er sich in Hans Sachs äußert, entspricht unserem Empfinden nicht mehr — der Zeitgeist ist ein anderer geworden, und nur das vermag voll und ganz reinigend und veredelnd zu wirken, was sich vollinhaltlich mit dem Zeitgeist deckt, oder denselben veredelt, indem es über denselben hinausgeht. Eine Phase

Digitized by Google

des Zeitgeists erwächst aus der anderen, und gerade deßhalb ist ein Zurückgreifen ein wesentlicher Rückschritt. Man würde keine Renaissance, man würde eine Hemmung schaffen, eine Hemmung, die den rastlosen Fortschritt aufhalten und einen Stillstand verursachen würde, der an und für sich ein Rückschritt wäre. Die „gute, alte Zeit" macht ihrem Namen für die damaligen Verhältnisse vielleicht alle Ehre, für die unserigen ist sie überwunden. Sicher ist es, daß Hans Sachs echt deutsch empfunden; sicher ist es ferner, daß echt deutsches Empfinden im Volks-Drama gepflegt werden soll, aber irrig ist es, dies Empfinden nur im Mittelalter zu suchen, denn gerade die moderne, realistische Literatur bestrebt sich, echt deutsch-national zu sein.

Herrig will ferner Vereinfachung der „Luxus-Bühne", wie er unsere, oft spärlich genug ausgestattete Bühne nennt; er will, wenn auch nicht gerade eine dekorationslose, so doch eine intentionistische, eine nur andeutende Bühne. Diese Idee ist nicht neu — Rudolf Genée war, gelegentlich des ersten Auftretens der „Meininger", der erste, der auf eine Vereinfachung der Bühne hinwies — ein Prinzip, das Heinrich Laube, der Muster-Dramaturg, in vernünftigen Grenzen Zeit seines Lebens befolgte — aber auf eine Vereinfachung, die manirirt und gezwungen, wie die Shakespeare- und Calderon-Aufführungen am Hoftheater zu München beweisen. Darin liegt keine Verbesserung, darin liegt eine Verböserung der ohnehin gesunkenen Verhältnisse. Herrig hat diese Ideen aufgefaßt und in seiner Weise, nach Bayreuther Muster, verarbeitet — nicht ohne die in den Bayreuther Blättern veröffentlichten Tagebuch-Notizen Schinkels, in denen eine Reform des Theaterbaues angebahnt, zu benutzen. Herrig verlangt eine dekorationslose Vorderbühne*) und eine Hinterbühne, auf der nur der Prospekt und etwa ein Stuhl, Baumstamm oder dergl. den Schauplatz bezeichnet. Die Faktoren, die sich aus einer großen Vorderbühne und der weiten Entfernung des Spielraumes vom Publikum ergeben, waren für das Musik-Drama zweckentsprechend, für das Schauspiel sind sie es nicht — gerade eine intime, innige Beziehung zum Zuschauerraum ist es, die die Deutlichkeit der Sprache und Mimik erleichtert, aus diesem Grunde ist die Idee Herrig's und dessen Durchführung in Worms grundfalsch. Außerdem schafft eine solche Bühne als dekorationslose manche Gefahr, manche Unzulänglichkeit, die das Gute, was eine Vereinfachung

*) Die Wormser Bühne, die nach Herrig's Intensionen geschaffen, ist folgendermaßen eingerichtet. „An derselben finden wir die Orchestra der Griechen und die Vorderbühne des Shakespeare-Theaters angedeutet. Der Bühnenraum setzt sich aus einer Hinterbühne und Vorderbühne zusammen, welch letztere durch Freitreppen mit dem Zuschauerraum in Verbindung gebracht ist ..... Vorderbühne und Hinterbühne wird durch einen Vorhang getrennt ..... Um den innern Bühnenraum laufen Söller oder Balkone, die je nach dem Bedürfniß verhüllt werden können ..... Die über den Ausgangsthüren der Volksbühne befindlichen Fenster ermöglichen .... das wiederkehrende Auftreten einzelner Personen aus dem Innern eines geschlossenen Hauses. (Festschrift zur Einweihung des Spiel- und Fest-Hauses).

Digitized by Google

doch stiften soll, aufhebt. Ich habe mich anderwärts (Unsere Zeit, Heft VIII. 1889) darüber ausgesprochen und will diese Seite nicht näher erörtern, es sei nur bemerkt, daß das Prinzip der Meininger ein unserem Zeitgeist völlig entsprechendes, weil ein aus unserem Zeitgeist herausgewachsenes — daß das Gute also nahe liegt und ein Schweifen in die Ferne des Mittelalters unnöthig ist. Das Miterleben einiger Vorstellungen der Meininger wird dies deutlicher erhärten, als dies die eingesendete Abhandlung kann.

Unter „deutsches Volks-Theater" ist ein „Theater für das deutsche Volk", also ein „deutsches National-Theater" zu verstehen. Ein solches soll sich an die breiten Massen wenden, soll, aus dem Volksempfinden herausgewachsen, auf das Volksempfinden wirken. Und dies ist festzuhalten. Auf die breiten Massen wirkt eine dramatische Darstellung nur dann mit Vollkraft, wenn von Anfang an die Illusion wachgerufen, der Geist der Dichtung durch möglichst getreue und sinnentsprechende Inscenirung geweckt wird. Die Dekoration soll Stimmung machen, sie ist es, die uns in den Ort der Dichtung einführen, die uns so den „milieu" derselben übermitteln soll. Ebenso ist es mit der Auffassung der Rollen, innerlich und äußerlich genommen, mit den technischen und maschinellen Hilfsmitteln ꝛc. Der Stil des darzustellenden Werkes muß gewahrt werden, wenn dasselbe künstlerisch wirken soll. Alles Technische soll, so weit dies möglich, ein Miterleben erreichen, es soll den Zuschauer fesseln, ihn so beeinflussen, daß die Vorgänge der Bühne sich in ihm verkörpern, realisiren, deßhalb ist größtmögliche Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der dekorativen Ausstattung zu fordern. „Konventionell" — und das ist ein Umstand, gegen den sich Herrig scharf wendet — werden allerdings Dekoration und Darstellung immerhin bleiben, das liegt aber im Wesen der Sache. Jede Kunst ist mehr oder weniger konventionell, sie giebt die Natur, ich will nicht gerade sagen: schablonenhaft, so doch al fresco wieder. So lange sie ihren Zweck der Erhebung und Veredlung erfüllt, kann ihr daraus kein Vorwurf erwachsen. Auch das Konventionelle erweckt Illusion, wenn es sich der Natur so nähert, daß die Grenzen nicht deutlich erkennbar — die Uebergänge müssen verwischt sein — wie in den oft täuschenden Panoramen. Das Konventionelle der Dekoration liegt zumeist im Perspektivischen — wir werden nur schwer darüber hinwegkommen, daß z. B. bei einer Straßendekoration der Abgehende anfänglich in normalem Verhältnisse zum Hause steht, im Hintergrund jedoch, bereits bis zum Giebel reicht. Aber auch hier kann die Regie durch geschickte Maskirung der Mängel viel bessern. Der berühmte französische Ballettmeister Noverre kannte keine perspektivischen Hindernisse — sein Feinsinn überwand dieselben — sie können infolgedessen für uns auch kein Grund sein, die Dekoration aufzugeben und auf eine dekorationslose Bühne zurückzugreifen. Herr Herrig setzt überdies an Stelle der konventionellen Dekoration etwas viel Konventionelleres — damit ist also dieser Vorwurf nicht nur hinfällig, sondern

Digitized by Google

lächerlich. In dieser antikisirenden Vereinfachung des Schauplatzes liegt das Heil des Theaters nicht.

Ein anderer Autor, sowie auch Herrig, verlangt thätige Mitwirkung des Volkes bei der Darstellung. Dies ist ebenfalls ein Zurückgreifen auf die gepriesenen mittelalterlichen Zustände, welches in unserer Zeit des Dilettantismus nur verderblich wirken würde. Das Facit ist leicht zu ziehen, durch offiziell gebilligtes öffentliches Auftreten von Dilettanten, welches zu ersticken Pflicht aller vernünftigen Theater-Reformatoren, würde jene Privatspielerei, die der Ruin der wahren Kunst, mehr und mehr um sich greifen. Dies schädlichste Gift würde so geradezu großgezüchtet. Außerdem würde aber nie eine wahre Kunstleistung, und um diese handelt es sich doch in erster Linie, zustande kommen. Dilettantismus und Kunst sind diametrale Gegenüber. Es würde ein Cliquenwesen geschaffen werden, das die bösen Seiten der Berufs-Schauspieler in diese Vorstellungen überträgt, ohne die guten jemals erreichen zu können! Schließlich ist die Wirkung eines derartig vom Volke dargestellten Spiels nur eine private, unkünstlerische, und da die Zuschauer nicht das Kunstwerk als solches, als Ganzes betrachten werden, sondern nur als Piedestal ihrer mitwirkenden Freunde und Verwandten, die sie nur beachten, während das Uebrige, das Kunstwerk, für sie kaum existirt. Nur durch Darstellung eines Kunstwerkes von wirklichen Künstlern kann das erreicht werden, was ein Volks-Theater erreichen soll.

Die Pflichten eines Volks-Theaters können auch nicht darin bestehen, wie man von anderer Seite kategorisch forderte, nur deutsche Werke zu geben. Man verbannt aber das nicht deutsche Drama, ohne zu bedenken, daß gerade vom Ausland die größten dramatischen Werke geschaffen und für uns Deutsche vorbildlich geworden und nur Kopien zu zeigen und die Originale vernachlässigen, weil der Schöpfer kein Deutscher, ist einseitig-verrannt. Das Theater soll den Zeitgeist wiederspiegeln und das kann nur durch Vergleich aller Kulturvölker untereinander geschehen, wie der Mensch sich ja auch erst durch Vergleich mit anderen Menschen völlig erkennt. Außerdem hat die Verbindung mit anderen Kulturvölkern, ein Fortschreiten mit außerdeutschen Kulturbestrebungen stets belebende Einflüsse im Gefolge, die dem Volke von der Bühne herab geboten werden sollen. Das Volk läßt sich ethisch heben, das Theater ist der geeignetste Ort, eine solche Erhebung anzubahnen — Einseitigkeit, doktrinäre und verkehrte patriotische Beschränktheit wird das aber nie erreichen.

Das Volks-Theater hat — um zum Schluß zu kommen — den Zweck und das Endziel: alles wahrhaft Gute, Edle und Schöne — auch wenn es in häßliches Gewand gekleidet wäre, d. h. häßlich vom Standpunkt der Schul-Aesthetik aus — komme es, aus welchem Lande es wolle, in würdiger Ausstattung, durch würdige Künstler darzustellen, und durch mäßige Preise es allgemein zugänglich zu machen.

Wir besitzen in den „Meiningern" bereits eine Künstlergruppe, die — cum grano salis — vorbildlich sein könnte. Leider kann dies

Digitized by Google

Ensemble nur in beschränktem Sinne wirken, aber es hat doch durch seine Gastspiele schon wesentlich zur Klärung der Theaterverhältnisse beigetragen.

Das Volks-Theater ist eine Nothwendigkeit; es ist zu erreichen durch Gründung einer Theater-Akademie, welche mit einem National-Theater-Ensemble verbunden wäre, d. h. einer Gesellschaft, die aus ersten Künstlern besteht, die besten dramatischen Werke aller Zeiten und Völker in würdiger, maßvoller Ausstattung bei niedrigen Preisen, welche durch staatliche Subvention erzielt würden, von Ort zu Ort ziehend, der Allgemeinheit darbietet. Die Akademie hätte den reinen Stil, die echte Künstlerschaft heranzubilden, Regisseure zu erziehen, die die gewonnenen Resultate verbreiteten, während das Ensemble den nöthigen Grund zur Hebung des allgemeinen Kunstgeschmackes zu legen hätte.

Die weiteren Details hier darzulegen, würde der Platz mangeln — in meinem Büchlein „Eine theatralische Lebensfrage" habe ich alle Einzelheiten minutiös erwogen und fixirt. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß nur in diesem und in keinem andern Sinne ein Volks-Theater das sein kann, was es sein soll: eine Bildungs- und Erholungsstätte für das Volk, d. h. die Nation, daß alle anderen Vorschläge des Zurückgreifens auf „bessere" Zustände thatsächlich verderbliche Rückschritte bedeuten — daß aber ein in angedeutetem Sinne gebildetes Volks-Theater ein dringendes Bedürfniß ist und zur Hebung und Läuterung des Allgemeinempfindens viel, wenn nicht Alles beitragen und die verrotteten Theaterverhältnisse klären würde, wie es in eingeschränktem Sinne die Meininger jetzt schon thun.

Das Volks-Theater würde zur Hebung der allgemeinen Bildung — eine Nothwendigkeit, die nachgerade sprichwörtlich geworden — wesentlich beitragen, und schon deßhalb eine staatliche Subvention lohnen. Es würde aber auch eine unser Jahrhundert bezeichnende speziell deutsche Kunstgattung geschaffen, die dem Zeitgeiste veredelnde Elemente zuführen dürfte und so die allgemeine Unsicherheit festigen und die sozialen Auskeime und die aus denselben herauswachsenden Unzulänglichkeiten mildern würden. Keine Kunst ist so befähigt, zu „reinigen", wie die theatralische — deßhalb sei nochmals auf die Wichtigkeit und den Werth des Volks-Theaters hingewiesen.

Digitized by Google

Der Vertrag.

Novellette von A. Noel.

Niemals hätte Herr Merklein, Paul von Sturres Leibschneider, die Anmaßung gehabt, zu ahnen, welchen Einfluß er auf das Schicksal unseres Helden ausüben würde, denn, obwohl ein Meister in seinem Fache, so war er doch von einer bei Schneidern, Koloraturſängerinnen, Memoirenſchreibern und sonſtigen Genies unerhörten Bescheidenheit, so zwar, daß er seine Kunden für einen höhern Menſchenſchlag hielt, als sich ſelbſt und ſeinesgleichen. Zum mindeſten mußte Ichor in ihren Adern fließen.

Nein, es wäre ihm nicht eingefallen, bestimmend auf Herrn Paul von Sturre einwirken zu wollen, ihm, dem vorsichtigen Lavirer, der jede Meinungsäußerung mit einem „gewiſſermaßen“ und „sozusagen“ verklauſulirte, was ihm erlaubte, dieſelbe dem leiſeſten Zeichen von Mißfallen gegenüber ſchleunigſt zurückzuziehen. Allein es ſtand wohl im Buche des Schickſals geſchrieben, daß Herrn Merklein auch einmal die Stellvertretung des ſtets in ſeine Nebeltarnkappe gehüllten Fatums zufallen ſollte, und in der That, hätte es ihm beliebt, an Pauls letzter Sommerweſte acht ſtatt ſieben Knöpfe anzubringen, ſo würden wir keine Gelegenheit gefunden haben, gegenwärtige Geſchichte zu ſchreiben. Denn an den Knöpfen dieſer Weſte, — ſie war von weißem Piqué mit kleinen Blümchen —, zählte es Paul ab, ob er der Einladung ſeiner Tante, die Sommermonate auf Schloß Roſenſtein zuzubringen, Folge leiſten ſollte, obgleich ſie ihm auf demſelben von New Mown Hay duftenden Briefblättchen auch die Mittheilung gemacht hatte, daß ihres Gatten Nichte, die kleine Amerikanerin — wie hieß ſie nur geſchwind? — ebenfalls den Sommer in dieſem buen retiro der ſächſiſchen Schweiz verleben würde, da ihr Papa erſt im Herbſt übers Meer kommen wolle, ſie zu holen und man die Kleine doch nicht gut mehr im Penſionat laſſen könne. Nun fürchtete

Digitized by Google

sich aber Paul vor einem Krokodil oder einem Haifisch viel weniger, als vor einem Backfisch. Gegen den Aufenthalt in dem reizenden Barockschlößchen, diesem zierlichen, in Smaragdgrün gebetteten Juwel, hätte er nichts einzuwenden gehabt, aber die Aussicht, den Ritter eines halbflüggen Pensionsmädchens abgeben zu müssen, erschreckte ihn ernstlich. Mit seiner Wunde im Herzen, — Achtung vor dem Unglück! — fühlte er sich wenig geneigt, das läppische Spiel des Flirt mitzumachen. Und gerade deßhalb war er auf die Knöpfe verfallen, die ihm die Entscheidung abnehmen sollten. Wollte es das Schicksal, daß er dieses Kreuz auf sich lud, so konnte es ihm auf diese Weise seinen Willen kund und zu wissen thun, und nachdem die Knöpfe ihr Orakel ohne Zeitverlust, Kosten oder Undeutlichkeit verkündet hatten, lauter große Vorzüge vor der delphischen Pythia, rebellirte Paul nicht länger, sondern raffte seine Sommergarderobe, einige Bücher, seinen großen Schmerz und noch einige Reisebedürfnisse zusammen und fuhr von der Hauptstadt mit Dampf ab.

Es war ein schöner Junitag, an welchem er in dem bequemen, wunderhübsch gelegenen und ausgestatteten Heim seiner Tante ankam, und schon am Nachmittag dieses Tages befand er sich auf der Steinterrasse des Schlößchens mit der jungen Amerikanerin allein. Man war soeben vom Tische aufgestanden. Onkel und Tante „verdufteten", wie der technische Ausdruck lautet, Miß Polly dagegen, so hatte sie ihr Onkel bei Tische genannt, warf sich draußen auf der Veranda, die von einer weißen Marquise vor jedem Sonnenstrahl geschützt wurde, in den gestickten Schaukelstuhl, zu deutsch rocking chair benamset, während Herr Paul in der Thür des Speisesaales an dem leichten Thürpfosten lehnte, gegen den sich sein blonder Kopf recht interessant abhob, dabei die beste der vorzüglichen Upmans rauchte, die auf Onkels Rauchtisch zu finden waren, und sich mit einigem Unbehagen der Nothwendigkeit gegenüber sah, der jungen Dame, die ohne Zweifel nichts anderes erwartete, ein wenig den Hof zu machen. Als Eingeborener der Pensionatsstadt kannte er die höheren Töchter genau. Diese da war allerdings gar nicht übel, eine Brünette mit nachtschwarzen Haaren, blühenden Wangen und funkelnden Augen voll Geist und Laune, ein zierliches, keckes, übermütiges und doch schon sehr damenhaftes Geschöpfchen, sehr geeignet, einem jungen Mann den Kopf zu verdrehen, aber nur einem andern, den nicht das Bild einer stolzen, blonden Schönheit verfolgte, den nicht ein paar bestrickende blaue Augen in unlösliche Banden gefesselt hielten.

„Herr von Sturre!"

Die frische Stimme rief ihn mit einem Klange an, als gälte es, einen Schlafenden zu wecken, und Paul fuhr auch wirklich wie aus einem Traume erwachend in die Höhe. Noch einen letzten Blick gönnte er dem holden Bild inmitten der blauen Ringeln, die sich in der weichlichlauen Sommerluft kräuselten, dann nahm er die Cigarre aus dem Mund.

„Sie befehlen, Miß Polly?"

Digitized by Google

Das klang nicht nur vertraulich, sondern vor allem sehr überlegen. Miß Polly schaukelte sich nicht mehr. Sie wies auf einen Bambusrohrstuhl in ihrer Nähe und befahl dem jungen Mann durch eine kurze, geradlinige Geberde, sich auf denselben niederzulassen. Er gehorchte, indem er bei sich dachte: „Aha!“ Und er hatte doch so wenig Lust zum Kurschneiden, jedoch sein Pflichtgefühl ließ ihn da im Stich.

„Erfahren Sie denn zuerst, daß ich nicht Polly heiße!“ begann das junge Mädchen mit spöttischer Wichtigkeit.

„Vergebung, ich hätte Fräulein Dreumoore sagen sollen“, entschuldigte sich Paul.

„Das ist kaum zu verlangen“, versetzte sie noch spöttischer, „nachdem Sie soeben bei Tische erfuhren, daß mir noch volle drei Wochen zu meinen siebzehn Jahren fehlen. Aber Sie werden einsehen, daß Polly ein abscheulicher Name ist. Sehen Sie das ein?“ fragte sie gebieterisch.

„In der That, er scheint mir nicht passend für eine schöne, junge Dame“, versetzte Paul, sich zu der ersten Artigkeit bequemend, die aber kein geschmeicheltes Lächeln auf dem Antlitze des jungen Mädchens erweckte, nein, im Gegentheil, das verhaltene Zucken um den kirschrothen Mund trat jetzt ganz offen hervor.

„Das glaube ich selbst“, sagte sie. „Es giebt auch nur zwei Personen, von denen ich diesen Namen dulde, nämlich mein Papa und der Onkel. Künftighin wird es auch eine dritte geben, aber diese sind Sie nicht. Merken Sie sich das! Sie dürfen mich Mary nennen, wie Ihre Tante es thut!“

„Und warum denn gerade Mary?“ fragte Paul etwas zerstreut. „Wie heißen Sie denn eigentlich, Fräulein?“

„Mary Ann Dreumoore, Ihnen zu dienen“, versetzte Mary mit einem Versuch, sitzend zu knixen.

„Wie kommen Sie denn zu diesem Papageiennamen Polly?“ fragte Paul.

„Ach, mein Gott! Polly ist ja die gebräuchliche Abkürzung für Mary oder Mary Ann“, erklärte das junge Mädchen. „Für einen Referendar und Reservelieutenant finde ich Sie erstaunlich unwissend, Herr von Sturre.“

„O, in deutschen Kosenamen kenne ich mich aus. Aber dieses Englisch ist eine so launige Sprache. Mittels welches ethymologischen Prozesses kann man Mary in Polly verwandeln?“

„Auf dieselbe Weise, wie man Richard in Dick, William in Bill und Robert in Bob verkürzt. Allein in der Pension, wo es einige Amerikanerinnen gab, die mich mit der heimischen Abkürzung beglücken wollten, beantwortete ich jede solche Anrede mit einer Handgreiflichkeit. Ich bin überzeugt, Sie werden sich dem nicht aussetzen!“

Paul warf unwillkürlich einen Blick auf ihre niedlichen Hände, und völlig gewohnheitsmäßig, bloß weil im Verkehr mit jungen Damen gewisse Antworten auf gewisse Bemerkungen fast mit Natur-

Digitized by Google

nothwendigkeit folgen müssen, wollte er sagen, daß er bereit sei, von diesen Händchen alles auszuhalten, aber Mary Anns kohlschwarze Augen funkelten schon wieder in einem solchen Koboldlicht, als ob sie Wort für Wort voraus wisse, was er zu betheuern im Begriff stand, so daß er mit einer raschen Wendung sich beeilte, sie zu versichern, daß er sich hüten werde, ihren Unwillen zu erregen.

„Das ist löblich!“ nickte Mary, sich in ihren Lehnstuhl zurücklegend und den jungen Mann mit halbgeschlossenen Augen zwischen ihren unendlich langen Wimpern hindurch betrachtend. „Aber nicht deßhalb allein habe ich Sie auf diesen Sitz hierher beordert. Was ich mit Ihnen zu reden wünsche, ist sehr ernst.“

„Alle Wetter!“ dachte Paul. „Sei es drum!“ beruhigte er sich selbst. „Wenn sie nur nicht gerade heraus verlangt, daß ich ihr den Hof machen soll! Solch' kleine Amerikanerin ist alles imstande!“

Dabei sah sie aber wirklich ganz ernsthaft aus. Nur um ihren winzigen Mund trieben neckische Geister ihr Spiel, gerade so, als ob sie im voraus die Worte desselben Lügen strafen wollten.

„Ich bin ganz Ohr!“ sagte Paul höflich.

„Da würden Sie hübsch aussehen!“ antwortete Mary, die Hyperbel ein wenig zu buchstäblich nehmend. „Ich bitte aber in der That um Ihre vollste Aufmerksamkeit; doch sein Sie ruhig, ich werde dieselbe auf keine zu lange Probe stellen! Lesen Sie Novellen, Herr von Sturre?“

Sie lehnte sich so weit in den Schaukelstuhl zurück, daß ihr graziöses Persönchen fast darin versank und sah den jungen Mann mit einer gewissen Spannung an, doch immer noch mit halbgeschlossenen Lidern, vielleicht aus edelmüthiger Rücksicht, um mit den flammend dunklen Augen nicht zu großes Unheil anzurichten.

„Novellen?“ fragte Paul überrascht. „Und das nennen diese kleinen Mädchen etwas ernsthaftes!“ fügte er bei sich selbst hinzu.

„Nun ja, Novellen, Romane, Werke, in denen etwas von der „Liebe“ vorkommt, wie wir zu sagen pflegten, als wir in der Pension noch nicht die ‚Großen‘ waren“, erläuterte das ‚kleine Mädchen‘ ungeduldig. „Lesen Sie dergleichen? Ja oder nein?“

„Ei, gewiß verzehre ich das auf mich entfallende Quantum Belletristik gewissenhaft. So etwa ein Meterzentner jährlich wird es sein!“ erwiderte Paul, sorglos seine blauen Ringel in die Luft blasend. Seine Aufmerksamkeit war noch nicht sehr erregt.

„Genügt!“ erklärte Mary. „Pflegen Sie sich nach den ersten Kapiteln eine Idee vom Verlauf und Ende der Geschichte zu machen?“ forschte sie weiter. „Wissen Sie immer im vorhinein, wer wen bekommt?“

„Mein Fräulein! Sie zweifeln doch hoffentlich nicht in diesem Maße an meinem Scharfblick?“

„Keine Spur! Nur gehe ich ganz logisch vor. Da darf man nichts aufs gerathewohl voraussetzen. Nehmen Sie denn an, Herr von Sturre, Sie läsen eine Novelle, in welcher ein Onkel und eine

Digitized by Google

Tante vorkommen, die ein Paar sind. Der Onkel hat eine Nichte, die Tante besitzt einen Neffen. Diese begegnen sich auf einem, dem Paare gehörenden Landgute. Außer ihnen ist nichts jugendlich Weibliches oder Männliches in Sicht. Dies die Prämissen, aristokratisch gesprochen. Bitte, was wäre da Ihre Schlußfolgerung, Herr von Sturre?"

„Teufel! Ist das eine schneidige Yankeetochter!" dachte Paul, über alle Maßen erstaunt. „Sie schießt ja auf ihr Ziel los, wie ein Torpedoboot!" Laut fügte er, nach einem Moment scheinbaren Nachdenkens, bedächtig hinzu: „Der Novellenbrauch erfordert es unbedingt, daß Neffe und Nichte sich ineinander verlieben!"

Er war ganz gefaßt darauf, daß ihm die Kleine nun mit ihrem knusprigen Stimmchen die herausfordernde Antwort geben würde: „So thun Sie es Ihrerseits!" und betrachtete deßhalb die junge Dame sehr angelegentlich durch die Rauchwolken seiner Cigarre. Jetzt hatte sie ihn aber doch schon ein wenig aus seiner Gemächlichkeit und satten Seelenruhe herausgerissen, so daß er nicht ohne Gespanntheit der Dinge harrte, die da kommen würden.

„Ganz sicher! Sie können Gift darauf nehmen! So wäre es — in der Novelle", versetzte Mary langsam und sah nachdenklich zur Decke hinauf. Einen Moment schwieg sie ganz, als fiele ihr an dem Leinwanddach etwas besonderes auf, plötzlich jedoch, gleichsam ihre Gedanken mit Heftigkeit von demselben abziehend, setzte sie sich mit einem jähen Ruck in dem Schaukelstuhl auf, sah Paul scharf an und sagte hierauf eindringlich: „Aber wäre es nicht viel origineller, wenn sie es nicht thäten?"

„Was?" fragte Paul, die Cigarre aus dem Mund nehmend.

„Wenn sie sich nicht verlieben, die beiden nämlich! Der bewußte Neffe und die bewußte Nichte, Sie wissen schon!"

„Freilich wäre es origineller!" gestand Paul zu.

„Gewiß! Wie oft dachte ich mir das nach den ersten Kapiteln: „Ach, wie angeführt wären die Leser, wenn die beiden sich jetzt nicht verliebten!" Aber keine Idee! Sie thaten es immer!"

„Natürlich! Wenn der Autor sein Buch bloß darum geschrieben hatte, um Ihnen zur Kenntniß zu bringen, daß sein Held und seine Heldin sich ineinander verliebten!"

„Und es wäre doch nicht nur viel origineller, es wäre auch bequemer, vernünftiger, es wäre geradezu reizend, wenn sie es einmal nicht thäten."

„Das ist sehr richtig!" fiel Paul rasch ein. „Etwas Abwechselung thäte wahrhaftig schon noth.

„Sehen Sie!" rief Mary erfreut. „Hier sind wir also, wo ich hin wollte. Die Geschichte geht uns ein wenig an, nicht wahr? Sie sind solch' ein Neffe, ich bin eine solche Nichte, und die Logik der Gewohnheit, des Hergebrachten und Banalen, kurz, jene Logik, die ich hasse, ich, die ich im allgemeinen der Logik nicht abgeneigt bin, wie Sie schon herausgebracht haben können, jene Logik verlangt es, daß wir uns stante pede ineinander verlieben. Das

Digitized by Google

paßt mir nun durchaus nicht! Ich finde es ganz himmelschreiend närrisch, daß ich mich in Sie verlieben sollte, bloß weil Sie zufällig der einzige junge Mann sind, der mir hier in die Nähe kommt und wenn Sie sich's einfallen ließen, nicht so zu denken oder mir dies etwa aus sogenannter Höflichkeit weis machen wollten, so würde ich Sie für einen sehr gewöhnlichen Menschen halten."

„Aber ich sage Ihnen, Fräulein Mary, ich bin ganz einverstanden mit Ihrer Ansicht von der Sache!"

„Desto besser!" stieß sie mit einem Erleichterungsseufzer hervor. „Indessen finde ich Sie für eine so sehr junge Dame erstaunlich vorsichtig."

Er hatte seine Cigarre ausgehen lassen und warf sie nun in einem großen Bogen auf den kurz geschorenen, saftig grünen Rasen jenseits des Kiesvorplatzes hinab.

„Geben Sie acht!" warnte Mary trocken. „Sie könnten ein Loch in den sammtnen Rasenteppich brennen, und dann müßte man ihn flicken. Vorsichtig?" nahm sie das Gespräch wieder auf. „Ich schmeichle mir! Natürlich machen Sie jetzt heimlich Ihre Glossen über meine unerhörte Offenheit, oder wie Sie es sonst bei sich etwas derber nennen mögen. Wenn ich für ein deutsches Romanmädchenideal sitzen wollte, so dürfte ich um Gottes willen keine Ahnung davon haben, daß es menschenmöglich ist, sich in mich zu verlieben, ja selbst wenn er schon vor Liebe zu mir neun Zehntel gestorben wäre, wäre es mir noch nicht erlaubt, das Geringste zu merken. Aber Gott sei Dank war meine Wiege nicht aus irgend einem soliden, schwerfälligen Stück Eichenholz geschnitzt, es war wahrscheinlich gar keine Wiege, sondern eine Hängematte, und sie stand nicht an der Elbe und nicht an der Pleiße, weder an der Zwickauer, noch an der Freiberger Mulde, sondern hing vermuthlich zwischen zwei Fächerpalmen oder Platanen in einer Hacienda zwischen Lima und Begota. Auch war meine frühere Erziehung so abweichend von der gewöhnlichen, daß selbst fünf Jahre Fräuleinstift meine kleinen Unregelmäßigkeiten, wie man meinen Eigenwillen und meine anderen nicht reglementmäßigen Eigenschaften in der Pension beschönigend nannte, nicht völlig auszurotten vermochten. Ich erlaube mir demnach zuzugestehen, daß man sich in mich verlieben kann, wenn man es darauf anlegt —"

„Oder wenn Sie es darauf anlegen!" lachte Paul, der sich jetzt sehr gut unterhielt und seine träumerische Verdauungsstimmung abgestreift hatte. „Dann sehr wahrscheinlich sogar!"

„Ich werde es aber nicht darauf anlegen!" rief Mary entschieden. „Ganz im Gegentheil! Ich muß Ihnen nämlich mittheilen, daß ich eigentlich verlobt bin!"

„Eigentlich? Jeder Zusatz nimmt hier etwas von der baren Thatsache hinweg", meinte Paul pedantisch. „Also verlobt? So, so! Da finde ich Ihre Vorsicht nur menschenfreundlich. Und Onkel Ernst weiß nichts davon?"

„O doch! Nur glaubt er es noch nicht recht."

Digitized by Google

„Wer ist der glückliche, Fräulein Mary —"

„Können Sie nicht einfach fragen: ‚Wer ist Ihr Verlobter?' Sie halten ihn doch für nichts weniger als glücklich. Warum es vorgeben? Gewöhnen Sie sich dergleichen ab, mindestens mir gegenüber, Herr von Sturre!"

„Wohlan denn: Wer ist Ihr Verlobter schlechtweg?" fragte Paul, die Mahnung mit einer leichten Verbeugung zur Kenntniß nehmend.

„Ein Amerikaner natürlich!"

„So? Dieses „natürlich" klingt nicht sehr schmeichelhaft für meine Landsleute. Doch Sie erregen meine Neugierde. Haben Sie sich in der Pension verlobt oder während der letzten Osterferien?"

„Nein, das war geschehene Sache, als ich vor fünf Jahren herüberkam!"

„Wahrhaftig!"

„Lachen Sie nicht! Sie werden zwar bei einigem Nachdenken herausbringen, daß ich damals zwölf Jahre alt war und deßhalb erscheint Ihnen die Sache komisch. Aber was beweist das? In der That besteht das Abschiedsgeschenk meines Verlobten aus einer Riesenpuppe, die Dolly hieß und die Beschwerden des Pensionsaufenthaltes so gut ertragen hat, daß ich Sie Ihnen auf Verlangen unversehrt zeigen kann. Nur der Mechanismus der linken Hand hat etwas gelitten, sonst befindet sich Dolly leidlich wohl. Um aber wieder auf meinen Bräutigam zu kommen, so ist er ein Jugendfreund Papas."

Paul schluckte ein wenig, als ob er etwas hätte sagen wollen!

„Jetzt glauben Sie gar, daß er steinalt ist!" rief Mary rasch. „Bedenken Sie! Mein Papa ist kein Greis mit Silberlocken, wie die edeln Romanväter. Er ist sehr hübsch, mein Papa! Und jung! Noch nicht vierzig. Und Mr. Francis Collin Smithson, mein zukünftiger Zukünftiger, ist um sechs bis sieben Jahre jünger und ein recht netter Mensch."

„Immerhin doppelt so alt wie Sie."

„Doppelt so alt wie ich kann er nur einen Tag lang sein", versetzte Mary kampfbereit. „Dann schmilzt die Differenz immer mehr zusammen. Ich möchte gar keinen Jüngeren. Unter dreißig gilt mir ein Mann noch gar nicht für voll!" setzte sie hinzu, ihm einen Blick zuwerfend, der besagen mochte: „Da hast Du's!"

Paul verbeugte sich wieder.

„Da mir noch einige Jahre zu diesem interessanten Alter fehlen, kann ich also auch keinen Anspruch darauf machen, von Ihnen für voll angesehen zu werden. Das ist wirklich traurig!" fügte er in etwas spöttischem Tone hinzu. „Und was ist Ihr Bräutigam nebstbei? Millionär selbstverständlich!"

„Ich weiß nicht, ob sich das von selbst versteht, aber er besitzt in der That sehr reiche Silberminen. Ich halte das für keinen Nachtheil, und meinem Papa ist es sogar sehr erwünscht, denn der arme Papa hat, glaube ich, schon einen großen Theil seines Ver-

Digitized by Google

mögens „angebaut"; nur zweifle ich, daß es jemals dort herauswachsen wird, wo er es angebaut hat. Längst war es zwischen ihm und Mr. Francis ausgemacht, daß ich dessen Frau werden solle, doch erst vor wenigen Wochen gab auch ich als Hauptperson brieflich meine Einwilligung, und im Herbst kommen nun Papa und Smithson, um mich zu holen. Meine Vorsicht ist demnach gerechtfertigt, aber, wie mir scheint, auch ebenso überflüssig."

„Wie meinen Sie das?"

„Es war überflüssig, daß ich fürchtete, unversehens in ein Herz einzudringen, welches ja schon besetzt ist."

„Besetzt? Sind Sie dessen so sicher?" murmelte Paul etwas verlegen.

Dieses „kleine Mädchen" hatte eine Art, ins Zeug zu gehen, die ihn fast verwirrte.

„O und wie sicher! Als Sie da vorhin am Thürpfosten lehnten, paßten einige Merkmale, an denen es sich, wie mir meine Freundin Georga angegeben hat, erkennen läßt, ob ein Mann verliebt ist, so ausnehmend gut auf Sie, daß ich gar nicht irre gehen konnte."

„Welches sind diese Merkmale?"

„Amtsgeheimniß! Die Thatsache gestehen Sie zu! Ist's denn nicht so?"

„Nur wenn es zu Ihrer Beruhigung dient!"

„Mein Gott, wie gefällig! Aber so weit sind wir im klaren: Sie verlieben sich nicht in mich!"

„Ich werde mein möglichstes thun!"

„Ein ehrliches, mannhaftes Nein!"

„Nein denn, wenn Sie es so wollen. Ich gestehe Ihnen, um Sie völlig zu beruhigen, sogar, daß Sie durchaus nicht mein Ideal sind. Nur erlauben Sie, Fräulein Mary, daß auch ich vorsichtig bin."

„Vorsicht ist die Mutter des Porzellankastens. Zugestanden! Was befürchten Sie denn?"

„Fräulein Mary", begann Paul, sein blondes Schnurrbärtchen glättend. „Sie sind wohl verlobt, aber Sie können mir doch nicht einreden, daß Ihr Herz, was man so Herz nennt, an Ihren Verlobten vergeben ist?"

„Warum nicht?"

„Damals vor fünf Jahren hatten Sie, davon bin ich überzeugt, nur Augen für Dolly und kaum einen Blick für Mr. Francis Collin Smithson, — so heißt er, nicht wahr? — Und seitdem sahen Sie ihn ja nicht! Oder doch?"

„Nein, aber ich besitze seine Photographie und erinnere mich seiner noch sehr gut."

„Sie können sich doch wohl nicht nachträglich in ihn verliebt haben!"

„Wer spricht denn überhaupt davon, daß ich in ihn verliebt bin?"

„Nun also!" rief Paul triumphirend. „Wenn Sie nicht in ihn

Digitized by Google

verliebt sind, so könnnte es immerhin geschehen, daß Sie sich in einen andern verliebten, in mich zum Beispiel."

Er sagte dies scherzend, aber das junge Mädchen schüttelte ganz ernsthaft den Kopf.

„Ach Gott! Was Ihnen einfällt! Ich sagte Ihnen schon, ich nehme so junge Herren, wie Sie, gar nicht für vollwerthig, und der, in den ich mich verlieben könnte, müßte dann jedenfalls ein reiferer Mann sein."

„Ich schlage Ihnen den Moses von Michelangelo vor, oder einen unserer Generale im Ruhestand —"

„Unnöthig! Ich neige überhaupt nicht zu dieser Krankheit. Und dann bin ich geimpft."

„Geimpft?" fragte Paul. „Das ist neu!"

„Ja, jetzt impft man doch alles ein, Tollwuth, Moral, Cholera, Grundsätze und wer weiß, was noch alles, warum sollte man nicht auch Liebe einimpfen können?"

„Es kommt etwas ähnliches in Heines Memoiren vor", murmelte Paul. „Bitte, sagen Sie mir, wer Ihnen die Liebe einimpfte! Ich zerspringe vor Neugier."

„Das kann ich doch nicht verantworten! Also hören Sie! In der letzten Zeit im Pensionat, als wir Großen anfingen, in die Jahre zu kommen, wo die Röcke sich verlängern und die Brenneisen zu Ehren gelangen, wüthete die bewußte Krankheit unter uns ganz entsetzlich. Rechts und links von mir fielen die Opfer. Augusta verliebte sich in Bulsz, Wilhelmine in Gudehus, Eugenie in den Physikprofessor, obgleich er mehr Haare auf den Zähnen, als auf dem Kopfe hatte, Martha schwärmte für einen jungen Mann mit weißen Beinkleidern und schwarzem Schlußrock, der mit einem melancholischen Hunde auf der Brühlschen Terrasse zu promeniren pflegte; sie hielt ihn für einen ausländischen Prinzen, ich dagegen vermuthe, es war ein stellenloser Ladenschwengel, und Camilla träumte gar von einem italienischen Gipsfigurenhändler mit einem römischen Profil. So ging es weiter durch die Bank. Jede hatte ihre Leidenschaft, und es waren einige ganz absonderliche darunter. Ich entzog mich der Ansteckung nicht, denn ich dachte: „Ich bekomme es ohnehin!" Wer es jedoch nicht bekam, war Miß Mary Ann Dreanmoore. Zuletzt wurde mir der Ausnahmezustand zu dumm und ich beschloß, mir die Liebe einzuimpfen, das heißt, mich absichtlich zu verlieben."

„Schön!" sagte Paul. „Und das Objekt?"

„Unser Zeichenlehrer. Ich —"

„Erlauben Sie, Miß Polly, pardon! Fräulein Mary! Nur genau! Warum war es gerade der?"

„Erstens war er um mindestens zwanzig Jahre jünger, als seine Kollegen, daher höchstens fünfundvierzig Jahre alt. Auch besaß er noch seine braune Lockenfülle, welche er mit einer sehr weißen Hand zu glätten pflegte, und dann war er, nach Aussage der Sachverständigen unserer Stube, in mich verliebt. Deßhalb wählte ich ihn."

Digitized by Google

„Wie fingen Sie das Ding an?“

„Vorerst ‚verpaßte‘ ich, trotzdem ich eine sehr gute Zeichnerin bin, jeden Augenblick etwas an meinem kapitolinischen Ariadnekopf, so daß Dr. Albertus kommen und sich auf meinen Platz setzen mußte, um meinen Fehler zu verbessern, während ich dabei stand und mich bemühte, Herzklopfen zu bekommen. Ich ließ mir meine Stifte von ihm spitzen, that sehr aufklärungssüchtige Fragen über Perspektive und andere Dinge, an denen mir ebenso wenig — viel wollt' ich sagen, gelegen war, sprach fortwährend von Herrn Albert, schrieb seinen Namen auf alle möglichen Papierschnitzel und rupfte statt der traditionellen Wucherblume alles, was nur zu rupfen war, am meisten jedoch die Ohren des Pensionsbolognesers, eines reizenden Hündchens.“

„Und gelang es Ihnen, den heiligen Wahnsinn zu empfinden?“ spöttelte Paul.

„Ich brachte es nur zu einer gelinden Tollheit“, gestand Mary etwas niedergeschlagen. „Aber auch das war schon ein großer Fortschritt. Ich bin eben zu vernünftig angelegt, da kann man nicht mehr verlangen. Genug, ich konnte mitreden, wenn die anderen von dem Gegenstande sprachen.“

„Und Herr Albert?“

„Er nannte mich nunmehr Marianne, was, wie Georga behauptete, für seinen Seelenzustand sehr maßgebend war.“

„Kann sein! Wie lange dauerte denn diese künstlich gezüchtete Verliebtheit?“

„Ach, sehr lange hielt es nicht vor. Nach acht Tagen war mir das Schmachten ein wenig über geworden und ich mußte, um mich zu erholen, einige Streiche angeben, die der Vorsteherin rein den Athem versetzten. Ja, ich bedauere, sagen zu müssen, daß nachher ein starker Rückschlag in meinen Empfindungen eintrat und daß mir dann Herr Albertus so unleidlich war, wie Schaumrollen, an denen ich mich einmal übersättigt hatte, so zwar, daß ich mich der Zeichenstunde gewöhnlich durch die schlauesten Indianerlisten zu entziehen wußte. Aber nicht nur der konkrete Dr. Albertus, sondern auch die Liebe in abstracto war mir verleidet, und durch rücksichtslose Strenge brachte ich es endlich so weit, daß auf meiner Stube niemand mehr das Wort auszusprechen wagte. Sie sehen also, Herr Paul, ich bin so sicher vor dem Verlieben, wie Sie. Auf Wunsch gebe ich Ihnen das schriftlich!“

„Ich glaube es Ihnen auch so!“ wehrte Paul lachend.

„Nein! Nur hübsch ordentlich! Reißen Sie zwei Blätter aus Ihrem Notizbuch!“ befahl sie streng. Er gehorchte. „So! Geben Sie mir eins! Jetzt den Stift!“ Sie legte das Blatt auf sein Büchlein und beides auf ihr Knie, und nachdem sie den goldenen, mit einer Rococoscene emaillirten Stift zwischen ihren Kirschenlippen befeuchtet hatte, schrieb sie mit einer äußerst zierlichen, spitzen Schrift folgende Worte auf das Blatt: ‚Ich verpflichte mich hiermit auf Ehrenwort, mich nicht in Herrn Paul von Sturre zu verlieben.

Digitized by Google

Gezeichnet: Mary Ann Drenmoore.' „So, jetzt Sie!" sagte sie dann, Paul Buch und Stift reichend, die er mit leidendem Gehorsam entgegennahm. „Schreiben Sie!" gebot sie. „Ich verpflichte mich hiermit, mich nicht in Fräulein Mary Ann Drenmoore zu verlieben. Gezeichnet: Paul von Sturre." So! Jetzt tauschen wir die Blätter aus. Nun ist der Vertrag regelmäßig unterfertigt und wir haben es jetzt schriftlich, daß wir gute Kameraden sein können. Wollen Sie das?"

„Ob ich will!" versicherte Paul, das Blättchen mit einem Lächeln in seine Brieftasche schiebend, während Mary das ihrige in ein winziges Perlmutterportemonnaie hineinpreßte.

„Und ich bin ein ausgezeichneter guter Kamerad!" behauptete sie fröhlich. „Sie werden sehen! O, wie ich mich freue, daß wir die Sache so anständig geschäftsmäßig erledigt haben und daß wir nun in ungetrübtester Gemütsruhe verkehren können. Sie brauchen mir nun keine Komplimente zu machen und ich habe es nicht nothwendig, mich zu stellen, als ob ich Ihnen Wort für Wort glaubte. Wir reden, wenn wir wollen, schweigen, wenn es uns gefällt und langweilen einander nicht durch ununterbrochene gegenseitige Unterhaltungsbestrebungen. Wenn Sie meiner Gesellschaft müde sind, können Sie sich zurückziehen, ohne daß ich das Recht habe, empfindlich zu werden, und wenn ich etwas haben will, so kann ich Sie ohne Umschweife darum bitten. Wir wahren uns unsere Freiheit und verwandeln den gezierten Salonton in einen, dem Landaufenthalt angemesseneren und bequemereren. Kurz, wir sind nicht mehr arme Gesellschaftssklaven und ausgepumpte Konversationsmacher um jeden Preis, nicht eines des andern Narr, sondern Kameraden, Kameraden, Kameraden! Jetzt besiegeln wir unsere Kameradschaft noch mit einem biedern Handschlag und dann sind wir fertig und können dieselbe durch eine Partie Croquet einweihen."

Dieser einen Partie, — ich denke, es zweifelt niemand daran, daß Mary sie zu gewinnen verstand, — folgten noch sehr viele andere, die Paul und Mary zusammenspielten.

Sie waren ja aufeinander angewiesen. Onkel Ernst steckte über Hals und Kopf in Ernteforgen und brachte viel Zeit in den weit entfernten Wirthschaftsgebäuden zu, während Tante Erna nur innerhalb ihrer reizend ornamentirten Mauern regsam war, sich aber so wenig wie möglich aus denselben heraus rührte. So kam es, daß die beiden jungen Leute allein zusammen ausritten, ausgingen, sogar ausfuhren, Croquet, Schach, Lawn-Tennis oder auch Klavier miteinander spielten und überhaupt fast ihre ganze Zeit gemeinsam verbrachten. Dabei fiel die Leitung, trotz der kleinen Phrase von der beiderseits gewahrten Freiheit, dennoch ganz in Marys energisches Händchen. Sie war es, welche die Pläne für den nächsten Tag ausheckte, in zweifelhaften Fällen das entscheidende Wort hatte und sich für beide den Kopf zerbrach, wo und wie sie die Zeit am angenehmsten todtschlagen könnten. Paul hatte sich bald aus freien

Digitized by Google

Stücken jedes eigenen Willens begeben, denn es paßte vollkommen zu seiner Idee von sommerlicher Erholung, sogar das Denken einem andern zu überlassen. Er merkte es daher gar nicht, daß er eigentlich einer schmählichen Tyrannei verfallen war, und wenn er es merkte, fand er dieselbe so bequem, daß er nicht die geringste Anstrengung machte, sich ihr zu entziehen. Ja, wenn es vorkam, daß Mary beim Frühstück keine Miene machte, den Tagesbefehl auszugeben, so fragte er von selbst: „Können Sie mir nicht sagen, wohin ich heute gehen werde, Miß Polly?“ Denn auf Grund des verbrieften Kameradschaftsrechtes nannte er sie nun doch Polly und sie rächte sich dafür an ihm, indem sie seinen Namen nicht ehrlich deutsch, sondern englisch aussprach, wo es in ihrem Munde dann ebenfalls wie Poll lautete.

Wenn ich sagen sollte, daß sich die jungen Leute nie stritten, so würde man mir das kaum glauben. Im Gegentheil nahm Mary den Streit mit Paul unwandelbar in ihr tägliches Vergnügungsprogramm als nothwendige Würze auf, und wenn derselbe auch von einer durch die Sommerhitze in einem wahrhaft bewunderungswürdigen Grad gesteigerten Friedfertigkeit war, so verstand es das junge Mädchen dafür ausgezeichnet, ihn zu reizen und ihn aus den Bollwerken, hinter denen er seine Sanftmuth verschanzte, hervorzulocken. Auch dies war eine Art, die Langeweile zu verscheuchen, welche es übrigens ohnehin nicht wagte, Schloß Rosenstein zu nahen, seitdem Mary dort hauste, denn ein unterhaltsameres, aufgeweckteres, beweglicheres und vielseitigeres Wesen, eine bessere Gesellschafterin konnte man nicht leicht finden. Auch hatte sie durch systematische Uebung die Kunst des Widersprechens sehr ausgebildet und diese Kunst war nicht selten das belebende Salz ihres langen Beisammenseins.

Einen sehr häufig berührten Gesprächsstoff gab Pauls blondes Ideal ab. Ohne daß er die Absicht gehabt hätte, oder sich dessen bewußt geworden wäre, hatte Mary dem jungen Mann bald das Geheimniß seiner unglücklichen Liebe zu einer hochstehenden Frau, jenem blonden Wunderbild, das in seinen Träumen spukte, entlockt. Wenn er es nachher überdachte, so bewunderte er noch immer die hexenhafte Geschicklichkeit, womit sie seinen großen Schmerz, den er im tiefsten Winkel seines Herzens verborgen zu halten vermeinte, ans Tageslicht gezogen hatte. Er sollte denselben lüften, wie seinen Winterpelz, rieth sie.

Und sie half ihm getreulich dabei, indem sie häufig von der schönen, stolzen Frau zu sprechen begann und mit großer Neugier immer neue Einzelheiten zu wissen begehrte. Anfangs, da Paul einsah, daß sich vor Marys Spürsinn ohnehin nichts verbergen ließ, war er sehr mittheilsam, bald aber wurde die Quelle seiner Ergießungen minder und minder ergiebig. Sei es, daß sich der Gegenstand erschöpfte, doch bei einem wahrhaft Liebenden wäre dies wohl kaum der Fall gewesen, — sei es, daß der große Schmerz das Lüften nicht vertrug und sich dabei allgemach verflüchtigte, jedenfalls ging

Digitized by Google

Paul immer weniger bereitwillig auf das Thema ein, so zartfühlend sich Mary dabei auch benahm, indem sie nie, nach sonstiger Mädchenart, sein blondes Ideal vor ihm herabzudrücken versuchte. Er hingegen beobachtete nicht dieselbe Rücksicht für Mr. Smithson. Dieser Bräutigam bot ihm fortwährend Stoff zu sarkastischen Ausfällen, und da sich das junge Mädchen stets in wärmster Weise des Entfernten annahm und Pauls Pfeile sehr geschickt auf den Absender zurückschleuderte, war der getreue Francis der eigentliche Zankapfel zwischen den „guten Kameraden". Unbarmherzig goß Paul die Lauge seines Spottes über das Konterfei des Unbekannten aus. Er wollte aus der Nase desselben schließen, daß derselbe das Gegentheil eines Mäßigkeitsfreundes sei, gähnte beim Anblick des verhaßten Bildnisses, nannte es eine Philisterphysiognomie und zog Mary mit ihrem unästhetischen Geschmack auf, worauf sie spitzig erwiderte, sie finde es nicht fein von einem Mann, gehässig zu sein und die moralischen Eigenschaften ihres Verlobten herausstrich.

Sie wußte von ihrem Papa her Züge von gutmütiger Seelengröße, Aufopferung und edler Arglosigkeit aus dem Leben ihres Francis, gegen die sich gar nichts einwenden ließ, wenn man sie nicht einfach leugnen konnte oder wollte. Das that jedoch Paul sehr entschieden und erklärte alles, was sie ihm erzählte, für Humbug. Wenn ihn aber Mary dann mit scharfer Stimme fragte, warum er es denn gar so sehr auf Mr. Francis abgesehen habe, dann mußte er einfach die Antwort schuldig bleiben. Nachdem sie sich nun seit zwei Monaten nur einmal wöchentlich über diesen Gegenstand gestritten hatten, brachte die näher rückende Ankunft des Zankapfels dieses Gespräch immer öfter aufs Tapet und so hatten die Kämpfenden sich auch heute, an dem Tage, wo die beiden Amerikaner anlangen sollten, eine ziemliche Weile mit spitzen Pfeilen übergossen, bis, vielleicht vor Ermüdung, ein kleiner Waffenstillstand eintrat, den Paul leichtsinnig mit den vorwurfsvollen Worten unterbrach:

„Warum freuen Sie sich denn gar so unsinnig, Miß Mary Ann, Europa zu verlassen? Ging es Ihnen so schlecht bei uns?"

„Ich freue mich nicht darauf, Europa zu verlassen, ich freue mich, weil Papa kommt!" sagte Mary trotzig.

„Und Mr. Francis!"

„Und Mr. Francis!"

Paul ging in der großen Rosenlaube, wo sie eben beisammen waren, mit langen Schritten auf und ab.

„Wenn er nun doch nicht käme!" rief er plötzlich aus.

Er blieb stehen und sah Mary prüfend an.

„Warum sollte er nicht kommen?" fragte sie gleichmüthig, zog ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche, öffnete es und strich es liebkosend glatt: „Hier ist Papas Kabeltelegramm. ‚Schiffen uns heute mit dem „Kaiser Wilhelm" ein. Näheres folgt.' Das ist doch deutlich!"

Paul schwieg.

Digitized by Google

„Und hier Papas Telegramm von Hamburg: ‚Montag, den 15. August abends mit dem Schnellzug!'"

„Da steht nichts von Ihrem theuern Bräutigam", wandte Paul mit Schadenfreude ein.

„Wozu auch! Das versteht sich doch von selbst!" entgegnete Mary gelassen.

Paul warf sich in einen Lehnstuhl beim Fenster, daß ihm die Rippen krachten, dem Lehnstuhl nämlich.

„Und wie lange bleiben Sie dann noch diesseits des großen Wassers?"

„Vier Wochen! Schade, daß wir die Zeit nicht mehr zusammen verbringen können. Im ganzen haben wir uns ja gut vertragen, nicht wahr?" fragte Mary schelmisch.

Paul warf nur einen verstohlenen Blick über die Schulter zurück auf ihr lächelndes Gesichtchen, wandte sich dann schnell wieder ab und blieb so, als habe er die Genickstarre.

„Müssen Sie denn schon nächste Woche die Bürde Ihrer Würde wieder aufnehmen? Können Sie Ihren Aufenthalt nicht verlängern?"

„Im Gegentheil. Ich habe noch verschiedenes in der Residenz zu besorgen, und werde wohl schon übermorgen abreisen."

„Ach, gehen Sie!" klang es schmollend hinter seinem Rücken. „Papa würde sich so freuen, Sie kennen zu lernen. Ich schrieb ihm doch von Ihnen."

„Zu gütig! Kennen lernen werden wir uns auf jeden Fall. Ich bin ja noch hier, wenn er ankommt."

„Ja, kennen lernen! Wenn der Eine kommt und der Andere geht. Mr. Poll, Sie sind ein unfreundlicher Mensch."

„Sie werden mich ja nicht vermissen! In der Gesellschaft Ihres theuern Francis Collin Smithson!" sagte Paul, noch immer abgewendet.

„Undankbar sind Sie auch!"

„Ich?" rief Paul mit einer hastigen Wendung, die er aber nicht völlig ausführte, vielmehr drehte er sich sogleich wieder dem Fenster zu. „Den Vorwurf gebe ich Ihnen zurück. Undankbar sind Sie, Sie allein. Sie verdanken uns Ihre Bildung, Ihre Gesittung — denn sagten Sie nicht selbst, Sie seien bei Ihrer Ankunft eine Wilde gewesen? — und nun freuen Sie sich, weil Sie uns für immer los werden."

„Uns? Ihnen verdanke ich doch höchstens die Kenntniß des Scotch Gambit und einiger Klapphornverse. Identifiziren Sie sich also nicht mit der alten Europa! Und für immer verlasse ich diese Wiege der modernen Kultur nicht. Das bißchen Wasser soll mich nicht abhalten, in einigen Jahren zu Besuch zu kommen."

„Mit einem halben Dutzend Babis vielleicht!" grollte Paul.

„Herr von Sturre!"

„Nennen Sie mich nur so. Mr. Francis würde Ihnen so wie so nicht erlauben, mich Paul zu nennen."

Digitized by Google

„Warum nicht? Haben Sie denn eine Ahnung, wie gut und lieb er ist?"

„Wenn ich keine habe, so ist es wahrhaftig nicht Ihre Schuld. Sie haben es mir oft genug wiederholt. Er ist so gut, so edel, ein kristallisirter Gentleman, —"

„Jedenfalls würde er mir nicht seit einer Stunde in dieser Weise den Rücken kehren!" sagte Mary vorwurfsvoll, aber doch sanft. Es lag etwas eigenthümliches in ihrer Stimme, etwas, was ihn vielleicht dazu hätte bewegen sollen, sich umzuwenden. Allein Paul rührte sich nicht. „Aber Paul, was haben Sie denn?" fragte Mary kleinlaut. „Warum sind Sie denn böse? Es ist ganz und gar nicht hübsch, wenn Sie fortwährend einen Abwesenden angreifen, den Sie noch dazu nicht im mindesten kennen. Und wenn ich ihn hierauf pflichtschuldigst vertheidige, dann benehmen Sie sich so. Das steht nicht in unserm Vertrage."

Paul gab seine Stellung noch immer nicht auf. Er murmelte nur etwas vor sich hin.

„Möchten Sie nicht ein wenig lauter reden?" schmollte Mary in der andern Ecke.

„Wozu?" stieß Paul zornig heraus. „Es führt doch zu nichts. Sie haben ja nur diesen unausstehlichen Amerikaner und seine Silbergruben im Kopf. Das ist der einzige Gegenstand, von dem man mit Ihnen reden kann. Es ist besser, ich gehe ganz fort!" Und er erhob sich, um die Laube zu verlassen.

„Jetzt soll ich es gar sein, die davon anfängt!" rief Mary zornig, „während Sie es doch sind, der immer auf Smithson zurückfällt. Sie sind wahrhaftig abscheulich!"

„Dafür verbanne ich mich!" brummte Paul, schon an der Thür. Aber beim Ausgang blickte er unwillkürlich zurück und blieb wie angewurzelt stehen, denn er sah, wie die lebhafte, heitere, stets von Uebermuth sprudelnde Mary sich mit dem flachen Handrücken über die Augen fuhr, während es um ihr rosiges Mündchen schmerzlich zuckte und die zweite Hand verstohlen nach dem Taschentuche langte.

Mary trug an diesem Tage ein weißes Kleid, das ihr sehr gut stand. Grünlich fiel das Licht durch das Gezweige der Laube und umgab das junge Mädchen wie mit einem Mondenschimmer. War sie in der That so blaß oder schien sie nur so? Wie willenlos trat Paul näher und sah zu, wie sie die glänzenden Tropfen, die in ihren langgeschwungenen Wimpern hingen, mit dem Batisttuch auffing.

„So gehen Sie doch!" herrschte sie ihn an.

Aber er ging nicht, stand vielmehr wie festgewurzelt und blickte mit gekreuzten Armen auf sie nieder.

„Weßhalb weinen Sie eigentlich?" fragte er mit sonderbar gepreßter Stimme.

„Ich weine gar nicht!" erklärte Mary heftig, und weil gerade eine Thräne über ihre sammtweiche Wange hinablaufen wollte, tupfte sie geschwinde mit dem Tuch auf die Stelle. „Und wenn ich weine,

Digitized by Google

so brauchen Sie sich gar nichts darauf einzubilden, daß Sie mich beleidigt haben!" fuhr sie noch heftiger fort.

„Gegen Sie habe ich ja gar nichts gesagt!" tröstete Paul.

„O doch! Und Sie sollen auch gegen Francis nichts sagen, hören Sie?" schluchzte Mary.

„So weinen Sie doch nicht, Mary! Ich nehme alles zurück, was ich je über ihn gesagt habe. Er ist ein Adonis! Ein Engel! Ein Brillant von reinstem Wasser! Alles, was Sie wollen!" rief Paul. „Merken Sie denn nicht, daß mein ganzer Groll gegen ihn nur dem Neid entsprang? Dem gemeinen, erbärmlichen Neid? Da haben Sie mein Bekenntniß, Mary!" fügte er hinzu. „Und nun seien Sie gut und weinen Sie nicht mehr. Sonst komme ich mir wie ein Verbrecher vor."

Er hatte sich auf einen Schemel in ihrer Nähe gesetzt und sah mit beweglicher Bitte zu ihr auf. Dabei hielt er sich mit beiden Händen an der Seitenlehne ihres Stuhles fest, denn sonst, wer weiß, was er mit denselben angefangen hätte? Mary trocknete ihre Thränen mit Eifer. Vielleicht würde sie es nicht so schnell gethan haben, wenn sie gewußt hätte, wie reizend sie war, wenn sie weinte, fast noch reizender, als wenn sie lachte, aber wie sie nun zwischen Thränen zu lächeln versuchte, war sie vollkommen unwiderstehlich.

„Weßwegen beneiden Sie Smithson?" brachte sie stoßweise hervor. „Um die Silberminen?" Jetzt lächelte sie wirklich mit einem Anflug ihrer sonstigen Schalkhaftigkeit und sah dabei mit noch feuchten Augen auf ihn herab. Und auch er schaute so in ihren Anblick verloren zu ihr auf, daß ihr seine Blässe und seine erregten Züge, die er ihr vorhin verborgen hatte, auffallen mußten.

„Nein, nicht um die Silberminen!" sagte er langsam und wandte den Blick ab.

„Um seine guten Eigenschaften vielleicht?" fragte sie weiter, ihr Gesichtchen trocknend. „Nein? — Also — um — mich?"

Diese Frage kam sehr, sehr leise und zögernd von ihren Lippen. Paul antwortete nicht und blickte zur Seite. Eine schwere Pause entstand. Die klare Sommerluft drückte sie wie Blei. Jedes von ihnen hörte sein Herz klopfen und das Blut in den Schläfen sausen. Eine Biene war durch das Fenster eingedrungen und suchte summend einen Blumenkelch. Durch die lockende Röthe getäuscht, kam sie Marys Lippen zu nah. Diese bog sich ein wenig erschreckt zurück. Paul verscheuchte mechanisch die Biene und dabei begegnete sich sein Blick mit dem des jungen Mädchens. Wie bleich und traurig er aussah, der arme Paul!

„Aber das ist doch gegen die Verabredung!" stammelte Mary verwirrt.

Er senkte den Kopf.

„Ja, lachen Sie mich aus, Miß Mary!" sagte er, niedergeschlagen. „Lachen Sie, anstatt zu weinen. Ich — ich habe den Vertrag — gebrochen."

Digitized by Google

„O, o!“ sagte Mary. Weiter nichts, aber dies war so ausdrucksvoll.

„Es ist ja nicht gern geschehen!“ entschuldigte er sich mit einem blassen Lächeln. „Aber ich verdiene gar nichts besseres für meine Selbstüberhebung. So in Ihrer Nähe, in Ihrem Umgang zu leben, wie es mir vergönnt war, und kaltes Blut behalten zu wollen, ist Anmaßung! Sie hätten einem jeden den Kopf verdreht, Miß Mary, einem jeden, glauben Sie mir das! Und diese nun leider verflossene Zeit war so schön, daß ich es nicht einmal bedauern kann.“

„Es wird sich geben!“ beruhigte ihn Mary. „Ganz sicher!“

Er zuckte die Achseln und sah sie unverwandt an.

„Und nicht wahr, Sie begreifen jetzt, daß Sie mich halb wahnsinnig gemacht haben mit dem Lob Ihres Bräutigams und daß ich nicht länger hier bleiben kann? Denn alles vermöchte ich zu ertragen, nur das nicht, Sie mit ihm zusammen zu sehen!“ rief er mit ausbrechender Leidenschaft: „Dann stünde ich für nichts! Ich könnte ihn umbringen!“

„Aber Paul!“

„Fürchten Sie doch nichts für Ihren Tugendspiegel!“ spottete er bitter. „Ich werde ihm ja kein Haar krümmen, da er Ihnen so theuer ist. Aber wenn ich so reich wäre, wie er, wenn ich nur überhaupt ein Vermögen besäße, werth, es Ihnen anzubieten, so würde ich nicht so ohne Kampf zurückstehen. Leider habe ich kein Silberlager.“

„Warum reden Sie denn in einemfort von seinem Vermögen? Glauben Sie, daß seine Millionen, wenn er welche hat, auf mich eine solche Anziehungskraft ausübten? Sein Vermögen ist Smithsons geringste Eigenschaft.“

„Das ist es ja eben!“ rief Paul verzweifelt, indem er aufsprang und mit großen Geberden in der Laube auf und abging. „Das ist es ja eben! Wie gern hätte ich mich überredet, daß seine Großmuth erfunden oder übertrieben ist! Aber innerlich fühlte ich die überwältigende Beweiskraft der Wahrheit. Ja, Ihr Verlobter muß ein seltener Mensch sein, ein Mensch von Herz und Gemüt, wie man ihn selten findet, einer jener Männer, die gekannt zu haben a liberal education ist, wie man im Englischen sagt. Ich fühle es, er ist Ihrer Neigung werth, würdiger wohl als ich, und deßhalb verdammte ich mich zum stillschweigen, und ich würde mich auch kaum verrathen haben, wenn Sie nicht geweint hätten, Mary, als sich mein Schmerz in ohnmächtigem und kindischem Zorn Luft machte. Es schadet aber nichts, daß ich mich ausgesprochen habe. Mein Stolz litt darunter, doch mindestens werden Sie mich nicht falsch beurtheilen.“

„Nein!“ sagte Mary laut, mit leuchtendem Blick. „Jetzt, wo Sie ihn gelten lassen, sind Sie wieder Sie selbst. Ich bin froh darüber, Paul! Es stand Ihnen so garstig, dieses Schlechtmachen des armen Francis!“

„Vergeben Sie mir's! Und lassen Sie uns lieber gleich jetzt Abschied nehmen“, bat Paul. „Ich werde Onkel und Tante gegen-

Digitized by Google

über schon eine Ausrede finden! Zwar ist es feig von mir, so zu fliehen, ich weiß es, aber wer gewinnt etwas dabei, wenn ich mir das Leid auferlege, Zeuge seines Glückes zu sein, wem schadet es, wenn ich es mir erspare? Leben Sie wohl!" murmelte er, ihr die Hand entgegenstreckend.

Mary stand sehr bleich auf und legte ihre kleine weiche, aber kalte Hand in seine fieberhaft brennende.

„Sie wollen also fort!" murmelte sie mit zuckenden Lippen.

Er preßte ihre Hand krampfhaft.

„Leben Sie wohl!" wiederholte er und stand doch noch immer. Sein Sie glücklich! Und denken Sie hin und wieder an mich. Wollen Sie? Das können Sie mir doch versprechen!"

Sie nickte nur stumm. Er ließ ihre Hand los und wandte sich zum Eingang. Wie sinnlos wollte er fortstürzen, da traf sein Name wie ein Hauch sein Ohr.

„Lassen Sie mich, Mary!" rief er aufgeregt zurück. „Lassen Sie mich! Sonst stehe ich für nichts mehr! Mit meiner Kraft ist es zu Ende."

„So hören Sie mich doch, Paul! Bleiben Sie dort, aber sagen Sie mir das eine: Würden Sie auch dann noch fortgehen, wenn ich ebenfalls den — Vertrag — gebrochen hätte?"

Paul handelte ihrem Gebot, an der Thür zu bleiben, augenblicklich zuwider.

„Wenn das wäre, Mary", rief er, leuchtenden Auges auf sie zustürzend, „dann mache ich mir nichts mehr aus allen Francis der Welt!" Er riß mit leidenschaftlicher Geberde ihre beiden Hände an sich und zog sie näher und näher. „Und jetzt sagen Sie es, Sie lieber, unausstehlicher, herziger Quälgeist, ist es wahr, ist es wahr?"

„Das würde ich Ihnen gesagt haben, wenn Sie an der Thür geblieben wären", erwiderte Mary, mit einem lieblichen Schmollmündchen dem Stürmischen ihre Hände entziehend.

„Nicht einmal, wenn ich dort angeleimt gewesen wäre", betheuerte Paul, „hätte ich das zuwege gebracht!"

„O, setzen Sie sich mindestens vernünftig nieder!" befahl der kleine Tyrann. „Etwa dort, den Rücken mir zugewendet! Das hielten Sie ja vorhin sehr gut aus."

„Vorhin war ich unglücklich und wollte zwei sehr scharfe und sehr spöttische Augen nicht zu untersuchungsrichterlich auf mir ruhen lassen", vertheidigte sich der junge Mann lächelnd.

„Das wird Ihnen nicht erspart bleiben!" meinte Mary. „Also setzen Sie sich da auf den Stuhl, ich an dem Tisch Ihnen gegenüber und erledigen wir unsere Angelegenheiten, wie zwei vernunftbegabte Menschen, nicht wie Tollhäusler."

Sie sagte dies mit so viel übermüthiger Schelmerei, die den angenommenen Ernst durchdrang, wie glitzernde Sonnenstrahlen durch dünne Wolkenhüllen blitzen, daß der Tisch zwischen ihnen nicht ganz überflüssig war, denn Paul fühlte gegenwärtig sehr wenig Beruf in

Digitized by Google

sich, sich als vernunftbegabter Mensch zu geberden. Dennoch gehorchte er, aber mit einer sehr ergötzlichen Duldermiene.

„Das sind die Früchte einer guten Erziehung!“ sagte er zwischen Spott und Unzufriedenheit. „Sie haben mich beizeiten auf den Gehorsam dressirt. Da sitze ich nun wie ein gelehriger Pudel Ihnen gegenüber, statt, statt —“

Mit einer Bewegung ihres niedlichen Zeigefingers brachte sie ihn zum schweigen.

„Aufgepaßt! Jetzt bin ich Untersuchungsrichter! Angeklagter! Sie sind also in die hier anwesende Mary Ann verliebt?“

„So sehr, daß ich „Marianne“ sagen würde, wenn dies meinen Seelenzustand genugsam kennzeichnen würde. Aber nein, ich liebe diese eben erwähnte Mary Ann noch mehr, als ich in sie verliebt war. Ich liebe sie, weil sie ebenso gut als reizend, ebenso reizend als klug, ebenso klug als liebenswürdig und ebenso liebenswürdig als despotisch ist. Ich liebe sie, weil sie für mich die einzige *sie* ist, die überhaupt besteht, und wenn ich kein — nun kein unerfahrener Mensch gewesen wäre, hätte ich mich niemals zum Gegentheil verpflichtet.“

„Ja, damals hatte Ihre Herzenskammer eben eine andere Bewohnerin! Ist die nun obdachlos, oder was ist sonst aus ihr geworden?“

„Sie ist ins Land der Träume zurückgekehrt, was die Träume immer thun, wenn die siegreiche Morgensonne erscheint. Diese Liebe war nur eine schemenhafte Platzhalterin für die echte, warme, beseligende! Mary! Mary!“

„Still! Bleiben Sie, wo Sie sind, Paul! Sonst! Ich bin verlobt, Paul!“ fügte sie mit einem Ernst, der ihr wunderbar ließ, hinzu. „Ich bin verlobt mit dem besten Menschen unter der Sonne, aber, aber —“

„Sprechen Sie weiter, Mary!“ bat Paul, mit seinen Blicken an ihren Lippen hängend.

„Es wäre diesem besten Menschen unter der Sonne sehr wenig geholfen, wenn ich die Seine würde mit dem Gefühl im Innern, daß ich eigentlich einen andern heiraten sollte.“

„Mary!“

Diesmal ließ sie ihm wenigstens die Hand über den Tisch hinüber.

„Deßhalb, Paul“, fuhr sie besonnen fort, „werde ich heute allein zur Bahn fahren, meine Reisenden abzuholen. Tante Erna wirthschaftet ohnehin noch in den Fremdenzimmern herum, und Onkel Ernst wird es nicht übelnehmen, wenn ich ihn bei seiner neuen Dreschmaschine lasse. Und auf dem Wege setze ich mich vor Papa mit Smithson auseinander.“

„Und dabei sieht er erst recht, was für ein bestrickendes Wesen aus dem kleinen Mädchen geworden ist und, und! — Ach Mary, ich habe kein Vertrauen! Ich will ihn ja gern für den großmüthigsten

Digitized by Google

aller Sterblichen halten, aber daß ein Mensch aus Fleisch und Blut es fertig bringen sollte, auf Sie zu verzichten, das scheint mir eben unmöglich."

„Kleinmüthiger! Smithson kann mich doch nicht gegen meinen Willen heiraten. Und dann, sage ich Ihnen, bei der leisesten Ahnung, daß ich einen andern —"

„Bitte, sagen Sie es!" flehte Paul innig.

„Vorziehe", fuhr die Unerbittliche mit einem Lächeln fort, „wird er mich freigeben. Und dann —"

„Und dann?" jubelte er aufspringend.

„Dann können wir weiter reden. Ich komme abends wieder hierher in die Laube und werde Ihnen Bericht erstatten. Und jetzt", schloß Mary, sich gleichfalls erhebend, „muß ich Toilette machen. Der Wagen wird in einer Stunde bereit stehen, mich zur Station zu bringen."

„Eine Stunde lang wollen Sie Toilette machen? Für ihn?"

„Für Papa! Was für ein Kleid soll ich anziehen, Paul, rathen Sie mir!" forderte sie ihn lächelnd auf.

Paul dachte lange nach.

„Ziehen Sie das groß karrirte an! Wissen Sie, das grüngelbe!"

„Das Papchenkleid, in dem ich aussehe, wie eine Vogelscheuche? Ich danke für Ihren interessanten Rath! Nein, Mr. Poll, ich ziehe mein neues Rosakleid an. Ich habe keine Lust, mich so geschmacklos zu entstellen."

„O, wenn Sie ihm besonders gefallen wollen!" sagte Paul vorwurfsvoll. „Es bleibt sich ja übrigens gleich. Was macht ein Kleid bei Ihnen aus! Sie sind im grüngelben —"

„Nun?"

„Dieselbe Mary, wie im weißen oder rosenrothen", seufzte er.

„Ich hätte Ihnen nicht gewünscht, etwas anderes zu sagen", drohte Mary. „Und jetzt lassen Sie mich gehen, Paul. Adieu! Auf Wiedersehen!" Sie reichte ihm die kleine Hand, die er festhielt, während seine Augen bittend in die ihrigen tauchten. Er sagte kein Wort dabei, aber Mary antwortete, als ob er laut zu ihr gesprochen hätte: „Nicht, so lang Smithson mein Wort hat!"

Bescheiden oder sich bescheidend beugte er sich über ihre kleine Hand, die er an seine Lippen drückte.

„Versprechen Sie mir dafür mindestens, daß Sie auch ihm — beim Wiedersehen — nicht —"

Mary entzog ihm rasch die Hand!

„O, dieser Eifersüchtige!" rief sie erröthend und schlüpfte flink wie eine Eidechse aus der Laube, blieb aber in einiger Entfernung mitten in dem verklärenden Sonnenschein stehen, warf dem Zurückbleibenden aus beiden Händen Kußhändchen zu und flog dann wie ein scheuer Sommervogel die Allee hinan.

Paul beschäftigte sich in den nächsten Stunden damit, ausfindig zu machen, durch welches Verbrechen er diese Wartepein verdient

Digitized by Google

habe. Unstet durchstreifte er den Garten und das anstoßende Wäldchen, irrte von einem Zimmer zum andern und konnte keine Ruhe finden, und als er nach langem Warten von der Terrasse des Schlößchens aus den heranrollenden Wagen erblickte, sprang er wie ein Besessener die breiten, gewundenen Steinstufen hinab, rannte durch die Buchsbaumgänge nach der Rosenlaube und blieb dort, den Kopf auf den Tisch gestützt, bewegungslos sitzen. Wie lange er in Wahrheit so geharrt hatte, konnte er nicht ermessen. Ihm schienen es lange, martervolle Stunden, und er dachte während dieser Zeit an mancherlei, an die blonde Frau, die er so vollkommen vergessen hatte, an Herrn Merklein und die Sommerweste, an Mr. Smithsons Edelmuth und Silberbergwerke, an Herrn Drenmoore und vor allem an Mary —

Endlich hörte er etwas über den Kies daher huschen. Er sprang so jäh auf, daß er mit dem Kopf an einen Balken der Decke stieß, — Mary stand in der Thüre. Die Rosengewinde des Thürstockes umrahmten sie, jedoch trug sie nicht das rosa Kleid, sondern das grüngelbe mit den häßlichen Carrés und jetzt erst sah er, wie fruchtlos diese Vorsichtsmaßregel sich erwies, denn Mary blieb eben immer Mary. Und sie sah so ernst aus! O, gewiß wollte Smithson nicht! Aber er mußte wollen!

„Nun?“ rief er dem jungen Mädchen gepeinigt entgegen. „Sie sind so lang geblieben!“

„Lang? Ich habe Papa doch nur in Onkels Arme fallen gesehen und bin gleich hierher gerannt. Und Papa ist so lieb! Er sieht so gut aus und hatte eine solche Freude mit mir, Paul!“

„Und Mr. Smithson? Was sagte er? Sie haben ihm vielleicht gar nichts mitgetheilt!“

„Nein, ich habe nicht mit ihm gesprochen!“

„Warum nicht? O, Mary!“

„Warum nicht? Ganz einfach, weil er nicht — mitgekommen ist.“

„Nicht mitgekommen?“ Paul, der noch soeben starr dagestanden hatte, stürzte mit einem Freudenschrei auf sie zu. „Nicht mitgekommen? Er ist wirklich ein Engel! Aber was ist ihm denn geschehen? Ist er ertrunken oder krank oder verrückt?“

„Nein, das alles nicht, aber — verheiratet!“

„Verheiratet? O dieser Goldmensch!“ jauchzte Paul, und diesmal hielt er sich nicht länger. Er riß das junge Mädchen an sich und küßte sie stürmisch einmal, zweimal, dreimal, immer wieder, bis ihre Versuche, ihn zurückzustoßen, doch von Erfolg begleitet waren.

„Paul, Paul, schämen Sie sich doch! Sie sind ein Ungeheuer!“

„Ungeheuer glücklich bin ich, Liebste!“ rief er freudestrahlend. „Setze Dich geschwind zu mir auf diese Bank und erzähle mir alles. Ich fühle so viel Sympathie für den theuren Francis, daß Du einen sehr aufmerksamen Zuhörer haben wirst.“

„Sympathie? Das ist ein rascher Umschwung!“ spottete Mary, sich neben ihn setzend und es nicht zu bemerken geruhend, daß er

Digitized by Google

den Arm um sie legte, der aufopfernde Mensch, weil die Holzlehne der Bank so hart war. „Die Geschichte ist so einfach und so ganz Smithson, daß ich nur auf ihn gerathen hätte, wenn sie mir ohne Namennennung erzählt worden wäre. Also hören Sie!"

Paul küßte sie schnell auf die Wange.

„Was ist denn das?" fragte sie, mit einem Versuch, wegzurücken.

„Strafe! Sage Du! Sonst —"

„Also höre!"

Wiederum küßte sie Paul mit Eilzugsgeschwindigkeit.

„Was ist nun das wieder?"

„Belohnung!" erklärte Paul. „Fahre nur fort."

Mary drohte ihm streng:

„Francis hatte in sehr jungen Jahren eine Liebe gehabt, in Newyork, wo er her ist. Aber er war sehr arm, der Vater gab das junge Mädchen einem andern und Francis fühlte sich darüber lange, lange sehr unglücklich. Später hörte er, daß der Gatte seiner Geliebten sein Vermögen verjubelt habe und daß es ihnen schlecht ging, und wer heimlich namenlose Geldsendungen an die arme Frau gelangen ließ, war natürlich Smithson. Sonst hörte er aber nichts von der Familie. Vor einigen Monaten nun, just nachdem er mein Jawort erhalten, reiste er in Geschäften nach Newyork, wohin auch Papa kommen sollte, um dann mit ihm zusammen nach Europa zu fahren. Gut! Papa kommt nach Newyork, wickelt seine Geschäfte ab, Francis erscheint ihm sonderbar, er zerbricht sich aber weiter nicht den Kopf darüber, sondern belegt zwei Plätze auf dem „Kaiser Wilhelm". Jedoch am Tage vor der Abreise kommt Francis voll Befangenheit und legt seine Beichte ab. Er hat in Newyork seine Jugendgeliebte wiedergefunden, als Wittwe, arm, verblüht, mit vier kränklichen Kindern, und alle diese Reize waren so verlockend, daß er sie auf das Schleunigste geheiratet hat. Nun sage, ist er nicht ein merkwürdiger Mensch?"

„Und ob!" sagte Paul, sie an sich drückend.

„Achtung!" wehrte Mary. „Ich habe also dem Papa alles gesagt —"

„Was antwortete er, Liebe, Theure?"

„Er sagte weder ja noch nein. Er will Dich erst sehen. Alles hängt nun von Dir ab. Du mußt ihm gefallen!"

„Wie soll ich das anfangen? Was soll ich machen?"

„Gar nichts! Bleibe nur so, wie Du bist!" lächelte Mary, sich seiner Dankbarkeit über diese Aeußerung durch die Flucht schleunigst entziehend.

Als sie aber kurz nachher dem Schlosse zugingen, hatte Paul doch wieder den Arm um ihre Taille geschlungen und flüsterte ihr neckend zu:

„Polly, es war doch schmählich, unsern Vertrag so zu brechen!"

„O, Du dummer Junge!" lachte Mary, ihm mit der flachen Hand einen leichten Schlag ins Gesicht gebend. „Das will ein

Digitized by Google

Jurist sein! Der Vertrag war doch im vorhinein ungiltig, weil ihn keine Zeugen unterschrieben haben!"

„Meiner Seele!" rief Paul, sich vor den Kopf schlagend. „Du hast doch immer recht. Mir fällt ein Stein vom Herzen! Keine Zeugen! Natürlich war er ungiltig! Ach Gott, wie das mein Gewissen beruhigt."

Nach einer Weile jedoch bückte sich Paul zu dem rosigen, muschelförmigen Ohre des jungen Mädchens hinab und wisperte ihr ganz leise zu:

„Aber nicht wahr, theure, süße Mary, wenn wir nächstens wieder einmal einen Vertrag schließen, dann vergessen wir die Zeugen beileibe nicht wieder? Gelt?"

Der erste Brief.

Nach einem Originalgemälde von Gust. Igler.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Unterhaltung im Salon.*)

Von **Adolf Fleischmann.**

Hofmarschall: „Nein, Frau Baronin, hier haben Sie unrecht! Mag sein, daß Sie selbst die Variété-Vorstellungen, richtiger aber Singspielgesellschaft, nicht besuchen mögen! Aber ich? Variété-Vorstellungen im gewöhnlichen Sinne sind es nicht einmal, wie Sie zu sagen belieben; mit Recht nennt der Direktor seine Mitglieder eine Singspielgesellschaft. Die Variété, d. h. die Abwechselung bei ihr, besteht nicht in der Produktion verschiedener Gaukelspieler-, Equilibristen-, Akrobaten-, Taschenspielerkünste u. dgl. Solche Sachen kommen gar nicht zur Aufführung. Die haben wieder einen andern Platz."

Baronin: „Nun, was denn? Ihren Titel Singspielgesellschaft höre ich jetzt zum ersten Mal. Also es wird gesungen und gespielt?"

Hofmarschall: „Allerdings! Aber was wird gesungen und gespielt? Zwar werden auch Couplets gesungen. Aber keine ordinären, zweideutigen und schlüpfrigen. Gedenken Sie gütigst der Zeit des glänzendsten Hoflebens aller Völker und aller Zeiten, des Hofes Ludwigs XIV. In welchem Ansehen standen damals die Couplets! Ja, man hatte sie extra für die höchsten Salons erst aufgebracht und ihre Schöpfer waren die geistreichsten Damen des Hofes. Es war eine besonders feine Kunst, mit Couplets eine ganze Unterhaltung zu führen. Hauptsächlich übrigens werden hübsche Lieder gesungen, wie Sie deren in den ersten Konzerten zu hören pflegen, denn der Direktor hat eine Konzertsängerin engagirt und sie ist es, die das Publikum fesselt und in eine Stimmung versetzt, die allerdings nicht immer dem Publikum solcher Vorstellungen eigen ist."

*) Das Thatsächliche in folgendem Gespräch beruht auf Wahrheit. Fräulein Rosa Felseck singt diesen Winter im Engagement der Singspielgesellschaft von A. Welsch in München. Der Verfasser hat aber den Ort der Handlung nach Gera verlegen zu dürfen geglaubt.

Digitized by Google

Baronin: „Sie machen mich sehr neugierig! Am Ende wird mein Mann auch von dieser Person in ihre Kreise gezogen. Er ist gestern hinüber nach Gera gefahren, um der Première von Martin Greifs „Conradin" beizuwohnen und —"

Hofmarschall: „Ich muß Sie unterbrechen, gnädigste Frau, selbst auf die Gefahr Ihres Zornes. Der Ausdruck „Person" paßt absolut nicht auf die Sängerin. Sie erscheint als Dame und ist auch eine. Darauf wette ich, obgleich man wenig oder nichts näheres von ihren Verhältnissen weiß. Aber so ist's leider bei uns. Die gesellschaftlichen Begriffe und Anschauungen liegen im Bann des Vorurtheils. Niemand mag die Schale durchbrechen und den Kern herausholen. Nichts könnte mir mehr Vergnügen machen, als wenn der Herr Baron sich in die Kreise dieser Dame hätte ziehen lassen — nur um sie zu hören natürlich; denn in einem weiteren Sinn kann man von „in ihre Kreise ziehen" nicht reden. Das weiß ich von ihr; sonst fast gar nichts. Der Professor hat sie übrigens auch gehört; ich habe ihn im dichtbesetzten Saal gesehen, ohne ihn bis jetzt sprechen zu können. Er wird nachher kommen, weil es Dienstag ist, und seine Frau auch. Sie können sie beide examiniren."

Baronin: „Aber lieber Hofmarschall, gerade Sie müßten durch Ihre Stellung zum Hof und zu den ersten Gesellschaften längst unterrichtet sein, daß hier die Schale die Hauptsache ist. Verzeihen Sie mein Wort. Ich hatte ja bis jetzt keine Ahnung davon, daß Sie von einer Dame sprechen. Die dummen Schranken der geselligen Schicklichkeitstheorie machen mir es unmöglich, mich selbst davon zu überzeugen."

Hofmarschall: „Ja, Frau Baronin, unterrichtet bin ich hierüber, wie Sie sagen. Aber ich, ein alternder Junggeselle oder wenigstens Hagestolz, am Hofe ergraut, ich leide unter der höflichen Unwahrheit, ebenso wie unter der unwahren Höflichkeit, in deren Dunstkreis ich zu athmen gezwungen bin. Da that mir's — das versichere ich Sie, gnädigste Frau — recht wohl, einmal ruhig, von all und jeder höfischen Formverpflichtung losgesprochen, nur an das Gesetz des einfachen, natürlichen Anstandes gebunden, in aller Bequemlichkeit ein Glas Bier zu trinken und — erlauben Sie gütigst — eine Cigarre zu rauchen, dabei an der urwüchsigen Komik kleiner nationaler Einakter aus dem bäuerlichen Leben mich zu ergötzen und recht aufrichtig, ja lächeln Sie nur, recht aufrichtig zu lachen, denn nur das aufrichtige Lachen thut wohl. Da trat die Sängerin auf. Meine Cigarre weglegen und an dem Empfangsapplaus der Menge mich betheiligen, war eins. Von ihrer Schönheit oder Nichtschönheit rede ich nicht. Zu diesem Göttergeschenk, wenn sie es empfangen hat, kann sie nichts. Aber Toilette Nr. 1, hoffähig; Bewegung, Verbeugung ruhig, graziös, anspruchslos; Stellung, wie eine Bildsäule fest. Die Leute im Saal unterdrücken jedes Flüstern; keine Kellnerin regt sich; ein wahrer Orpheusbann ruhte auf der ganzen stattlichen Gesellschaft."

Digitized by Google

Baronin: Ei, Herr Hofmarschall! Sie wollten ja, so dacht' ich, vom Gesang erzählen, und nun brennen Sie schon am Licht der Erscheinung der Dame lichterloh!"

Hofmarschall: „Da kommt der Professor und seine Frau. Ich höre sie im Vorzimmer. Die mögen weiter reden."

Professorin (eintretend): „Wir haben es durch die Portièren gehört; unser Freund sprach von der Sängerin. Nicht wahr?"

Baronin: Seien Sie willkommen beide und leisten Sie dem armen Hofmarschall Beistand! Er kann nicht fertig werden und vom Gesang hat er noch gar nichts gesagt."

Professor: „Das will ich übernehmen, meine Gnädigste! Der Herr Hofmarschall ist nicht musikalisch und meine Frau auch nicht. Also: Sie hat eine entzückende Stimme, ein klarer, glockenreiner Sopran, voll und kräftig, so daß sich jedes Ohr gesättigt fühlt. Man versteht jede Silbe — und das ist die Hauptsache; sie trägt ohne jede Affektion, aber mit viel Affekt vor. Ist's da ein Wunder, daß die Gesellschaft in jubelnden Beifall ausbricht? Gestern sang sie die Pagenarie aus den „Hugenotten" und einige reizende, mir noch ganz unbekannte Lieder."

Baronin: „Ja, — wer ist sie denn aber? Es geht mir wie dem König Philipp im „Carlos", der den Marquis erst recht kennen lernen will, weil er unter den Höflingen keinen Neider hat."

Professor: „Wer sie ist? Das muß meine Frau erzählen! Mich hat sie abfahren lassen, als ich sie anredete."

Professorin: „Also Achtung, meine Herrschaften: Als wir gestern den Saal verließen, ging ich in die Garderobe. Von da aus sah ich sie in grauem Regenmantel die Treppe herunterkommen. Mein Mann trat ihr mit höflichster Begrüßung entgegen; er war wirklich sehr höflich, das muß ich ihm nachsagen. Was er zu ihr sagte, hörte ich nicht, aber ich sah, daß sie lachte und ihn — mit einer salonmäßigen Verbeugung stehen ließ. Ich bin überzeugt, daß er sich streng in den Grenzen des Anstandes gehalten hat, obgleich er vielleicht ein Wort mehr gesagt haben mag, als er mir eingestand. Deßhalb trat ich der Dame näher. Meine Kapuze hatte ich noch in der Hand. „Verehrtes Fräulein", sagte ich, „nehmen Sie das meinem Mann nicht übel, da ich sogar es ihm jetzt vergebe, wo ich Sie sehe." „Gnädige Frau", sagte sie, „ich bin kein Fräulein, ich bin Gattin und Mutter." Sie wollte gehen. Da sagte ich: „Von mir werden Sie doch eine Einladung zu einer Tasse Thee hier im Gesellschaftszimmer annehmen? Mein Mann ist der Professor N." Sie verbeugte sich und nahm an. „Ich muß aber", sagte sie, „meinen Regenmantel anbehalten; ich bin im Schlafrock, weil ich sofort nach der Vorstellung heim zu fahren und zu Bett zu gehen pflege. Darf ich?" „Natürlich, natürlich", sagten wir und saßen bald beim Thee. Wir unterhielten uns sehr gut. Die Dame ist aus sehr gutem Hause und aus Passion Sängerin geworden. Ihre Bildung hat sie erst von ihrer Mama, die früher Gesanglehrerin war, dann auf dem

Digitized by Google

Konservatorium in Leipzig und von Eugen Gura erhalten, als dieser der bekannte Liebling in Leipzig war."

Baronin: „Merkwürdig! Wie kommt sie denn in die Singspielgesellschaft? Ihrer Erzählung nach müßte sie doch eine glänzende Stellung an irgend einer bedeutenden Bühne einnehmen, oder konzertiren, wie die Sembrich und andere solche Künstlerinnen."

Professorin: „Sie war auch an mehreren Bühnen engagirt, wie sie erzählte; aber immer wurde sie, obgleich im Publikum höchst beliebt, durch Zudringlichkeiten und dergleichen und durch übertriebene Anforderungen an ihre Leistungen vertrieben, und dann heiratete sie."

Hofmarschall: „Wenn ich nur bei diesem Thee-tête-à-tête dabei gewesen wäre, ich hätte gewiß mehr aus ihr herausgebracht. Denn warum sie bei der Singspielgesellschaft ist, haben wir noch nicht gehört. Ich kann mir's aber denken, daß eine Persönlichkeit wie die ihrige nicht auf die Bühne unserer Tage paßt. Nach meiner Meinung und nach dem Eindruck ihres Gesanges auf mich ist sie eine künstlerische Natur in aller Wahrheit, und was sind denn unsere heutigen Primadonnen? Der größten Mehrzahl nach sind sie keine Künstlerinnen. Sie beuten ihr Virtuosenthum aus, und das liebe Publikum läßt sich durch ihre Triller und durch berechnete Theateraffekte blenden. Es giebt gar nichts lächerlicheres, als den Ausdruck dieser Begeisterung in den Lokalblättern, selbst in den besten. Ich als z. B. neulich in einem solchen, es waren die „Münchener Neuesten Nachrichten", die größte Kunst der Sembrich bestehe darin, daß sie ohne Mühe und Anstrengung ihres Organes von einem Ton auf den andern gelange."

Professor: „Ach! hören Sie auf! Das ist ja dummes Zeug!"

Hofmarschall: Freilich ist's dummes Zeug, albernes Geschwätz; aber es war auf Ehre wirklich gesagt und noch dazu mit viel Emphase, als wenn man das Geheimniß ihrer Kunst entdeckt hätte. Solche Dinge darf man aber nicht der Presse, sondern man muß sie der Gesellschaft auf die Rechnung setzen. Die Presse ist nur ihr Organ, wenigstens die Tagespresse — und es kann nicht anders sein. Aber trotz aller Freiheit der Presse, entbehrt doch die Gesellschaft der Freiheit. Die Presse darf drucken, was sie will, aber viele Schichten der Gesellschaft dürfen nicht einmal sagen, was sie wollen, oder sie finden kein Gehör bei den anderen. Hätten jene Schichten die Gelegenheit, ihr Wort in die Wagschaale der öffentlichen Meinung zu legen, so würde unsere Sängerin eine ganz andere Stellung einnehmen."

Baronin: „Wer anders ist denn an diesem Uebelstand schuld, als Ihr Männer jener Schichten? Ich verstehe Sie ganz gut und theile Ihre Klage, obgleich ich jenen Schichten von Geburt nicht angehöre. Warum schließt nicht die Aristokratie der Geburt und des Geistes einen festen Ring mit derjenigen des Geldes und erobert sich die maßgebende Stimme und die Herrschaft über die öffentliche

Digitized by Google

Meinung? Nehmt Euch doch ein Beispiel an der Rührigkeit und Thatkraft anderer Schichten, die Euch jetzt über sind!"

Professor: „Frau Baronin haben recht, das heißt, die Lehre ist richtig. Aber es ist sehr schwer, nach ihr zu handeln; das beweist die Geschichte aller Kulturvölker in alter und neuer Zeit. Sie lehrt aber auch, daß es ein Mittel giebt, einen solchen Ring zu schließen."

Baronin: „Und das wäre?"

Professor: „Die größte Lehrmeisterin ist die Geschichte, die alte so gut, wie die allerneueste. Diese lehrt, daß in dem Parteileben und Parteigetriebe unserer Tage jede Partei darauf aus ist, sagen zu können, der Kaiser theile ihre Richtung. So haben es die Freisinnigen mit Kaiser Friedrich gemacht; ebenso die Kirchenmänner mit dem jungen Kaiser bei der Affaire Waldersee. Daß das in der Politik durchaus nicht angeht und ein Weg ist, den man nicht genug verurtheilen kann, brauche ich hier nicht zu sagen. Aber in Dingen der Kunst, des Geschmackes, der Sitte darf der Fürst nicht nur einer Partei angehören, sondern er darf auch ihr Führer sein. Mein Mittel besteht also darin, daß man in solchen Dingen die Fürsten für jenen Ring der Frau Baronin gewinnen muß; dann wird der Erfolg nicht fehlen."

Hofmarschall: „Sehr weise, Herr Professor. Sie sagen zur Frau Baronin, ihre Lehre sei gut, aber es sei schwer, danach zu handeln. Dasselbe gilt von Ihrer Lehre. Nehmen Sie es nicht übel: so machen es alle Professoren."

Baronin (aufspringend): „Friede, meine Herren! Ich höre meinen Mann kommen."

Baron: Ah! Da finde ich ja die ganze Gesellschaft. Das ist prächtig!"

Baronin: „Nun? Wie war der ‚Conradin'?"

Baron: „Er hatte einen vollen Erfolg. Ich dachte mir's gleich, daß er sich auf der Bühne gut ausnehmen würde. Obgleich es nicht die Sache Martin Greifs ist, seine historischen Gestalten zu idealisiren, so macht es auf der Bühne für uns Deutsche eben doch einen wohlthuenden Eindruck, daß er seinen Helden insofern idealisirt, als er ihn nicht an seiner eigenen Schuld, sondern am Verrath der Violante zugrunde gehen läßt."

Professor: „Das ist eine offene Frage. Geschichtlich ist es sehr wahrscheinlich, daß Verrath im Spiel war, wenn man es auch im einzelnen nicht nachweisen kann. Das würde ich also dem Dichter nicht zum Vorwurf machen. Er mag als Dichter berechtigt sein, dem Verrath eine Form zu geben, die vielleicht des geschichtlichen Grundes entbehrt: immerhin ist der Verrath an sich historisch sehr wahrscheinlich. Wie aber Conradin im dritten Akt mit der Violante ein Gespräch anknüpft, als er sie unter dem Volkshaufen erblickt, sie ohne weiteres als schöne Römerin anredet, ihr eine Rose überreicht und Gnaden verspricht, die er möglicherweise gar nicht hätte gewähren dürfen oder können — das gefällt mir nicht, und ich glaube nicht,

Digitized by Google

daß diese Scene an sich gut wirken würde, wenn sie nicht durch die vorhergehenden und nachfolgenden verdeckt und verwischt würde, aber doch den Keim zur Katastrophe bilden soll."

Professorin: „Das ist wieder einmal eine Schrulle von Dir. Soll denn der junge Conradin so gewiegt und im Leben erfahren sein, wie Du Fünfziger? Hättest Du eine Rose bei der Hand gehabt, als Du die Sängerin ohne weiteres anredetest, so hättest Du sie ihr auch verehrt; sie war Dir so fremd, wie Violante dem Conradin, und ob Du ihr nur wegen ihres Gesanges, oder weil sie wahrscheinlich ebenso hübsch ist, wie die schöne Römerin war — den Hof gemacht hast — ist auch — wie Du sagst — eine offene Frage."

Baronin: „Bravo, liebe Freundin! Ihr Mann lacht selbst über den Stich, so gut saß er."

Baron: „Was ist denn das mit der Sängerin?"

Baronin: „Ach, thu' doch nicht so! Hast Du sie nicht gehört? Du kommst spät genug heim. Ganz Gera ist ja voll von ihr!"

Hofmarschall: „Heraus mit der Farbe! Das Leugnen ist umsonst. Ich sehe es Ihnen ja an, daß Ihre Frau recht hat. Haben Sie die Singspielgesellschaft im Hôtel .... besucht? Ja oder nein!"

Baron: „Nun, wäre denn das ein Staatsverbrechen? Ja, ich habe sie besucht und noch viel mehr. Ich habe die Dame auf Sonntag zum Diner eingeladen!"

Hofmarschall und die anderen: „Das laß ich mir gefallen, aber — sie hat Ihnen einen Korb gegeben, wie allen anderen. Nicht wahr?"

Baron: „Ja und nein! Beides ist wahr! Ich stellte mich ihr natürlich vor; da sagte sie: ‚Wenn Sie wirklich eine Frau haben und sie durch eine Karte Ihre Einladung bestätigt, wird es mir eine Ehre sein, ihr zu folgen. Die Frage der Echtheit zu prüfen, behalte ich mir vor.' Das erzählte ich dem Direktor und der sagte: ‚Das ist schon zweimal vorgekommen, eine Sängerin von solcher Tugend ist mir noch nicht begegnet —.' Also, liebe Frau, was wirst Du nun thun?"

Hofmarschall: „Gnädigste Frau! Das ist eine delikate Etiquettenfrage. Sie schlägt in mein Fach. Schicken Sie mich als Abgesandten!"

Baron: „Was sich der einbildet! Sie bekommen erst recht einen Korb, wenn Sie sich nicht durch gesandtschaftlich beglaubigte Papiere über Ihre Identität legitimiren. Ihr glattes Gesicht hilft Ihnen so wenig zum Ziel, wie Ihr Kammerherrnschlüssel. Meine Frau wird schon den rechten Weg finden."

Baronin: „Wir sind nun einmal an gesellschaftliche Formen und Rücksichten so fest gebunden, daß oft unsere Herzenswünsche unerfüllt bleiben müssen. Aber in unserm Fall liegt die Sache anders, weil mir die Begegnung der räthselhaften Dame mit unserm Professor und der Frau Professorin doch einen gewissen Eindruck gemacht hat und ich nichts dabei zu riskiren glaube, wenn ich sie

Digitized by Google

morgen in ihrem Hôtel aufsuche und wahrscheinlich zum Diner einlade. Was meinst Du, lieber Mann?"

Baron: „Ich muß noch mittheilen, daß sie aus sehr gutem Hause, die Tochter eines höhern Staatsbeamten ist. Sie tritt aber nicht unter ihrem Familiennamen auf, sondern nennt sich Rosa Felseck. Die wenigen Worte, die ich mit ihr gesprochen habe, verriethen eine geistige Ebenbürtigkeit mit unseren Kreisen. Geh' nur hin; Du wirst Dich selbst überzeugen."

Hofmarschall: „Einverstanden! und Sie, Frau Professorin?"

Professorin: „Ich freue mich auf das Diner recht aufrichtig und mein Mann gewiß auch."

Professor: „Bildung entscheidet! Mir ist es unzweifelhaft, daß im Theaterpersonal gewöhnlich sehr wenig Bildung zu finden ist. Hast Du das nicht gestern bei der Conradin-Aufführung auch gefunden, lieber Baron? Solche Dichtungen verlangen viel vom Schauspieler und es macht einen fatalen Eindruck, wenn man durchfühlt, daß zwischen seiner Bildung und derjenigen des Dichters eine gar zu tiefe Kluft liegt."

Baron: „Das habe ich leider schon oft und auch gestern wahrgenommen. Man merkte, daß den Schauspielern bei vielen Stellen das Eindringen in den Geist und namentlich in das Gemüt des Dichters gar sehr abging. Als ich das Stück las, empfand ich oft in beiderlei Beziehung einen ganz andern Eindruck, als gestern bei der Aufführung. Das war bei der Felseck ganz anders. Schon ihr Bestreben und ihre Kunst, nicht nur zu singen, sondern auch zu sprechen und dem Zuhörer den poetischen Inhalt des Liedes verständlich zu machen, zeugt von ihrer Bildung, z. B. als sie das Geibelsche wundervolle Gedicht „Die Wasserrose" sang. Das merkt das Publikum sofort. Eine lautlosere Stille, wie bei diesem Lied, läßt sich gar nicht denken. Sie packt eben die Menschen aller Bildungsklassen, und da es ihr vom Herzen kommt, dringt es auch in die Herzen aller ein. Dies Verständniß hat mir einen größern Genuß verschafft, als die oft recht verdrehte Rezitation der Verse M. Greifs."

Das Diner.

Baronin: „Aber jetzt zum Nachtisch, liebes Fräulein Felseck, halten Sie Ihr Wort, was Sie mir neulich gaben, als ich Sie besuchte und erzählen Sie uns etwas aus Ihrem Leben. Denn daß Sie sich der Singspielgesellschaft angeschlossen haben, verstehe ich immer noch nicht recht."

Felseck: „Das ist, kurz gesagt, eine Konzession, die ich dem Schicksal machen mußte. Die Krankheit meines Mannes nöthigte mich zum Erwerb. Ich mußte ihn allein lassen. Eine Stelle suchen und ihm mein Kind überlassen, war ganz unmöglich. Für Konfektionsgeschäfte und dergleichen zu arbeiten, verbot sich von selbst wegen des zu geringen Verdienstes, den ich daraus gewann, als ich es dennoch einige Zeit gethan hatte. Also blieb mir nur meine Kunst übrig.

Digitized by Google

Dem Theater hatte ich für immer Lebewohl gesagt; auch wäre es kaum zu hoffen gewesen, bald eines zu finden, wo ich lohnende Beschäftigung hätte erhalten können. Ich hatte oft, als ich beim Theater war, während einer ganzen Saison Tag für Tag Proben von vier, auch fünf Stunden besuchen und wöchentlich mehrmals am Abend auftreten müssen. Wenn die Leute im Theater sitzen, denkt keine Seele daran, welche Geist und Körper aufreibende Arbeit vorhergegangen ist, um Ihnen einige Stunden Zerstreuung zu verschaffen. Nur wer Glück hat und zwar sehr großes — wird solchen Drangsalen mehr oder weniger überhoben sein. Dagegen verlangt die Singspielgesellschaft von mir nur drei bis fünf Lieder jeden Abend. Proben giebt es gar nicht. Unser Kapellmeister ist ein vorzüglicher Klavierspieler und findet sich im Augenblick in meine Auffassung der Lieder. Ich hatte also eigentlich leichte Wahl, wenn nicht die sogenannten gesellschaftlichen Bedenken gewesen wären, denn finanziell bot mir der Direktor genug. Bald entschloß ich mich und habe nie weder Zudringlichkeit, noch irgend eine Unanständigkeit wahrgenommen, geschweige selbst empfunden. Gerade diejenigen Kreise, die man die Gesellschaft nennt, haben mir die Theaterlaufbahn versperrt. Oft genug hat man mir — verzeihen Sie, daß ich es selbst erzähle — gesagt: ‚Sie passen nicht für das Theater! Sie sind zu gut dazu!'"

Hofmarschall: „Ich kann Ihnen nur recht geben. Die Leute, die sich im Theater amüsiren, wissen nicht nur nicht, welche Arbeit vorhergeht, wie Sie soeben sagten, sondern sie wissen auch nicht, mit welchen sonstigen Opfern eine Sängerin — im Anfange wenigstens — oftmals ihre Engagements und ihre Erfolge erkaufen muß."

Felseck: „Seitdem ich während einer schweren Krankheit, die mich vor einigen Jahren in Rendsburg befiel, die einfachen Menschen, die man aber dennoch mit dem Namen „Gesellschaft" zu umfassen pflegt, kennen gelernt und ihre rührende Herzensgüte an mir selbst erfahren habe — und das sind die Leute, die mir den Weg zu der Singspielgesellschaft zeigten — mache ich mir gar keine Skrupel, dort zu singen. Damals in Rendsburg kannten mich alle Leute durch mein öffentliches Auftreten und als mein Arzt überall von meinem Leiden erzählte, kamen alle Morgen zwei bis drei Dienstmädchen und baten im Auftrag ihrer Herrschaften um meine Wünsche für Mittags- und Abendtisch. Was wurde mir da alles ins Haus getragen! Und wie schön konnte ich mich erholen!"

Professorin: „Man klagt ja allgemein über unsere Theaterverhältnisse. Ueberall sind in der neuesten Zeit die Eintrittspreise erhöht worden. Wenn man von uns Frauen auch noch verlangte, besondere Theatertoilette zu machen, da würden wir bei unseren Männern gut ankommen, wenn wir öfter ins Theater gehen wollten. Wenn man ein einziges Stück aufführen sehen will, dafür aber 5 Mark bezahlen soll, außer Toilette, Droschke und Garderobe — das ist denn doch ein Mißverhältniß, mit dem eine solide Hausfrau nicht zu rechnen vermag."

Digitized by Google

Professor: „Du mußt doch bedenken, was die neuen Einrichtungen kosten, z. B. die Shakespearebühne in München. So etwas kann man doch nicht für wenig Geld verlangen?"

„Baronin: „Erlauben Sie, Herr Professor! Das ist bloß Ihr Spaß! Ich weiß recht gut, wie Sie überhaupt über Shakespeare und über die heutige Aufführung seiner Stücke denken, und da ich gestern einen Brief aus München von meiner Tante bekommen habe, worin sie mir über die dort jetzt sehr beliebte Aufführung Heinrichs IV. ziemlich ausführlich schreibt, werde ich den interessanten Brief jetzt vor dem Kaffee theilweise zum besten geben; sie schreibt unter anderm:

„ich theile Dir als Thatsache mit, daß beim Publikum nur die Falstaff-Scenen eine Wirkung hervorzubringen vermochten; alles übrige des Stückes ließ uns kalt, kühl bis ans Herz hinan. Das halbe Dutzend Gelehrte, was im Theater war, hat vielleicht mehr empfunden. Aber was geht das die große Gesellschaft an? Wäre es möglich, heute eines von den bedeutendsten Königsdramen nicht unter Shakespeares, sondern unter irgend einem obskuren Namen über die Bühne gehen zu lassen, ich bin fest überzeugt — es fiele durch. Unsere Gesellschaft liegt in vielen Ketten und diejenige des berühmten Namens ist oft am festesten geschmiedet."

Nun, Herr Professor?"

Professor: „Ich danke Ihnen für diesen neuen Beweis meiner oft ausgesprochenen Behauptung. Sie wissen, daß ich aus dem Klub hinausexkamotirt worden bin, weil ich sie aussprach. Das Urtheil der Frauen gilt mir hier mehr, als dasjenige der Gelehrten. Daß Schiller und Goethe den brittischen Dichter so hoch stellten, beweist gar nichts für den Shakespearesport der Gelehrten, weil er ihr Lehrer war und sie außer den Griechen keinen andern hatten. Wir aber haben ihre Werke. An ihnen können wir uns erlaben und erheben; für jene können wir uns höchstens interessiren. Unsere Dichterfürsten haben von Shakespeare gelernt. Das sagen sie selbst. Aber aufgeführt wurden seine Werke zu Goethes Zeit in Weimar sehr wenig. Sie haben von ihm gelernt, aber sie haben ihm nichts nachgemacht. Das wollten sie nicht, trotz ihrer großen Verehrung, weil er nicht mehr in unsere Zeit hineinpaßt. Wie müht man sich ab, um zu streichen, Scenen zu verlegen und dergleichen! So wie er geschrieben hat, wird er nie gegeben. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint mir auch das Münchener Shakespeare-Theater wie ein Sport. Was meinen Sie, Fräulein Felseck?"

Felseck: „Ich kann da nur nach meinem Gefühl, weniger nach meiner Erfahrung und Wissenschaft reden. Thatsache ist für mich, daß Richard III. einen ungeheuren Eindruck auf mich gemacht hat, als ich ihn von Fr. Haase dargestellt sah, und ich glaube fast, daß diese Darstellung, ich meine Haases Kunst, mir mehr imponirte, als das Stück. Aehnlich scheint mir's auch in anderen Dingen artistischer

Digitized by Google

Leistungen zu gehen. Der Mann meiner Kollegin verschlingt vor den Augen des Publikums eine Quantität Stecknadeln — aber nicht bei uns; derartige Künste stehen nicht auf unserm Programm. Er verschlingt sie wirklich, denn er läßt sich die Mundhöhle untersuchen, trinkt — wie er sagt — zur Verdauung, aber nach einiger Zeit nimmt er die Nadeln in Gestalt eines Sternes oder Fächers wieder aus dem Mund heraus. Auf diese Leistung sind jetzt die Aerzte aufmerksam geworden und man hat den Mann eingeladen, um im Interesse der Wissenschaft Eröffnungen zu machen. Solche Nadel-, Kohlen-, Feuerfresser und dergleichen produzirten sich, als ich noch ein Kind war, bei Jahrmärkten und Messen auf den Straßen. Damals mag es Humbug gewesen sein. Jetzt wird jener Stecknadelfresser im eleganten Salon bewundert und die Männer der Wissenschaft interessiren sich für ihn. Und wenn ich die Hand aufs Herz lege und mich frage: Wo wird dein Geist und dein Gemüt am meisten zerstreut, erheitert, erfrischt und beruhigt? Bei Richard III. oder beim Stecknadelfresser? Wahrlich! ich muß mich für den Letzteren entscheiden."

Professor: „Sie sind eben, wie man sagt, eine objektive Natur. Das glaubt man nicht, wenn man Sie singen hört. Eine wunderbare Seelenmischung! Ich möchte eigentlich wissen, wie Sie es mit der Liebe halten?"

Felseck: „Bitte, Herr Professor! Das ist ganz allein — meine Sache!"

Baronin: „Das geschieht Ihnen recht! Wenn Sie beim Vortrag der ‚Wasserrose' besser aufgepaßt und nicht dem Eindruck der Erscheinung der Dame sich zu sehr hingegeben hätten, würden Sie aus dem Vortrag des Liedes vielleicht eine Art Antwort auf Ihre Frage herausgehört haben — es müßte denn sein, daß Fräulein Felseck auch bei solchen Gedichten sich der größten Objektivität befleißigte. Aber Ihr Männer bildet Euch ja ein, in alle Falten einer Frauenseele hineingucken zu können. Da müßtet Ihr auch durch den Schleier der Objektivität hindurchzuschauen verstehen."

Felseck: „Besten Dank, gnädigste Frau! Was Sie Objektivität nennen, verstehe ich erst jetzt aus dieser Unterhaltung. Es ist vielleicht dasselbe, was man mir schon öfter im Leben — weniger beim Gesang — als Kälte zum Vorwurf gemacht hat. Kalt bin ich aber nicht. Das Leben hat mich nur gelehrt, diesen Panzer umzuschnallen."

Baron: „Ihr redet mir zu philosophisch! Johann! Den Champagner! Und jetzt, Fräulein Felseck, machen Sie uns das Vergnügen und singen Sie uns die ‚Wasserrose'".

Felseck: „Von Herzen gern!"

Digitized by Google

Wahlsprüche.

Von D. Haek.

Merkwürdig sind die Wahlsprüche der Herrscher des „heiligen römischen Reiches". Hier zeigen sie sich aus vollem Borne des Gemüts geschöpft, dort wieder erweisen sie die scharfe Prägung der Vernunft, bei dem einen die trübe Erkenntniß des Daseins, bei dem andern der lächelnde Ausdruck voller Lebensfreude. Und in den meisten Fällen bieten diese Sprüchlein eine bessere Charakteristik, als eine umfangreiche Lebensbeschreibung.

Ist vielleicht etwas kennzeichnender für den ersten deutschen Kaiser, für den Herrscher, dessen scharfes Schwert Waffe und Kreuz zugleich war, als sein Wahlspruch: „Christus regnat, vincit, triumphat" („Christus regiert, siegt, triumphirt")? So konnte nur der erste der Karolinger, Karl der Große, sprechen, der kraftvolle Heidenbezwinger, der die Festigung des Christenthums als seine Hauptpflicht betrachtete. Dunkel-deutsam ist die Sentenz seines Sohnes Ludwigs des Frommen: „Omnium rerum vicissitudo" („Aller Dinge Wechsel"). Und einen stark pessimistischen Zug hat der Ausspruch seines Nachfolgers Lothars I., der 840 zur Regierung gelangte, die er fünfzehn Jahre inne hatte, um dann als weltmüder Mönch sein Leben zu schließen. „Ubi mel, ibi fel" („Wo Honig, ist auch Galle"), klagte er. Behäbiger giebt sich schon das Sprüchlein seines Nachfolgers Ludwigs II.: Par sit fortuna labori" („Das Glück sei der Mühe gleich"). Tiefsinnig spricht Karl der Kahle: „Injustitia justitiam parit" („Unrecht bringt Recht"). Aufrichtig war auch der Wahlspruch Ludwigs III., welcher lautete: „Nemo placet omnibus" („Keiner gefällt allen"); er führte nämlich auch die Namenszugabe „der Stammler". Karl der Dicke, sein Nachfolger, war sicherlich nicht allzu redelustig; wie ein halber Schweigebefehl tönte sein: „Os garrulum intricat omnes" (Ein Schwätzermund verwirrt alles"). Arnulph von Kärnten meinte: „Facilis decensus averni", was sich wohl mit „Leichtes Streben" wieder-

Digitized by Google

geben läßt. Sein Nachfolger war der letzte der Karolinger, Ludwig IV., auch „das Kind" genannt. Als siebzehnjähriger Jüngling kam er zur Herrschaft, die er nur kurze Zeit besaß, da ihn der Tod bald ereilte. Nicht sehr schmeichelhaft für seine Vormünder, Helfer und Berather war sein Spruch: „Multorem manus, paucorem consilium" („Viele Hände, wenig Rath").

Der nachfolgende Konrad I. aus fränkischem Geschlecht sprach sehr weise: „Fortuna cum blanditur falit" („Im Schmeicheln trügt das Glück"). — Nun gelangte das sächsische Geschlecht zur deutschen Kaiserwürde und gab Deutschland vier Fürsten, die mehr als ein Jahrhundert regierten. Der erste war Heinrich I., auch der „Finkler" genannt; seine milde Herrschaft kennzeichnet sich vollkommen in seinem Wahlspruche: „Tardus ad poenas, ad praemia velox" („Langsam im Strafen, schnell im Belohnen"). Ihm folgte Otto der Große, der ruhmdürstig den ersten der Karolinger zu seinem Vorbild wählte. „Aut mors, aut vita decora!" („Tod oder ruhmvolles Leben!") ruft er aus. Der achtzehnjährige Otto II., der sein Nachfolger war und schon nach zehn Jahren in Rom starb, verkündete: „Pacem cum hominibus, cum vitiis bellum" („Friede mit den Menschen, Krieg dem Laster"). Und der Mäßigung giebt Heinrich der Heilige Ausdruck, indem er mahnt: „Ne quid nimis" („Nicht zu viel"). Er starb 1024 und wurde in Bamberg begraben.

Wieder folgten Herrscher fränkischen Geschlechts: Konrad II., der als Wahlspruch hatte: „Omnium mores tuos imprimus observato" („Beobachte die Sitten aller, Deine zumeist"). Noch frömmer meinte sein Nachfolger Heinrich III., auch „der Schwarze" genannt: „Qui litem anfert, exercrationem in benedictionem mutat" („Wer Streit entfernt, wandelt Fluch in Segen"). Menschen- und Weltkenntniß giebt Heinrich IV. durch die Wahl seines Spruches zu erkennen: „Multi multa sciunt, se autem nemo" („Viele kennen vieles, sich selbst keiner"). Philosophisch spricht der nächste Herrscher, Heinrich V.: „Mortem optare malum, timare pejus" („Den Tod verwünschen ist schlimm, ihn fürchten schlimmer").

Die nachfolgenden zwei Regenten waren wieder aus sächsischem Geschlecht: Lothar II. und Konrad III. Gerecht ruft der erstere aus: „Audi et alterem partem" („Hören wir auch den Gegner an"), und ein wenig menschenscheu meint der letztere: „Paucium aliis, tecum multa" („Wenig mit andern, viel mit Dir").

Die Hohenstaufen!

Wer hört dieses Wort, ohne daß sich vor seinem Geiste die Heroengestalt des von der Sage verklärten Friedrich Barbarossa verkörpert! Bekanntlich wurde er 1121 geboren, gelangte 1152 zur Regierung und ertrank im fernen Syrien bei seinem Ritt durch die Flut.

Daß es dem gewaltigen Gegner der Welfen neben der Kraft nicht an Schlauheit fehlte, zeigt schon sein Wahlspruch: „Qui nescit dissimulare, nescit imperare" („Wer nicht verhehlen kann, kann auch

Digitized by Google

nicht herrschen"). Aehnlich sprach auch sein Sohn Friedrich VI., der ihm hier wie in allem nachstrebte: „Qui nescit tacere, nescit loqui" („Wer nicht schweigen kann, der kann auch nicht reden"). Vorsichtig kündet dann Philipp I.: „Satius recurrere quam male currere" („Lieber zurück, als schlecht vorwärts"). Drollig äußert sich sein Gegenkönig Otto IV.: „Anser strepit inter olores" („Die Gans lärmt zwischen Schwänen"). Friedrich II. sagte: „Sapientis est cum maxime posset noscere nolle" („Des Weisen Sache ist im Besitze der Macht nicht zu schaden"). Die Gegenkönige Heinrich Raspe und Wilhelm, Graf von Holland, führten recht kurze Sprüchlein: „Non nisi coactus" („Nur gezwungen") sprach zaghaft der Erstere, und „Perpendo" („Ueberlege") räth der andere. „Vita fumus" („Das Leben ist Rauch"), klaget Konrad IV. ganz melancholisch.

Noch wären aus jener Zeit des Wirrsals, der „schrecklichen, der kaiserlosen Zeit", die Schattenregenten Richard, Graf von Cornwall, und Alfons von Castilien zu nennen. So wie die vorhin Erwähnten wurden auch sie von ihren Anhängern zur deutschen Herrschaft erwählt, doch vermochten sie sich noch weniger als jene zur Geltung zu bringen; sie verzichteten auf die Würde, die sie nie besessen, als der erste vom Stamme Habsburg zum deutschen Kaiser gekrönt wurde. Jener englische Graf hatte zum Wahlspruch: „Veritas premitur, non eprimitur" („Wahrheit wird gedrückt, doch nicht unterdrückt"). Alfons dagegen sagte ein gutgemeintes: „Pro lege et grege" („Für Recht und Volk").

Der kleine schweizer Graf, dessen Haupt nun die Krone des großen Karl schmückte, Rudolf von Habsburg, der im zerfahrenen Reiche mit eiserner Faust Zucht und Ordnung zu schaffen strebte, hatte die Devise: „Melius bene imperare quam imperium ampliare" („Es ist besser, gut regieren, als das Reich vergrößern"). Sein Nachfolger, Adolf von Nassau, erwählte sich einen schönen Spruch, der aber leider in der Welt nie praktische Geltung gewann: „Praestat vir sine pecunia quam pecunia sine vir" („Mehr gilt der Mann ohne Geld, als Geld ohne Mann").

Erst nach diesem Fürsten und nach einem siegreichen Kampfe gegen ihn kam Rudolfs Sohn, Albrecht I., zur Herrschaft. Zwei Sprüche führte er, das triviale: „Fugam victoria neseit" („Sieg kennt nicht Flucht") und das fröhliche, wenn auch nicht sehr tiefsinnige: „Quod optimum idem jucundissimum" („Das Beste ist auch das Angenehmste"). Albrecht war einäugig, und das hatte er der Weisheit seiner Aerzte zu verdanken. Er wurde nämlich, wie bekannt ist, vergiftet, und dagegen gab es dem Wissen seiner Heilkünstler gemäß nur ein Mittel — das Auge ausstechen. So meldet die Königshofer Chronik: „Ime dem Kunig Obrecht wart eines moles vergeben, da hingent in die Aerzete an die Beine und stochent ime ein Ouge us." Das Gift soll dann bei den Augenhöhlen hinausgeflossen sein, so daß der Kranke genas. Auch seinem Nachfolger, Heinrich VII., jenem Luxemburger, dessen Spruch klagte: „Calix vitae, calix mortis" („Kelch

Digitized by Google

des Lebens, Kelch des Todes"), traf ein ähnliches Mißgeschick. Auch er wurde in einem Orte bei Pisa vergiftet, allein, so sehr auch die Aerzte in ihn drangen, wollte er sich nicht das Auge ausstechen lassen.

Der Nächste auf Deutschlands Thron war Friedrich III., der „Schöne" geheißen; gottergeben spricht er: „Morte beate nihil beatus" („Nichts seliger als ein seliger Tod"). Sein Gegenkaiser, Ludwig IV. von Bayern, hatte zwei Wahlsprüche: „Nervi sapientae non temere credere" („Der Weisheit Kraft ist nicht fürchten, sondern zu glauben") war der eine, „Sola bona quae honesta" („Nur das Ehrbare ist gut") der andere. Erwähnt sei hier, daß schon unter Friedrich III. jenes Selbstlauter-Spiel zur Geltung kam, das später dem Vierten seines Namens als Devise diente. Ein Feind des Königs schrieb nämlich, wie ein Chronist meldet, heimlich auf die Wand des Schweizerhofes der Wiener Hofburg die Buchstaben A. E. I. O. V. und dazu seine Deutung: „Aller Erst Ist Oesterreich Verdorben." Das habe nun den König sehr verdrossen, er ließ die Schrift entfernen und auf einem Schrank die Worte anbringen: „En! Amor Electis Injustis Ordinat Vltor, sic Fredericus ejo rex mea jura rego" („Sieh'! Liebe waltet über dem Auserwählten, der Rächer über dem Ungerechten, so führe ich, Friedrich der König, mein Recht").

Karl IV. kam zur Regierung. Sarkastisch bemerkte er: „Optimus est aliena insania frui" („An anderer Narrheit lernt man am besten"). Günther von Schwarzburg, der gleich Friedrich von Meißen vor Karl zurücktrat, hatte: „Umbra non cedit soli" („Der Schatten weicht nicht der Sonne") sich erkoren, ein Ausspruch, der wie eine Antwort auf die Spöttereien der Gegner seiner Schattenherrschaft klingt. Boshaft bemerkte Wenzel: „Morosophi morenos pessemi" („Gelehrte Narren sind die ärgsten Narren"). Friedrich von Braunschweig mahnte edelsinnig, die Hoffnung nicht auf des Andern Tod zu setzen: „In mortem alterius tu spem tibi ponere noli". Rupert, der Pfalzgraf vom Rhein, der in demselben Jahre starb, in dem er zur Regierung kam, meinte, „daß Elend Erbarmen verdiene" („Miseria res digna misericordia"). Als Pessimist zeigt sich Jodok von Mähren, der gleichfalls nur etliche Monate herrschte. Bei ihm ist jedermann ein Lügner: „Omnis homo est mendax". Der letzte Luxemburger, Sigismund, der beständig in Geldnöthen war, hatte eine melancholische Devise, die mit seinem Gehaben just nicht im Einklang war: „Sic adunt munere fatis" („So schwindet die Würde vor dem Geschick"). Er war es auch, der die Mark Brandenburg an den Burggrafen von Nürnberg verkaufte und damit unbewußt den Grundstein zu der Hohenzollern künftiger Macht legte. Bemerkt sei auch, daß erst seit Sigismund der zweiköpfige Reichsadler, das Zeichen des West- und Oströmischen Reiches, beständig vorkommt. Zeitweilig wurde er schon früher verwendet; so war er schon unter Otto II. auf der Reichsfahne zu sehen, während sie bis dahin nur den einköpfigen Adler trug.

Albrecht II. preist den Freund als des Lebens höchstes Gut:

Digitized by Google

„Amicus optima vitae possessio". Sein Nachfolger Friedrich IV. sprach: „Hic regit, ille tuetur" („Dieser regiert, jener schützt"). Noch einen Wahlspruch führte er, oder vielmehr gab er ihn nur, wie bereits bemerkt wurde, in Räthselform. Es ist dies die bekannte Zusammenstellung der Selbstlauter A. E. I. O. V. Viel wurde daran gedeutelt und erklärt. Johann Rasch, Organist der Kirche des Schottenklosters zu Wien, fand sogar Lust und Zeit, ein ganzes Buch Lösungen zu schreiben, worunter die heute noch bekannten sich befinden: „Alles Erdreich Ist Oesterreich Vnterthan" — „Aller Ehren Ist Oesterreich Voll" — „Austria Erit In Orbe Vltima" — und auch der schöne Spruch, der heute wieder so hell blinkt: „Austria Et Imperium Optima Vnita" (Oesterreich und das Reich bestens verbunden").

Lambecius, der unter Leopold I. Hofbibliothekar war, erwähnt in seinem Diarium eines Tagebuches Friedrichs IV., worin folgende Bemerkung vorkommt:

„Bei welchem Bau oder auf welchem Kirchengeschier oder anderen Kleinodien der Strich und die fünf Buchstaben stehen:

$$\frac{\text{A. E. I. O. V.}}{\text{o} \qquad)}$$

das ist mein, Herzog Friedrichs des Jüngern gewesen, oder ich habe dasselbige bauen oder machen lassen."

Und darunter: „Austria Est Imperare Orbi Vniversi"
„Alles Erdreich Ist Oesterreich Vnterthan."

Damit wäre die Deutung jener Buchstaben von berufenster Seite gegeben.

Sein Nachfolger, Maxmilian I., der „letzte Ritter", ruft aus: „Per tot discrimina" („Nach so viel Gefahren") und dann, mahnend, Maß zu halten und das Ende zu bedenken: „Tene mensuam et respice finem." Dieser Kaiser hatte bekanntlich die Schwäche, die Wurzel seines Stammbaumes in die fernste Vergangenheit zu versenken. Und da schrieb ein Spötter an die Mauer der Hofburg:

„Da Adam hackt' und Eva spann,
Wer war denn da der Edelmann?"

Und treuherzig gab der Kaiser zur Antwort:

„Ich bin ein Mann wie andrer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann."

Weniger bekannt als dieser Verswechsel dürfte der Umstand sein, daß Kaiser Maxmilian an der Wiener Universität im Jahre 1495 eine fünfte Fakultät stiftete, die etwa hundert Jahre währte. Es war dies ein — Collegium poetarum, also eine Hochschule für Dichtkunst.

Der mächtigste Fürst seiner Zeit folgte ihm in der Herrschaft, ein Habsburger, dessen Erbländer eine Ausdehnung gewonnen hatten, wie niemals früher oder später. Von Karl V. ist die Rede! „Plus ultra!" („Drüber hinaus") war sein kühner Wahlspruch.

Vielleicht interessirt es jemand, ein lateinisches Distichon kennen

Digitized by Google

zu lernen, das aus jener Zeit stammt und eben auf diesen Wahlspruch Bezug nimmt:

„Vis ultra? ast ultra non est que progrediaris,
Nil ultra est Aquiliae Imperiique decus."

Und als er Metz und Magdeburg vergeblich belagert hatte, wurde das Spottverslein laut:

„Die Metze und die Magd
Han Karl den Tanz versagt."

Ebenso stichelte ein lateinisches Epigramm jener Zeit, das auch auf die mißlungene Expedition gegen die afrikanischen Mauren Bezug nimmt:

„Ni Metz, ni Mauritz, ni Mauritiania, ni Magd,
Ni mors, quid multis? fueram per singula felix."

Weltenmüde suchte der mächtige Kaiser in seines Lebens Mittagszeit eine Zufluchtstätte im Kloster St. Just, wo er sich seiner Lieblingsneigung, der Uhrmacherei, hingab. Hier starb er, und ein Reisender will auf seinem Grabe in der Klosterkirche folgende Inschrift gelesen haben:

„Hic jacet intus — Carolus quintus,
Vos qui transitis ibi — orate pro sibi,
Et dicite bis aut ter — Ave Maria et Pater noster."

Lange mochte sich diese in gräulichem Latein verfaßte Inschrift, die zum Beten für des Todten Heil auffordert, nicht dort befunden haben, denn spätere Besucher des Grabes wissen nichts von ihr zu vermelden.

Karl theilte bekanntlich sein Riesenreich. In den österreichischen Erbländern kam Ferdinand I. zur Herrschaft, der auch zum deutschen Kaiser erkürt wurde. „Es werde Recht oder die Welt vergehe!" („Fiat justitia aut pereat mundus!") kündet er.

Maxmilian II., der kühne Jäger, der auf der Martinswand sich verstieg und dessen Rettung zur frommen Legende geworden, stellte alles der Vorsehung des Herrn anheim: („Dominus providebit." Aehnlich äußerte sich der kaiserliche Astrolog Rudolf II.: „Omnia ex Dei voluntate" („Alles nach Gottes Willen"). Durch Mathias II. Wahlspruch hallt schon der Waffenlärm des dreißigjährigen Krieges: „Legitime certantibus" („Dem rechtlichen Kampfe") ruft er aus. Der fromme Ferdinand III. kennzeichnet sich durch: „Pro Deo et populo" („Für Gott und Volk"), während sein Nachfolger Leopold I., der zur Würde gelangte, als die tiefen Wunden des langen Krieges zu vernarschen begannen, ein wohlbedachtes „Concilio et industria" (Rath und Fleiß") ausrief.

Auch zu seiner Zeit machte sich das erwähnte Selbstlauter-Spiel geltend. So war damals ein Sprüchlein im Schwang: „Austria Erunt Imperii Ottomanici Victores. Sed quando? Tunc quando vocales fient consonantes et in unum foedus contra Turcam convenit sequentes: Austriaci, Emanuel, Joannes, Odescalca, Venetae. — Ergo et primum sperandum."

Digitized by Google

Dieses schier unübersetzbare Wortspiel besagt, daß die Türkei besiegt werden würde, wenn die Vokale einträchtig zusammenwirken möchten, und erhofft es auch. Diese Vokale sind: Oesterreich, Max Emanuel von Bayern, Johann Sobieski von Polen, der Pabst und Venedig.

Ueberhaupt waren Wortspiele, namentlich Chronostichen, zu keiner Zeit mehr in Brauch, als unter Leopold. Er selbst liebte dergleichen nicht wenig, und als ihm im Jahre 1700 ein Brod heischender Bittsteller sein Gesuch überreichte, das nur aus den zwei Worten bestand: „ConCeDo paneM", schrieb der Kaiser schlagfertig und noch wortsparender hinzu: „ConCeDaM."

Nicht uninteressant und auch nicht sehr bekannt ist folgendes: Als Leopolds Gattin, die Kaiserin Claudia Felicitas, schwanger war, überreichte ein „Dichter" dem Fürsten ein räthselartiges Gedicht, dessen Silben aufgelöst in Kreuzform standen. Der Zusammenhang ließ sich durch den sogenannten Rösselsprung herstellen; wir können es daher als eines der ältesten Schöpfungen dieser Art, die heute in unsern illustrirten Blättern so reichlich zu finden ist, betrachten. Der Dichter reimte nun, auf die Form der Anfangsbuchstaben L und C anspielend:

„Es maß ein himmlisch Winkelmaß
Den halben Mond ohn' Unterlaß,
Er maß ihn ab von Zoll zu Zoll,
Bis daß der Mond war rund und voll
Und überscheinte Land und Leut'
Mit längstgewünschter Fruchtbarkeit.
Ach, sprach der Feind, wenn's also geht,
Der Sonnenzeiger nicht recht steht,
Zu stark ist dieser Aderlaß,
Hör' auf, halt' ein, Felicitas!"

Dieses wunderliche Erzeugniß lohnte der Kaiser mit je einem Dukaten für die Silbe. Josef I. war es, der vor seiner Geburt zu dem Erwähnten Anlaß gab. Als er, der in jungen Jahren starb, zur Regierung gelangte, wurde sein Wahlspruch: „Amore et timore" („Mit Liebe und Furcht"). Aus dem Kampfgetümmel in Spanien eilte Karl herbei, der nun als VI. dieses Namens deutscher Kaiser wurde. „Festigkeit und Stärke!" („Constantia et fortitudine!") war sein Ruf. Er war der letzte und auch der prachtliebendste der Habsburger. Zahlreiche Bauten, die er aufführen ließ, erweisen es, und die Ueberlieferung erzählt uns von gar rauschenden Festen und Schaustellungen. So ließ er einst zu Prag unter freiem Himmel eine Oper aufführen, wo die Zahl der Mitwirkenden mehr als tausend betrug.

Der nach ihm zum Kaiser erwählte Bayernfürst Karl VII. führte den Spruch: „Providentia numinis", also ungefähr: „von Gottes Gnaden", nur etwas gedämpfter klingend.

Maria Theresia, die Tochter des letzten Habsburgers, die in jahrelangen Kämpfen den Besitz ihrer österreichischen Erbländer bedroht sah, wußte diese endlich doch zu behaupten, von der Einbuße

Digitized by Google

Schlesiens abgesehen. Im Jahre 1745, nach dem Tode ihres Gegners, des letzterwähnten Kaisers aus bayerischem Hause, erfüllte sich auch ihr sehnlichster Wunsch, indem Franz von Lothringen, ihr Gatte, zu Frankfurt die Krone des großen Karls auf sein Haupt setzen konnte. Dessen Devise war: „Pro Deo et Imperio“ („Für Gott und Reich“).

Nicht nur Maria Theresia, auch die Oesterreicher wünschten nichts sehnlicher, als daß die Kaiserwürde dem Gemal ihrer Regentin zukomme, und dieser Wunsch kam auch in manchem der Volksreime zum Ausdruck, die gelegentlich der jubelnd begrüßten Geburt (1741) des kaiserlichen Prinzen Josef laut wurden. Zwei dieser charakteristischen Straßendichtungen mögen hier ein Plätzchen finden:

„Zwei Lerchen singen hübsch und fein,
Der Himmel schänke uns noch ein,
Tuscht's z'sam, doch brecht's die Ampeln nit,
Ein jeder trink nach Maß und Pflicht.
Wann's schon genug habt illuminirt,
Geht sacht nach Haus, wie sich gebührt,
Alsdann streckt Eure Glieder aus,
Die G'sundheit trinkt's mit Freuden aus.
Es leb' Franz Stefan auch zugleich,
Ein Mehrer des Haus Oesterreich.
Gott schenk' ihm zu dem Macherlohn
In kurzer Zeit die römische Kron'.“

Wie bereits erwähnt wurde, ging dieser letzte, so drollig geäußerte Wunsch kaum vier Jahre später in Erfüllung. Das zweite Gedichtchen, das viel klarer ist und auch eine naivere Herzlichkeit bekundet, lautet:

„Auf, auf, ihr Bürger, Männer, auf!
Ein jeder heut der Burg zu lauf',
Theresia hat einen Prinzen bracht,
Franz Stefan jetzt vor Freuden lacht.
Er ruft und schreit beim Fenster hinaus:
Es lebe das neue Lerchenhaus!
Laßt rinnen roth und weißen Wein,
Die Gesundheit muß getrunken sein,
Vivat Maria Theresia,
Die alt' und jung' Familia!“

Es ist wohl kaum nöthig, zu bemerken, daß die „Lerchen“ hier wie dort Anspielungen auf das österreichische Wappen sind.

Es war Josef II., der große Reformator, dessen Geburt ahnungsvoll mit diesen und noch vielen anderen Jubelzeichen begrüßt wurde. Und als später die Kaiserwürde auf ihn überging, wählte er einen Spruch, der wirklich auch den Grundgedanken seines kurzen, aber inhaltsreichen Lebens bildete. Durch Tugend und Beispiel wollte er den Staat lenken: „Virtute et exemplo.“

Ihm folgte sein Bruder Leopold II., der bis dahin in Italien regierte. Nicht weniger als drei Wahlsprüche führte er: „Pietate et Concordia“ („Durch Frömmigkeit und Eintracht“), „Justitia et Pax“ („Gerechtigkeit und Frieden“), und endlich die goldenen Worte, die sagen, daß der Fürsten Schätze die Herzen ihrer Unterthanen seien: „Opes regum corda subditorum.“ Kurze Zeit, etwa zwei Jahre

Digitized by Google

trug er Deutschlands Krone und regierte er Oesterreich; hier erfolgte während dieser Zeit die „Gegen-Reformation", die mit einer Ueberhast alle Neuerungen Josefs zu beseitigen strebte. Als Kuriosum sei erwähnt, daß damals in Preßburg die Nummerirung der Häuser fortgekratzt und weggepinselt wurde, denn auch diese gehörte zu den verpönten Reformen des verblichenen Kaisers. Leopold II. starb 1792, just als die französische Revolution ihre Macht und auch ihren Schrecken entwickelte. In dieser stürmisch-bewegten Zeit ging die Kaiserwürde auf seinen Sohn über, der als Franz II. der letzte Kaiser des „heiligen römischen Reiches" war und „Lege et fide" („Gesetz und Glaube") zum Spruche nahm. Im Jahre 1806 legte er diese Würde nieder, nachdem er bereits früher, am 7. Dezember 1804, die österreichischen Erbländer als Kaiserthum proklamirt hatte. Wie manches andere, ist auch das alte deutsche Reich nach mehr als tausendjährigem Bestande — Karl der Große wurde am 28. Dezember 800 in Rom gekrönt — unter dem Siegesschritte Napoleons zusammengebrochen. Wohl wurde nach seinem Sturze der Verband gewissermaßen erneut, doch ein Kaiser sollte dem deutschen Reiche erst in unsern Tagen auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Frankreichs erstehen.

Digitized by Google

Emin Pascha.

Von P. Asmussen.

Der Artikel „Emin Pascha“ in Heft 7, Jahrgang 1889 des „Salon“ war schon längst einer Berichtigung bedürftig, aber erst in den letzten Wochen sind die Nachrichten so zahlreich und vollständig eingelaufen, daß neben dieser auch eine Ergänzung dem Leser geboten werden kann. Die im Januar 1889 in Europa im Umlauf sich befindenden Nachrichten waren alle, wie sich nun herausgestellt hat, mehr oder minder falsch, enthielten sie im besten Falle ein wenig Wahrheit, so daß wir ihre Widerlegung im einzelnen aufgeben und sofort mit der Darlegung des wahren Sachverhalts beginnen.

Am 2. Juli 1887 brach Stanley von Banalya am Aruwimi auf, 520 Mann begleiteten ihn. In drei Monaten hoffte er bei Emin zu sein. Er beabsichtigte, den Aruwimi entlang zu marschiren, so lange ihm das möglich sein würde, ohne einen Umweg zu machen. Dann wollte er auf dem Ueberlandwege direkt nach Wadelai oder an den Albertsee ziehen und sich mit Emin vereinigen. Am 12. Juli meldete er seiner Nachhut, die unter dem Major Barttelot zurückgeblieben war, um ihm nöthigenfalls nachzurücken, er marschire vorwärts, aber langsam. Bald war die Region des Urwaldes erreicht, eine Region des Schreckens für Stanley und seine Leute. Schneckenlangsam ging es vorwärts, Hunger, Fieber und Ruhe dezimirten die Leute, die am liebsten das Gepäck weggeworfen und Fersengeld gegeben hätten. Aber theils mit Güte, theils mit Gewalt brachte Stanley die Karawane vorwärts. Endlich war die Urwaldregion durchschritten, aber der Leiden war noch kein Ende, denn die meisten Stämme zeigten sich feindselig. Namentlich beklagt sich Stanley über die Hinterlist der Wambutti, einer Zwergnation, die aus dem Hinterhalt mit vergifteten Pfeilen auf die Karawane schossen oder verdeckte Gruben mit Pfeilspitzen und Stacheln spickten. Der Vormarsch geschah langsam und unter Anwendung größter Vorsicht. Immer dem Laufe des Aruwim

Digitized by Google

folgend, gelangte man endlich in die Nähe des Albertsees, aber auch da hatte die Noth noch kein Ende. Stanley fand das westliche Seeufer dicht bewohnt, aber die Stämme waren feindselig und wollten keine Blutsfreundschaft mit Stanley schließen. Und als er endlich im Dezember 1887 Kavalli am Südende des Sees erreichte und nach den weißen Männern nördlich vom See fragte, wußten die Eingeborenen wohl von ihnen, wollten aber keine weiteren Nachrichten geben, noch weniger Kähne liefern, um über den See zu fahren. Auf dem Landwege aber vorzudringen, dazu fühlte Stanley sich nicht gewachsen. So entschloß er sich, an den Aruwimi zurückzukehren, um eine dort gelassene zweite Nachhut an sich zu ziehen und namentlich, um dort zurückgebliebene Boote und Vorräthe an den See zu schaffen.

Ungefähr ein Vierteljahr verfloß, bevor er wieder nach Kavalli zurückkam. Sein Verhältniß zu den zwischen dem Albertsee und dem Aruwimi wohnenden Eingeborenen besserte sich inzwischen. Sie lieferten Lebensmittel und schlossen sogar Blutsfreundschaft. So konnte er denn ungefährdet nach Kavalli zurückkehren und fand hier einen Brief Emins, der ihn aufforderte, dort zu bleiben, er werde ihn abholen. Zwei Tage später kamen die Dampfer Emins in Sicht, und dieser begrüßte am 20. Januar 1888 den Mann zum ersten Male, der ausgezogen war, um ihn zu retten. Noch aber war seine Lage eine derartige, daß er alle Vorschläge Stanleys, ihm an den Kongo zu folgen, ablehnen konnte. Er hielt 14 Stationen besetzt. Der Geist seiner Truppen war ein befriedigender, nur im Offiziercorps waren Leute, auf die er sich nicht unbedingt verlassen konnte. Im Norden waren freilich die Mahdisten seine Nachbarn, und es waren auch schon Aufforderungen an ihn ergangen, seine Provinz zu übergeben, wogegen ihm ehrenvolle Gefangenschaft zugesichert worden war. Obgleich er aber solche Aufforderungen stets energisch zurückgewiesen hatte, hielt er sich nicht für unmittelbar bedroht und nöthigenfalls für stark genug, einem Einfall der Mahdisten die Stirn bieten zu können. Er erklärte auch, wenn er mitzöge, würde in kürzester Frist der Parteigeist seiner Offiziere schlimme Früchte zeitigen, seine Provinz ein Tummelplatz von Räuberbanden sein und die Frucht seiner zehnjährigen Thätigkeit verloren gehen; seine Provinz könne noch nicht auf eigenen Füßen stehen. So mußte Stanley seine Thätigkeit darauf beschränken, Emin in der weiteren Ausbildung seiner Truppen ein wenig zu unterstützen, und als er ihn im Mai 1888 verließ, mußte er sich sagen, daß er ihm wesentlichen Nutzen nicht geleistet habe. Gleichwohl wollte er nur seine Nachhut unter Barttelot von Banalya abholen und dann wieder zu Emin zurückkehren. Dieser rüstete ihn mit Schießbedarf, Lebensmitteln und Trägern aus.

Auf der Rückreise ließ er unter dem Befehl des Lieutenants Stairs eine Garnison zu Fort Bodo am oberen Aruwimi, der hier Ituri heißt, zurück. Emin und der bei ihm zurückgebliebene Jephson hatten davon Kunde. Die Garnison sollte den Verkehr Emins mit Stanley besser aufrecht erhalten und bei drohender Gefahr von Emin

Digitized by Google

an sich gezogen werden. Die Heimreise Stanleys ging dann ohne weiteren Unfall vonstatten, da man den Weg kannte. Mitte August kam man in Banalya an, nachdem seit der Trennung von Emin nur 82 Tage verflossen waren. Der Nachhut unter Barttelot war es aber traurig ergangen. Im Juni 1888 hatte sich zu Banalya die Kunde verbreitet, Stanley sei umgekommen und seine Truppen hätten sich zerstreut. Nachdem nun ein Jahr seit Stanleys Abreise verflossen und noch immer keine sichere Kunde von ihm eingegangen war, zog Barttelot, seiner Weisung gemäß, ihm nach, wurde aber, wie einige behaupten wollen, weil er in der Behandlung der Schwarzen zu strenge war, wie man von anderer Seite hört, weil diese von den Schätzen, die er mit sich führte, sich Uebertriebenes in die Ohren raunten, wenige Tage später ermordet. Seine Karawane zerstreute sich, und Stanley fand nur geringe Reste derselben vor, als er einen Monat später Banalya erreichte. Von hier aus sandte er zunächst seinem Freunde Tippu Tip, sodann der Regierung des Kongostaates einen längeren Bericht über Erfolg und Einzelheiten seiner Reise. Selbiger traf aber erst acht Monate später, im April 1889, in Europa ein, während man schon um Neujahr meldete, er sei an den Kongo zurückgekehrt, ohne freilich viel Glauben zu finden.

Obgleich seiner eigenen Aussage nach von fast allen Hilfsmitteln entblößt — gar so schlimm wird es indessen kaum gewesen sein, Stanley versteht ganz gut, seine Verdienste in die günstigste Beleuchtung zu stellen, was man anerkennen kann, ohne seinem Ruhme zu nahe zu treten — glückte es Stanley doch, binnen wenigen Wochen eine neue Karawane von über 400 Personen auf die Beine zu bringen. Von Banalya aus wurde die Reise im September angetreten. Bis Ugartowa, einer Araberansiedlung am Arnwimi, wurde die Reise im Kanoe gemacht. Von da wurde am 30. Oktober dieselbe zu Fuß fortgesetzt, diesmal vom Südufer und in einiger Entfernung vom Fluß, um die gefährliche Urwaldregion zu umgehen. Aber Hunger, Blattern und die vergifteten Pfeile der Wambutti rafften auch in der Steppe manchen Mann dahin, und die Völlerei und Raubgier der Schwarzen, wenn man einmal eine Plantage erreichte, überstieg alles Maß. Zum Ueberfluß verlor Stanley im Gebiete der Wambutti auch noch den Weg und mußte tagelang umherirren, ohne zu wissen, welcher Weg zum Ziele führte, ein Umstand, der manchen seiner Leute dem Hungertode und der Hinterlist der heimtückischen Zwerge überlieferte. Auch die Disziplin scheint auf diese Weise keine besonders gute gewesen zu sein. Wenigstens berichtet Stanley, daß seine gesunden Leute einmal sich ganz fröhlich der Völlerei hingaben und ihn mit den Kranken und Halbverhungerten tagelang im Stiche ließen, während es ihnen ein Leichtes gewesen wäre, ihnen schnelle Hilfe zu bringen.

Stanleys erstes Ziel war Fort Bodo, welches er am 20. Dezember 1888 erreichte. Stairs mit seinen fünfzig Genossen war wohlauf, aber von Emin und Jephson hatte kein Mensch seit Stanleys Abreise ein Wort gehört. Schlimmer Ahnungen voll, trat dieser, be-

Digitized by Google

gleitet von Stairs und seinen Leuten, schon am 23. Dezember die Weiterreise an. Zum Glück waren die Stämme in der Nähe des Albertsees freundlich und erneuerten die Blutsfreundschaft. So konnte Stanley es wagen, um rascher vorwärts zu kommen, 124 Kranke und Erholungsbedürftige in einem befestigten Lager zurückzulassen; um rascher vorwärts kommen zu können, ließ er auch alle schwer zu transportirenden Gepäckstücke dort. Von den weißen Männern am See wußte man unter den Eingeborenen nichts. Am 16. Januar 1889 brachte ein Bote aus Kavalli einen Brief von Jephson, der die veränderte Lage in Wadelai meldete.

Nachdem Stanley im Mai 1888 Emin verlassen, hatte in der Aequatorialprovinz das meuterische Element die Oberhand gewonnen. In der That hatte Stanley mehr den Eindruck eines Bandenführers als eines Abgesandten vom Khedive gemacht, und der zurückgebliebene Jephson, dessen Mission überhaupt nicht recht verständlich ist, wenn man nicht annehmen will, er habe Emin mürbe machen und zum Verlassen seiner Provinz bereden sollen — denn daß ein wildfremder Mann dem Emin nichts nützen konnte, wird jeder einsehen, der da weiß, daß die einzige Stütze der Herrschaft Emins das persönliche Vertrauen der Untergebenen zu ihrem Pascha war — der zurückgebliebene Jephson also wird von den ägyptischen Offizieren auch nicht eben mit günstigen Augen angesehen worden sein. So konnten die Unzufriedenen wenigstens mit einem Schein des Rechts das Gerücht unter den Soldaten verbreiten, Stanley sei ein bloßer Abenteurer, seine Briefe und Vollmachten vom Khedive seien gefälscht, und die Lage der Provinz sei gar keine so gefährdete, wenigstens sei Khartum noch nicht gefallen. Ueber die Absichten Stanleys wurde das Gerücht ausgesprengt, er wolle im Bunde mit Emin die Soldaten mit Weib und Kind aus der Provinz führen und diese dem Mahdi überliefern. Die eifrigen Reden Stanleys, Emin zum Abzug zu bewegen, und die häufigen Aufforderungen des Mahdi an Emin, die Provinz zu übergeben, wobei es ohne geheime Verhandlungen nicht abgehen konnte, waren gewiß die Hauptveranlassung dazu, daß solche Gerüchte Glauben fanden. Als nun die Meuterer sich stark genug fühlten, beriefen sie eine Volksversammlung nach Dufileh. Hier führten die Feinde des Pascha das große Wort. Seine Freunde wurden theils niedergeschrieen, theils durch Spott- und Drohreden eingeschüchtert, und das Resultat der Versammlung war, daß man sich mit der Gefangensetzung Emins und seiner europäischen Begleiter einverstanden erklärte. Indessen protestirten seine Soldaten dagegen, als man ihn in Ketten legen wollte. So mußten seine Feinde ihm eine ehrenvolle Gefangenschaft zusichern. Solches geschah im August 1888.

Unmittelbar darauf erschienen drei Derwische als Abgesandte des mahdistischen Generals Omar Saleh, um noch einmal zur Unterwerfung aufzufordern, widrigenfalls ein bewaffneter Angriff demnächst zu erwarten sei. Die Rebellen, um ihre Rolle weiter spielen zu können, mußten Widerstand leisten. Sie warfen die Derwische in den Kerker

Digitized by Google

und transportirten den in Radjef inhaftirten Emin mit seinen Gefährten südwärts nach Dufileh. Bald darauf griffen die Mahdisten Radjef an und errangen einen vollständigen Sieg. Die Häupter des Aufstandes fielen in der Schlacht, die Feinde führten Männer, Weiber und Kinder in die Sklaverei und nahmen reiche Beute aller Art mit sich. Die Barineger machten mit den Derwischen gemeinsame Sache.

In dieser verzweifelten Lage verlangten die Soldaten Emins Freilassung und Wiedereinsetzung. Die Meuterer, die selbst sich weder zu rathen noch zu helfen wußten, willigten ein. Emin übernahm wieder den Oberbefehl, Ruhe und Ordnung kehrten wieder, und in wenigen Wochen waren auch die Mahdisten zum Lande hinausgetrieben. Sie gingen mit der Drohung, wieder zu kommen, wenn sie Verstärkung an sich gezogen hätten. Emin bemühte sich nach Kräften und anscheinend mit gutem Erfolg, seine Provinz zu beruhigen und in guten Vertheidigungszustand zu setzen. Auch jetzt noch hatte er anscheinend wenig Lust, mit Stanley zu ziehen, so sehr ihn auch Jephson bearbeiten mochte. Die ägyptischen Offiziere hatten wohl Lust, ihren gefährlichen Posten zu verlassen, die Soldaten weniger. Diese Ereignisse spielten sich in den Monaten September und Oktober 1888 ab.

Von diesen Ereignissen erfuhr Stanley Mitte Januar 1889 aus einem Briefe Jephsons, datirt vom 7. November. Zugleich wurde er aufgefordert, nach seiner Ankunft in Kavalli dem Befehlshaber der Station Msua westlich vom Albertsee Boten zu senden, er wünsche als Abgesandter des Khedive Stanley und Jephson zu sprechen. In der Provinz glaube man, Stanley sei vom Khedive gesandt, und das könne sie retten. Stanley folgte dem Rath, als er am 18. Januar in Kavalli eintraf. Zugleich schrieb er an Jephson, dieser möge mit allen Kräften Emin zum Abmarsch bewegen. Am 6. Februar begrüßte Stanley den Jephson in Kavalli und brachte die Kunde, Emin sei noch immer unschlüssig. Stanleys Lage war auch keine ganz beneidenswerthe, baldige Abreise ihm wohl nöthiger als Emin. So sandte er Weisung an seine Nachhut, jene 124 Erholungsbedürftige, die unter Stairs, Nelson und Dr. Parke zurückgeblieben waren, sie möchte baldigst zu ihm kommen. Emin erhielt dieselbe Botschaft. Am 13. Februar kam er mit einer Abtheilung Soldaten, die zum Abmarsch bereit war.

Bis zum 8. Mai blieb man dann noch am Albertsee, um die Flüchtlinge aufzunehmen. Am genannten Tage waren ihrer etwas über 800 Mann beisammen. Die Mehrzahl der Soldaten Emins wollte, da doch einmal fortgezogen werden mußte, nur nordwärts abziehen, nicht nach Süden. Sie blieben unter dem Befehl treuer, ägyptischer Offiziere zurück. An Europäern bedeutenderen Ranges waren Stanley, Emin, Jephson, Casati, Nelson, Stairs, Parke, Bonny, Osman Effendi, der Grieche Marko und der tunesische Apotheker Hassan dabei. Der Marsch ging von Kavalli das Thal des Semliki hinauf an den See Muta Nsige, der zum Theil durchfahren wurde, und dann weiter an das Südende des Viktoriasees. Hier traf man gegen Ende des August ein und setzte nach einigen Rasttagen den Vormarsch an

Digitized by Google

die Küste fort. Die Reise verlief von da aus, obgleich das zu durchquerende Gebiet nicht ganz gefahrlos war, ohne jeglichen Unfall, und früher, als man erwartet hatte, bereits Mitte November, traf die Karawane in Mpuampua ein. Die Straße von da nach Bagamojo hatte wenige Wochen früher der Reichskommissar Wißmann freigemacht, und ohne Gefahr konnte die Reise an die Küste vollendet werden. Ueber den Unfall, der Emin unmittelbar nach dem Festbankett betraf, haben die Zeitungen berichtet. Glücklicherweise bessert sein Zustand sich täglich, und auf seine gänzliche Wiederherstellung darf gehofft werden. Vor dem Frühjahr 1890 dürfte er schwerlich nach Europa kommen, während Stanley sich wohl in dem Augenblick, da wir dieses schreiben, von Sansibar nach Europa einschifft. Ueber Emins weitere Pläne verlautet gerüchtweise, er wolle wieder in die Dienste des Khedive treten, zuvor aber eine Reise nach Europa machen.

Wie wir sahen, war Emin bis zum letzten Augenblicke unschlüssig, ob er mit Stanley ziehen oder in seiner Provinz zurückbleiben solle. Seine Briefe und die Stanleys lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er gar nicht wünschte, sich retten und heimholen zu lassen. Wenn er in früheren Briefen an Bekannte von der Zukunft redete, so sprach er immer nur den Wunsch aus, dableiben zu können. Die Expeditionen zu seiner Hilfe hätten das in erster Linie berücksichtigen müssen, sie hätten es sich zur Pflicht machen müssen, von irgend einem gesicherten Punkte aus eine sichere Etappenstraße nach seiner Provinz hin anzulegen. Auf dieser Straße hätten dann die Proviant- und Munitionszüge von und zu Emins Provinz verkehren können, und wenn die Noth dringend wurde, konnte man ihm entweder schnell zu Hilfe eilen, oder aber er konnte sich von Station zu Station sicher zurückziehen. Es ist klar, daß Stanley zu diesem Zwecke einen verkehrten Weg einschlug, denn die Herrschaft der Regierung des Kongostaates ist augenblicklich eine viel zu wenig gefestigte, als daß von einer Station dieses Staates aus die Etappenstraße könnte angelegt werden. Mit andern Worten: wäre es auch Stanley gelungen, von Banalya nach dem Albertsee eine Straße mit befestigten Stationen anzulegen, so hätte eine solche Emin nichts genützt, wenn er seine Provinz hätte halten wollen. Denn weder konnte er sich vom Kongo her stetig mit Munition und Proviant versehen, noch war er in Sicherheit, wenn er im Falle der Noth sich an den Kongo zu retten vermochte. Eine Expedition zu dem Zweck, Emin zur Behauptung seiner Provinz tüchtig zu erhalten, hätte einzig und allein von einem Punkte der Ostküste Afrikas aus vordringen können.

Aus den Berichten ergiebt sich denn ja auch zur Genüge, daß Stanley gleich am zweiten Tage seines ersten Zusammentreffens mit Emin eifrig daran arbeitete, ihn mit heimzubringen. Begriff er überhaupt Emins Aufgabe für das äquatoriale Afrika nicht oder wollte er sie nicht begreifen? Darauf muß uns die Zukunft eine Antwort geben. Daß er Emin in seiner Stellung erheblichen Schaden zufügte, haben wir oben gesehen und auch erwähnt, daß wir nicht einsehen

Digitized by Google

könnten, was Jephson bei Emin zu thun hatte. Der Wildfremde konnte dem fast jedem Provinzialen wohlbekannten Emin keine wesentliche Hilfe leisten, wohl aber ihm wesentlichen Schaden thun, wenn er nämlich sich anmaßte, mitbefehlen zu wollen. Und daß Jephson in der That befehlen wollte, wo er eigentlich nur der Geduldete war, geht doch klar und deutlich daraus hervor, daß er Emin drohte, ihn gefangen fortführen zu lassen, wenn Stanleys Karawane wiederkäme. Also Emin sollte um jeden Preis aus Wadelai fort, mochte er wollen oder nicht. Wir möchten doch zu der Frage berechtigt sein, ob Stanley und Jephson befugt waren, so gegen Emin zu handeln, ob sie befugt waren, ihn halbwegs mit Gewalt fortzuführen, wennschon sie gut genug wußten, daß er dableiben wollte. So ist der Retter Emins in letzter Linie schuld an dessen Unglück, und die Gerüchte von einem gespannten Verhältniß zwischen Stanley und Emin klingen uns ganz glaubwürdig.

Wenn Emin dazubleiben wünschte, so war dafür in erster Linie das Interesse am Wohlergehen seiner Provinz maßgebend. Was da in zehn Jahren entstanden war, war lediglich sein Werk und mußte in Trümmer sinken, wenn er seine Hand davon abzog. Und in letzter Linie mag er auch noch andere Pläne gehabt haben. Von seiner Provinz aus war der weiße Nil die natürliche Straße nordwärts. Wenn er es nun beharrlich ablehnte, mit den Mahdisten gemeinsame Sache zu machen, dagegen die Wehrbarmachung seiner Untergebenen mit regem Eifer betrieb und namentlich auch seine Flotte in gutem Stande zu erhalten strebte, so liegt die Vermuthung nahe, er habe einen Vorstoß nach Norden machen und Khartum und Umderman nehmen wollen. Da ist bekanntlich das Zentrum der mahdistischen Bewegung. Befand sich dieses erst einmal in den Händen Emins, so war er in der Lage, dieser Bewegung den Untergang zu bereiten und den Sudan für Aegypten zurückzugewinnen. So ganz fern lag ein solcher Plan einem Manne vom Charakter Emins nicht und gar so abenteuerlich war er auch nicht, zumal bei den Mahdisten auch die erste Liebe längst erkaltet ist und viele Bewohner des Sudan eine ruhigere politische Lage ernstlich wünschen mögen. Denn wenn auch die Herrschaft Aegyptens in jenen Landen eine harte war, so war sie doch den anarchistischen Verhältnissen unter den jetzt dort hausenden Bandenführern weit vorzuziehen. Und keineswegs war ein solcher Plan abenteuerlicher, als der Gordons, der nur durch Geld und den guten Klang seines Namens den Sudan glaubte beruhigen zu können zu einer Zeit, da die mahdistische Macht in höchster Blüte stand. Und wenn Emin jetzt wieder in ägyptische Dienste treten will, so bürgt auch das dafür, daß er sich berufen glaubt, die Aufgabe zu lösen, an deren Durchführung Gordon zugrunde ging.

Daß Emin nun doch seine Provinz räumte, geschah nicht in erster Linie mit Rücksicht auf seine Person, obgleich auch sein Leben nicht mehr ganz sicher stand. Denn daß bei einer neuen Meuterei die Aufständischen auch sein Leben nicht schonen würden, stand zu befürchten. Hatten sie schon einmal ihm vorgeworfen, im Bunde mit Stanley die

Digitized by Google

Provinz dem Mahdi übergeben zu wollen, so konnte solche Beschuldigung jetzt mit mehr Recht erhoben werden, wenn einige der Soldaten sich Stanley anschlossen. Seine Macht war geschwächt, sein Einfluß im Sinken, und die Mahdisten, obgleich einmal aus der Provinz hinausgedrängt, konnten jede Stunde wiederkommen und seinem Reiche ein Ende machen. Unter solchen Verhältnissen konnte auch ein Mann von der Thatkraft Emins nicht hoffen, eine segensreiche Thätigkeit entfalten zu können, noch weniger, hier eine Basis für weitere Unternehmungen zu begründen. Und so, obgleich noch bis zum letzten Augenblicke schwankend, verließ er die Provinz, als sie ihm eigentlich schon längst verloren war.

Mit dem Abzug Emins war die Provinz thatsächlich verloren, denn wenn er sie auch unter dem Commando treuer Offiziere zurückließ, so leuchtet doch ein, daß sie auch mit dem besten Willen nicht imstande waren, die Provinz zu halten, und wir werden wohl berechtigt sein anzunehmen, daß sie sich heute in den Händen der Mahdisten befindet. Für diese ist der ihnen dadurch zutheil werdende Machtzuwachs nicht eben bedeutend. Schwerer wiegt es schon, daß der einzige Landstrich in Zentralafrika, der noch europäischer Kultur offen stand, und wo sich erfolgreich Hebel ansetzen ließen, um solche weiteren Kreisen zugänglich zu machen, auf unabsehbare Zeiten in Barbarei zurückgesunken ist. Am schlimmsten aber ist es, daß nun die Araber im früheren ägyptischen Sudan ungehindert ihren Stammes- und Glaubensbrüdern in Uganda, in Ostafrika und am oberen Kongo die Hand reichen können. Das Land um den Viktoriasee steht heute, wenn es auch von Schwarzen bewohnt wird, fast ganz unter arabischem Einfluß, und vom oberen Kongo aus sind die Araber bereits an den Mittellauf des Aruwimi vorgedrungen, und nach kurzer Zeit werden sie den Albertsee erreicht haben. So können denn jetzt, nachdem Emins Provinz gefallen ist, arabische Horden ungestört vom ersten Nilkatarakt bis an den Sambesi und die Quellgebiete der Ströme des Kongobeckens streifen. Früher war das nicht möglich, da Emin den Oberlauf des weißen Nil, die einzige natürliche Straße aus dem Sudan nach dem Seengebiet, bildet.

Die Araber betreiben aber in Afrika mit Vorliebe Sklavenjagd und Sklavenhandel. Sie sind es, die den Schwarzen Mißtrauen gegen alle Fremden einflößen und dadurch die Zivilisirung Afrikas in stärkstem Maße hindern. Und wo sie durchziehen, lassen sie hinter sich das Land als Wüste zurück. Wer also für die Erschließung und Kultivirung des dunklen Erdtheils ein Herz hat, muß auch für die Bekämpfung des Araberthums eintreten. Und fast sieht es aus wie eine Ironie des Schicksals, daß in dem Augenblick, wo man sich in Europa zur ernstlichen Bekämpfung des Sklavenhandels rüstet, die Sklavenhändler einen Machtzuwachs erhalten, der ihre Bekämpfung um ein Bedeutendes erschwert, denn wo in dem weiten Gebiet ihrer Herrschaftssphäre soll man sie fassen und vernichten?

Fragen wir uns zum Schluß noch nach den wissenschaftlichen

Digitized by Google

Ergebnissen der neuesten Reisen Stanleys, so sind selbige bis jetzt nur dürftig bekannt und ohne Zweifel bedeutender, als es bis jetzt scheinen will. Namentlich wird auch Emin in den elf Jahren seiner Verwaltung umfangreiches Material gesammelt haben, von dem zur Stunde noch nichts verlautet. Zunächst hat die Reise den Aruwimi entlang ergeben, daß dieser Fluß einen natürlichen Weg aus dem Kongo- ins Nilgebiet abgiebt, was vorläufig freilich nutzlos ist, mit der Zeit aber von Bedeutung werden kann. Der Aruwimi entspringt auf dem Höhenzuge westlich vom Albertsee, strömt in seinem Oberlaufe südwärts und sodann westwärts zum Kongo. An seinem Oberlaufe wohnen die landbautreibenden, für afrikanische Verhältnisse zivilisirten, aber kriegerischen Manyema, jetzt noch wohlhabend, aber schon von arabischen Sklavenhändlern bedroht, die auch dort bald zum Fluch werden dürften. Sodann führt der Lauf des Aruwimi durch Grassteppen, in denen die mehrfach erwähnten Wambuttizwerge umherschweifen. Das Vorhandensein eines zahlreichen Zwergstammes zu beiden Seiten des Aruwimi, nachdem man auch weiter nördlich und endlich auch im Westen Mittelafrikas Zwergstämme oder Reste von solchen angetroffen, spricht dafür, daß eine zahlreiche, vielleicht mit den Buschmännern verwandte Zwergnation dereinst weite Strecken Afrikas bewohnt hat und daß die Neger wenigstens nicht für ganz Afrika Urbevölkerung sind. Was die Alten von den Pygmäen Lybiens wußten, ist freilich arg übertrieben, aber doch nicht bloße Fabel. Endlich durchfließt der Aruwimi auf seinem Unterlaufe eine weite, fast undurchdringliche und unbewohnte Urwaldregion.

Im Nilgebiet wurde zunächst endgiltig festgestellt, daß der Mwutan oder Albertsee mit dem Muta Nsige kein zusammenhängendes Ganzes weder bildet, noch je gebildet hat, sondern ein eigener, im Vergleich mit den benachbarten kleiner See ist, der auch gegenwärtig ziemlich rasch an Umfang und damit für die Küsten an Tiefe abnimmt. Am Südende mündet in den Mwutan der Fluß Semliki. Auf der Heimreise entdeckten Stanley und Emin, daß er dem Muta Nsige entströmt. Dieser gehört also zum Flußgebiet des Nil und wird von Stanley als eigentlicher Nilquellsee angesehen, da es erwiesen ist, daß der südlicher liegende Tanganika keinen Abfluß nach Norden hat. Der Höhenzug westlich vom Mwutan gewinnt nach Süden hin an Höhe und hat Schneegipfel von 600 Meter Höhe, deren einen die Eingeborenen Ruvensori nennen und der mit dem von Stanley früher entdeckten Schneeberg Gordon Bennett nicht identisch ist. Der Muta Nsige konnte nur theilweise befahren werden. Die Weiterreise an den Ukerewe- oder Viktoriasee ergab, daß dieser sich viel weiter nach Südwesten hin erstreckt, also um ein Bedeutendes größer ist, als die Karten angeben.

Weiteres dürfte sich erst ergeben, wenn wir Gelegenheit haben, Stanley, Emin und ihre Begleiter selber zu hören, was schon in nächster Zeit zu hoffen ist.

Digitized by Google

Die Sage vom Don Juan.

Von Heinrich Becker.

Ehe sie in die Hand von Da Ponte und Mozart fiel, ist die Sage vom Don Juan in hundertfältiger Bearbeitung durch Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland gelaufen. Zuerst ist sie dramatisch von Gabriel Tellez oder, wie sein Dichtername lautet, von Tirso de Molina bearbeitet worden. Tirso nannte sein Drama „El burlador de Sevilla“ oder „El convidodo de piedra“ („Der Verführer von Sevilla“ oder „Der steinerne Gast“). Tirso fand die Sage bei einem Besuche in Sevilla im Jahre 1625 vor. Sie war in den Chroniken von Sevilla schriftlich überliefert, also in ganz bestimmten Umrissen gezeichnet. Don Juan de Tenorio hatte die Tochter des Comthur Ulloa gewaltsam entführt, darauf diesen im Duell getödtet. Der Comthur wurde im Kloster San Francisco, wo die Familie eine Kapelle besaß, begraben. Don Juans adelige Geburt und — wie wir unten sehen — seine Stellung zum König entzogen ihn dem Arm der Justiz. Die Franziskaner lockten ihn aber unter falschem Vorwande in das Kloster und tödteten ihn; darauf verbreiteten sie das Gerücht, Don Juan habe die Statue des Comthur in der Kapelle geschmäht, er sei deßhalb von dieser in die Hölle gestürzt worden.

Aus den Forschungen des gelehrten Grafen Schack erfahren wir, daß Don Juan de Tenorio ein Genosse des Königs Pedro IV., des Grausamen, war. Pedro IV. regierte von 1350—69; er residirte in Sevilla, wo die kastilischen Könige seit der Eroberung Andalusiens (1248) ihren Sitz aufgeschlagen hatten, um von hier ihre Kriege gegen die Mauren-Fürsten in Granada nachdrücklicher zu führen. Pedro wird als ein ausschweifender Mensch geschildert, der seine erste Frau vertrieb, dann tödten ließ, eine zweite heiratete, sich von dieser gleichfalls scheiden ließ, um eine dritte zu nehmen, mit der er verbotenen Umgang gepflogen hatte. Seine eigene Mutter und seine Brüder führten Krieg gegen ihn, der mit der Ermordung Pedros durch einen seiner Brüder endete.

Digitized by Google

Ein solcher Mann mochte Gefallen finden an einem Kavalier wie uns Don Juan in all den Sagen und Dramen geschildert wird. Unter einem solchen König konnten auch die Zustände von Rechtlosigkeit entstehen, wie sie den Rahmen bilden zu den Thaten Don Juans. Sie waren in dem Maße die Typen der Gewaltthätigkeit geworden, daß Lope de Vega zweihundert Jahre später (1562—1635) sie den Königen Philipp II., III. und IV. als warnende Beispiele vorstellte. Eine große Anzahl seiner Dramen („Das unschuldige Blut", „Die gebrochene Treue" und „Der zerschmetterte König") sind geradezu Abbilder des grausamen Königs und warnende Spiegelbilder für König Philipp II. zu nennen, wie für den Herzog Alba, der sie auf seinen Schlösse sich vorspielen ließ.

Tirso hat die Sage in ihren wesentlichen Zügen in seinem Drama beibehalten. Die moralische Tendenz, die der Vorgänger und Lehrer Lope de Vega in den geschilderten Königsbildern gab, ging auch durch Tirsos Stück, wie schon der Titel „El burlador" anzeigt. Der beigefügte zweite Titel („Der steinerne Gast") betont die Moral sogar noch schärfer. Der steinerne Comthur erscheint zum Gastmahl und ladet Don Juan zum Mahl in seine Kapelle. Don Juan stellt sich ein, nach Ritterpflicht. Der Comthur setzt ihm ein Mahl von Schlangen, Kröten und Skorpionen vor und zwingt ihn, es einzunehmen; dann stößt er ihn hinab zur Hölle.

Nach den Forschungen von Robert Prölß soll einer anderen Bearbeitung der Don Juan-Sage („La niña" von Gomez Arias) sogar eine granadische (*maurische*) Bearbeitung zugrunde liegen. Hiermit kämen wir, wenn auch nicht einer älteren Sage, so doch einzelnen Charakterzügen derselben näher auf die Spur. Von Pedro IV. ist bekannt, daß er, obgleich hart an der Grenze der Mauren wohnend, doch in friedlichem Verkehr mit dem Fürsten von Granada lebte.

Arabische Aerzte, Gelehrte, Dichter und Musiker lebten an den Höfen der kastilischen Fürsten. Alfons X. verkehrte mit arabischen Gelehrten, die ihn bei seinen astronomischen Studien unterstützten. Von dem Infanten Juan Manuel (1273—1347) wird nachgewiesen, daß er zu seinem „Grafen Lucanor" den Stoff arabischen Mustern entlehnt, im Stil, in der Wortfügung den arabischen Vorbildern nachgestrebt habe. Bis zu Tirso de Molina und Calderon (also über 100 Jahre nach der gänzlichen Vertreibung der Mauren aus Spanien, 1492) hat man bei den spanischen Dichtern den arabischen Charakter, die glänzende Färbung der arabischen Schilderungen nachgewiesen.

Aus diesem Einfluß auf die Dichter erkennt man den Einfluß des Maurischen auf das ganze Leben der Spanier. Vom achten bis dreizehnten Jahrhundert war fast ganz Spanien unter maurischer Herrschaft. Die Mauren drängten den Spaniern ihre Religion wie ihre Sprache auf. Im Jahre 1248 bei der Eroberung von Sevilla durch Ferdinand den Heiligen war kein einziger Altspanier in der Stadt, der noch spanisch redete. Dies ist Zeugniß genug, neben dem der Dichtungen, daß der maurische Geist tief in das spanische Leben

Digitized by Google

eindrang und nach hundert Jahren (zu Pedros IV. Zeit) noch nicht vertrieben sein konnte.

Als hervorstehende Charakterzüge der Mauren werden erkannt: Raubluſt, Rachluſt, Wolluſt, die wieder durch ein lebhaftes Gefühl für Ehre, Großmuth, Gaſtfreundſchaft ein Gegengewicht fanden. Ein ritterlicher Sinn, Adel der Seele, phantaſtiſcher Schwung verband dieſe Eigenſchaften zu einer noblen Geſtaltung, die noch durch äußere Anmuth, Feinheit und Zierlichkeit anzog. Eine überraſchende Bildung des Geiſtes und des Herzens zeigte ein geſteigertes Schönheitsgefühl, verfeinerte Sitten. Die ſinnliche Glut für das andre Geſchlecht, die durch die Sonnenglut des faſt tropiſchen Klimas von Spanien noch geſteigert ward, erhielt hierdurch eine wunderbare, bis zur äußerſten Zartheit gehende Vergeiſtigung und Verfeinerung. Die Sittenſtrenge der Frauen, die Abgeſchiedenheit hinter verſchloſſenen Gittern, die mit wilder Eiferſucht bewacht wurden, gab dieſem Leben den Antrieb zu kühnen, ritterlichen Abenteuern, einen phantaſtiſchen Reiz, der heute noch die Märchen von „Tauſend und einer Nacht“ unſerer nordiſchen Phantaſie vergoldet. Waren dieſe Züge auch dem ſpaniſchen Charakter nicht fremd, ſo wurden ſie doch erſt durch die Araber bis zur Schärfe ausgebildet, wie wir ſie aus den überlieferten Dichtungen erkennen. Für unſern Helden Don Juan ſind wichtig die Züge der Ritterlichkeit, die Rauf- und Rachluſt, verbunden mit lebhaftem Ehrgefühl, die ſinnliche Glut für die Frauen, wie die Grazie, die Anmuth, und Zierlichkeit in ſeinem Verkehr mit dieſen. Das Uebermaß der ſinnlichen Leidenſchaft, was ihn zu einem bezaubernden Liebeshelden ſchafft, iſt geradezu ein Erbtheil des mauriſchen Ahnherrn zu nennen. Die „Tauſend und drei“ ſind eine buchſtäbliche Nachbildung der „Tauſend und Einen Nacht“ von Scheherazade, der „Tauſend Roſen“ in dem Harems-Garten des weiſen Salomon.

Dieſe mauriſchen Züge ſind gefliſſentlich hervorzuheben; denn es ſind die mächtigen Züge, die bei der orientaliſchen Lebensanſchauung von dem Verhältniß der Geſchlechter nichts Unedles enthalten. Sie ſind nobel gegenüber den Zügen, welche aus den geiſtlichen Spielen der franzöſiſchen Mönche, wie den Minneſängern der franzöſiſchen Troubadoure in den ſpaniſchen Charakter kommen. Der Abt Bernhard von Clugny, der Stifter des Bernhardiner-Ordens, predigte die Entſagung; er ward zum Biſchof von Toledo berufen. Die Wirkung ſeiner Lehre war aber eine Rache der Natur an einer menſchlichen Verirrung, die zu den unſittlichſten weltlichen und geiſtlichen Spielen führte. Eine Reihe von Dramen des fünfzehnten Jahrhunderts, unter denen die berühmte „Celeſtina“, die „Himmliſche“ — eine Kupplerin — die Hauptrolle ſpielte, entſprangen aus dieſer Anſchauung.

Wir brauchen kaum den Unterſchied zu zeigen zwiſchen den „Tauſend und drei“, die ſelbſt einen Salomo nicht verunzierten, weil ſie dem Brauch, der Lebensanſchauung des Landes entſprachen, und dieſer Anſicht des Don Juan. Der polygame Orientale hegt ſeine

Digitized by Google

Frauen in einem Raume friedlich zusammen. Der monogame Christ muß die erste verlassen, wenn er die zweite zur Gattin nehmen will. Die Passion für die tausend Frauen macht also Don Juan nicht unsittlich, vielmehr nur sein treuloses Verlassen. Es ist nicht die Charakteristik Leporellos, der ihm in seiner bramarbasirenden Uebertreibung bei Da Ponte die „Tausend und drei" andichtet, vielmehr sind es Don Juans eigene Worte, die ihn richten:

„Wer nur Eine treu wollt' lieben,
Müßt' die Andren all' betrüben."

Der spanische Dichter, der seinen Königen und Vornehmen einen warnenden Sittenspiegel vorhalten wollte, hat deßhalb das Ende einer solchen Laufbahn gezeigt, indem er die Begier bis zur Gewaltthat und zum Morde steigern läßt und für den „qualifizirten" Mord dann eine qualifizirte Todesstrafe ersinnt. Hiermit ist dann die moralische Tendenz des Stückes aufs entschiedenste ausgesprochen, die in der alten Sage nur angedeutet war. Die Franziskaner von Sevilla übten die einfache Moral ohne weitere Tendenz. Ihr Schutzherr, der Comthur, ward erschlagen; zur Strafe erschlugen die Schutzbefohlenen den Mörder. Die himmlische Strafe durch den Comthur war ihnen nur Vorwand, um ihr Kloster vor der Rache von Don Juans Verwandten zu sichern. Bei Tirso sehen wir den Helden in seiner Laufbahn erst mit natürlicher Nothwendigkeit zur Gewaltthat, dann zum Mord getrieben, die qualifizirte That dann auch durch eine qualifizirte Rache bestraft.

Der Unterschied ist klar: in der alten Sage sehen wir bloß die letzte That, die den Rechtsbruch gegen die menschliche Gesellschaft vollbringt, das vorausgehende kümmert den Juristen nicht, denn „wo kein Kläger, da kein Richter." Dem entsprechend sehen wir auch bloß die einfache Hinrichtung, die nicht nach vorausgehendem Leumund fragt. Bei dem spanischen Dramatiker wird die ganze Motivirung der letzten That — die den Leumund darlegt — dem Zuschauer vorgeführt und dann das Urtheil wie die Strafe in ebenso motivirter Weise vor unsern Augen vollzogen. Wenn jenes ein bloßer Entwurf, auf dem nur die Hauptpersonen skizzirt sind, dann ist dieses ein fertiges Gemälde mit allen Nebenfiguren und der ganzen Staffage zu nennen. In einem sind sie übereinstimmend, in dem Grundgedanken: Don Juan wird nicht gerichtet, weil er dieses oder jenes Mädchen verlassen, den Treubruch begangen, sondern weil er eine Gewaltthat, den Mord, vollbrachte. Eine große sinnfällige That ist es, die von dem ganzen Volke gerichtet, die zu allen Zeiten von allen Völkern als Verbrechen betrachtet und mit der höchsten Strafe, mit dem Tode belegt wurde. —

Was wäre nun unser „Don Juan", das vielgefeierte Werk von Da Ponte und Mozart, wenn es nicht von dieser großen Anschauung durchzogen wäre? Was wäre ein Stück, in dem ein Dutzend mehr oder minder pikanter Liebesscenen dargestellt würden, die mit dem Fegfeuer einer gut gemalten Kirchhofscene und dem Höllenfeuer einer

Digitized by Google

Fromme Lektüre.

Nach einem Originalgemälde von C. Schweninger jun.

Digitized by Google

Digitized by Google

draſtiſchen Bühnenmaſchinerie endeten? Ein Poſſenſpiel, dem nicht einmal der Rang einer guten Komödie zu vindiciren wäre; denn es fehlte ihm bei der vielfachen Durchkreuzung dreier Romane der einheitliche Charakter eines Dramas. Das Haus des Comthur, der gegen daſſelbe begangene Frevel, der Mord, das iſt der Angelſtein, um den ſich, wie eine verwandelte Dekoration, das ganze Schauſpiel dreht. Ihn klar zu ſtellen, ihn pſychologiſch zu erklären und zur endlichen Sühne zu bringen, das war die Aufgabe des Dichters.

Hundert Jahre früher hätte Mozart mit der Ueberſetzung von Molières „Festin de pierre“ ſich begnügt. Im achtzehnten Jahrhundert, drei Jahre vor Beginn der großen Revolution, war jene Komödie zu frivol. Ein Maſetto ſprach zwar in verzweifelter Ironiſirung: „Wenn ein Gnäd'ger commandirt, ſpricht der dumme Bauer: Ja.“ Seine Genoſſen aber riefen ſchon:

„Wer biſt Du, Fürſt, daß ohne Scheu
Zerrollen mich Dein Wagenrad,
Zertreten darf Dein Roß?“

Ein Philoſoph auf dem Kaiſerthron hatte den Nothſchrei vernommen, dem Bauern die Menſchenrechte gewährt, eine Verſammlung von Notabeln den „dritten Stand“ in die Nationalverſammlung geführt.

Kaiſer Joſephs II. Edikte von der Befreiung der Leibeigenen, von dem Recht auf den eigenen Acker, auf das eigene Haus, waren bereits von der Kunſt verherrlicht worden. Der eigene Hofdichter Da Ponte hatte in der „Hochzeit des (Bauern) Figaro“ den Akt gefeiert und Mozart mit ſeinen herrlichen Weiſen ihn beſungen. Der Graf Almaviva ſprach das Wort des edlen Kaiſers: „Ich hob ein unſittlich Geſetz auf, gegen das meine Seele ſich empörte.“ Den Worten waren aber andere Thaten gefolgt, und Mephiſto behielt recht, als er ſagte: „Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben!“ Der Junker in ſeiner Tollheit mußte, unter das neue Spektrum geſetzt, wie ein Kaleidoſkop gedreht werden, daß man die ſchillernden Schuppen der Schlange erkannte.

Dies war das Motiv für Da Ponte: Die drei Stände mußten zur Parade ziehen, der Junker den Kreislauf um ſie beginnen. Drei Jungfrauen wurden die Typen der drei Stände: Donna Anna, die Tochter des Comthur von Sevilla, des vornehmen Granden von Spanien; Donna Elvira, ein reiches Fräulein vom Bürgerſtande; Zerlina, die Tochter des begüterten Bauern. Schönheit, Anmuth und Grazie ſchmücken ſie alle drei; doch nur eine iſt berufen, das Drama zum ernſthaften Schluſſe zu führen. Das Bauermädchen, die Bürgertochter ſind noch zu neu in dem kaum erworbenen Rechte, ſie empfangen als Gnade, was der vornehme Herr ihnen gewährt. Als Dienerin, als Geſellſchaftsdame gruppiren ſie ſich um die „Dame vom Stande.“ Donna Anna allein fühlt ein ererbtes, ein angeborenes Recht; für deſſen Verletzung vermag nur ſie vom Frevler die Sühne zu fordern.

Das Stück beginnt und ſchließt mit dem Hauſe des Comthur.

Digitized by Google

Der Mord an dem Edlen ist der rothe Faden, an dem der Held, wie von Geistergewalt gebannt, gezogen wird. Donna Anna ist der sichtbare, unsichtbare Geist, der des Mörders Schritte begleitet, der bei zärtlichem Zwiegespräch ihn verjagt, der aus tollem Bacchanal ihn herausreißt, der nachts aus süßen Träumen ihn aufschreckt. Wie ein wandelndes Gewissen schreitet sie einher, erregt sie Bürger und Bauer gegen den Brecher der Rechte, spornt sie den Standesgenossen zur Sühne gekränkter Ehre. Weil die Menschen zu taub, zu blöde bei ihrem Jammer verharren, setzt sie dem Vater die Grabschrift: „Die Rache erwartet den Mörder!" Sie jagt den Greis aus der Gruft und treibt ihn, das Strafgericht zu vollziehen, zu dem der Menschen Hand nicht stark — nicht rein genug sich erwies.

So steht die alte Sage von Don Juan Tenorio heute noch in Da Pontes und Mozarts Werk, wie die Geschichte sie überliefert hat. Der alte Stein-Trumm, den Tirso nur dürftig behauen, wird erst von Da Ponte künstlerhaft gemeißelt, von Mozarts Hand ciselirt und zu dem Kunstwerk gebildet, das als ein lebiges, seelenhaftes an uns vorüberschreitet. Der Geist des weisen Salomo, der aus den tausend Schönen die Rose von Schiras sich erkor, hat das Bildniß angehaucht. Scheherazade, die liebliche, die in tausend Nächten den Beherrscher der Gläubigen zu ihrem Glaubensbekenntnisse zwang, hat ihren Zauber darüber ergossen. Der Geist der Erkenntniß, die Menschenliebe, die Seele der Dichter und Philosophen vom achtzehnten Jahrhundert gaben dem Bilde das Leben, die Schnellkraft, mit der es die Herzen aller fühlenden Menschen bezwang.

Digitized by Google

Französische Moden im Mittelalter.

Während der Kreuzzüge waren viermal hunderttausend Franzosen umgekommen, aber die aus dem gelobten Lande unversehrt zurückkehrenden Krieger hatten wenigstens die Genugthuung, die Bewohner ihrer Heimat durch neue Moden, namentlich bisher in Frankreich nicht üblich gewesene lange Kleider zu überraschen, die sie aus dem Orient mit heimbrachten. Vom 12. bis 15. Jahrhundert war in Frankreich das verbreitetste Kleidungsstück der Männer ein langer Leibrock (soutane), wie er sich später noch bei der Geistlichkeit fort erhalten hat. Derselbe reichte bis auf die Füße herab. Die Edelleute waren der Ansicht, daß ihnen die Anbringung einer langen Schleppe an diesen Rock einen Vorwand darbiete, sich von einem Reisigen als Schleppenträger begleiten zu lassen und daß die Nachfolge eines solchen Dieners den Standesvorzug des Herrn kennzeichne.

Nur diejenigen Edelleute, welche bereits zu Rittern geschlagen waren, besaßen die Berechtigung, über der Soutane einen Mantel oder einen Reitrock (casaque) zu tragen, dessen sehr breite und weite Aermel nach vorn über die untere Falte herabreichten, nach hinten aber ebenfalls entsprechend weit niederfielen. Diese Reitröcke waren aus den vorzüglichsten Stoffen gefertigt, auch mit Hermelin, Marderfell, Grauwerk und sonstigen Pelzgattungen verbrämt. Selbst ein Fürst konnte nicht Goldverzierungen auf seiner Kleidung tragen, so lange er noch nicht die Ritterwürde erlangt hatte. Während eines Zeitraums von mehr als dreihundert Jahren hatten die männlichen Angehörigen der höheren Stände in Frankreich das äußere Ansehen von ruhigen Bürgern und friedfertigen Landsleuten, denn wer nicht zum Kriegerstande zählte, ging unbewaffnet einher. Eine lange Geldbörse, die vom Gürtel herabhing, war das äußere Abzeichen des Adels. Später, gegen Ende des 17. und während des ganzen 18. Jahrhunderts, als jeder anständige Mann einen Degen an der Seite zu tragen pflegte, gewährten die französischen Städte den Eindruck einer unruhigen, zu Zweikämpfen aufgelegten Einwohnerschaft.

Als Kopfbedeckung diente den Männern während des Mittelalters eine Art von Regenkappe mit einem nach oben gehenden Wulst und einem auf den Rücken herabhängenden sackartigen Schweife. Die Kappe bestand in der Regel aus demselben Stoff, wie der Mantel oder der Rock, und war mit gleichem Pelzwerk, wie jene besetzt.

Digitized by Google

Diese Tracht hat in der Folgezeit noch unter dem Namen épitoge als Staatskopfbedeckung der Parlaments-Präsidenten, unter der Benennung aumusse als Chorpelz der Domherren und unter der Bezeichnung chausse (seidenes Mäntelchen) bis mit dem 18. Jahrhundert als Amtsabzeichen von Sachwaltern, Räthen, Doktoren und Universitäts-Professoren fortbestanden.

Zur Zeit des Königs Karls V. (1364—1380) trug man Wappen-Röcke, d. h. Koller, auf welche alle zum Wappen des betreffenden Edelmanns gehörigen Bestandtheile eingestickt waren.

Unter König Karl VI. (1380—1422) erdachte man die in zwei verschiedenfarbige Hälften getheilte Kleidung.

Unter der Regierung Franz' I. (1515—1547) bemühte man sich nicht, die bisherige Mode länger und weiter Kleider aufzugeben, sondern man sprang in das äußerste Gegentheil davon über. Auf alten Tapeten, die aus jener Zeit herrühren, sind der genannte Herrscher und dessen Hofleute in einer Kleidung dargestellt, wie sie jetzt etwa von Harlekinen getragen würden, nämlich mit einem kurzschößigen Wams und enganliegenden Beinkleidern aus einem Stück einschließlich der Strümpfe. Gesetzte Leute bedienten sich der weiten Kniehosen, junge Leute aber trugen sogenannte Pagen-Beinkleider, d. h. eine Art von Kniehosen, die nur bis auf den halben Schenkel herabreichten und die man nur mit einem kurzen Röckchen bedeckte. So kam es, daß während der Regierungszeit Heinrichs II. (1547—1559), Franz' II. (1559—1560), Karls IX. (1560—1574), Heinrichs III. (1574—1589) und Heinrichs IV. (1589—1610) die Hofleute in Frankreich genau so gekleidet waren, wie später im 18. Jahrhundert die im Dienste der Fürsten und des hohen Adels stehenden Läufer, nur daß letztere des Mantels entbehrten, den alle französischen Edelleute früher zu tragen pflegten. Die Aehnlichkeit zwischen der französischen Hoftracht in der Zeit von Mitte des 16. bis einschließlich des ersten Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts mit der spätern Livrée der Läufer wurde noch dadurch erhöht, daß jene Hofleute ebenso wie die nachmaligen Läufer niedere, barettartige Mützen mit Wappenverzierung trugen.

Die Frauen bedeckten zur Zeit Karls VI. ihren Kopf mit einer hohen Haube in Zuckerhutform. An der Spitze derselben befestigten sie einen Schleier, der mehr oder minder weit herabhing. Es richtete sich dies nach dem Stande der Trägerin. Der Schleier einer Bürgersfrau ging nur bis zu den Schultern herab, der der Gemalin eines Ritters reichte bis zur Erde nieder. Während der Regierung Franz' I. und Heinrichs II. trugen die Frauen kleine, mit einer Feder verzierte Hüte, später und bis zum Ableben Heinrichs IV. kleine, mit einem metallnen Strahlenbüschel versehene Häubchen.

Bezüglich der Ritter-Schilde und Adelswappen bemerkt der mittelalterliche Schriftsteller Agrippa in seinem Buche über die Eitelkeit des Wissens (de vanitate scientiarum), es würde nicht angemessen sein, als unterscheidendes Zeichen darin das Bild einer Henne, einer Gans, einer Ente, eines Kalbes, eines Schafes oder irgend eines

Digitized by Google

andern harmlosen oder nutzbringenden Thieres aufzunehmen, die Kenn- und Feldzeichen des Adels müßten vielmehr wilden, auf Raub ausgehenden Thieren entnommen werden.

Alle Völker der Vorzeit haben nationale Unterscheidungszeichen besessen, z. B. die Athenienser eine Eule, die Celten ein Schwert, die Römer einen Adler, die Carthaginienser einen Pferdekopf, die alten Sachsen ein springendes Pferd, die Vorfahren der Franzosen einen Löwen, die Gothen eine Bärin. Bei den Römern führte jede Legion in ihrem Feldzeichen ein Gebilde, z. B. einen Blitz, einen Drachen und dergleichen, wonach sie benannt wurde.

Bei den alten Galliern hatten die Druiden der Körperschaft von Autun, vermuthlich wegen der Kraft, welche sie dem Ei der Schlange zuschrieben, in ihrem Banner von himmelblauer Farbe eine liegende Schlange von Silber, überragt von einer mit grünen Eicheln besetzten Mistel. Der Vorstand der Druiden führt Schlüssel als Symbol. Karl der Kahle verfügte in den von ihm erlassenen Kapitularien, die königlichen Haushofmeister möchten darüber wachen, daß im Falle eines Aufgebotes jeder Bischof, jeder Abt und jede Aebtissin ihre sämmtlichen Lehnsleute mit vollständigem Kriegsgeräthe und unter Vortritt des Bannerträgers ausrücken lasse. Nachdem der König Philipp I. (1061—1108) die sogenannte Gemeinde-Miliz (milice des communes) geschaffen hatte, wurde verfügt, daß die Städte und größeren Flecken bewaffnete Bürger unter Führung der Pfarrer (les curés à la tête) und Vortragung der Kirchenbanner zur königlichen Armee stoßen zu lassen hätten.

Außer dem Mantel des heiligen Martin und dem Kirchenbanner der Abtei von St. Denis oder der sogenannten Oriflamme (einem dreigespaltenen, glatten, rothen Fahnentuche, welchem eine goldene Lanze als Schaft diente) galt als französisches Landes-Feldzeichen in alter Zeit noch die königliche Standarte. Doch waren deren Gestalt, Farbe und Sinnbilder nicht feststehend. Jeder König veränderte sie und erdachte deren neue, die oft von denen seines Vorgängers sehr abwichen. Erst unter dem König Ludwig VII. (1137—1180) wurde das Wappenschild der Könige von Frankreich mit Lilien besäet, deßgleichen wurden damals die Wappen der Fürsten, Barone und Edelleute des französischen Reiches festgestellt und gestalteten sich zu erblichen Abzeichen der adeligen Familien.

Der Waffenrock der französischen Könige war von blauer Farbe und mit goldenen Lilien übersäet. Außerdem trugen sie eine weiße Schärpe; denn seit unvordenklicher Zeit war Weiß die charakteristische Farbe Frankreichs, während dagegen Roth von jeher diejenige Englands gewesen zu sein scheint.

Die goldenen Lilien, deren vormals eine unbestimmte Anzahl auf dem französischen Wappenschilde zu sehen waren, wurden unter dem König Karl V. (1364—1380) auf drei beschränkt, und zwar angeblich zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit.

Als die Wappen und deren Farben feststehend und erblich ge-

Digitized by Google

worden waren, erfolgte die Einführung der sogenannten Haustracht (livrée) für Lehnsleute des Herrschers und der hervorragenden Grundbesitzer. Die Farben der Haustracht richteten sich forthin nach den Wappenfarben der Herrschaft, während sie vorher nach Willkür zusammengestellt worden waren. Außerdem trugen die Edelleute und insbesondere die Ritter Schärpen, deren Farben anzeigten, aus welcher Provinz man stammte. So waren die Schärpen der Grafen von Flandern dunkelgrün, die der Grafen von Anjou hellgrün, die der Herzöge von Burgund roth, der Grafen von Blois und Champagne hochgelb und blau, der Herzöge von Lothringen gelb, der Herzöge von Bretagne schwarz und weiß. Ebenso hatten die Vasallen dieser verschiedenen Fürsten von einander abweichende Schärpen. Diejenigen Vasallen aber, die mit ihren Fürsten verbündet waren oder die in deren Umgebung irgend ein wichtiges Amt zu versehen hatten, liebten es, den Farben ihrer besondern Haustracht eine bald schmälere, bald breitere Binde oder Borde in den Farben ihres Oberherrn hinzuzufügen. Daher bemerkte man bis zu Beginn der ersten französischen Revolution gemeiniglich Dunkelgrün in den Haustrachten des flandrischen Adels, Hellgrün in denen des Adels von Anjou u. s. w. Der Adel im Umkreise von Paris, welcher unmittelbar beim Könige zu Lehen ging, hatte meist die blaue Farbe mit in seinen Haustrachten, weil Blau die Farbe der französischen Könige war. Was das in der ehemaligen königlichen Haustracht ebenfalls mit vorkommende Weiß und Roth anlangt, so lag der Grund des Vorhandenseins dieser beiden Farben darin, weil Weiß, wie schon erwähnt, die allgemeine, bezeichnende Farbe der französischen Nation und, was das Roth betrifft, diese Farbe seit langer Zeit für das Festkleid herkömmlich war, welches der König trug, sobald er eine allgemeine Festversammlung hielt.

Bei Turnieren waren die Ritter nicht verpflichtet, ihrer Haustracht sich zu bedienen, vielmehr stand es jedem frei, sein Gewand willkürlich zu wählen. Gewöhnlich stellte man es aus den Wappenfarben der Dame zusammen, für welche ein Ritter kämpfte.

Oft ereignete es sich, daß Edelleute und Bürger aus frommer Ergebenheit für einen gewissen Heiligen sich zu Leibeigenen von dessen Kirche erklärten. Das Wams, mit dem sie sich bekleideten, wies dann lediglich die Farben des betreffenden Kirchenbanners auf. Auch trugen sie um das Handgelenk oder um das Bein einen eisernen Ring. Mancher schwärmerische Ritter ahmte diesen Gebrauch in profaner Weise nach, indem er, um einer gewissen Dame seine sklavische Ergebenheit zu beweisen, Armbänder von Borde in den Farben seiner Herzenskönigin trug.

Die Franzosen des Mittelalters trugen in der Regel, bis sie das vierzigste Jahr erreicht hatten, nur Schnurrbärte, es sei denn, daß ihnen ein Amt oder eine Würde übertragen wurde. Diesfalls ließ man sich den Bart wachsen und trug ihn in der Länge von 5 bis 6 Zoll abgerundet um das Kinn. Gleichwie es nur den Ange-

Digitized by Google

hörigen der königlichen Familie freistand, ihr Haar in dessen ganzer Länge zu tragen und über ihre Schultern herabwallen zu lassen, ebenso war es auch nur ihnen erlaubt, ihren Bart beliebig wachsen zu lassen und ihn so lang zu tragen, als er überhaupt werden konnte. Eginhardt, der Sekretär und Biograph Karls des Großen, erzählt bei Besprechung der letzten Könige des ältesten fränkischen Herrschergeschlechts, daß diese Könige zu den Versammlungen des Märzfeldes in einem mit Ochsen bespannten Wagen fuhren und sich dann auf dem Throne niederließen, während ihr langes Haar und ihr bis zur Brust herabhängender Bart ihnen das Gepräge der königlichen Würde verliehen (crine profuso, barba submissa solio residebant et speciem dominantis effingebant).

Zur Zeit des zweiten Königsgeschlechts trug der Adel allgemein lange Bärte, und dieser Gebrauch bestand auch zur Zeit der ersten Könige des dritten Geschlechts noch fort. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei erwähnt, daß Hugues, Graf von Chalons, welcher durch den Herzog Richard der Normandie besiegt worden war, vor dem letzteren erschien, um sich ihm zu Füßen zu werfen, und dabei einen Reitsattel auf dem Rücken trug, um dadurch sinnbildlich anzudeuten, daß er sich dem Sieger unbedingt unterworfen. Der Chronist fügt bei, daß der Graf von Chalons wegen des langen Bartes, den er trug, mehr einem Ziegenbocke als einem Pferde geähnelt habe.

Unter Heinrich IV. verkürzte man den Bart wieder und trug ihn nur noch in der Länge von etwa 3 Zoll unterhalb des Kinns, abgerundet, fächerartig, und außerdem einen langen, nach beiden Seiten hin spitz hervorstehenden Schnurrbart. Noch später behielt man neben dem Schnurrbart nur einen kleinen Haarbüschel in der Mitte des Kinns und längs der Unterlippe bei (Henri IV.)

Den vollen Glanz ihrer Würde entfalteten die französischen Könige bei denjenigen Hofversammlungen, welche man cours plenières nannte. Diese Versammlungen, wozu der gesammte Adel eingeladen war, wurden, außer bei Krönungen, fürstlichen Hochzeiten und Taufen, Ernennungen von Rittern u. s. w. regelmäßig zwei Mal im Jahre, nämlich zu Ostern und am Fest Allerheiligen oder zu Weihnachten abgehalten. Während ihrer sieben- bis achttägigen Dauer speiste der König täglich, bekleidet mit dem ganzen Gepränge seiner höchsten Würde, vor den Augen des Volkes. Er hatte dabei die Krone auf dem Haupte und legte dieselbe während des ganzen Tages nicht eher ab, als bis er sich zur Ruhe begab. Die höchsten weltlichen und geistlichen Kronvasallen saßen mit an der Tafel des Königs, während der Kronfeldherr (connétable) und andere Inhaber oberster Hofämter, sämmtlich beritten, die Speisen aus den Händen untergeordneter Hofdiener entgegennahmen und sie dem Könige vorsetzten. Jeder Gang der Speisen wurde beim Klange von Flöten und Oboen aufgetragen. Beim Zwischengericht (entremets) traten zwanzig Wappenherolde vor, deren jeder eine Schale in der Hand hielt, die mit Gold- und Silberstücken gefüllt war. Diese letzteren warfen sie unter das versammelte

Digitized by Google

Volk aus, indem sie mit erhobener Stimme riefen: „Freigebigkeit (largesse) des großen Alleinherrschers!“

Entremets nannte man in jener Zeit nicht bloß Zwischengerichte, sondern auch sonstige Ueberraschungen, die erdacht wurden, um die Gäste der königlichen Tafel in der Zwischenzeit von einem Speisegang zum andern zu unterhalten. So ließ man z. B. zu diesem Zwecke in den Festsaal kunstvolle Dekorationen rollen, welche Städte, Schlösser und Gärten darstellten. Aus den Fontänen der letzteren ergossen sich verschiedene Weine, sowie andere wohlschmeckende Flüssigkeiten.

Bei dem Festmahle, welches der König von Frankreich Karl V. im Jahre 1378 zu Ehren des römisch-deutschen Kaisers Karls IV. veranstaltete, verfügte sich der Gast nach der Messe durch die Galerie der Krämer (merciers) in den großen Bankettsaal des Schlosses, wo die Tafeln aufgeschlagen waren. Der König nahm Platz zwischen dem Kaiser und dessen Sohn, dem römischen Könige. Es waren im Saale drei große Schänktische hergerichtet, deren erster Geschirr von Gold, der zweite Geschirr von Emaille und der dritte solches von Silber enthielt. Gegen Ende des Mahles begann die Schaustellung oder das entremets (Zwischenspiel). Man sah ein Seeschiff erscheinen, versehen mit seinen Masten, sowie vollständigen Segeln und Tauwerk. Die Flaggen desselben zeigten das Wappen der Stadt Jerusalem. Auf dem oberen Verdeck gewahrte man Gottfried von Bouillon, umgeben von mehreren Rittern in voller Rüstung. Das Schiff bewegte sich bis in die Mitte des Saales vorwärts, ohne daß man die Vorrichtung wahrnahm, welche es in Bewegung setzte. Unmittelbar darauf zeigte sich ein kunstvolles Dekorationsstück, darstellend die Stadt Jerusalem, deren Mauern und Thürme mit bewaffneten Sarazenen besetzt waren. Das Schiff näherte sich der Stadt, die christlichen Streiter landeten und stürmten gegen die Wallmauern. Obwohl die Belagerten sich tapfer vertheidigten und manche Sturmleitern umstürzten, wurde die heilige Stadt doch schließlich erobert.

Als einst König Karl IX. bei einem Edelmann in der Gegend von Carcassonne speiste, öffnete sich gegen Ende der Mahlzeit plötzlich die Saaldecke; man sah daraus eine schwere Wolke herabschweben, und als diese mit einem donnerähnlichen Geräusch platzte, prasselte ein Hagel von Konfekt aus ihr hervor, dem ein sanfter Sprühregen von wohlriechendem Wasser folgte.

Englische Kochkunst.

Von Elie Haunton.

Man muß bei einer Besprechung der englischen Küche vor allem die gesellschaftlichen Pflichten der englischen Hausfrau ins Auge fassen. Das englische Hauswesen macht unstreitig größere Ansprüche an die Frau, als das deutsche. Die ängstliche Sorgfalt, mit welcher alle Aeußerlichkeiten des Lebens studirt werden, belastet sich mit

Digitized by Google

einer Verantwortlichkeit, von der man sich im gemütlichen Deutschland gar keinen Begriff macht. Schon beim Frühstück erscheint die Hausfrau in voller Morgentoilette und es giebt eigentlich keine Stunde des Tages, wo das englische Haus, besonders aber das Haus des Londoner Bürgers, von Besuchen der einen oder andern Gattung frei ist, — von Besuchen, die meistens der Frau zur Last fallen. Denn die Frau beherrscht das Haus des Britten; er ist nur Herr in seinem Geschäft und in seinem Klub. Unter solchen Umständen verbleibt da, wo nicht für theures Geld eine feine Köchin angeworben werden kann, sehr wenig Zeit für die Küche übrig. Und die Küche ist dann auch danach.

Man verspeist im ganzen großbritannischen Königreich dieselben Roastbeefs und Hammelkeulen, dieselben ungefetteten und da und dort auch wohl ungesalzenen Gemüse, dieselben Reispuddings und Rhabarberpies, zum Dessert denselben Käse, höchstens mit der Abwechselung von Cheddar und Stilton-cheese, im Winter dieselben Orangen, im Sommer dieselben Erdbeeren. Unsere verwöhnten Herren würden wahrscheinlich wenig damit einverstanden sein, die erste Hälfte der Woche von dem Roastbeef — so ausgezeichnet es auch war — kalt zu essen, das am Sonntag warm servirt wurde, und vom Donnerstag an dieselbe Hammelkeule unwiderruflich erscheinen zu sehen — Sonnabends vielleicht in Gestalt eines Haschés (stew) — bis sie am Sonntag wieder von dem Rostbeef abgelöst wird. Dazwischen vielleicht einmal, wo jene nicht ausreichen, ein geschmortes Kaninchen (stewed rabbit), ein Schweinebraten (roast pork), geschmorte Ochsenwürste (beef sausages), ein Fisch oder ein Huhn zur Abwechselung, begleitet von dem harmlosen Gemüse, — und das Menu eines gewöhnlichen englischen Hauses und damit einer gewöhnlichen englischen Köchin ist erschöpft.

Erst ganz neuerdings haben vegetarianische Kochkünstler die große Entdeckung gemacht, daß auch Linsen und Erbsen genießbar gemacht werden können. Mr. John Bull hat auf seinen vielen kontinentalen Reisen manche Schüssel kennen gelernt, die ihm, trotz seiner Vorliebe für englisches Roastbeef und sein plain leg of mutton, sehr wohl gefiel. Mrs. John Bull ist ganz seiner Ansicht, nur weiß sie nicht, wie dergleichen zubereitet werden muß, hat auch weder den rechten Sinn, noch die nöthige Zeit für eine wirkliche Reform.

Da kam man auf die Idee, Kochschulen zu gründen, unter anderem in Exhibition Road, South Kentington, London eine „National Training School for Cookery", wo wirkliche Kochkünstlerinnen „methodisch" ausgebildet werden sollen. Der Kursus dauert zwanzig Wochen und kostet 20 Guineen; dafür soll aber auch alles gründlich gelernt werden (Kochen und andere Zweige der Haushaltung). Daselbst werden nach echt englischer Sitte auch Diplome für dergleichen Fertigkeiten ertheilt.

Vor einigen Jahren war die Passion fürs Kochenlernen unter den Damen eine ziemlich allgemeine geworden. Doch ist dieselbe

Digitized by Google

mehr oder weniger wieder eingeschlafen, und so muß denn im großen und ganzen der Londoner Spießbürger nach wie vor sein Gemüse bloß abgebrüht, ohne Salz und ohne Schmalz verzehren und sich wenigstens viermal die Woche cold leg of mutton (kalte Hammelkeule) und einen soliden Korinthenpudding gefallen lassen. In der Zubereitung schmackhafter Mehlspeisen und Gemüse haben die englischen Frauen, trotz ihrer sonstigen Vorzüge, unstreitig noch vieles von ihren deutschen und französischen Schwestern zu lernen.

Nippsachen.

Glockengeläute. Das Läuten der Glocken kann in zwei Arten geschehen: durch Schwingen mittels Seil und Rad oder indem man sie an der Innen- oder Außenseite mit Hämmern schlägt, wobei die Glocke selbst festhängt. Die erstere Methode ist in England ganz allgemein und für jede Glocke ist ein Mann erforderlich; hieraus entsteht die angenehme und für England eigenthümliche Glockenmusik, das „Wechselgeläute", von welchem das Land den bezeichnenden Namen „die klingende Insel" erhielt. In Belgien ist die zweite Methode gebräuchlich. Das Glockenspiel hieß carillon, weil die italienische Quadriglio oder Quadrille, „eine langweilige Art Tanzmusik", die erste als Glockenspiel ausgeführte Musik war. Die Künstler benutzten dazu das als „clavecin" bekannte Instrument, eine Art Klaviatur in halben Tönen. Jede Taste war mit Draht oder Seilchen mit einem Hammer verbunden, der an die Glocke traf, wenn man mit behandschuhter Faust auf die Taste schlug. Diese Maschine war natürlich in der ersten Zeit äußerst unbeholfen, dennoch war das Spielen der Glocken zu Beginn der Erfindung ganz vorzüglich. Man hat großartige Kompositionen für das Glockenspiel aufgefunden, die zu Löwen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von dem wunderbarsten Glockenspieler, der jemals gelebt, vorgetragen wurden, von Mathias van der Gheyn. Bis jetzt ist noch niemand imstande gewesen, diese Kompositionen zu spielen, die an Tiefe und Zartheit den besten Werken von Bach, Mozart oder Beethoven verglichen werden können. Die Kunst, carillons zu spielen, ist sehr in Vergessenheit gerathen und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß sie wieder belebt werden wird.

Richard Wagner sandte bekanntlich im Jahre 1854 einige auf seine Kosten gedruckte Exemplare seiner Dichtung „Der Ring des Nibelungen" als „vertraute Mittheilungen" an etliche Freunde und solche Personen, bei welchen er Theilnahme für sein Vorhaben voraussetzte. Im Buchhandel ist diese Buchausgabe nie erschienen. Ein Exemplar sandte Wagner auch an Arthur Schopenhauer. Viele Jahre später erfuhr man, daß Schopenhauer in diesem Exemplare zu der scenischen Vorschrift am Ende des ersten Aktes der „Walküre": „Siegmund zieht Sieglinde mit wüthender Glut an sich; sie sinkt mit einem Schrei an seine Brust; der Vorhang fällt schnell", die Randbemerkung niedergeschrieben habe: „denn es ist hohe Zeit". Nun strebten viele danach, dies Buch zu erhalten oder wenigstens zu sehen. Vergeblich! Das Buch wurde nicht ermittelt, auch das Vorhandensein dieser Randbemerkung wurde nicht erwiesen. Müßige Neugier war es keinesfalls, welche so viele zur Jagd auf dieses Exemplar antrieb. Da Wagner sich nicht nur rückhaltlos zu den Ansichten Schopenhauers über Musik bekennt, sondern auch Schopenhauers Philosophie in seinem „Ring des Nibelungen" dichterisch verkörpert haben will, mußte die Vermuthung, der große Philosoph möchte in jenem Exemplare des „Nibelungengedichtes" manche kritische Ansicht über dasselbe vermerkt haben, die Wißbegierde anregen. Max Goldstein berichtet in dem „Deutschen Montagsblatt", daß es ihm endlich gelungen sei, das Buch in die Hand zu bekommen, und macht folgende Mittheilungen darüber:

Auf dem leeren Blatte vor dem Titel steht von Schopenhauers: Hand „Arthur Schopenhauer", unter dem Titel von Wagners Hand: „Aus Verehrung und Dankbarkeit". Schopenhauer hat das Buch in der That mit vielen Randbemerkungen

Digitized by Google

versehen, und zwar mit Bleistift. Wir theilen einige derselben mit. Im ersten Aufzuge der „Walküre", in der großen Liebesscene zwischen Sieglinde und Siegmund, geht der Dialog zwischen den beiden, nachdem das Mondlicht den Saal erhellt hat, so weiter (Ausgabe von Schott, Mainz 1876, S. 22):

Siegmund: Im Lenzesmond
leuchtest Du hell;
hehr umwebt Dich
das Wellenhaar;
was mich berückt
errath ich nun leicht —
denn wonnig weidet mein Blick.

Sieglinde (schlägt ihm die Locken von der Stirn zurück und betrachtet ihn staunend):

Wie Dir die Stirn
so offen steht;
in den Schläfen der Adern
Geäst sich schlingt u. s. w.

Hierzu bemerkt Schopenhauer: „Es ist infam!"

Zu der ganzen Scene überhaupt macht Schopenhauer am obern Rande des Buches über die ganze Breite desselben hin die Bemerkung: „Man kann die Moral einmal vergessen, aber man soll sie nicht maulschelliren".

In der Scene, in welcher Siegfried den Mime so hart behandelt („Siegfried", S. 28 ff.), bemerkt Schopenhauer: „Empörender Undank, maulschellirte Moral!"

Ueberaus zahlreich sind die Randbemerkungen bezüglich der Wagner'schen Sprache. Lobende Bemerkungen finden sich nicht!

Salon-Büchertisch.

Sommerfarben. Optimistische Geschichten von Benno Rüttenauer. Leipzig. Philipp Reclam. Univers.-Bibl.

Ein sonniger, lebensfreudiger Ton durchweht diese kleinen Erzählungen, der den Titelzusatz „optimistische" allenfalls rechtfertigt, obgleich es eigentlich an den Sommerfarben auch genug wäre. „Auf dem Zauberberg" ist eine ganz anmuthig, duftig und zart erzählte Künstlergeschichte, mit welcher die dritte Erzählung: „Der Philosoph an der Straße", auf gleicher Höhe steht, sie an warm naivem Herzenston fast noch übertrifft. Zu den „optimistischen" Erfahrungen scheinen uns aber die Reiseabenteuer eines deutschen Philologen in Nimes wohl eben nicht zu gehören und die letzte der vier in dem Bändchen enthaltenen Geschichten: „Die heilige Magdalene von Witscht" schon gar nicht, die denn auch zum Unterschied eine dokumentirte Geschichte heißt und deren Aufnahme in die „optimistischen Sommerfarben" dem Leser, der sich nicht besonders für Sektirer- und sonstigen religiösen Schwindel interissirt, wie solchen die hier geschilderte Magdalene treibt, als überflüssig erscheinen dürfte.

Licht und Schatten. Gedichte von Rudolf Eckart. Norden. 1887. Hinricus Fischer Nachf.

Ein frommes Gemüt, welches sich aus des Lebens Brandung in den Hafen des Glaubens gerettet und da Frieden gefunden hat, spricht aus dieser kleinen Gedichtsammlung. Neben manchem, dem Inhalt nach unbedeutenden und poetisch schwachen findet sich auch wohlgelungenes, und besonders hierzu zu rechnen sind einzelne recht ansprechende kleine, in Liedform gehaltene Gedichte. Sehr wohl geeignet ist diese Sammlung als Geschenk, besonders für die Jugend, und in dichterischen Ansprüchen genügsame, mit dem Verfasser gleichgestimmte Seelen werden viel erhebendes, tröstendes und erfreuliches darin finden. Daß es in Deutschland nicht an Sinn für höheren poetischen Ansprüchen genügende religiöse Poesie fehlt, beweisen die zahlreichen Auflagen der Gedichte von Gerok, Julius Sturm, Spitta ꝛc. Zu

Digitized by Google

diesen allerdings können die hier vorliegenden Dichtungen weder, was Kraft der Sprache anlangt, noch der Form nach gerechnet werden. Doch werden sie, wie schon erwähnt, ihre dankbaren Leser finden.

Vom Wege. Kleine Erzählungen von Anna Gräfin Pongrácz. Wien. 1889. Verlag von Carl Gerolds Sohn.

So bescheiden die Verfasserin diese Sammlung kleiner Erzählungen in einem poetischen Geleitsbrief in die Leserwelt einführt, um so angenehmer fühlt sich der Leser enttäuscht, anstatt der „kleinen Dinger, unscheinbar und schlicht" Reises und Bedeutendes, psychologisch interessante Bilder von Welt und Menschenleben zu finden, wie solche sich in einer schönen Frauenseele, einem zart und warm empfindenden weiblichen Gemüt, einem scharf beobachtenden Geiste wiederspiegeln. Keineswegs ist es ungewöhnliches, pikantes, packendes im Stoff, der im Gegentheil recht aus dem Alltagsleben gegriffen ist, was beim Lesen dieser Skizzen so angenehm fesselt, sondern die Art des Erzählens, der Farbenmischung, die natürliche, anmuthig-ungesuchte Art der Darstellungsweise, die oft den Eindruck des Selbsterlebten macht, ist an diesem so anspruchslos auftretenden Buch lobend hervorzuheben und wäre mancher modernen Schriftstellerin zum Vorbilde zu empfehlen. Ohne dem Geschmack und Urtheil anderer Leser vorgreifen zu wollen, heben wir unter den neun hier gebotenen Erzählungen besonders hervor: „Sarelta", „Zu spät", „Philipps Ferien". Die Ausstattung ist elegant und gediegen.

Prieborn. Historische Erzählung aus Sachsens vergangenen Tagen von Franz Rzehak. Leipzig. Kommissionsverlag von Fr. Schneider. 1888.

Auf glaubwürdige Dokumente und Akten gestützt, entrollt diese Erzählung ein altdeutsches Städtebild aus der Zeit der Regierung des Kaisers Heinrich V. zu Anfang des zwölften Jahrhunderts. Das Leben und Treiben des Kleinbürgerstandes und der Honoratioren der Stadt Loburg ist ziemlich geschickt in die großen historischen Vorgänge verwoben, wodurch dem Leser ein Ueberblick über die damaligen recht verworrenen Zustände in Deutschland gewährt wird. Prieborn, der Titelheld der Erzählung und Burghauptmann von Loburg ist noch Heide und steht heimlich in Verbindung mit seinen Glaubens- und Stammesgenossen. Hauptsächlich aus Liebe zu einer schönen Christin bekehrt er sich zum Christenthum, gelangt nachträglich noch zu hohen Ehren und Würden und nimmt noch im Greisenalter, 1147, an einem Kreuzzug theil. Gewiß ist die Verwendung derartiger vaterländischer Geschichtsepisoden für die Erzählungsliteratur verdienstlich, und ohne dies und auch die Mühe zu verkennen, welche der Verfasser bei der Bearbeitung so fernliegender Stoffe gehabt, läßt sich doch nicht leugnen, daß die vorliegende Erzählung nicht so recht von poetischer Gestaltungskraft durchdrungen ist, um tieferes Interesse zu erwecken. Auch der Stil läßt einigermaßen zu wünschen übrig.

Horaz. Auswahl seiner Lyrik. Uebertragen von Johannes Karsten. Dritte Ausgabe. Norden. 1888. Hinricus Fischer Nachf.

Wenn metrische Uebersetzungen aus fremden Sprachen in so meisterhafter Form dem der Ursprache nicht Kundigen geboten werden, und wenn insbesondere Neuübersetzungen so hervorragende Vorzüge vor früheren Uebertragungen derselben Originaldichtungen aufweisen, wie die hier vorliegenden Horazischen Poesien, so ist diese Arbeit eine wirklich dankenswerthe zu nennen. In diesen, auch in den schwierigsten Metren wohllautreichen Liedern findet sich keine Spur jener sprachlichen Verrenkungen, durch welche ungeübtere Nachdichter den wortgetreuen Sinn des Originals in den deutschen Vers zu zwingen pflegen und hierdurch den Blütenschmelz der Dichtung abstreifen. Glatt und geschmeidig gleiten diese von der heiteren Lebensweisheit des römischen Dichters erfüllten Strophen in oft bestrickenden Rhythmen einher, den Leser die darauf verwendete Uebersetzungsmühe nicht ahnen lassend. Auch die Auswahl der für einen größeren Leserkreis bestimmten Gedichte scheint uns eine glückliche zu sein. Interessant ist es, wie so manche von dem alten Römer gegeißelte Schwäche seiner Zeitgenossen

Digitized by Google

auch auf unsere modernen Zustände noch anwendbar ist. Die Zeiten ändern sich wohl, doch die Thorheiten der Menschen bleiben dieselben. So sei dieser lohnende Einblick in die Schätze klassischer Dichtkunst aufs wärmste empfohlen.

Wildfarrn. Hochwaldgeschichte aus dem böhmisch-bayerischen Grenzgebirge. Von Johann Peter. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben.

Daß P. K. Rosegger, der Meister der Dorf- und Waldgeschichte, dieses Buch mit einem Vorwort versehen, und daß der Schauplatz der darin enthaltenen Skizzen die Heimat Adalbert Stifters ist, jene Wälder und Berge, welche dieser mit so wunderbar bestrickendem Zauber zu umkleiden gewußt, verleiht ihm von vornherein einen doppelten Werth und Reiz. Zwar hat es nichts, weder mit Roseggers noch mit Stifters Geist gemein, aber wenn er ersterem nachstrebt, wennschon vorläufig nicht erreicht, so hat es, während es Stifters Schilderungen an poetischer Anmuth weichen muß, vor denselben den Werth eines kräftigen Realismus voraus, der mit scharfen, klaren Zügen Charaktereigenthümlichkeiten, Laster und Tugenden eines noch wenig bekannten, derben, biederen Menschenschlages zu zeichnen versteht. Ohne weitere Vergleiche zu ziehen, die bekanntlich immer hinken, seien diese Böhmerwaldgeschichten sowohl als Studie von Land und Leuten, wie als Unterhaltungslektüre empfohlen. Insbesondere gelungen ist „Am Rachelsee", und „Beim Sunnwendfeste", in welchen Erzählungen sich nicht nur der Volksschilderer, sondern auch der Führer durch eine eigenthümlich wildromantische Hochwaldlandschaft aufs vortheilhafteste zeigt. Nicht zu vergessen ist auch die freie und rückhaltslose, oft ergötzliche Art und Weise, in welcher der Verfasser jetzt zum Theil wohl schon abgeschaffte Mißbräuche und Unsitten jener Gegend rügt.

Lieder und Bilder vom deutschen Meer. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Norden 1889. Hinricus Fischer Nachf.

Unter den zahlreichen Anthologien, die seit langem alljährlich erscheinen, befindet sich unseres Wissens keine, dessen Inhalt speziell das deutsche Meer zum Gegenstande hat. Diesem Mangel hilft vorliegendes Sammelwerk ab, denn alle in demselben aufgenommenen poetischen Beiträge stehen in irgend einem Zusammenhang mit dem Meere. Wir finden viel der bekanntesten hierher gehörigen Dichtungen, manches noch unbekannte hübsche Gedicht, viel Dichternamen von gutem Klang, durch werthvolle Beiträge hier vertreten, also so ziemlich das Schönste vereint, was deutsche Dichter vom deutschen Meere gesungen. Indessen scheint doch dem mit der moderneu poetischen Literatur Vertrauten, bei näherer Durchsicht so manches hierher gehörende bedeutende Gedicht, so mancher hervorragende Namen zu fehlen. Sollte Raummangel eine solche größere Vollständigkeit verhindert haben, so hätte wohl hie und da ein Dichter durch einen Beitrag weniger vertreten sein, manches unbedeutende Gedicht wegbleiben können, welches eben nur aufgenommen zu sein scheint, weil es die See besingt. Doch jeder, der ähnliches zusammengestellt, weiß auch, wie schwer es hält, in solchen Fällen eine erschöpfende Vollständigkeit zu erzielen, welche dem Literaturkundigen keine Lücken mehr zeigt. Die Eintheilung der Gedichte ist übersichtlich und geschmackvoll, das Sammelwerk überhaupt empfehlenswerth. Das Einleitungsgedicht könnte unseres Ermessens nach etwas schwungvoller und poetisch bedeutender sein. Wie ist das „große Herz" zu verstehen?

Himmlische Liebe. Roman von Max Osterberg-Verakoff. Augsburg und München. Verlag von Adelbert Wotsch. 1889.

Unter der himmlischen Liebe, welche diesem Roman zum Titel dient, versteht der Verfasser eine Liebe zwischen Mann und Frau, welche geläutert und verklärt, allen irdischen Wünschen entsagt hat. Sie ist mehr als Freundschaft und wird an Wärme und Innigkeit nur von der Gattenliebe übertroffen. Ein Liebespaar, welches in seinen jungen Jahren durch hartherzige Eltern getrennt wird, findet sich in späterer Zeit in dieser reinen Liebe wieder zusammen, und auch die beiderseitigen Gatten nehmen ohne Eifersucht an diesem erhabenen Gefühl theil. Der eigentliche Held des Romanes freilich, der für die verlorene Geliebte keinen Ersatz findet, vermag sich zu der Höhe der himmlischen Liebe nicht emporzuschwingen, er leidet Lebensschiffbruch und geht zu-

Digitized by Google

grunde. Die Idee des hier behandelten sittlichen Problems, obwohl nicht ganz neu, hätte sich doch wohl bei tieferer Erfassung der Konflikte und einer schwungvolleren Sprache zu noch bedeutenderem verwerthen lassen, als es hier der Fall ist. Mehrere der Romangestalten sind doch etwas trivial, es wird mitunter recht gewöhnlich gesprochen. Sogar dem Schriftsteller Willy Reicher, der viel über die himmlische Liebe docirt und dessen Werke von den Personen des Romans mit Begeisterung gelesen werden, fehlt es im mündlichen Vortrag an bemerkenswerther Sprachgewandtheit und Feuer der Rede. Wenn schon nicht durch verwickelte Handlung spannend, liest sich der Roman doch recht unterhaltend und kann, obgleich nicht als hervorragendes Opus, so doch als annehmbares Mittelgut bezeichnet werden.

Das Lied von der Weißen Lotos. Niedergeschrieben von Mabel Collins. Uebersetzt aus dem Englischen. Leipzig, Th. Grieben (L. Fernau). 1889.

Dieser eigenthümlichen, in seltsamen, dunklen Allegorien sich bewegenden Dichtung hätten einige erklärende Noten beigegeben werden müssen, damit sie den mit den Mysterien der altägyptischen Priesterkaste nicht Vertrauten, wozu gewiß die Gesammtheit der Leser zählt, verständlicher werde. Die Zeit der Handlung liegt wohl tausende von Jahren zurück, da die Tempel mit dem dunklen Allerheiligsten noch inmitten blühender Gärten standen und durch Sphinxalleen mit dem heiligen Nilstrom verbunden waren. Bekanntlich spielte der Lotos (der blaue) im Isis- und Osiriskult eine wichtige symbolische Rolle. Hier ist der weiße Lotos als Göttin des Lichtes und der Wahrheit verkörpert, der eine mit den Priestern im Bunde stehende düstere Gottheit feindlich entgegentritt. Beide kämpfen um einen jungen Priester, welcher, weil er dem Volke den Trug der Priester verrathen, den Opfertod stirbt, aber in den Armen der weißen Lotos in neuer Gestalt zu neuem Leben erwacht und durch kommende Zeitalter aus hundertmal erlittenem Tod immer wieder neu und reiner erstehen soll. Vielleicht ist freimaurersche Symbolik in diese Dichtung verwoben. Vielleicht soll der Gottesbegriff gemeint sein, dessen aufgeklärte Verkündiger der Wahn tödtet und der im Zeitenwandel in immer reinerer Gestalt neu ersteht, bis er einer späteren Menschheit erst mythenentkleidet, im Glanze seiner ungetrübten Reinheit leuchten wird. Die Uebersetzung in Blankversen liest sich gut und läßt nur hie und da kleine Sprachverstöße unterlaufen.

Gudrun. Eine Umdichtung des mittelhochdeutschen Gudrunliedes von Leonhard Schmidt. Wittenberg, Herrosé. 1888.

Ohne auf den in der Vorrede zu dieser Umdichtung des Gudrunliedes des weiteren erörterten Ursprung und der vielfachen Kommentirungen, Uebersetzungen und Bearbeitungen dieses Epos hier eingehen zu können, sei nur bemerkt, daß es sich um eine in neun Gesänge mit wechselndem Versmaß eingetheilte Neudichtung handelt, welche nur das eigentliche Gudrunlied zum Gegenstand hat, während die beiden ersten Theile desselben, welche von Hagen und Hilde handeln, gekürzt und episodisch eingeschoben worden sind.

Daß eine größere Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit der ganzen Sage dadurch gewonnen, ist nicht zu leugnen. Doch wer die Gudrunsage aus früheren wort- und sinngetreuen Uebertragungen kennt, muß wünschen, daß sich an eine so völlige Umgießung dieses zarten Kleinods mittelhochdeutscher Poesie in moderne Verse nur eine Dichterkraft allerersten Ranges wage. Und eine solche scheint diese Umdichtung doch nicht zu bekunden. Allerdings sind die neun Gesänge in ihrer poetischen Fassung nicht gleichwerthig; in einigen erhebt sich die Sprache wohl zu dichterischem Schwung, doch es ist immer ein Ringen mit dem sprachlichen Ausdruck zu spüren, Härten und Unebenheiten lassen keinen befriedigenden oder gar erfreulichen Eindruck gewinnen. Gerade der schönste Theil der Dichtung, der siebente Gesang, hier „Hoffnung" überschrieben, welcher Gudruns Erniedrigung und ihr Wiedersehen mit Bruder und Bräutigam behandelt und welche Episode Geibel so herrlich poetisch zu verklären verstanden, scheint der schwächste Theil der Umdichtung zu sein. Das Versmaß erscheint gerade hier schleppend und matt, oft gar etwas holpricht. Zum Glück ist auch in

Digitized by Google

der Literatur der Geschmack ja so verschieden. Daher wird gewiß vielen das Gudrunlied in dieser gekürzten und modernen Gestalt gefallen, während andere, wennschon sie das Original nicht lesen können, eine getreue Uebertragung desselben vorziehen, aus welcher sie noch den Puls- und Herzschlag des Urgedichtes heraus zu hören vermögen. Dem großen Publikum aber sei diese in gefälliger Form und schöner Ausstattung gebotene Dichtung trotz alledem empfohlen.

Bildertisch.

Liedestrost.

Der Flieder duftet; Lenzwind küßt ihr Haar,
Durchs offne Fenster rauscht der alte Brunnen;
Ein weiches Sehnen hat ihr wunderbar
Den träumerischen Mädchensinn umsponnen.

Wie webt sie's nun so hold in Lieder ein,
Dies bange Hoffen, dies geheime Zagen,
Das mächtiger als Duft und Sonnenschein
Das Herz berauscht in lauen Maientagen!

Wie fügt sich nun die wehmuthsvolle Lust
In sehnsuchtsreichen, schmelzenden Akkorden! —
Beim Liedesklange ist ihr unbewußt
Die weiche Wange thränenfeucht geworden.

Doch wie sie leis die braunen Wimpern senkt,
Geht ihr ein Ahnen auf wie goldne Sterne:
Daß er sie liebt, an den sie sehnend denkt,
Daß er ihr treu verblieb in weiter Ferne!

Frida Schanz.

Die Liebesordonnanz. Im Dorfe hat soeben die Abendglocke geläutet, die Arbeit ruht und von den Feldern und Aeckern kehren die fleißigen Leute nach Hause, um nach dem frugalen Abendessen sich der wohlverdienten Ruhe hinzugeben. Die Alten machen sich's vor der Hausthür bequem, während die jüngere Welt allerhand Kurzweil treibt und sich der Heiterkeit hingiebt. Natürlich ist es auch hier der kleine, unverbesserliche Schelmengott Amor, der sein Wesen unter diesen ländlichen Schönen und Dorfhelden treibt. Die Dorfjugend aber hat sich dem kriegerischen Spiel ergeben und ist eben mit lautem Geschrei beschäftigt, einen Hügel auf dem Platze vor dem Dorfe mit stürmender Hand zu nehmen. Allen voran ist des Heckenbauers Hubert; wie ein Held stürzte er sich in das dichteste Schlachtgewühl und sein Helmbusch mit der weißen Feder leuchtete seinen hinter ihm dreinstürmenden Soldaten als das Zeichen des Sieges, welches sich an ihre Fahne heftet. Da, als der Sieger bereits die Fahne auf dem eroberten Walle aufpflanzen will, taucht eine dunkle Gestalt vor den Kriegern auf, deren Erscheinen den grimmen Streitern sofort ein Ende macht. Es ist der Andres aus dem Nachbardorfe, ein hübscher junger Bauerssohn, dessen Herz von heißer Minne für des Heckenbauers älteste Tochter, die Barbara, ergriffen ist. Die Waffen ruhen plötzlich und Andres ruft sich den Hubert zur Seite, um ihm einen äußerst wichtigen Auftrag zu geben. Es war ein Brief, der das Geständniß seiner Liebe enthält, und den Hubert der Auserkorenen überbringen soll. Rasch ist die Rolle gewechselt. Aus dem Feldherrn, der sich soeben mit Heldenmuth in die feindlichen Reihen stürzte, ist eine gewöhnliche Ordonnanz geworden, welche aber auch mit militärischer Präzision ihren Pflichten obzuliegen versteht. Schnell ist das hölzerne Streitroß herumgeworfen und ventre à terre stürmt Hubert hinein in das Dorf, um die Botschaft zu überbringen. Die Gesuchte weilt soeben nichts ahnend mit ihrer Schwester, der Jakobine, in der Küche, als die Ordonnanz hineinstürmt, aber in angemessener Entfernung vor den Schwestern stehen bleibt und mit Grazie zuerst ihr Honneur macht. Dann kommt ein wenig der Schelm zur Geltung, der das Bärbelchen,

Digitized by Google

ehe sie den Liebesbrief erhält, noch ein wenig auf die Folter spannt und sich für den Minnedienst ein Butterbrod oder eine Hand voll Pflaumen versprechen läßt. Nun, Bärbchen belohnt ihn gern, denn der Brief enthält ja die Bestätigung ihrer längst gehegten Vermuthungen, Hoffnungen und Wünsche, und der Hubert thut sich später nicht wenig stolz darauf, daß er derjenige war, der als Ordonnanz die Liebeswerbung überbrachte.

Der erste Brief. Das Briefeschreiben und Korrespondiren — wir meinen hier im Privatverkehr — ist nicht jedermanns Sache, und es giebt viele Menschen, die sich, obwohl in Schrift und Rede wohl bewandert, nur sehr schwer entschließen können, einen Brief zu schreiben. Da kann man es denn auch dem kleinen Helden unseres Bildes nicht verdenken, wenn er den ersten Brief nur mit Widerstreben und besonderen Mühen geschrieben hat, und um so mehr wird man diese erste literarische That bewundern müssen, als Christoph vor noch nicht langer Zeit angefangen hat, in die Geheimnisse der Kalligraphie einzudringen und die großen und kleinen Buchstaben des ABC nach Vorschriften mit ungelenker Hand in das liniirte Heft zu malen. Recht unbeholfen, formlos und steif nehmen sich die Buchstaben noch aus, indessen, kein Meister ist vom Himmel gefallen, und so hat auch Christoph Anwartschaft, dermaleinst ein tüchtiger Schreiber zu werden. Nun steht des Großvaters Geburtstag vor der Thür, und Christoph hat von seinem Vater den Befehl erhalten, einen Gratulationsbrief an jenen zu schreiben; er soll damit zeigen, daß er schon etwas gelernt hat, um dem Großvater eine besondere Freude zu machen. Mit Seufzen ist Christoph an die Arbeit gegangen, und nach einigen vergeblichen Versuchen liegt der Brief endlich vor. Triumphirend überreichte er das fertige Opus der Nachbarstochter Hedwig, der älteren Gespielin seiner Schwester Klärchen, welche beide schon sehr gespannt auf Christophs ersten Brief waren. Während Hedwig mit schalkhaftem Lächeln denselben vorlieſt, steht Christoph, etwas beschämt und genirt an der Feder kauend, nebenbei. Wir sind autorisirt, das wichtige Schriftstück, allerdings ohne dessen orthographischen Eigen hümlichkeiten, nachfolgend mitzutheilen: „Lieber Großvater! Dein Geburtstagsfest ist übermorgen; ich ergreife die Feder und wünsche Dir viel Glück, Gesundheit und langes Leben. Die Mutter hat einen Napfkuchen mit großen Rosinen gebacken, der Dir hingeschickt werden soll. Unsere Kuh hat ein braunes Kalb mit weißen Flecken und unsere kleinen Hunde sind schon recht groß. Vier sind ins Wasser geworfen worden und zwei leben gelassen. Der eine heißt Ami, der andere Karo. Nun muß ich schließen, da ich noch Schularbeiten machen muß. Dein gehorsamer Enkel Christoph." Der Brief wurde allerseits sehr beifällig aufgenommen und dem Verfasser desselben noch eine besondere Belohnung zutheil, die er sich sehr wohlschmecken ließ.

Fromme Lektüre. Ein Bild eigenartigen Reizes entrollt der Maler C. Schweninger jun. vor unseren Augen; er läßt uns einen entzückenden Blick thun in das malerische und üppige 17. Jahrhundert, dessen bunte, prächtige Trachten harmonirten mit dem glücklichen, leichtsinnigen, frohen Wesen der Menschen damaliger Zeit. Wir schauen in das „Studio" eines höheren Geistlichen; reich geschnitzte Möbel, schwere Portièren, der feine getäfelte Fußboden mahnen an den „Rest" weltlichen Sinnes, welcher dem Bewohner geblieben, und nur das Kruzifix, die Kelche kirchlichen Stiles und die feine Soutane, auf welcher das goldene Kreuz prächtig blitzt, erinnern daran, daß die beiden jugendfrischen herrlichen Mädchengestalten sich in dem Gemache eines Priesters befinden. Ob die Lektüre wirklich so fromm sei, wie man nach der Unterschrift des Bildes schließen sollte, scheint denn doch etwas zweifelhaft. Das geistreiche, feine Gesicht des Vorlesenden drückt so etwas wie lüsterne Neck- und Spottsucht aus, und jedenfalls dürfte bald ein seltsam betontes Wort einen Scherz markiren, der die beiden Damen zwingt, ihren Blicken auf einmal eine andere Richtung zu geben. Die Erwartung eines derartigen unschuldigen und ebenso graziös aufgenommenen als fein veranlaßten Intermezzo scheint bereits auf dem Gesicht der Einen zu liegen. Die vollen Lippen sind leicht wie zum Lächeln geöffnet und um die schönen verführerischen Augen blitzt und zuckt bereits der Schalk. Den Beschauer beschleicht das Bedauern, daß diese „fromme Lektüre" nur gemalt ist, daß man sie nicht hören, nicht an ihr theilnehmen kann.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Kleid für Kinder.

Das Kleid ist aus porzellanblauem Wollenstoff ohne Nähte hergestellt. Der Schluß desselben ist im Rücken. Von den Schultern an ist dasselbe mehrfach ein-

Nr. 1. Kleid für Kinder.

gereiht und schließt am Hals in einer Krause. Die Taille wird von einem, aus mehreren Lagen bestehenden Surahgürtel zusammengehalten, welcher an der Seite mit einer großen Rosette geschlossen ist. Die faltig eingesetzten Aermel werden am

Digitized by Google

Handgelenk eingereiht und bilden dort eine Krause. An Stoff ist dazu verwendet: 1 Mtr. 50 Centm. Wollenstoff von 1 Mtr. 20 Centm. Breite und 60 Centm. Surah.

Nr. 2. Winterhut „Boléro".

Der Hut ist mit schwarzem Sammet bezogen und der rundum aufgeschlagene

Nr. 2. Winterhut „Boléro".

Rand mit malvenfarbenem Atlas belegt und mit großen, in Zwischenräumen aufgenähten Perlen verziert.

Auf dem Kopftheil sind drei große, schwarze Seidenpompons befestigt, von denen das eine mit einer Schnur bis an den untern Rand herabhängt.

Digitized by Google

Nr. 3. Winterhut „Picador".

Dieſer Hut iſt aus graugrünem Filz hergeſtellt. Der breite glatte Rand iſt im Nacken leicht nach oben gebogen. Eine Schnur mit rothen Seiden-Pompons, mit gleichfarbigen Federn untermiſcht, iſt am Kopftheil des Hutes befeſtigt.

Nr. 3. Winterhut „Picador".

Nr. 4. Anzug aus lindenblütenfarbener Silbergaze. (Verkleidung.)

Der Oberſtoff des Kleides iſt auf einem Unterkleid aus leichter Seide, am Vordertheil loſe in Falten befeſtigt und mit dem Rocktheil aus dem Ganzen geſchnitten. Die Falten ſind oben am tiefen Ausſchnitt des Kleides angeſetzt und werden

Digitized by Google

Nr. 4. Anzug aus lindenblütenfarbener Silbergaze.
(Verkleidung.)

Nr. 5. Anzug aus
(Ver

r Seite und rosa Atlas.
tung.)

Nr. 6. Anzug aus granatfarbigem Sammet und Atlas. (Verkleidung).

Digitized by Google

in der Taille unsichtbar befestigt. Der Rücken und die Seitentheile sind ebenfalls mit dem Rock im Zusammenhang geschnitten. Die Verzierung des Kleides besteht nur aus einer gleichfarbigen kleinen Bandrosette, welche das Vordertheil des Rockes nach der Hüfte beliebig hoch emporfaßt. Die angedeuteten Aermel und den Halsausschnitt umgiebt weißer Schwanpelz.

Eine Boa von gleichem Pelz schlingt sich um den Hals und über die Hüfte nach vorn.

Strümpfe von lindenblütenfarbener Seide und weiße Atlasschuhe.

Die Kopfverzierung besteht aus einem diademartigen Gaze-Gefältel, welches mit nach vorn hochstehenden, einzeln eingesteckten Federchen geschmückt ist. Auch am Hals befindet sich eine kleine Bandrosette, welche die Boa befestigt.

Nr. 5. Anzug aus blauer Seide und rosa Atlas. (Verkleidung.)

Der Rock aus blauer Seide ist auf einem untern Rock am Vordertheil glatt und an den Seiten und am Rücktheil unten bauschig in Falten befestigt. Den Rand

Nr. 7. Morgenjacke für junge Mädchen.

umgiebt eine breite, ausgeschlagene Zackenrüsche. Die glatte Taille vom gleichen Stoff bedeckt ein anliegendes, reich mit Silber besticktes Mieder aus rosa Atlas. Den tiefen Ausschnitt des Mieders ergänzt eine netzartige, rosa Seidenverzierung, welche am herzförmigen Ausschnitt der Taille und an den Armen mit Marabouts geschmückt ist. Das Vordertheil des Rockes ist gleichfalls mit einem rosa Seiden-Filet bedeckt.

Den Kopf ziert ein Toque aus rosa Sammet mit weißer Feder vornauf.

Bestickte Zwickelstrümpfe und weiße Atlasschuhe.

Nr. 6. Anzug aus granatfarbigem Sammet und Atlas. (Verkleidung.)

Die anliegenden kurzen Beinkleider sind am Knie geschlossen und mit reichbestickten, herabhängenden Patten befestigt. Die Hüfte herab und die Knie bedeckt eine mehrfarbige Metallstickerei. Die weit ausgeschnittene Weste hat ebenfalls bestickte Ränder und ist mit den Beinkleidern verbunden. Ein Atlasgürtel umgiebt die Taille. Die kurze Jacke ist vorn weit offen und abgerundet. Dieselbe läßt auch im Rücken den Hals frei und hat am Rand nebst reicher Metallstickerei noch eine Perlenumfassung wie die Weste. Die Aermel sind an der Innen- und Außennaht bestickt

Digitized by Google

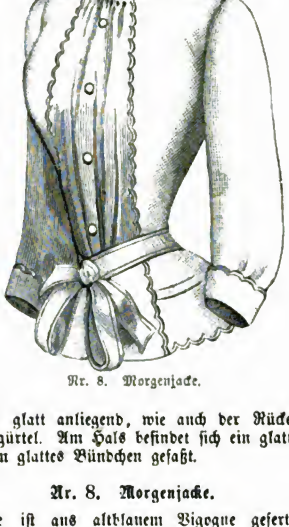
und haben am Handgelenk einen bestickten Pattenschluß. Breite, kragenartige Schulterklappen sind vollständig mit Stickerei bedeckt. Eine glatte Atlas-Unterweste erhöht die erste aus Sammet. Das Hemd mit Stehkragen und geschlungenem Halstuch ergänzt den Ausschnitt.

Sammetmütze mit umgeschlagenem Rand und kleiner Feder.

Strümpfe und Schuhe, Degen und Tuch mit reich bestücktem Rand.

Nr. 7. Morgenjacke für junge Mädchen.

Man verwendet dazu weißen und klatschrosenfarbenen bedruckten Flanell. Die Vordertheile haben einen viereckigen Ausschnitt, welchen ein in feine Falten gelegtes, am Hals mehrfach eingereihtes Hemdchen aus weißem Flanell füllt. Die untere Hälfte bis zur Taille herab begrenzt oben über der Brust eine kleine Rüsche. Das Theil besteht, wie die Jacke, aus bedrucktem Flanell. Neben diesem Faltenlatz sind



Nr. 8. Morgenjacke.

die übrigen Vordertheile glatt anliegend, wie auch der Rücken. Die Taille umspannt ein glatter Stoffgürtel. Am Hals befindet sich ein glatter Umlegkragen. Die Aermel sind unten in ein glattes Bündchen gefaßt.

Nr. 8. Morgenjacke.

Diese Morgenjacke ist aus altblauem Vigogne gefertigt. Der anliegende Rücken hat einen glatten Schooß. Auch die Vordertheile sind anliegend und mit einem, in der Mitte herab geknöpften, an den Rändern ausgezackten, faltigen Latztheil versehen, welcher, am Hals mehrfach eingereiht, dem ebenfalls ausgebogenen Umlegkragen angefügt ist. Der untere Rand der Jacke, sowie die Aufschläge der unten in Falten genommenen halbweiten Aermel sind ebenfalls ausgebogen.

Nr. 9. Jacke aus russisch-grünem Diagonalstoff.

Die Vordertheile dieser Jacke sind anliegend und reichen vorn lang herab. Der Rücken mit glattem Schooß ist gleichfalls anliegend. Die oben hochstehend, doch glatt eingesetzten Aermel sind weit und verlängern sich vom Ellbogen an; dieselben reichen bis zum Rand der langen Vordertheile herab und sind vorn offen. Ein breiter,

Digitized by Google

zackiger Aufschlag aus echtem Biber bedeckt die Vordertheile in der Mitte und reicht bis unten hin. Die Oeffnungen der weiten Aermel sind gleichfalls damit besetzt,

Nr. 9. Jacke aus russisch-grünem Diagonalstoff.

ebenso der Stehkragen. Auch der Muff ist aus Biber. Zur Anfertigung dieser Jacke sind 2 Mtr. Tuch erforderlich.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Leipzig-Reudnitz.

Ein neues Inſtrument.

Nach einem Originalgemälde von H. Vogler.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rouge et noir.

Von **A. Engel.**

Der Chevalier de La Vallière warf die Büchse über die Schulter.

„Sie sollten mitkommen, Ormont! Es ist ein Wetter, als wäre es nur gemacht, eine gute Jagd zu begünstigen.“

„Ich habe anderes Wild zu jagen, lieber La Vallière, das Glück derer, die unter meinem Schutze stehen, das ist auch ein scheues Wild“, entgegnete Graf Ormont, mit seinen nachdenklichen, strahlenden Augen flüchtig prüfend den Himmel streifend, der blau und rein sich über ihnen wölbte, als wolle er ganz etwas anderes schirmen als das blutige Handwerk, auf das der Chevalier ausging.

„Und Ihr Lohn?“ fragte dieser spöttisch.

„Etwas besseres als der vorwurfsvolle Blick eines brechenden Rehauges.“

„A Dieu, mon ami!“

„A revoir!“

Die beiden Männer winkten grüßend mit der Hand. Als Ormont sich umwandte, um von der Terrasse ins Haus zu treten, bemerkte er, daß die zierliche Frauengestalt, welche wie das Bild einer Lichtelfe im Rahmen der Thür stand und ihm entgegenlächelte wie ein glückliches Kind, sie belauscht hatte. Sie streckten sich beide die Hände entgegen, und indem Graf Ormont die der Dame an seine Lippen führte, zog er sie selber hinaus auf die Terrasse, vor deren Stufen eben der Reitknecht sein schnaubendes Roß führte.

„Ich muß fort, mon ange“, sagte er. „Aengstige Dich nicht, wenn es spät wird. Der Tag würde mir sein ohne Dich wie ein Jahr, wenn mich nicht Pflichten riefen, und nicht wahr, mon bijou, Du hast für Deinen pflichtgetreuen Gatten immer einen süßen Lohn bereit.“ Er blickte in die seligen Augen seiner angebeteten Frau und küßte sie. „Au revoir, mon coeur!“

Digitized by Google

Wie leicht und sicher er im Sattel saß! Wie stolz mußte das Roß auf solchen Reiter sein! Es warf den Kopf in die Höhe und wieherte laut in die klare Herbstluft hinein.

Ormont sah sich um, so lange er bemerken konnte, wie ihm Kußhände nachwinkten, bis er nichts mehr sah als ein weißes Spitzengewirre, das wie ein Frühlingswölkchen über der Terrasse schwebte. Aber auch ihm wurde nachgesehen, länger als er überhaupt zu sehen war. Und als er dem Auge entschwunden war, da zauberte die Phantasie des Herzens ihn sich auf die Stelle, wo er eben noch mit dem Chevalier im Gespräch gestanden hatte. Ja, Heloise hatte sie belauscht und hätte sie noch bis zum nächsten Morgen belauschen mögen, nur um immer von neuem zu empfinden, wie ihr Mann ganz anders war als die andern alle. Das Gesicht des Chevaliers war eigentlich keiner anderen Bewegung fähig, als der, sich zu einem spöttischen Lächeln zu verziehen. Seine Ansichten und Vorurtheile waren mit herben Linien darin eingegraben, unveränderlich und unerbittlich. Die scharfen Züge zeigten die Vornehmheit seines Standes mehr als die der Seele. In dem männlichen Gesicht Ormonts zeigten sich beide in schönster Harmonie, Adel und Seelengüte lagen friedlich auf der freundlichen Stirn, und das leuchtende Auge bot Gewähr, daß die eiserne Willenskraft, welche in festen Zügen in das edle Gesicht geschnitten war, sich nur auf das Gute richtete.

Während Heloise im Geiste voll Entzücken jeder Linie dieses Gesichts nachdachte und sie studirte, ritt Ormont in seine Gedanken vertieft den mit buntem Laub bestreuten Weg, welcher hart am Waldesrand entlang führte, dahin. Der Reitknecht folgte ihm in weiter Entfernung, und nun hörte er nichts wie das Rascheln des Laubes unter dem Huf seines Pferdes. Ormonts Auge überflog sinnend den lichtüberfluteten Himmel. Wie ein Goldregen rieselten die röthlichen Blätter auf ihn herab.

Wie schön doch die Welt war in der Erhabenheit ihrer Abschiedstrauer und in ihrem Thränenlächeln, welches verheißungsvoll ein Wiedersehen verkündete, ein Auferstehen, ein ewiges Blühen, ewiges Vergehen — ewig! Durch Graf Ormonts Herz zog auch ein wehmüthiger Ton aus dem Herbstliede der Natur — ja, da liegen ja auch Saiten, welche zittern unter Abschiedsgedanken. Aber der Frühling wird siegen. Diese triumphirende Ueberzeugung holten sich die leuchtenden Augen vom klaren, blauen Himmel herab. Die blaue Farbe kann nicht lügen, sie bedeutet Treue, und der Himmel war so blau, blau wie Heloises Augen.

Ormont lächelte, indem er an seinen Gast dachte. Der Chevalier beanspruchte nichts von seiner Gastfreundschaft, als daß er ihn ungehindert auf die Jagd gehen ließ und des Abends mit Aufmerksamkeit eine Partie Schach mit ihm spielte. Guter Chevalier, wenn Du meinst, das Wetter sei nur gemacht, um Deine Jagd zu begünstigen, so wird Dir die Natur zeigen, wie wenig hold sie Deinem mörderischen Vergnügen ist! Glaubst Du, der Sommer zöge fort mit lachendem

Digitized by Google

Munde, und die Erde trennte sich von ihm ohne Thränen? O, Junggesellenweisheit! Ormonts prüfender Blick beobachtete die dunkle Färbung des Horizonts. Man lebt nicht umsonst in engem Verkehr mit der Natur, sondern lernt ihre Stimmungen verstehen, wie diejenigen einer Freundesseele. Als Ormont an die Scheide des Waldes kam, bemerkte er, wie ein Rudel Rehe, die schlanken Köpfe hebend und vorsichtig lauschend, hinter den Baumstämmen hervorspähte. Sein Pferd anhaltend, beobachtete er einen Augenblick das Waldidyll, dann hob er den zierlichen Reitstock warnend empor, und in weiten Sätzen flogen die Thiere in das Dickicht zurück. Wie der gute Chevalier erbost sein würde, dachte Ormont. Es ist nicht schön, friedlichen Geschöpfen das Vertrauen rauben zu müssen, aber immer besser, als sie an diesem Vertrauen zugrunde gehen zu lassen. Die Sonnigkeit seiner Gedanken erlitt so leicht keine Trübung, weil er sie immer wieder durch eine That der Milde, einen freundlichen Gedanken oder einen guten Vorsatz aufzuheitern wußte.

So konnte auch der trübe Himmel, der schon begann, seine Thränen auf die Erde träufeln zu lassen, als Ormont in der Dämmerung heimkehrend diesen Platz wieder erreichte, seine Laune nicht verderben. Während ein Unwetter mit Sturm und Regen losbrach, zog er seinen Mantelkragen hoch hinauf und ließ sich die großen Regentropfen und die feuchten fallenden Blätter ohne Verwünschung ins Gesicht schlagen. Er dachte an das traute Heim, an dessen Frieden der Sturm vergeblich rüttelte, an dessen Himmel hoffentlich noch recht, recht lange die Sommersonne stehen blieb.

Als über den gelichteten Baumkronen des Parkes die Lichter herüberzuschimmern begannen, drückte er seinem Pferde unwillkürlich die Sporen in die Seiten, hielt es aber ebenso schnell wieder lauschend an. Aufmerksam auf die Stimmen horchend, welche aus unmittelbarer Nähe des Schlosses zu ihm drangen, erkannte er die harte, heftige Sprache des Chevalier, welche befehlend das leise Gemurmel gedämpfter Stimmen zum Schweigen brachte. Näher reitend, fand er vor der großen eisernen Seitenpforte, welche in den Schloßhof führte, seine Schritte gehemmt durch einen dichten Knäuel von Menschen, welche sich um einen Gegenstand drängten, der sich bei dem flackernden Licht einer dürftigen Laterne als ein elender Karren auswies, vor dem ein paar magere Hunde lagen, sich ergeben die Regenströme auf die gesenkten Köpfe niederprasseln lassend.

Die Dienerschaft machte ehrerbietig Platz, als sie den Grafen erkannte, und drängte sich mit neugierig gespannten Gesichtern zusammen.

„Was giebt es denn hier?“ fragte Ormont mit seiner tiefen, freundlichen Stimme, indem er die fremden Gestalten musterte, welche neben dem Karren auftauchten.

„Was es giebt?“ schrie der Chevalier wüthend, „fahrendes Gesindel, Landstreicher, die sich einem anheften wie Pech, wenn man nicht die Hunde auf sie hetzt.“

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr?“ fragte Ormont. Sein

Digitized by Google

Auge hatte bei dem aufflackernden Laternenschein eine blinkende Thräne in einem verzagten Frauenauge gesehen.

„Herr, wir sind Arbeiter", erwiderte der Mann, welcher die ganze Zeit die Mütze in den Händen gedreht und es scheinbar nicht einmal bemerkte, daß das Wasser ihm an den wirren Haaren herniedertroff. „Wir sind kein Gesindel, und wenn der Herr dort die Hunde auf uns hetzen will, so werden die mit unseren armen Hunden mehr Mitleid haben, als der Herr mit uns. Wir sind schon tagelang unterwegs, ohne Arbeit zu finden, sind heute den ganzen Tag gereist, ohne etwas zu essen. Als das Unwetter gegen Abend dazu kam, brachen die armen Thiere zusammen. Erst in der Dunkelheit bemerkten wir an den Lichtern, welche aus jenen Fenstern scheinen, daß wir in der Nähe menschlicher Wohnungen seien, und haben uns nun mit vieler Anstrengung hierher geschleppt."

Ormont war vom Pferde gesprungen, und dem Reitknecht das Thier übergebend, trat er unter die kleine Gruppe, deren Augen erwartungsvoll hoffend und bangend auf ihn gerichtet waren.

„Nein, hier könnt Ihr ja auf keinen Fall bleiben", entschied er. „Spannt zuerst die armen Thiere aus, und Ihr, Leute, helft, daß alles unter Dach kommt. Sorgt für Verpflegung und vor allen Dingen für ein gutes Feuer. Das Weitere später!"

Während die Leute schweigend und eilig dem Befehl nachkamen, schritt der Graf über den Hof, gefolgt von dem grimmig dreinschauenden Chevalier. „Die Leute werden Ihnen ein Feuerwerk anzünden, zu dem Ihnen das Material theuer werden wird", stieß dieser rauh hervor.

„Ah, daher Ihre bittere Weltauffassung", scherzte Ormont, als er, mit seinem Gast in die erleuchtete Halle tretend, einen Blick auf dessen leere Waidmannstasche geworfen hatte. Dabei strahlten seine Augen schon grüßend seiner in der Thür erscheinenden Gemalin entgegen.

„Einquartierung, Madame!" sagte der Chevalier scharf, ihr galant die Hand küssend. „Ich würde für solche Grüße bei einer Dame wie madame la comtesse nicht den Quartiermeister gemacht haben, aber monsieur —"

„Sie unterschätzen das Herz meiner Frau, mein Lieber! Arme Leute, mon ange, Verlassene, Frau und Kinder dabei, Du verstehst!"

In ihren großen Kinderaugen leuchtete das Mitleid auf. „Die armen Leute! Laß uns zu ihnen gehen, ehe wir speisen, aber Du bist selber durchnäßt."

Nachdem Ormont, um ihre Sorge zu beruhigen, sich umgekleidet hatte, gingen sie in den Flügel, welchen die Dienerschaft bewohnte. In der großen Halle herrschte ein ungewöhnlich reges Leben. Geräuschlos suchte jeder den Fremdlingen kleine Dienste zu erweisen, denn hochmüthige Lakeiengesichter ließ die Leutseligkeit der Herrschaft nicht aufkommen.

Ein großes Feuer brannte auf dem Herde, vor welchem die gesättigten Hunde die zum Tode ermatteten Glieder ausstreckten. Mann

Digitized by Google

und Frau saßen daneben, theilweise ausgerüstet mit Kleidungsstücken der Dienerschaft, während die eigenen zum Trocknen über dem Herde hingen, und die beiden Kinder kauerten auf niedrigen Schemeln und blickten mit großen, müden Augen staunend um sich.

Heloise sah neugierig auf dies Treiben. Ihr Gemal hatte ihr erzählt, was er selbst von den Leuten wußte. Nun ging ihr das Herz auf, als sie die fremde Frau mit den abgehärmten Wangen und die kleinen Würmer sah, welche kein Heim hatten, als die Landstraße mit ihren Tücken des Wetters und der rechtlosen Oeffentlichkeit.

„Die Erde hat nicht überall Raum für arme Leute, wie wir sind", entgegnete der Arbeiter auf ihre Frage, warum sie die Heimat verlassen. „Ein unsicheres Brod ist besser als keins."

Als das gräfliche Paar mit dem Chevalier beim Abendessen saß, bildeten natürlich die ungewöhnlichen Gäste das Tischgespräch. Der Chevalier war übler Laune und hielt Vorträge über die Gefahren, welche den Besitzenden seitens des Volkes drohten, das sich wider die bestehenden Verhältnisse immer mehr auflehnte und von dessen zügelloser Brutalität alles zu erwarten sei.

„Ich bezweifle", meinte der Graf, „daß die Gesinnungen der Unbemittelten milder werden, wenn wir uns in eine Sphäre über ihnen erheben, die uns in unserer Meinung zu Göttern macht, während sie es nicht vergessen, daß auch wir nur Menschen sind, welche durch eine geheimnißvoll verschleierte Vorsehung, deren Weisheit und Unfehlbarkeit die erbitterte Menge nicht einmal anerkennt, in vergoldete Wiegen gelegt, während ihnen selbst eine elende Hütte zum Ausgangspunkt für diese Welt beschieden sind."

„Wenn wir nicht die Vorrechte unseres Standes genießen sollten, würden wir nicht in diesem Stande geboren sein."

„Der Meinung bin auch ich. Aber mit Rechten sind nothwendigerweise auch Pflichten verbunden, und die heiligste der Pflichten theilen wir mit allen: die — Mensch zu sein. Glauben Sie mir, mein guter Chevalier, hätten Sie Ihren Heimweg durch Sturm und Wetter in der beglückenden Aussicht gemacht, wie ich in ein Heim zu kommen, das durch Liebe und Treue verklärt ist, daheim einen Schatz wohlgeborgen zu wissen, bei dessen Anblick sich einem das draußen erkältete Herz immer wieder weit, weit öffnet, Sie hätten auch nicht einen Mann von Ihrer Schwelle gewiesen, der das Liebste, ja, das Einzigste, was er besitzt, der Unbill der Landstraße, den Stürmen des Wetters und des Lebens ohnmächtig preisgegeben sieht. Wie leicht ist es mir gemacht, mein Juwel mit all der Sorgfalt zu umgeben, welche ein Menschenleben schmücken kann, und ich sollte nicht jede Gelegenheit benutzen, mich dem Himmel dafür erkenntlich zu zeigen, indem ich anderen einmal dabei helfe, das Ihre zu schützen — ah, gehen Sie, Chevalier, wie häßlich, über etwas so viel zu reden, was gar nicht einmal ein Ereigniß ist. Sie erinnern uns an die Aermlichkeit unserer Wohlthat, deren Ausübung uns doch nichts gekostet hat, als ein freundliches Wort."

Digitized by Google

„Wenn Ihnen Ihre Volksfreundschaft nur nicht theuer zu stehen kommen wird, mein Werther.“

„Ah bah, Sie lieben es, mit starken Schatten die Bilder dieses Lebens zu verdüstern. Sie könnten recht haben, wenn es sich in Wirklichkeit so verhielte, wie Sie meinen, das heißt, wenn die Armen uns um die goldenen Tressen auf unseren Röcken beneideten. Nein, es erbittert sie, daß diese Tressen in den Augen der Welt das Laster zudecken. Waren Sie nicht vorhin der erste, die armen Leute Gesindel zu schelten? Warum? Weil sie arm sind? Das sind Vorurtheile, welche Wermuth in den Lebenskelch von Tausenden gießen, und der ins Blut geht, wie Gift, und den Keim bildet zu der vernichtenden Volkskrankheit, dem Haß. Nicht der Rock ist es, den sie mit verlangenden Blicken erstreben, sondern die Achtung, die an dem Rock hängt, welche sie mit allen Sorgen und Mühen und leider auch einem unsträflichen Lebenswandel nicht erwerben können. Glauben Sie, Chevalier, wenn der geflickte Bettlerkittel nicht ein Kleid der Schmach, sondern das Unglück ein Freibrief auf allgemeine Achtung bedeutete, dann würde der Blutdurst mit dem Durst nach Gold aufhören. Nehmen wir von dem Elend den Druck der Beschimpfung, so ziehen wir der Armuth den Stachel aus dem Fleisch, der sie zur Raserei zu treiben imstande ist, und nach dieser Theorie, mein lieber Chevalier, ist, glaube ich, meine Methode der Achtung des Menschen im Menschen probater als die Ihre.“ Ormont gab seiner Gemalin durch einen leisen Druck ihrer Hand, die er schon lange in der seinen gehalten, ein Zeichen zum Aufbruch. „Damit Sie aber sehen, wie wenig demagogische Färbung solche Ansichten bei mir haben“, bemerkte er scherzend, nachdem sie sich vom Tische erhoben hatten und der Chevalier noch immer mit finsterer Stirn dastand, „so muß ich Ihnen beichten, daß sich diese Achtung vor den Empfindungen der Gemeinschaft des Familienlebens, des ungetrübten Daseins bei mir ebenso gut auf die Thiere erstreckt und mich heute Morgen noch bewogen, mit einem Rudel Rehe gemeinsames Spiel gegen Sie zu treiben. Wenn wir, Heloise und ich, des Morgens früh oder am sinkenden Abend durch den Frieden der Felder lustwandelten, haben wir manchmal gestanden und mit angehaltenem Athem das Familienglück der Bewohner der freien Natur belauscht, ja, mit angehaltenem Athem, mein guter Chevalier, denn mir ist immer, als dürfte ich nicht athmen, wenn ich ein Bild des Glückes und des Friedens sehe, als könne mein Hauch es fortblasen. Wir sahen die Vögel ihre Nester bauen und dachten ans eigene Nest, und dabei verstanden wir dann plötzlich, was die Vögel sangen, und wir sahen die scheue Ricke sich an den starken Bock schmiegen — und Sie hätten mir eine Herrschaft bieten können, ich hätte keine Flintenkugel dazwischen senden mögen. Lernt lieben, Freund, und es wird auch Euer Schönstes sein, andere glücklich zu sehen, und“, fügte er leise neckend hinzu, „Ihr werdet aufhören, Euren Wirth für einen sentimentalen Narren zu halten.“

Der Chevalier machte eine höflich ablehnende Bewegung, küßte

Digitized by Google

Heloise die Hand und sagte auch Ormont gute Nacht. Zu der gewohnten Schachpartie war es zu spät geworden.

Aus dem Gastzimmer des Schlosses leuchtete während der ganzen Nacht ein matter Lichtschimmer in den dunklen Park hinaus. Als der Morgen anbrach, saß der Chevalier noch immer, den Kopf in die Hand gestützt, über einem aufgestapelten Packet Zeitungen und Briefe gebeugt, welche am Tage für ihn aus der Hauptstadt angekommen waren.

* * *

Die Frühlingsstürme brausten über den Weg und umtosten herausfordernd die dunklen Erdhütten, welche wie hohe Maulwurfshügel zwischen den kahlen Bäumen sich erhoben. Die Natur regte ihre schlummernden Kräfte, und das Streben und Gähren theilte sich der Menschenbrust mit und weckte Wünsche und Hoffnungen, welche sich nicht mehr mit dem Ausdruck in lyrischen Tönen begnügten, sondern sich zu einem Sturmmarsch aufregten, der die Massen mit fortriß wie Meeresfluten.

Grauer Aprilhimmel, durch den hin und wieder ein Sonnenblick leuchtete, um zu erspähen, wie es auf der Erde aussieht, welche schon begann, sich in ihren dunkel verschwiegenen Abendmantel zu hüllen. Die Hammer der Steinklopfer, der Bewohner jener Erdhöhlen, fielen in eintönigen Schlägen auf die spröden Blöcke und setzten immer öfter ab, da die anbrechende Dämmerung Feierabend verhieß. Plötzlich ruhten sie ganz. Wilder Gesang erscholl aus der Ferne, beängstigend lustig, denn laute Freudenausbrüche aus der mit Elend gefüllten Welt klingen oft mehr wie ein Verzweiflungsschrei oder aber wie Hohn gegen alles Heilige, auch gegen den Schmerz.

Als die lärmende Rotte näher kam, bemerkte man an ihren Mützen Kokarden, und der Lauteste von ihnen trug an einem Stocke einen rothen Fetzen wie eine Fahne voran.

„Heh, Ihr da, kommt mit uns, solltet was besseres thun, als Steine klopfen! Hahaha — Narren — sitzen und lassen sich den Sturm um die Ohren pfeifen und könnten ganz andere Musik hören."

„Ich bitte Euch, seid ruhig!" sagte einer der Arbeiter, ein bekümmertes Gesicht zu dem Rufer emporhebend. „Meine kranke Frau schläft, und die Kinder werden sich fürchten, wenn sie Euch hören."

„Nun, nun, ich denke, Gruselmänner für die Kinder wollen wir nicht sein! Aber Ihr, Nicole, solltet, statt ein so verzweifeltes Gesicht zu machen, daran denken, daß die Rechte der Unbemittelten nur eingeschläfert und noch nicht todt sind."

Die übrigen Arbeiter hatten sich um die kleine Bande mit der rothen Fahne geschaart. „Was meintet Ihr mit der andern Musik?" fragte einer den Sprecher, mit blöder Miene ihn am Arme zupfend.

„Nun, hören, wie die Reichen Euch um Gnade und um Almosen bitten; ist das nicht Musik für Eure Ohren, die nichts als Schimpfreden und Spott von ihnen gehört?"

Digitized by Google

Die Arbeiter sahen sich an. „Und das wolltet Ihr?“

„O, noch viel mehr!“ sagte lachend der Aufwiegler. „Kommt mit in die Stadt, da sollt Ihr mehr hören. Erst müssen die Zungen wieder glatt gespült werden, und mit einem Glase Branntwein schwimmt das Wort auch leichter in die Seele, wie Brüder?“

„So ist es“, lachten die Andern und blinzelten sich belustigt an. Die Arbeiter standen unschlüssig, aber auf wiederholtes Zureden warf einer nach dem andern den Hammer fort und rüstete sich zum Mitgehen. Nur Nicole machte keine Miene, den Platz zu verlassen.

„Ihr werdet doch wohl einmal heiter mit den Kameraden sein können!“ rief der mit der rothen Fahne, „oder gehört Ihr am Ende auch zu den Stolzen?“

Ein dröhnendes Gelächter folgte diesem Spott.

„Laßt mich“, sagte Nicole mürrisch, „ich sagte Euch, meine Frau ist krank —“

„Nun“, unterbrach ihn eine begütigende Stimme, „es soll ja nur berathen werden, wie auch Euch zu helfen ist. Kommt Ihr aus der Stadt heim, da bringt Ihr der Frau etwas stärkendes mit. Seht hier, wir haben noch etwas übrig, um einem kranken Frauenzimmer eine Freude zu machen.“ Der Sprechende zog ein paar Goldstücke aus der Tasche und ließ sie langsam durch die Finger gleiten. „Und damit Ihr nicht denkt, das Versprechen könnte uns leid werden, da nehmt es gleich und macht nachher damit, was Ihr Lust habt.“

Nicole warf einen scheuen, mißtrauischen Blick auf das Geld. Wie kommt Ihr zu so viel Geld? wollte er fragen, aber er besann sich und sagte nur: „Und weßhalb wollt Ihr mir das schenken?“

„Nun“, antwortete lachend der Andere, „Ihr seht wahrhaftig aus, als wäre es bei Euch gut angelegt. Ich weiß ja, wie lange Eure Frau krank ist, und Eure Würmer sehen auch nicht aus, als würden sie noch einmal an überladenem Magen zugrunde gehen. Aber wenn Ihr nicht wollt — gut, so trinken wir ein Gläschen mehr dafür.“

„Nein, nein, gebt nur her!“ rief Nicole, hastig die Hand ausstreckend, „'s ist um meine Frau.“

Ehe er sich mit den Andern auf den Weg machte, ging er noch einmal in seine Wohnung. Seine Frau sah ihn angstvoll an, als sie hörte, was er vorhatte.

„Sie meinen, einen Weg zu wissen, auf dem auch die Armuth zu ihrem Recht kommen kann“, entschuldigte er.

„Und sie meinen wirklich, es könne besser werden? Ich glaube nicht, daß Menschen, die so lachen“ — sie deutete matt nach dem Ausgang — „das Gute ernst meinen können. Du solltest nicht mitgehen. Wir sind arm, aber wir sind nicht schlecht. Unsere Rechtschaffenheit ist unser bestes Recht. Wir sind bei aller ehrlichen Arbeit nicht reich geworden; frage Dich, woher jene, die von Natur auch arm waren, plötzlich Ueberfluß haben können, da sie doch seit lange nicht einmal arbeiten.“

Sie war erschöpft.

Digitized by Google

„Man darf kein Mittel unversucht lassen", meinte er und ging hinaus. Sie blickte ihm lange nach und konnte den Schlaf nicht wiederfinden, der ihr sonst barmherzig über die langen Stunden schmerzvollen Daliegens hinweggeholfen hatte.

Singend zog die Schaar der Stadt zu. In ihren Liedern lag etwas erregtes und erregendes, wovon Nicole unheimlich berührt wurde und das ihn veranlaßte, die Lippen fest zusammenzupressen.

Als sie in die Schänke kamen, fanden sie dieselbe dicht besetzt mit lärmenden Menschen. Ihnen selbst war für einen Augenblick die Kehle zugeschnürt von dem dichten beißenden Tabaksqualm.

„Verderben den Reichen!" schrie der mit der Fahne, und die andern tranken ihm johlend zu.

„Das ist Euer Programm?" fragte Nicole. „Da mache ich nicht mit; wenn ich stehlen wollte, so hätte ich dazu Euren Rath nicht gebraucht."

„Stehlen? Narr, wer sind hier die Diebe? Wir nehmen, was uns zukommt, nichts mehr! Da, trinkt! Euch hat das Elend das Blut aus den Adern gesogen."

„Das ist's nicht!" rief ein andrer. „Er hat eine vornehme Bekanntschaft, einen Grafen oder so etwas. Der hat ihm im Herbst einmal ein paar Brocken von seinem Ueberfluß hingeworfen, ohne ihm nachher einen Fußtritt mit auf den Weg zu geben. Seitdem kann er nicht auf die Reichen schimpfen hören."

„Und ich werd's auch nicht dulden —"

„Thut's nicht!" rief einer mit einem pfiffigen Gesicht, „aber erzählt uns, hat jener Graf darum nicht genug gehabt, weil er Euch etwas abgegeben hat?"

„Es ist nicht um das, was er uns gegeben hat. Meine Frau hat wochenlang krank gelegen im Schloß, und die Gräfin hat sie gepflegt, als wäre sie ein leibhaftiger Engel der Barmherzigkeit. Und dann haben die beiden mit uns geredet, als wenn wir ihre Kinder wären, und so, daß ich es nicht wieder vergessen habe; sie sagten uns, daß das Glück nicht vom Reichthum abhänge, sondern von der Liebe und Achtung der Menschen unter einander, das sei das Beste und Schönste, und sie selbst mit ihrem Schlosse und all ihrem Geld und Gut hätten nichts besseres. Solche Gaben des Lebens könne der Aermste ebenso gut besitzen wie der Reichste. Sie sagten uns, daß, wenn man jemand eine Wohlthat erweise, man sich dadurch selbst eine größere Freude, als anderen, bereite, daß man nur dadurch gut werde, wenn man das Gute übe, und daß es uns nicht zu erbittern brauche, nichts zu haben, was wir andern abgeben könnten; der Trunk Wasser, den wir einem verschmachtenden Hunde reichen, gelte in den Augen eines Höheren, der das Herz ansieht, eben so viel wie eine Summe Geld, die der Reiche dem Bedürftigen spendet. Ja, einem Hunde — glaubt Ihr, der Graf hätte uns einmal auf dem Hofe oder sonstwo gesehen, ohne unsere Hunde zu streicheln, die ihr Leben lang keine solchen Tage gesehen haben, wie dort oben auf dem Schloß, und

Digitized by Google

ihnen zu sagen, daß sie gute, treue Thiere seien! Ja, wie die ihn aber auch kannten!" —

Die Versammelten hatten schweigend zugehört. Auch jetzt wußten alle nichts besseres zu thun, als ihre Gläser zu leeren, bis endlich einer der Arbeiter das Schweigen brach.

„Ja, aber weil dort hinten in der Provinz einer lebt, der es vielleicht ganz gut mit armen Leuten meint, deßhalb wollen wir hier nicht verhungern."

„Nein, das wollen wir nicht", echoten die andern, „gewiß nicht!"

Einer stieg auf den Tisch und hielt eine Rede, in welcher zündende Worte von Freiheit und Menschenrechten fielen. Er sprach davon, daß ein teuflischer Zufall die Menschen in die Welt schleudere, gleichviel, wohin sie gelangten, und daß die Reichen die Kinder der Ungerechtigkeit seien. Die Natur biete allen gleiche Gaben, und nirgends stehe ein Gesetz geschrieben, daß der Eine seinen Ueberfluß auf Kosten des Mangels anderer genießen solle. Ueberall gelte das Recht des Stärkeren. Die Stärke der Regierung, des Gesetzes, der Gesellschaft sei Blendwerk, sie selbst seien die Starken, und mit den von der Arbeit gehärteten Fäusten wollten sie den vom Müßiggang verweichlichten Wohlhabenden die eingebildeten Vorzüge aus den entnervten Händen reißen.

Nicole hatte noch nie solche Reden gehört. Die klingenden Schlagwörter fielen wie Blitze in sein branntweinumnebeltes Hirn. Er wußte längst nicht mehr, was Recht und Unrecht war. War es Recht, die Dinge ihren Lauf gehen zu lassen, von denen er nicht wußte, ob blinder Zufall und überlegene Willkür sie angeordnet, und fremden Wohlhabenden ihren Ueberfluß zu lassen und die eigene Familie im Mangel und Elend verkommen zu sehen? War es Unrecht, sich zum Diebe und Verbrecher zu machen, um auch an den Gütern des Lebens theilnehmen zu können, wie andere, die auch nicht besser waren, als er? Er sah nichts mehr als die in der Luft hin und her geschleuderten Fäuste des Redners, wußte nicht, wie oft er das Glas, das nie leer blieb, zum Munde führte, und hörte nichts als das Beifallsgejohle aus heiseren Kehlen.

In den Lärm mischte sich plötzlich lautes Hundegebell, und heftiges Scharren an der Thür lenkte die Aufmerksamkeit von dem Sprecher ab.

„Das ist ja Türks Stimme!" lallte Nicole. „Türk und Lauf kommen, mich nach Hause zu holen."

„Bravo, die wollen nicht fehlen! Ja, Hunde können wir gebrauchen, aber Bluthunde, die die Elenden zu Tode hetzen, welche uns das Mark aus den Knochen saugen."

Nicole dachte an die Schimpfworte des Chevalier de La Valière: „Gesindel, das sich einen anheftet wie Pech, wenn man nicht die Hunde darauf hetzt!" — und ein Strom von Haß und Bitterkeit raste durch seine erhitzten Adern. Mit einem Fußtritt schleuderte er die Thiere, welche durch die geöffnete Thür sich freudig auf ihn stürzen

Digitized by Google

wollten, von sich, daß sie aufheulten. Sie waren, die Abwesenheit ihres Herrn ungewohnt, seinen Spuren gefolgt und hatten ihn endlich gefunden, als eben der erste Schein des Tages das Nachtgewölk durchbrach.

„Freiheit und Gleichheit!“ Mit diesen stolzen Worten glaubten die elenden Branntweinhelden stark genug zu sein. Die rothe Fahne schwenkend, stürzte der Haufe hinaus auf die Straße.

„Kein Aufschub! Ans Werk!“ Und schnell thürmte sich Gegenstand auf Gegenstand zu Barrikaden aufeinander, welche den Durchgang der Straße abschnitten.

Schon hatte die Morgenröthe ihre ersten Strahlen über die Dächer der Häuser gesandt und die Straßen erhellt, als eine mit vier schnell ausgreifenden Pferden bespannte Kutsche daher rollte. Als der auf dem Trittbrett stehende Lakei die Sperrung der Straße bemerkte und dies dem Insassen des Wagens meldete, sprang ein Mann heraus mit Goldtressen am Hute und dem Degen an der Seite.

Schnell auf die erregten Männer zuschreitend, rief er: „Laßt mich durch, Freunde, ich habe Eile, ich will zum König!“

„Zum König? Das ist der Rechte! Herunter mit den Tressen! Freiheit — Gleichheit — zeiget, was ihr könnt!“

Nicole wußte nicht, wie ihm das Messer in die Finger gekommen. „Blut! Aus dem Blut kommt der Muth, im Namen der Freiheit und Gleichheit!“ zischte es ihm in die Ohren. Im Gastzimmer heulten die eingesperrten Hunde. Rache für das „Gesindel“ dem ersten besten — und ein Blutstrom flutete ihm entgegen aus der Brust des ahnungslosen Mannes, der nicht einmal die Hand an den Degen gelegt hatte. Klirrend flogen die Trümmer eines der nächsten Fenster hernieder aufs Pflaster und durch die Oeffnung stürzten die beiden Hunde auf ihren Herrn. Als sie den Ermordeten liegen sahen, stutzten sie, beschnupperten ihn, stießen ein Freudengeheul aus und begannen dann ein jammervolles Winseln.

Die hinzutretenden Männer kehrten den Körper um, zu sehen, ob noch Leben in ihm sei, als Nicole, aschfarben im Gesicht, zurücktaumelte, mit stieren Blicken in das brechende Auge des edlen Gesichts sehend. Die Lippen des Sterbenden bewegten sich leise. Wie ein Wahnsinniger bog Nicole sich mit schlotternden Knieen vor. „Heloise“, flüsterten die bleichen Lippen, dann waren sie stumm für immer. Mit einem wilden Aufschrei brach Nicole zusammen.

„Graf Ormont!“ sagte der mit der rothen Fahne und ließ diese langsam aus den Händen gleiten. Alle standen unbeweglich und blickten starr auf die Hunde, welche zärtlich und leise winselnd das Gesicht des Todten beleckten. Als auf den Hilferuf der gräflichen Dienerschaft eine Abtheilung Soldaten heranmarschirte, ließen sich alle stumm und ohne Widerrede verhaften.

Digitized by Google

Die Halloren.

Kulturhiſtoriſche Skizze von **Rudolph Müldener.**

Seitdem die Stadt Halle Knotenpunkt verſchiedener der wichtigſten und verkehrsreichſten Eiſenbahnen Norddeutſchlands geworden, hat ſich natürlich auch die Zahl derer bedeutend vermehrt, die Halle beſucht oder wenigſtens daran vorüber gefahren ſind und, ſei es vom Bahnhofe, ſei es vom Coupé ihres Zuges aus, wenigſtens einen Blick auf die Thürme der alten Stadt geworfen haben. Seitdem hat auch ein, freilich bereits Jahrhunderte altes Sprichwort eine weitere Verbreitung gewonnen — das Sprichwort: „In Halle giebt's dreierlei Leute: Hallenſer, Halloren und Hallunken!“

Was die Hallenſer ſind, das begreift jedermann, und wer näher mit der Geſchichte der Stadt bekannt iſt, der muß bezeugen, daß gerade Halle ſich ſchon im Mittelalter durch einen ehrenwerthen, tüchtigen und dabei thatkräftigen Bürgerſtand ausgezeichnet hat; Hallunken produzirt jeder Winkel des deutſchen Reiches zur Genüge, da indeſſen die Inſaſſen des Halleſchen Provinzialzuchthauſes bis heute noch nicht das Halleſche Bürgerrecht erhalten haben, ſo darf man mir auf mein Wort glauben, daß die Hallunken jedenfalls in Halle verhältnißmäßig nicht häufiger zu finden ſind, als an jedem anderen Orte der Chriſtenheit.

Ueber Hallenſer und Hallunken wären wir alſo im klaren; was aber die Halloren betrifft, ſo dürfte es Tauſende von Deutſchen geben, die zwar alljährlich in den Zeitungen leſen, daß eine Deputation der Halloren in Berlin eingetroffen, um dem Kaiſer ihre Glückwünſche zum neuen Jahre und zugleich die hergebrachten Geſchenke an Salz, Sooleiern und Schlackwurſt darzubringen, trotzdem aber nicht imſtande ſein dürften, über die Halloren auch nur die geringſte Auskunft zu ertheilen.

Die Halloren ſind die älteſten Bewohner von Halle und ſeit Jahrhunderten ſo untrennbar mit der Geſchichte und der Entwickelung

Digitized by Google

der Stadt verbunden, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, einen Augenblick bei denselben zu verweilen.

Halle, die zweitgrößte Stadt des Herzogthums Magdeburg, verdankt seinen Ursprung und spätere Bedeutung zweifellos, wie schon der Name des Ortes beweist, seinen Salzquellen, denn hal bedeutet im Keltischen Salz.

Wann zuerst Ansiedler am Salzquell sich niederließen, läßt sich historisch natürlich nicht mehr ermitteln, doch geschah dies zweifellos in sehr früher Zeit, noch ehe die Germanen, von Asien kommend, in Deutschland festen Fuß gefaßt. Ohne Zweifel fanden die Deutschen am Salzquell bereits eine feste, wenn auch nicht befestigte Ansiedlung vor, deren Bewohner sich vorzugsweise mit der Bereitung des jedermann, also auch den Deutschen werthvollen Salzes beschäftigten. Da die am Salzquell seßhaften Kelten die eben von Asien hereinflutenden und darum nomadisirenden Deutschen an Geschicklichkeit in der Salzbereitung ohne Zweifel bedeutend überragten, so wurden sie auch von den Deutschen nicht vertrieben, sondern blieben als keltische Kolonie respektive als keltische Sprachinsel, in der Heimat zurück.

Dieselbe Sache dürfte sich wiederholt haben, als die Deutschen zwischen Elbe und Saale vom Strome der Völkerwanderung fortgerissen wurden und slavische Stämme das von ihnen verlassene Gebiet okkupirten. Auch die Slaven vertrieben die keltischen Salzarbeiter nicht, und da die Wiedereroberung des Landes durch die Deutschen zu einer Zeit stattfand, wo bei Deutschen und Slaven bereits geordnete Zustände herrschten, so verdrängte auch diese die Kelten am Salzquell nicht aus ihren Sitzen.

Wenn auch heute die Halloren, das heißt, die Halleschen Salzarbeiter, längst germanisirt sind, so bedienen sie sich doch noch bis heute bei der Salzgewinnung vieler Ausdrücke, welche, wie der Hallesche Hofrath Keferstein unzweifelhaft nachgewiesen, keltischen Ursprungs sind. Die keltischen Salinenarbeiter konstituirten sich als „Brüderschaft der Salzwirker", welche staatlich anerkannt ist, und waren allezeit, so weit die Geschichte ihrer gedenkt, freie und wehrhafte und von verschiedenen Landesherren mit diversen Privilegien ausgestattete Leute.

Ein Gegenstand oder eine Institution, welche auf eine mehr als tausendjährige Existenz zurückblicken kann, ist natürlich — dies liegt einmal in der Natur der Verhältnisse — vom Epheu der Sage umrankt, die allerdings keine historische Quelle, immerhin aber da, wo diese fehlt, die Stelle einer solchen vertreten und gewisse Partien der Geschichte, die das Auge des Forschers nicht durchdringt, wenigstens mit ihrem Schimmer erleuchtet. So berichtet auch eine Sage über die früheste Geschichte der Halloren, die wir hier nach einer alten pfännerschaftlichen Chronik wiederholen:

„Da sie nun ihre Stadt gebawet und befestiget, zogen sie ein Jahr hernach zur Sonnenwende hinauf gen Aachen, wo der Kaiser Reichstag hielt, und nahmen mit zwen Pfannen Salz und 9 Schock

Digitized by Google

Eier, so sie in Soole gesiedet hatten, und traten vor ihn, und der Aelteste sprach also:

„Gnädigster Kaiser und König, Deine Gnaden haben uns erlawet in Stadt zu bawen, und danken wir Deiner Gnaden unterthänigst für Deine Güte. Dieweil sie (die Stadt) nun stehet und großmächtig ist zu schauen, bitten wir Dich, gnädigster Herr, in Sachsen zu kommen und die Huldigung zu empfan."

„Und sie übergaben ihm das Salz und die Eier, und er sagte ihnen zu, zu kommen und die Huldigung zu empfan. Und im Herbst desselbigen Jahres, da er gegen die Serben und Wenden gezogen, kam er ins Thal, und die Pfänner und Halloren zogen ihm entgegen und holeten ihm im Festzug ein.

„Der König aber war abgesessen, und während er in der Halle, die im Thale errichtet war, die Pfänner belohnete, nahmen die Wirker und Salzknechte sein Pferd, setzeten einen von ihnen darauf und führeten es mit Jubel und Geschrei dreimal um den Born. Als Karolus Magnus dies Geschrei gehört hatte und deren Ursache erforschet, gab er denen Halloren das Pferd und dazu eine Heerstange und zween Mark Goldes, daß sie sich einen guten Tag machten.

„Danach zog er von dannen, und seither ist von seinen Nachfolgern ein Gleiches gehalten." —

Soweit die von der Saale-Zeitung zitirte Pfännerschaftschronik der Familie B.

Nach derselben soll also schon Karl der Große den Halloren bei der Huldigung ein Pferd geschenkt haben. Dies ist zwar möglich, aber historisch in keiner Weise erweisbar. Zu seiner Zeit hat allerdings die Salzgewinnung daselbst bereits bestanden, aber als Stadt, geschweige denn als befestigte Stadt hat Halle derzeit bestimmt noch nicht existirt.

Zur Stadt erhoben wurde Halle, dies steht historisch fest, erst im Jahre 981 durch Kaiser Otto II.

Die Sage berichtet, daß, als die Bewohner beim Kaiser dies beantragt, derselbe sie auf das verräucherte und etwas ruppige Aussehen ihres Ortes aufmerksam gemacht, worauf sie erwidert:

„Haben wir am Abend (Salz-)Wasser und Holz,
Haben wir am Morgen auch Silber und Gold",

welche Aeußerung später zum Sprichwort geworden.

Allerdings erstreckte sich Halle damals nur über die Halle mit ihren Salzkothen und den nächsten um dieselbe herumliegenden, selbst heute noch ziemlich winkeligen Straßen, und selbst Brücken über die Saale fehlten damals noch. Allein die Salzproduktion, die derzeit zweifellos auch lukrativer war, als sie es heute ist, zog Verkehr herbei, der Ort hob sich rasch und wird bereits 1124 als angesehene Handelsstadt erwähnt.

Die Brüderschaft der Salzwirker, die allerdings nicht bloß die die Soole kochenden Salzwirker, sondern auch die Soolträger, kurz alle bei der Salzbereitung beschäftigten Personen umfaßte, bildete

Digitized by Google

also eine Korporation, die wir wohl am besten mit einer mittelalterlichen Innung vergleichen könnten, deren Mitglieder bekanntlich auch sich sehr eng aneinander schlossen, so daß sich bei ihnen sehr schnell ein intensives Korporations- oder Standesgefühl entwickelte. Bei den Halloren mußte sich dieser Zusammenhalt um so mehr entwickeln, als sie schon durch ihre keltische Nationalität auf einander hingewiesen waren. Sie nahmen durch ihre Nationalität wie durch ihre Beschäftigung eben eine exceptionelle Stellung im Volksleben ein, und dieser Zusammenhalt blieb auch, nachdem sie längst germanisirt; sie bildeten eben nicht nur eine bloße Innung, sondern eine solche, die sich aus sich selbst ergänzte: der Vater arbeitete auf dem Salzkoth, mithin trat auch der Sohn in denselben ein, und wenn einer das nicht that, so gehörte er natürlich auch der Brüderschaft nicht mehr an und verlor damit zugleich, wenngleich der Zusammenhang mit der Familie ihm blieb, doch jeden Antheil an der Kasse und der Fürsorge der Brüderschaft, und diese letztere war nicht zu unterschätzen, denn die Brüderschaft sorgte gewissenhaft für ihre durch Alter oder Krankheit arbeitsunfähig gewordenen Glieder, sowie für die Wittwen oder Kinder derselben.

Gleichwohl kam der Fall, daß ein Sohn nicht den Beruf des Vaters ergriff, ziemlich häufig vor, wie der Umstand beweist, daß die Zahl der Halloren im Laufe der Zeit nicht, gleich der übrigen Bevölkerung, zu-, sondern abgenommen, denn während die Halloren noch 1545 über 600 streitbare Männer aufgestellt, beträgt jetzt ihre Zahl nur ungefähr hundert, was sich nur durch den Umstand erklären läßt, daß ein großer Theil der Hallorensöhne sich im Laufe der Zeit anderen Berufszweigen gewidmet. Schreiber dieser Zeilen kennt selbst einige dem Lehrerstande angehörende Persönlichkeiten, die Halloren-Familien angehören. Seit Einführung der allgemeinen Militärpflicht sind namentlich viele Fälle vorgekommen, daß Hallorensöhne zum Unteroffizier avancirt und infolge dessen bei dem Militär verblieben und gegenwärtig als Subalternbeamte in allen Verwaltungszweigen figuriren.

Die Halloren waren weder der städtischen Gerichtsbarkeit, noch der städtischen Polizeiverwaltung unterworfen; sie standen unter dem Salzgräfen, den anfangs der Hallesche Magistrat unter Vorbehalt der Bestätigung durch den Landesherrn, den Erzbischof von Magdeburg, ernannte, bis später, nachdem Erzbischof Ernst von Sachsen das nach Reichsunmittelbarkeit strebende Halle mit Waffengewalt unterworfen und es nicht bloß hart, sondern tyrannisch behandelte, die Ernennung des Salzgräfen vom Landesherrn direkt erfolgte. Der Salzgräfe übte zugleich die Gerichtsbarkeit, wie die Polizei, über die Halloren und das von ihnen bewohnte Gebiet, die Halle oder das Thal, aus, wo die Salzbrunnen sich befanden; auf diesem durch Steine und sonstige Markzeichen abgegrenzten Gebiet durften die Halleschen Polizei- und Justizbeamten keinerlei Amtshandlungen vornehmen. Daher kam die Freundschaft und der kordiale Verkehr zwischen den Halloren und

Digitized by Google

den Studenten. Die Zeit liegt noch nicht zu lange hinter uns, wo ein Skandal mit den Polizeibeamten zu dem usancemäßigen Ulk der Studenten gehörte, und in solchen Fällen suchte der bedrängte Musensohn gern das Gebiet der Halle zu erreichen, wo er sicher war und bei den gastfreien Halloren leicht eine Unterkunft für die Nacht fand, die es ihm möglich machte, am andern Tage unbehelligt seine Wohnung wieder zu erreichen.

Uebrigens übte der Salzgräfe ein ziemlich strenges polizeiliches Regiment; so durfte kein Hallore ohne seinen Urlaub eine Nacht außerhalb Halle verbringen, und wer bei Streitigkeiten, wie sie bei den Halloren ebenso wie bei andern vorkamen, jemanden „schnitt, stach oder sonst verletzte", verlor unweigerlich alle Arbeit auf den Salzkothen und schied dadurch zugleich aus der Brüderschaft aus. Dank dieser strengen Disziplin haben Exzesse bei den Halloren allezeit zu den Seltenheiten gehört; noch heute zeichnen sich dieselben im allgemeinen durch ein anständiges und gemessenes Benehmen aus.

Der bereits erwähnte innige Zusammenhalt der Halloren, die ihre Vorsteher und Digler (Aufseher) selbst wählten, brachte es mit sich, daß, im Falle des Todes eines Mitgliedes der Bruderschaft, gleichviel ob Mann, Weib oder Kind, womöglich sämmtliche Halloren oder wenigstens ein Mann aus jedem Hause in schwarzem, vorgeschriebenem Traueranzuge der Leiche folgen mußten. Die Halloren hatten sich eine eigene Sargdecke machen lassen, und so erfreute sich jeder, auch der Aermste unter ihnen, eines sehr anständigen Leichengefolges. Dieser Umstand mochte auch in anderen den Wunsch erregen, gleicher Auszeichnung theilhaftig zu werden, was sie veranlaßte, die Halloren in ihrer malerischen Trauertracht wenigstens als Leichenträger zu engagiren. Dies wurde bald allgemeine Sitte, und lange Zeit ist sicher in Halle keine Leiche anders als von Halloren zu Grabe getragen worden. Die Halloren erzählen, daß ihnen das Recht des Leichentragens ausdrücklich als ihnen zustehendes Privileg verliehen sei. Ob ein solches Privileg existirt und welcher Landesherr es den Halloren verliehen, das können wir freilich nicht sagen, Thatsache aber ist es, daß die Halloren das Leichentragen bald ebenso monopolisirt hatten, wie die Arbeit in den Salzkothen.

Halle besaß vor einem Vierteljahrhundert noch keine Leichenwagen, und dieselben waren auch, so lange die Friedhöfe sich im Innern der Stadt befanden, kein Bedürfniß; jetzt freilich sind die Friedhöfe außerhalb der Stadt angelegt, und so machen die Leichenwagen den Halloren bei der Beerdigung Konkurrenz, doch dürfte die Mehrzahl der Hallenser noch heute von Halloren zur Erde getragen werden.

Bei Feuersbrünsten in Halle, dessen beiden Vorstädten Glaucha und Neumarkt und dem nahen Schloß und Dorf Giebichenstein mußten die Halloren sich in vorgeschriebener Ausrüstung zum Löschen einfinden, „selbst wenn das Werk in der Pfanne ist"; sie bildeten also wenigstens für die vorgenannten Orte zwar nicht eine freiwillige,

Digitized by Google

wohl aber eine und allerdings sehr gut organisirte Pflicht-Feuerwehr; wenn im Löschdienst ein Hallore verunglückte, so hatte, nach einer Verfügung des Erzbischofs Albrecht vom Jahre 1516, sobald es im Thal geschah, das Thalamt, wenn anderswo, der Magistrat für Kur und Verpflegung, sowie Entschädigung des Verunglückten zu sorgen.

Als Entschädigung für die Mühewaltung beim Löschdienst besaßen die Halloren in Halle, Neumarkt und Glaucha das Recht des Neujahrsingens, und in Giebichenstein konnte während des Kaltlagers — das heißt wenn, infolge der Anhäufung der Salzvorräthe, in den Kothen nicht gearbeitet wurde — jeder Hallore auf das Schloß kommen und vom Oekonomen des Schlosses, respektive dem Pächter der Domäne, ein Frühstück fordern, bestehend aus Brod, Käse und einer Kanne des im Schlosse selbst gebrauten Bieres, und, wie spätere Verfügungen der Erzbischöfe beweisen, haben die Halloren von diesem Rechte einen ziemlich ausgiebigen Gebrauch gemacht. Jetzt ist die Verpflichtung, jedem Halloren während des Kaltlagers Frühstück zu reichen, seitens der Domäne Giebichenstein abgelöst und dafür der Kasse der Brüderschaft ein ganz ansehnlicher Betrag zugeflossen; auch das Neujahrsingen der Halloren ist — ob mit, ob ohne Entschädigung, können wir freilich nicht sagen — abgeschafft.

Die Halloren besaßen auch das Recht des Vogelfanges, welches ihnen allerdings, seitdem das deutsche Reich die Singvögel durch Reichsgesetze geschützt hat, gleichfalls nicht mehr zusteht. Früher aber sah man nach beendigtem Getreideschnitt die Halloren nach Sonnenuntergang mit vielen, meist über hundert Fuß langen und zirka zwanzig Fuß hohen Streichgarnen hinaus auf die Felder ziehen zum Lerchenstrich. Dabei waren die Halloren meist von einer zahlreichen Eskorte der Straßenjugend begleitet, die aber angewiesen wurde, sich mäuschenstill zu verhalten, bis die Garne aufgestellt; dann aber suchte die Jugend lärmend und johlend die Felder ab, klopfte an alle Büsche und Hecken und jagte die aufgescheuchten Lerchen den Garnen zu.

Der Fang war oft ein sehr reicher, wie die Leipziger am besten wissen, denn die Mehrzahl der gefangenen Vögel wanderte nach Leipzig, von wo sie als „Leipziger Lerchen" weit und breit als beliebte Delikatesse verschickt wurden. Heute, wo der Lerchenstrich im ganzen deutschen Reiche verboten ist, müssen diejenigen, welche gern Lerchen essen wollen, sich freilich nach dem Harzstädtchen Stolberg wenden, dessen Lerchen — zierliche Würstchen — zwar nicht zum Geflügel gehören, sich aber gleichwohl eines geschätzten Wohlgeschmackes erfreuen, der auch den verstorbenen Prinzen und Feldmarschall Friedrich Karl veranlaßte, einen dortigen Fleischermeister zu seinem Hoflieferanten zu ernennen.

Nach einer alten, von Kopisch in zierliche Verse gebrachten Sage verdankt man die erste Entdeckung der Soolquellen im heutigen Halle einem Schweine, welches sich im Soolquell gewälzt und dessen Borsten darauf wie von Salz kandirt erschienen. An diese Sage anknüpfend, besaßen die Halloren das Recht des Rauchschlachtens und zwar nicht

Digitized by Google

bloß für ihren persönlichen Bedarf, sondern sie durften auch mit Wurst und gepökeltem und geräuchertem Schweinefleisch — jedoch nicht mit frischem — frei Handel treiben, ohne der Fleischerinnung anzugehören. Da die Halloren nun in ziemlich ausgiebiger Weise von diesem Rechte Gebrauch gemacht, so erlangte ihre Wurst bald einen gewissen Ruf, und noch heute ist Schlackwurst das Hauptgeschenk, welches die Hallorendeputation dem deutschen Kaiser alljährlich zu Neujahr überreicht.

Von jeher und auch noch heute besitzen die Halloren das Recht des freien Fischfanges in der Saale, freilich nur insoweit, als letztere Hallesches Gebiet durchfließt und nicht Schon- und Laichreviere in derselben polizeilich abgesteckt sind. Der beständige Umgang mit dem feuchten Element hat auch den Halloren eine bedeutende Fertigkeit im Schwimmen verschafft, so daß nicht nur in fast allen Halleschen, sondern auch in den Badeanstalten der an größeren Flüssen der Umgegend belegenen Orte, wie Merseburg, Weißenfels, Naumburg und Bitterfeld, meist Halloren als Schwimmlehrer oder Schwimmmeister figuriren.

Auch sogenannte Fischerstechen auf der Saale haben die Halloren zuweilen veranstaltet, und noch heute erzählen ältere Hallenser gern und viel von einem solchen, welches in den vierziger Jahren in Gegenwart Friedrich Wilhelms IV. stattgefunden.

Früher konnten nur Söhne eines Halloren zur Arbeit im Salzkoth und damit zum Eintritt in die Brüderschaft zugelassen werden, wie auch ein Hallore nur die Tochter eines Halloren heiraten konnte. Da es aber unmöglich ist, daß eine Gesellschaft sich Jahrhunderte lang hermetisch gegenüber ihrer Umgebung abschließen kann, so ist es begreiflicherweise auch nicht möglich gewesen, diese Bestimmung in ihrer ganzen Strenge aufrecht zu erhalten. Die Aufnahme Fremder in die Brüderschaft mag aus der Sitte hervorgegangen sein, daß die Wittwe eines Salzwirkers berechtigt war, die Arbeit ihres verstorbenen Mannes im Salzkoth unter Zustimmung des betreffenden Pfänners fortzusetzen, nur mußte sie zu diesem Zwecke einen Knecht halten, der im Thal vereidigt und verpflichtet wurde. Wenn man auch in solchen Fällen einem aus einer Hallorenfamilie hervorgegangenen Knechte jedenfalls den Vorzug gab, so sah man sich doch wohl häufig genöthigt, sich in Ermangelung eines solchen mit einem andern zu behelfen, der, einmal angenommen und verpflichtet, natürlich auch als vollberechtigt in die Brüderschaft eintrat. Auch die Sitte, daß ein Hallore sich nur mit der Tochter eines solchen verheiraten konnte, mag schon oft und seit langer Zeit aus den Augen gesetzt worden sein, „denn", wie einst ein Hallore sich der ihn über diesen Gegenstand interpellirenden Kaiserin Augusta gegenüber explizirte, „die Liebe läßt sich nicht commandiren."

Wenn auch, wie auf alle Dinge in der Welt, die Zeit nicht ermangelt hat, auf die Halloren ihren mehr oder weniger modifizirenden Einfluß auszuüben, so präsentiren sie sich doch noch heute als ge-

Digitized by Google

schlossene, durch manche Eigenthümlichkeit ausgezeichnete Korporation. Zu diesen Eigenthümlichkeiten gehört auch eine zwar nicht durch das Gesetz, wohl aber durch die Sitte vorgeschriebene Kleidung, die sich wenigstens bei den männlichen Halloren nachweislich seit Jahrhunderten unverändert erhalten hat. Dieselbe besteht in einem blauen Rocke mit schmalem Stehkragen, bis an das Knie reichenden Hosen von schwarzem Sammet (Manchester), Schnallenschuhen, blauen, grauen, im Traueranzuge natürlich schwarzen Strümpfen. Der Rock ist einreihig und mit thalergroßen, silbernen Knöpfen besetzt, die als Familienschmuck vom Vater auf den Sohn forterben, so daß mancher Hallore heute noch Knöpfe trägt, in denen sein Ur-Urgroßvater vielleicht bei der Huldigung des großen Kurfürsten oder der Einholung eines Magdeburger Erzbischofs paradirte. Der Rock wird nie zugeknöpft, sondern stets offen getragen, dahingegen wird die Weste, meist von scharlachrothem Tuch, stets bis an den Hals zugeknöpft; dieselbe ist gleichfalls einreihig und ebenso mit silbernen Knöpfen besetzt; die Sitte schreibt achtzehn Knöpfe vor. Als Kopfbedeckung tragen die Halloren einen schwarzen Filzhut, den wir, da wir eine Zeichnung nicht geben können, am besten als Dreimaster bezeichnen möchten, ähnlich wie der alte Fritz ihn trug. Daß im Traueranzuge an Stelle des blauen ein schwarzer, ebenso geformter und gleichfalls mit silbernen Knöpfen besetzter Rock tritt, bedarf wohl keiner Erwähnung; auch macht die rothe Weste in diesem Falle einer schwarzen Platz, außerdem zeichnet sich der Rock im Traueranzug meist durch Pelzaufschläge aus; bei festlichen oder besonders feierlichen Gelegenheiten werden die blauen oder schwarzen Strümpfe durch weiße ersetzt.

Wenn früher der jeweilige Landesherr Halle besuchte, so mußten die Halloren mit Ober- und Untergewehr ausrücken, denselben feierlich einzuholen. Dabei trug der Hauptmann, der mit dem Vorsteher nicht identisch zu sein brauchte, einen Rock von rothem Tuch oder Sammet, weiße Schärpe mit Degen und Porte-épée und, gleich dem Fahnenträger weiße Strümpfe und weiße Schuhe; der Schwertträger, der den Zug eröffnete, trug einen mächtigen, mit beiden Händen zu führenden Flamberg auf den Schultern.

Derartige Aufzüge sollen sehr interessant gewesen sein, wenigstens sprechen mittelalterliche Chronisten mit Umständlichkeit, selbst mit Begeisterung davon, die heutige Zeit bietet jedoch zu denselben selten eine offizielle Veranlassung dar, so daß heute in Halle viele Personen existiren, die noch nicht Gelegenheit gehabt, einen solchen Aufzug der Halloren im Waffenschmuck zu sehen. Ueberhaupt haben die Halloren, abgesehen von der allgemeinen Militärpflicht, die wohl die Mehrzahl derselben erfüllt haben dürfte, seit 1848 keine Gelegenheit gehabt, sich kriegerischen Uebungen hinzugeben; in genanntem Revolutionsjahre freilich wurde in Halle eine offizielle Bürgerwehr errichtet, an welcher die Halloren sich mit einer selbstständigen Kompagnie betheiligten. Zu Heldenthaten hat die übrigens von ausgebildeten Offizieren commandirte Hallesche Bürgerwehr nebst den Halloren glücklicherweise

Digitized by Google

keine Gelegenheit gehabt, aber exerziert auf dem Roßplatze haben Halloren und Bürgerwehr damals mit einem Eifer, dessen sich noch viele ihrer damaligen Mitglieder theils mit Stolz, theils mit wehmüthigem Lächeln erinnern.

Da hier von der Tracht der Halloren die Rede ist, so wollen wir gleich erwähnen, daß zwar nicht die Natur, wohl aber die Sitte den Halloren den Bart versagt: wie vor Jahrhunderten, so erscheinen sie auch heute, gleich unseren Schauspielern, stets rasirt.

Man hat behauptet, daß die Frauen das konservative Element im Leben vertreten, und mag darin recht haben, nur erstreckt sich der Konservativismus der Frauen nicht auf das Gebiet der Mode, in dieser Beziehung sind sie ebenso launenhaft und dem Wechsel ebenso leidenschaftlich ergeben, als die Göttin der Mode selbst. Kein Wunder daher, daß, während die Halloren nachweislich seit Jahrhunderten ihre Tracht unverändert bewahrt haben, so daß man dieselbe fast als Nationaltracht bezeichnen möchte, dies bei ihren Frauen und Töchtern nicht in gleicher Weise der Fall ist. Doch hat man wenigstens an dem einzigen Feste, welches die Halloren als solche bis auf den heutigen Tag alljährlich feiern, Gelegenheit, noch das Wenige kennen zu lernen, was von der weiblichen Hallorentracht noch übrig ist.

Zum Pfingstbier versammeln sich die Halloren am Sonntag nach Pfingsten, und zwar Mann, Weib, Kind und Kegel, in einem Gasthause — in den letzten Jahren in dem durch schöne Gartenanlagen ausgezeichneten Pfälzer Schießgraben. Früher mußte auch der Salzgräfe mit dem Vorsteher, dem Bornmeister und dem Bornschreiber sich einfinden. Aufgabe des Salzgräfen war es — wie man sich technisch ausdrückte — Friede zu wirken, das heißt, er hielt in seiner Eigenschaft als Richter und Polizeichef eine Rede an die Halloren, in welcher er sie auf die Nothwendigkeit der Eintracht und eines innigen Zusammenhaltes hinwies und mit der Tochter des Vorstehers den Tanz eröffnete; falls der Vorsteher nicht über eine dazu geeignete Tochter verfügte, so wurde dem Salzgräfen ein anderes, zu diesem Zwecke von der Brüderschaft ausgewähltes Hallorenfräulein zugeführt. Der Tanz fand im Freien um einen Baum herum statt, und nur bei ungünstigem Wetter in dem in diesem Falle stets mit Maien geschmückten Saale. Außer Kaffee und Kuchen, dem sogenannten, namentlich durch einen Ueberfluß von Rosinen und Korinthen ausgezeichneten Hallorenkuchen, war früher das Torgauer Bier das offizielle Getränk bei dieser auf Kosten der Brüderschaftskasse veranstalteten Festlichkeit. Das Torgauer Bier war allerdings im ganzen Mittelalter weit berühmt, wie ein Sprichwort zeigt:

„Torgauer Bier
Ist des Armen Malvasier."

Heute indessen, wo die altberühmten obergährigen Biere so ziemlich von den untergährigen verdrängt sind, dürfte auch das Torgauer Bier schwerlich noch auf dem Pfingstballe der Halloren die alte Rolle spielen, eben so wenig wie heute noch, seitdem die Halloren die eigene

Digitized by Google

Gerichtsbarkeit verloren und auch, wie alle anderen Einwohner, der städtischen Polizeiverwaltung unterworfen sind, noch ein Salzgräfe den Hallorentanz eröffnen kann, und nur die besuchte Restauration zum „Salzgräfen" erinnert heute noch an diese in früherer Zeit so bedeutende und einflußreiche Persönlichkeit.

Die Hallorenjungfrau, die mit dem Salzgräfen den Tanz eröffnete, trug nach altem Herkommen ein blaues Kleid mit eng anschließendem, auf der Brust kreuzweise mit Silber verschnürtem blauem Mieder und blaue Zeugschuhe, weiße Linnenschürze und silbernen Gürtel. Auf dem mit blauen Bändern durchflochtenen Haar trug die Hallorin — und dies ist bis auf heute der charakteristische Schmuck — eine künstlich aus vergoldeten Gewürznelken hergestellte Krone, auf welche die Halloren einen so großen Werth legen, daß noch heute jede preußische Prinzessin eine solche von der Salzwirkerbrüderschaft als Hochzeitsgeschenk erhält.

Blau ist überhaupt die Leib- oder Lieblingsfarbe der Halloren, und seit Menschengedenken ist wohl noch nie ein Hallorenbrautpaar vor den Altar getreten, als die Braut im blauen Kleide, mit blauen Schuhen und der Nelkenkrone, die hier zugleich die Stelle des Myrthenkranzes vertritt, und der junge Mann im blauen Rock und den Dreimaster mit blauen Schleifen und Bändern geschmückt.

Wir sagten: vor den Altar getreten, denn der Fall, daß ein Hallorenbrautpaar sich mit der Civiltrauung begnügt, ohne die kirchliche nachzuholen, dürfte noch nicht vorgekommen sein; im allgemeinen sind die Halloren ziemlich fleißige Kirchenbesucher, da, gleichviel in welcher Gemeinde sie auch wohnen mögen, auch alle die Moritzkirche als die ihrige betrachten. In der Moritzkirche, der zwar nicht größten, aber durch ihre Architektur bemerkenswerthesten Kirche der Stadt, bewahren die Halloren ihre Lade mit allen auf ihre Verbindung bezüglichen Dokumenten und den ihnen von verschiedenen Landesherren gemachten Werthgeschenken, Bechern, Medaillen ꝛc. auf, ebenso auch die verschiedenen Fahnen, deren sie sich seit Jahrhunderten bedienen.

Bemerkenswerth ist, daß, wie Blau die Lieblingsfarbe der Halloren, die Sitte ihnen die Verwendung des Grün bei ihrer Garderobe untersagt; woher dies kommt, können wir freilich nicht verrathen, doch haben phantasievolle Gemüter diese Abneigung gegen das Grün auf jene zahlreichen Sagen zurückgeführt, die von Liebschaften der Halloren mit Nixen oder Nymphen der Saale berichten, die indessen für die Menschenkinder sammt und sonders einen unglücklichen Ausgang genommen.

Alljährlich — und schon seit Jahrhunderten — sandten und senden die Halloren dem jeweiligen Landesherrn — jetzt also dem deutschen Kaiser — durch eine eigene Deputation von Dreien aus ihrer Mitte eine Neujahrsgratulation. Die betreffenden Deputirten, zu denen man selbstverständlich nur die Intelligentesten auswählt, werden am Neujahrstage vom Kaiser bei Tafel empfangen, der Sprecher der Deputation bringt dem Kaiser in seinem und der Brüder-

Digitized by Google

schaft Namen mündlich den Glückwunsch zum Neujahr dar und überreicht zugleich das „Karmen", einen sauber gedruckten Glückwunsch in Versen, in so viel Exemplaren, als sich Personen an der kaiserlichen Tafel befinden.

Natürlich kommen die Halloren, selbst wenn sie zufällig kein dichterisch veranlagtes Gemüt in ihrer Mitte zählen sollten, wegen des „Karmen" nie in Verlegenheit, denn es wird in Halle wohl nie an Persönlichkeiten fehlen, die nach der Ehre geizen, dem Kaiser einen Neujahrswunsch darzubringen, und die zugleich Geschicklichkeit genug besitzen, sich dabei mit Ehren aus der Affaire zu ziehen, ja, wir glauben, es würde gar keine uninteressante Lektüre sein, diese seit zwei Jahrhunderten dem Hohenzollernhause dargebrachten Neujahrskarmen einmal Revue passiren zu lassen; das am Neujahrstage 1889 dem Kaiser überreichte „Karmen" entstammt der Feder des durch mannigfache literarische Arbeiten auch in weiteren Kreisen bekannten, inzwischen verstorbenen Professors Gosche.

Während der Sprecher seinen Glückwunsch vorbringt, stehen die beiden anderen Mitglieder der Deputation hinter ihm, der eine trägt eine Schüssel mit einer Pyramide von Salz, in welcher Sooleier eingesteckt sind, der andere eine gleiche Schüssel mit Halleschen Schlackwürsten, die sie endlich, auf einen Wink des Kaisers, auf der kaiserlichen Tafel niedersetzen. Nachdem der Kaiser sich mit den Halloren unterhalten, unterläßt er es nie, eine Schlackwurst anzuschneiden, worauf dann von den aufwartenden Lakeien beide Schüsseln allen Anwesenden präsentirt werden und somit an der ganzen Tafel die Runde machen. Daher kommt es, daß Hallesche Schlackwurst und Sooleier an jedem Neujahrstage das Dessert der Kaisertafel bilden.

Nach beendigter Audienz werden die Halloren in einem Nebenzimmer gespeist, wobei es Sitte ist, daß ihnen alle an demselben Tage auf der Kaisertafel erschienenen Speisen gleichfalls vorgesetzt werden.

Da es die Halloren, nachdem sie vom Kaiser empfangen, für ihre Aufgabe halten, allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie ihre Aufwartung zu machen, respektive ihre Glückwünsche und Geschenke darzubringen, so währt ihr Aufenthalt in Berlin in der Regel neun Tage; während dieser Zeit wird ihnen das Mittagsessen regelmäßig von der kaiserlichen Tafel nebst einer Flasche Wein pro Kopf in ihr Quartier gesandt, außerdem haben sie freien Eintritt zu allen staatlichen und königlichen Sehenswürdigkeiten, erhalten außerdem täglich Eintrittsbillets für die Vorstellungen in den königlichen Theatern und zwar dieselben in doppelter Anzahl, falls der eine oder der andere vielleicht irgend einen Bekannten mit in das Theater führen und demselben somit einen Bühnengenuß verschaffen will. Am Tage der Abreise erhält jedes Mitglied der Deputation noch zwei Torten und sonstiges Konfekt für seine Kinder.

Kaiser Wilhelm I. ließ der Deputation als Acquivalent für die überbrachten Geschenke regelmäßig fünfzig Thaler überweisen, die der Brüderschaftskasse zufließen, während die Geschenke, welche die De-

Digitized by Google

putation von den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses persönlich erhält, natürlich dieser verbleibt.

An Geschenken pflegen die Halloren in der Regel einen halben Zentner Salz, zwei Schock Sooleier und siebzig bis achtzig Pfund Schlackwurst mit sich zu führen; früher sandten sie auch nach beendigtem Lerchenstrich per Post an den Hof regelmäßig elf Schock Lerchen, welche Sendung freilich nach Verbot des Lerchenfanges selbstverständlich unterblieben ist.

Die Bahnlinien, deren sich die Halloren auf der Reise nach Berlin bedienen mußten, waren früher sämmtlich Aktienbahnen, aber die Verwaltungen der betreffenden Bahnen bewilligten der Hallorendeputation, aus Respekt vor den an dieselbe anknüpfenden Traditionen, freie Hin- und Rückfahrt nach Berlin. Nachdem die preußische Regierung diese Bahnen indessen bon gré, mal gré verstaatlicht, fiel diese Vergünstigung weg, bis sich der damalige Kronprinz, der uns leider zu früh entrissene Kaiser Friedrich, ins Mittel schlug und der Hallorendeputation wieder freie Fahrt im Wagen zweiter Klasse verschaffte. Auch in anderer Beziehung erwies sich der Kronprinz den Halloren sehr geneigt. Als vor einigen Jahren das alte Thalhaus, in welchem die Halloren ihre Brüderschafts- und sonstigen geschäftlichen Zusammenkünfte abgehalten, abgebrochen und nicht wieder aufgebaut wurde, da sorgte der Kronprinz dafür, daß den Halloren in der sogenannten Residenz eine für ihre geschäftlichen Zusammenkünfte geeignete Räumlichkeit überwiesen wurde.

Selbstverständlich bilden die Mitglieder der Deputation nach ihrer Rückkehr lange Zeit den Mittelpunkt ihrer gesellschaftlichen Kreise und betrachten wahrscheinlich ihren Aufenthalt in Berlin als den Glanzpunkt ihres Lebens. Diese persönlichen Beziehungen zur königlichen Familie, an welchen, da man zu Mitgliedern der Neujahrsdeputation alljährlich, soweit thunlich, andere wählt, fast alle Halloren partizipiren, mag der Hauptgrund sein, daß dieselben sich stets durch große Anhänglichkeit und Ergebenheit gegen das Herrscherhaus ausgezeichnet haben und selbst im Revolutionsjahr 1848 in dieser Beziehung keine Ausnahme machten. Der zwar sehr bescheidene, aber sichere Verdienst, dessen sie sich seit Jahrhunderten in den Salzkothen und auf der heutigen Saline erfreuten, in Verbindung mit ihrem festen Zusammenhalt, mag die Hauptursache sein, daß die sonst in Halle und Umgegend ziemlich zahlreiche Sozialdemokratie unter den Halloren niemals Anhänger gefunden. Seit auf der Halleschen Saline die früher unbekannte Dampfkraft die ausgiebigste Anwendung gefunden und dadurch viele Menschenkräfte entbehrlich gemacht, haben namentlich in neuerer Zeit viele Hallorensöhne sich anderen Berufskreisen und meist mit Erfolg zugewandt; jedenfalls hat das Proletariat, geschweige denn das Lattgerthum — mit welchem Namen man die Halleschen Lazzaroni bezeichnet — sich nie aus den Halloren rekrutirt, deren Namen auch wohl sehr selten in polizeilichen oder gerichtlichen Strafregistern zu finden sein dürften. Haben die Halloren auch nie

Digitized by Google

einen großen Mann, ja, mit Ausnahme des Nikolaus von Bock auch wohl nie eine in weiteren Kreisen bekannte Persönlichkeit hervorgebracht, so haben sie dafür eine große Zahl bürgerlich tüchtiger Männer erzeugt. Besagter Bock vertauschte den Salzhaken mit dem Schwerte und brachte es, später geadelt, zu einem im dreißigjährigen Kriege vielgenannten Magdeburger Oberst.

Verfasser dieser Zeilen möchte gern noch näher eingehen auf einzelne Seiten des Hallorenlebens, namentlich auf deren Bezahlung und Verdienst in verschiedenen Zeiten, was indessen ohne ein näheres Eingehen auf die Geschichte der Halleschen Saline, was ihm schon aus räumlichen Gründen unmöglich ist, jetzt nicht erfolgen kann. Thatsache ist, daß die Halloren seit Christi Geburt und wahrscheinlich noch länger die Soolquellen bearbeitet und ausgebeutet haben, daß sie aber niemals Eigenthümer derselben gewesen sind. Jedermann konnte im ganzen Mittelalter Soole besitzen, aber Salz daraus sieden durften nur die Pfänner. Da das Salzsieden indessen sehr einträglich war, so erwuchs in den Pfannenbesitzern oder Pfännern bald ein Patriziat oder eine Geldaristokratie, deren Träger auch in offiziellen Urkunden als Stadtjunker bezeichnet wurden; der Werth eines Pfannenrechts wurde bald dem eines Rittergutes gleichgeschätzt. Pfänner konnte übrigens nur ein Hallescher Bürger sein, der in Halle ein Haus oder, wie alte Urkunden sich ausdrücken, Küche und Rauch besaß und entweder beweibt oder verwittwet war; ein Hagestolz konnte nur eine ihm von seinem Vater hinterlassene Pfanne antreten, aber weder durch Kauf, noch auf andere Weise eine solche übernehmen. Die Halloren waren Arbeiter der Pfänner, aber, Dank ihrer Organisation, doch nicht so abhängig von denselben, daß diese die Halloren nach Gutdünken hätten entlassen können; auch Zahlung und Lohnregulirung erfolgte auf Grund eines von der Brüderschaft festgesetzten Usus, der freilich im Laufe der Zeit wiederholt Modifikationen erfahren. So betrug zum Beispiel der Wochenlohn der Wirker im Jahre 1670 sechs Groschen, gleichviel, ob gesotten wurde oder Kaltlager war, im übrigen wurden sie nach dem Quantum der versottenen Soole bezahlt.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Halloren bei der Huldigung eines neuen Landesherrn von diesem ein Pferd und eine Fahne zu erhalten pflegen und daß die Halloren diesen Gebrauch auf Karl den Großen zurückführen. Letzteres ist freilich historisch nicht erweisbar, allein dem Verfasser sei es gestattet, hier wenigstens in aller Kürze zu rekapituliren, was er über diesen eigenthümlichen Gebrauch zuverlässig erkunden konnte.

Die älteste Aufzeichnung, welche über diesen Gebrauch berichtet, erzählt uns den am 21. August 1446 erfolgten Einzug des Erzbischofs Friedrich von Beichlingen. „Nachdem der Erzbischof vor der Kirchen zu Sanct Mauricio abgestiegen, so drangen, wie von Urzeit zu gedenken geschehen, die Bursen us der Halle mit einem großen Haufen und mit eynem Banner und werthen des Pferdes, und nahmen das und furten es in die Halle uff die Holzwerth und dernach vor den Bierkeller

Digitized by Google

und versatzten es; das lohnte der Bischof und gab yn vier Rheinische Gulden zum vortrinken."

Aus dem Jahre 1546 wird uns, gelegentlich der Huldigung des Erzbischofs Johann Albrecht, berichtet. „Als nemlich der Ertzbischof auf den Markt gekommen, sind alle Würker in der Halle erstlich in einer und darnach alle ihre Helfersknechte in der anderen Ordnung mit zwei Fahnen, so die Wirker aus mehr denn hundert Ellen rother, geler, grüner und weißer Zindel machen lassen, herangezogen mit zwei Trummeln und Pfeifen."

Was die rothe, gelbe, grüne und weiße Farbe zu bedeuten hat, können wir freilich nicht sagen.

„Und da" — fährt der erwähnte Bericht fort — „es bei uns alleweg gebräuchlich geweset und dermaßen gehalten worden, daß die Würker und andere aus dem Thal des Ertzbischoffs Leibhengst oder Pferd, darauf S. F. G. dazumal zu reiten pflegte, wenn er vor das Rathhaus kommt und absteigt, alsbald zu sich nehmen, einen aus ihrer Mitte verordnen, uff dasselbe setzen und damit um den teutschen und andere Salzborne in der Halle reiten lassen, so haben die Würker, da S. F. G. gefahren kamen, den braunen Hengst mit der schwarzen Decken, darauf ein junger Edelmann gesessen, anstatt des Ertzbischoffs (Pferd) genommen, einen Hallorum, Namens Hanß Froer, darauf gesetzet und denselben alten Gebrauch nach mit vorgemalten beiderseits Ordnungen und uffgerichtetem Fähnlein von dem Markte bei dem Thalhause hinab in das Thal geleitet und daselbst dreimal lassen um die Salzborne herum reiten. Darnach sind sie zurückgekehrt, und nachdem S. F. G. die Huldigung empfangen und zurückgefahren nach dem Schloß uff der Moritzburg, sind die Würker mit ihren Fähnlein uff den Bierkeller gangen, alldar ihre Verehrung, so ihnen der Ertzbischoff gethan, als nemlich 20 fl. an Müntz und ein Centner Karpen, verzecht und auch ihr Fähnlein oben auf dem Tanzboden zum Fenster herausgesteckt."

Wie man sieht, ist bis jetzt von einer Schenkung des Pferdes noch nicht die Rede.

Ueber den am 8. Januar 1567 erfolgten Einzug des Erzbischofs Joachim Friedrich wird berichtet: „Als dabei die Salzwürker nach hergebrachter Gewohnheit sein Pferd genommen und damit unter die Salzbrunnen gezogen, hat er solches übel aufgenommen, in Meinung, daß es zu seiner Beschimpfung geschehen, da ihm aber dessen Ursache berichtet worden, hat er es geschehen lassen und den Salzwürkern funfzig Thaler geschenkt."

Als im Jahre 1630, wo Halle von den Kaiserlichen besetzt war, sich der Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich daselbst huldigen ließ, wurde hinter dem Himmelwagen des die Huldigung in Empfang nehmenden Administrators von Metternich ausdrücklich ein mit sammetnem Sattel versehenes Pferd nachgeführt, damit der älteste der Halloren auf demselben in hergebrachter Weise um die Salzbrunnen reiten konnte; in welcher Weise nach be-

Digitized by Google

endigtem Ritt über das Pferd verfügt worden, können wir leider nicht berichten.

Die älteste in der Lade der Salzwirkerbrüderschaft vorhandene Urkunde betreffs der Verleihung eines Pferdes und einer Fahne als Huldigungsgeschenk bezieht sich auf Gustav Adolph, der sich, nachdem er Halle besetzt, daselbst huldigen ließ; die damals den Halloren vom Könige selbst überreichte Fahne ist selbstverständlich eine noch heute vorhandene Fahne mit schwedischem Wappen und in schwedischen Farben.

Seitdem betrachtete man die Uebergabe von Pferd und Fahne an die Halloren seitens des neuen Landesherrn als selbstverständlich, und sie erfolgte seitdem auch regelmäßig.

„Als" — lautet unser Bericht — „1638 Herzog August von Sachsen in Halle seinen Einzug hielt, haben die Brüder im Thal um das Pferd gebeten, und da sie solches bekommen, dem Herkommen nach behalten und ihren Meister namens Martin Stangen darauf gesetzt und über die Salzbrunnen gezogen."

Da das ihm freilich erst 1680 wirklich zugefallene Magdeburger Land zweifellos die wichtigste Besitzung war, welche Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, im Westfälischen Frieden erworben, so unterließ der Sieger von Fehrbellin natürlich nicht, daselbst die Huldigung in Person in Empfang zu nehmen.

Am 4. Juni 1681 hielt der Kurfürst in Halle seinen Einzug und zwar mit einer Pracht, wie sie die alte Salzstadt noch nicht gesehen. Wir können natürlich uns mit der Schilderung dieser Pracht hier nicht aufhalten, sondern bemerken nur, daß der Kurfürst, nachdem der Hallorenälteste auf des Kurfürsten eigenem Pferde in üblicher Weise um die Salzbrunnen geritten, zwar das Pferd wieder zurücknahm, den Halloren dafür aber zwei goldene Becher, 50 Thaler werth, in denen noch 50 Thaler baar gelegen, überreichen ließ. Indem der Kurfürst das ihm wahrscheinlich sehr liebe Pferd in dieser Weise von den Halloren zurückkaufte, erkannte er wenigstens indirekt deren Eigenthumsrecht auf dasselbe an; die Fahne mit dem brandenburgischen Wappen, die der Kurfürst den Halloren geschenkt, ist noch vorhanden.

Friedrich III., der nachmalige König Friedrich I., war der letzte Hohenzoller, der zur Huldigung in Halle persönlich anwesend war; alle anderen schickten Kommissarien. Es wurde darum vielfach die Frage erörtert, ob der jeweilige Landesherr, auch wenn er die Huldigung nicht persönlich in Empfang nahm, verpflichtet sei, den Halloren, wie üblich, Roß und Fahne zu verleihen. Diese Frage ist jedoch heute überflüssig, da die Halloren von allen Herrschern Preußens Roß und Fahne erhalten haben, von Friedrich Wilhelm III. sogar zweimal: einmal bei Antritt der Regierung, das zweitemal, als er Halle, welches er im Tilsiter Frieden an das von Napoleons Gnaden neugeschaffene Königreich Westfalen hatte abtreten müssen, wieder in Besitz nahm.

Auch König Jerome von Westfalen hat nicht unterlassen, den Halloren Pferd und Fahne zu schenken, sei es, um dadurch sich als

Digitized by Google

gerechter Nachfolger seines Vorgängers zu legitimiren, oder um sich bei seinen Unterthanen eine, auch für einen König immer schätzenswerthe Popularität zu verschaffen, was freilich König Jerome wenigstens in Halle, welches gerade unter westfälischer Herrschaft so furchtbar gelitten, niemals gelungen.

Jeromes Fahne ist noch vorhanden und dient dem Fahnenträger der Halloren heute dazu, sich vor einem feierlichen Aufzuge der Halloren — im Fahnenschwenken zu üben.

Als König Friedrich Wilhelm IV. sich in Königsberg huldigen ließ, wurden die Halloren ausdrücklich aufgefordert, sich durch eine Deputation an der Huldigung zu betheiligen; dort übergab Friedrich Wilhelm ihren Deputirten persönlich Roß und Fahne.

Heute, nachdem Preußen ein konstitutioneller Staat geworden, findet eine solche Huldigung natürlich nicht mehr statt; der König beschwört in Gegenwart der Volksvertretung einfach die Verfassung und empfängt dann seitens der Volksvertreter den Eid der Treue. Das ist alles und unseres Erachtens auch vollständig genügend; hoffentlich hat darum auch Königsberg in der Krönung Wilhelms I. die letzte Krönungsceremonie gesehen.

Viele Hallenser erinnern sich noch des Tages, an welchem der Hallore Martin Rabe auf dem Pferde König Wilhelms 1861 in Begleitung aller Halloren um „die Borne ritt."

Das in dieser Weise erlangte Pferd wird nach geschehenem Ritt öffentlich auf der Wiese verauktionirt, und man erzielte in der Regel sehr hohe Preise; der Erlös fällt der Brüderschaftskasse anheim, soweit natürlich die Halloren ihn nicht an Ort und Stelle zur Feier des Tages vertrunken.

Kaiser Friedrich, der sich den Halloren allezeit sehr geneigt erwiesen, äußerte einst scherzhaft gegen die Neujahrsdeputation der Halloren: „Ihr Halloren wollt von jedem Landesherrn ein Pferd haben, aber, paßt auf, von mir, wenn ich einst den Thron besteige, bekommt Ihr kein Pferd, sondern .... einen Schimmel!"

Da der Tod den Kaiser Friedrich zu schnell seinem Volke entriß, so haben die Halloren bis jetzt von demselben in der That weder Pferd — noch Schimmel erhalten; auch sein Sohn und Nachfolger, Wilhelm II., hat denselben noch kein Pferd übersandt. Letzteres wird indessen unzweifelhaft geschehen, so daß die Hallenser jedenfalls noch in diesem Jahre Gelegenheit haben werden, den historisch gewordenen Ritt der ältesten Halloren um die vier Salzborne in Augenschein zu nehmen.

Digitized by Google

Von Venedig bis Fiume.

Reiseskizze von **F. de Mojean.**

I.

Wenn wir, die Lagunen hinter uns lassend, auf der blauen Adria ostwärts gleiten, bleibt unser Blick noch wehmüthig an „La bella Venezia“ hängen mit der stillen Frage, wie es nur möglich geworden, den Lebensnerv dieser einst so mächtigen Beherrscherin der Küstenstriche des Ostens, des Adriatischen und Mittelländischen Meeres, für immer zu lähmen, daß es ihr nicht mehr gelingen will, ihr neue Kräfte, frisches, pulsirendes Blut zuzuführen?

Ein Gefühl der Trauer erfaßt uns — der Trauer über die Vergänglichkeit, über das in Vergessenheitsinken aller irdischen Herrlichkeit!

Wir haben uns nur schwer losgerissen von dem Zauber der alten Wunderstadt, von den düstern Lagunen, in denen sich die Geschichte eines Jahrtausends spiegelt.

Doch an Malamocca, dem Seehafen Venedigs, vorüber, fühlen wir uns von einer frischen Brise erfaßt und wenden das Auge ostwärts, dorthin, wo auf den Trümmern untergegangener Welten frisches Leben sproßt — nach jenen Buchten und Felsgestaden, zu welchen sich jene Werdelust geflüchtet, die einst in dem muthigen Herzen der stolzen Venezia pochte.

Dort liegen Triest, Pola, Fiume! Dorthin geht unser Weg! Wir haben uns einer Expedition angeschlossen zum Zwecke näherer Bekanntschaft mit der Nord- und Ostküste der Adria. Es ist besonders die Markgrafschaft Istrien, das wunderbare Gebiet des Karstes, welcher der dreieckigen Halbinsel als Gerippe dient, was unser Interesse anregt.

Lag doch dieses felsige, von dem Monte Maggiore und dem Monte Sissol beherrschte Dreieck, seit Jahrhunderten vergessen und verloren, in der es umtosenden Flut. Nun ist es mit einem Schlage

Digitized by Google

in die Mode gekommen, wird genannt und gesucht wie eine unentdeckte Erde. Von Triest und Pola, von Fiume und Abbazia aus verbreitet sich neues, vorwärts dringendes Leben längs der ganzen Küste. Jeder Besucher des „Lorbeeredens“ muß ein Stück Istrien, die liburnische Küste, eine der Inseln kennen lernen, um dann das Neugeschaute, oft seltsam Eigenartige, mit fortzutragen in seine Welt.

So gewinnt eines der armseligsten Länder Oesterreichs einen neuen Impuls zu Leben und Gedeihen.

Während unser Schiff rüstig die blaue Flut durchschnitt, kamen mir tausend Vergleiche zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Das Steuer hielt nordöstlich, und nach langer Fahrt erblickten wir die ins Meer steil abstürzenden Karstfelsen. Durch ein gutes Fernrohr läßt sich hoch oben auf ihrem Rande die von Monfalcone nach Triest führende Eisenbahn erkennen.

Wir lassen das alte Aquileja zu unserer Linken! Die gelben Wasser seiner versumpften Lagunen bilden mit den blauen, durchsichtigen Wogen der Adria einen scharfen Kontrast. Es scheint, als scheuen sich die letzteren, in Berührung mit der trägen, schmutzigen Flut zu kommen. Das frische, brausende Leben weist das Stagnirende, den Verfall, von sich. Und in der That ist das einst so reiche Aquileja, das der Sitz eines mächtigen Bischofs war, in dessen Hafen sich die Schiffe der Kreuzfahrer wiegten, das Rom und Venedig zu trotzen gewagt, dem Verfall geweiht. Es zählt heute kaum 2000 Einwohner, arme Fischer, einige vergessene Beamte und solche, die sich von der vergangenen Größe der Stadt nähren. Archäologen und sonst Neugierige besuchen zuweilen den Ort auf ihrer Suche nach den Wundern der Vergangenheit, von welcher die prachtvollen Kirchen Zeugniß ablegen.

Doch weiter über dem Meere, auf steiler, weißglänzender Höhe, zieht Schloß Duino schon den Blick des gen Ost Steuernden an. Es ist Besitz des Fürsten Hohenlohe. Trotzig und unerreichbar dem wilden Anprall der Wogen, steht es da, als wäre es verwachsen mit der Felswüstenei, über welche es nach Nord und Ost gebieterisch fortschaut.

Bei S. Giovanni, eine kleine Strecke nördlich, bricht der Timaro, einer jener wunderbaren unterirdischen Karstströme, zum Meere durch.

Oberhalb, nahe der Eisenbahn, doch nordwärts von dieser, liegen Gradiska und Görz. Letzteres ist die schönste Stadt dieser Gegend und vielgenannt als Wohn- und Sterbeort der letzten französischen Bourbonen, welche auch in dem nahen, wundervoll gelegenen Franziskanerkloster Castagnovizza ihre Grabesruhe gefunden haben. Die Stadt, am Flusse Isonzo gelegen, hat eine reiche und malerische Umgegend und wird ihres Klimas wegen zur Winterszeit viel von Brustkranken aufgesucht.

Doch wenden wir das Auge ab von dem Nordrande der Adria, hin zu der neuen Herrscherin dieses Meeres. Das einstige Tergeste der Römer liegt vor uns. Aber es hat den Staub der Jahrhunderte

Digitized by Google

von sich abgestreift, und ist ein Phönix aus der Asche erstanden. Sein Anblick vom Hafen aus spottet jeder Beschreibung. Wie eine Königin steigt die alte — neue Stadt vom Meere zu Berge. Terrasse hebt sich über Terrasse, und geblendet von so vielem Glanz, senkt sich der Blick des Schauenden müde, um wieder in die blaue Flut des Hafens zu tauchen, an dessen Quais das bunte Gewimmel der Schiffe aller Länder des Mittelmeeres fast verwirrend wirkt. Ueber alledem schwebt der Himmel des Südens und hüllt uns in jene wunderbaren Lufttöne von Saphirbläue, Gold und Rosa. Das ist ein Flimmern und Zittern in der Luft und auf dem Wasser — und man sehnt sich auf die Berge dort über der Stadt, wo die Villen aus ihren Verstecken von Oelbäumen, Cypressen und Reben hervorlugen.

Das grüne Miramara mit seinen Marmorhallen liegt traumhaft zu unserer Linken. Wir könnten es vom Schiffe aus leicht erreichen — allein es weckt tiefe Trauer. Auch ist unsere Zeit für Triest nur kurz bemessen. Der Kapitän will zur Nacht den Kurs nach Pola nehmen. Wir haben eine weite Fahrt vor uns. Doch die Abendfrische, die über den Wassern schwebt, stärkt uns für die Weiterreise. Der Mond ist über den weißschimmernden Karst heraufgekommen und wirft seinen zitternden Goldschein über den weiten Meeresbusen von Triest. Oben, über der Stadt, in den Oelwäldern, singen gewiß die Nachtigallen ihre Lieder. Aber wir können sie nicht hören, denn das Schiff rauscht schon durch die Wasser und entfernt sich mehr und mehr von der Küste. Die Klippen, Scoglien und Riffe sind doppelt gefahrvoll zu nächtiger Zeit. Doch wir erkennen noch bei dem hellen Mondlicht die immer schroffer aufsteigenden Gebilde des Karstes. Hier und dort zeichnet sich durch tiefes Dunkel ein Einschnitt, eine Klamm in dem wüsten Gestein ab.

Dann wieder breiten sich die Ufer aus, und dort liegen: das alte Aegida (jetzt Capodistria), dann das einstige Aemona der Römer (jetzt Citta-nuova) und andere, im Alterthum viel genannte Orte. Auch hier findet man, wie bei Triest und Pola, die Ueberreste von Tempeln und Palästen der Lateiner.

Das Meer rauscht längst Vergessenheit über all die Völker, welche um den Besitz dieser Küste gestritten, sich auf ihr heimisch gemacht. Und auch uns ließ das Meer mit seinem eintönigen Rauschen bald die Welt vergessen, und der schönste Südhimmel schirmte unsern Schlaf.

* * *

Die Küste von Istrien ist durchaus italienisch. Von Triest südwärts bis Pola, das die äußerste Spitze des istrianischen Dreiecks hält — und dann wieder nordöstlich hinauf bis Fiume, das sich eng an die Felsen von Kroatien schmiegt, hören wir vorherrschend die Zunge Hesperiens. Die Venetianer, welche im Mittelalter hier herrschten, haben sie zurückgelassen mit ihrer Kultur.

Digitized by Google

Und wo sich noch ein Rest früherer Kultur an diesen Gestaden erhalten, ist es die italienische Bevölkerung, der man solches zu danken hat. Wo der Slave seinen Fuß hinsetzt, ist die Zerstörung Losungswort. Unordnung und Schmutz überall. Er ist der echte Nachkömmling jener Barbaren, unter deren Tritten im siebenten Jahrhundert die Zivilisation der Römer versank.

Doch auch die Herrschaft des Löwen von S. Marco sollte den Ostgestaden der Adria zum Unsegen werden, trotz all der üppigen Pracht, die er dorthin trug. Gefällt von der unbarmherzigen Habgier des Nimmersatten, sanken die Buchen- und Eichenwälder der Berge, die bis dahin das Land vor der Bora geschützt hatten. Ihre Hochstämme wurden nach Venedig geführt, um dort jene Pfahlbauten zu errichten, welche noch heute die Stadt tragen.

Die Dämonen von Luft und Erde fanden nun keinen Widerstand mehr, und nach und nach entfleischte die wilde, eisige Bora das Gerippe des Karstes und drückte ihm den Stempel des Todes auf.

* * *

An einem hell leuchtenden Morgen erreichten wir Pola, Flottenstation und fester Kriegshafen Oesterreichs. Unzählige Riffe und Scoglien, San Giovanno mit der Seeleuchte und das stolze Rovigno sind im Morgengrauen noch an uns vorüber gezogen. Die Brionischen Inseln tauchen vor unsern Blicken aus dem Meere. Das Bild ist ein vollkommenes.

Das Gestade von Pola kennzeichnet sich durch seinen ernsten, großartigen Charakter. Der Hafen ist weit und mächtig. Alles zeugt hier von Thätigkeit und Bewegung nach der Grabesruhe von Jahrhunderten. In Sümpfen und Wasserbecken, welche das zurücktretende Meer hinterlassen, sieht man ungeheure Massen von Schiffshölzern, die hier zum Härten aufgehäuft liegen. Der neue Beruf Polas ist in Hafen, Stadt und Umgegend gleich bemerkbar. Alles fesselt das Interesse des Besuchers.

Vornehmlich aber ist es das alte Pietas Julia der Römer, dem wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden, denn zu unserer Linken ragt die 2000 Jahre alte Arena auf, und zur Rechten haben wir das Forum und das goldene Thor. Jeder Schritt zeigt uns ein Stück Alterthum; wir hegen nur den Wunsch, daß die neue Blüte Polas die Spuren der alten Kultur nicht verlöschen möge.

Reich und blühend muß diese Küste gewesen sein. Ganz unvermittelt, auf irgend einem Felsvorsprung, finden wir die Trümmer einer Kirche, eines Palazzo. Ehemals waren diese Felsen wohl von Oelwäldern und Buchenhainen bedeckt, und lebendiges Grün schmückte die alsdann dem Untergange überlassenen Stätten vergangener Generationen. Wer nennt all die Geschlechter, die hier gehaust, von den sagenhaften Pelasgern, welchen man die ersten Ansiedelungen zuschrieb, bis zu dem jetzt die Herrschaft übenden Germanenstamme. Sie alle haben Sonnenschein und Sturm gesehen, wie wir, und sind dann ver-

Digitized by Google

weht. Ueber ihren Gräbern wölben sich neue Gräber, und auf den Trümmern der Tempel der Besiegten bauten die Sieger ihrem Gotte Heiligthümer.

* * *

Der interessanteste Theil der Küstenfahrt beginnt, wenn die Spitze von Pola umschifft ist und wir in den Quarnero treten. Nun geht es, wie vorher südwärts, wieder nordöstlich, zwischen den Abhängen des Monte Maggiore, der die Halbinsel beherrscht, zur Linken, während uns rechts die sagenhafte Insel Cherso ganz nahe tritt, so daß wir die Oelwälder und Weideplätze an ihren Halden deutlich unterscheiden. Das Bild läßt an Vielfarbigkeit nichts zu wünschen übrig. Das südliche Licht, das immer wechselnde Gestein, die Schluchten mit ihrem wilden Wachsthum wirken zusammen von den hellsten bis zu den dunkelsten Schattirungen.

Bei Albona und Fianona tritt die Insel dem Festlande am nächsten, und in Rabac, dem Hafen der ersteren Stadt, legen wir an. Derselbe ist durch eine tiefe Klamm von dem hochgelegenen Albona getrennt. Tausend Fuß über das am Strande verstreute Rabac ragt die Stadt auf einer Klippe gen Himmel. Der steile, gewundene Pfad, der zu dieser alten Veste der Kolchier hinaufführt, gewährt eine wunderbare Aussicht auf Meer und Inseln. Hier das fast greifbare Cherso, weiterhin das bleiche, flache Veglia, dahinter der Velebit und Zeng auf der kroatischen Küste. Dicht unter uns die Klamm, aus welcher sich das wilde Rauschen eines zum Meere stürzenden Bergstromes hörbar macht. Dichtes Laub, das die Schlucht füllt, entzieht ihn unsern Blicken, doch zwischendurch tönt das Lied der Nachtigallen zu uns herauf; sie haben da unten in den Meeresweiden ihre Heimstätten.

Im alten Albona selbst mag es wohl zur Zeit der römischen Herrschaft, die hier 178 Jahre vor unserer Zeitrechnung begann, anders ausgesehen haben wie heute. Aber die Natur läßt sich nicht zerstören, nicht in ihrer Wirkung vernichten; sie schafft fort und fort. Die Hügel rings umher sind mit Reben bedeckt, und die Frische ihrer Quellen, der Glanz ihrer Lufttöne sind dieselben geblieben.

Dem Archäologen ist Albona immer eine reiche Fundgrube: in Stein gemeißelte Gräber längst verschollener Völker und Zeiten, wie Inschriften aus der Römerperiode finden sich in Menge. Da ist eine wohl erhaltene aus dem dritten Jahrhundert zur Erinnerung an ein Fest, das Albona zur tausendjährigen Gründung Roms feierte. Von vergangener Bedeutung Albonas reden auch die deutlichen Spuren eines reichen Betriebes der Purpurfärberei. Ein schöner Platz mit einer alten venezianischen Loggia zeichnet die Stadt aus. Ihre prächtige Kirche schaut, den Schiffern ein Wahrzeichen, mit hohem Thurme weit über das Meer hinaus.

Albona darf sich rühmen, eine der ältesten Städte zu sein. Obschon vorwiegend italienisch, werden in ihr sechs Sprachen für den

Digitized by Google

Jugendfreunde.

Nach einem Originalgemälde von J. F. Engel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verkehr gebraucht. Stadt und die sie umgebende Landschaft gehören zu dem „rothen" Istrien.

Das Volk, in seiner natürlichen Auffassung, hat die Halbinsel in drei Theile geschieden, in das rothe, gelbe und weiße Istrien. Liegt doch in dem hochgelegenen Norden, wo die armen Tschitschen wohnen, das bleiche Kalkgestein zutage, während hier, einige Risse, Fjorde und Abstürze ausgenommen, rothe Erde das Gerippe bedeckt und lebendiges Grün aller Art aufkommen läßt. Deßhalb sind auch hier die Menschen besser genährt und fröhlicheren Sinnes, als im weißen Lande.

Die in der Nähe von Albona gelegenen Kohlenwerke von Carpano haben in dieser verödeten Gegend wieder Spuren von Betriebsthätigkeit aufkommen lassen. Es sind vornehmlich Deutsche, die in den Schluchten von Carpano die Kohlen zutage fördern. Bis zu ihrer Entdeckung war dies Thal menschenleer, voller Wasserstürze, die aus dem Karst, wo sie lange unterirdisch geströmt, hervorbrachen, um dann grüne Sümpfe zu bilden, aus denen Fieberdünste aufstiegen. Eintönigkeit schwebt über dem Thal der Assa, auf welcher die Kohlenschiffe vom Meere herankommen.

II. Liburnische Küste.

Bis Albona war unsere Reise von dem schönsten Wind und Wetter begünstigt worden, doch als wir, weiter reisend, in die Nähe von Versec kamen, begann es verdächtig zu wehen. Die mächtigen, lothrecht zum Meer stürzenden Klippen, auf denen man die Wohnungen der Menschen erspähen kann, machten bei der sich verdickenden Luft einen düsteren, unheimlichen Eindruck. Es schien, als ob der Quarnero sich uns auch in seiner Furchtbarkeit zeigen wollte. Wir glauben schon an dieselbe, denn wir wissen, daß ein paar Jahre zuvor, bei Scirocco, die Wellen des Quarnero mächtige Schiffe über den Hafendamm von Fiume geschleudert und selbst den starken Damm mit fortgerissen.

Der Ort Versec hängt wie ein Adlernest am oberen Rande einer Klippe. Man sieht nicht, wo seine grauen Mauern aufhören und wo das Karstgestein unter demselben beginnt. Alles scheint miteinander verwachsen.

Der ganze Monte Maggiore ist von Höhlen, Bächen und Rinnen durchlöchert, gleich einem Riesenschwamme. Die Wasser brechen sich nach unten, nach dem Meere durch. Da ist ein Gluckser, ein Lispeln und Rieseln längs den Ufern; man kann deutlich das Zuströmen der Bergwasser daselbst beobachten.

An dem alten Bergstädtchen Moschenizza mit seinem grauen Felsenkloster gelangten wir noch glücklich vorüber. Wind und Zeit trieben vorwärts. Das Schiff sollte vor dem sich immer steigernden Sturme den Hafen von Fiume erreichen. Die grünen, frühlings-

Digitized by Google

prächtigen Buchten von Lovrana und Ica, die uns sonst so vertraut angeheimelt, blieben unberücksichtigt liegen. Aber dort ist Abbazia!

Mich faßte Sehnsucht nach seinen Rosen, seinen Nachtigallen, seiner Ruhe und Windstille! Der Hafen mit seiner kleinen Dampfbarkasse kommt in Sicht. Ein Signal — das Schiff legt bei, und einen Augenblick später trägt uns die Barkasse in den sicheren Port von Abbazia.

* * *

Die Bora hatte an der kroatischen Küste gewüthet. Auch Fiume ist nicht verschont geblieben. Die Wasser wollten sich auch heute nicht beruhigen. Wir hatten Grund, uns in die Bucht von Abbazia zu flüchten, denn sie ist unberührt vom Sturme geblieben. Nicht einmal eine Borina hat man gespürt. Die Cicaden in den Oelbäumen und Mannaeschen lärmen schon wieder. Die Luft ist herrlich frisch, und wir beschließen, unser Reiseziel, Fiume, zu Fuß zu erreichen. Zwei Stunden längs der Küste — aber der Weg ist einer der wechselvollsten!

Das Kreisstädtchen Volosca bildet eigentlich mit Abbazia einen langgedehnten Ort. Villa reiht sich an Villa. Wie viel des Neuen, Ueberraschenden ist hier zu schauen für denjenigen, der diese Küste vor zwei oder drei Jahren gekannt!

Hinter Volosca fällt dem Reisenden zuvörderst eine merkwürdige Einrichtung zum Fang des Thunfisches in die Augen. Diese Thiere streichen hier längs der Küste, die silbernen Brazzini zu erjagen, und oft selbst vom Meere her von ihren Feinden, den Haifischen, verfolgt. Gelang es doch vor nicht langer Zeit, in der Tonnara von Preluca einen Hai von 10 Fuß Länge zu fangen.

Der Fang der Toni ist oft sehr bedeutend. Gegen hundert Stück gehen zuweilen in die längs der steilen Felswand gespannten Netze. Wenn der auf einem über das Meer geneigten Maste, in höchst schwindelnder Lage placirte Wächter bemerkt, daß die Toni ins Netz treten, stößt er ins Horn, und die Glocken in Volosca beginnen sofort zu läuten. Die ganze Gemeinde, selbst der Pfarrer erscheint, und das Massacre beginnt. Der Versuch der gewaltigen Thiere, mit Gewalt durchzubrechen, ist vergebens. Es giebt kein Entrinnen, und die kleine Bucht von Preluca ist bald mit dem Blute der armen Thunfische gefärbt.

Von hier aus windet sich die Straße steil aufwärts und zeigt uns den Karst in greller Beleuchtung. Eine buntfarbige Flickerdecke, die farbenprächtigsten Fetzen in ein schimmerndes, zerrissenes Weiß gesteckt. Jede Doline, wäre sie auch nur so groß wie eine Waschschale, bildet ein kleines Beet für sich. Man hat sie mit Kartoffeln, Gerste und Hafer besäet, oder es wächst ein wenig Gras, Wachholder oder sonstiges Gestrüpp darin. Rechts sehen wir das weite Meer und die Inseln im Sonnenduft flimmern.

Doch wir bleiben nicht lange auf der Höhe. Die Kunststraße

Digitized by Google

neigt sich wieder zum Meeresstrande hin, wo Menschenhand nicht nur für sie, sondern auch für eine Reihe großartiger Fabrikanlagen Raum geschaffen. Terrassenförmig über demselben liegen die Villen, Gärten und Weinberge der Fabrikbesitzer, so daß sich der Anblick dieser Karstfelsen bereits zu einem malerischen und lebendigen gestaltet.

Es ist besonders die Torpedofabrik des Herrn Whitehead (Weißkopf) die interessanteste. Sie bildet einen kleinen Staat mit eigenem Hafen, den der einst als Schlossergeselle zugewanderte Werkführer seines Vorbesitzers jetzt allein beherrscht. Zum vielfachen Millionär geworden, ist Herr Whitehead nun der Schwiegervater von Grafen und Gräfinnen. Ja, mit Geld baut sich die goldene Brücke zwischen Höhe und Tiefe — nur daß sie nicht in den Himmel reicht!

* * *

An Reismühlen und Petroleumfabriken, in deren Häfen mächtige Schiffe ankern, gehen wir vorüber. Je näher wir der Hafenstadt kommen, desto bebauter und grüner werden die Felsterrassen zu unserer Linken. Hütten und Häuschen, Villen und Gärten reihen sich hier aneinander. Der todte Karst ist durch Menschenfleiß mit neuem Leben bedeckt. Eine südländische Vegetation tritt uns überall entgegen.

Doch schon winkt uns rechts der mastenreiche Hafen mit seiner langgezogenen, ihn gegen das Meer vertheidigenden Diga. Wie ein weißes Band zieht sie sich durch die blaue, silberspiegelnde Flut. In stolzer Ruhe liegen an ihr wie an den der Stadt zugewandten Quais die vom fernen Süden gekommenen Schiffe. Die alten, schwarzen Fahrzeuge der Griechen fallen besonders auf. Sie alle brachten Erzeugnisse ihrer Länder herauf und nahmen dafür Getreide und Holz oder was sonst den nordischen Zonen eigen. Weizen von Ungarn und die geschnittenen Hölzer aus den Planina-Wäldern werden hier in Menge verladen. Die ungeheuren Massen von Stäben zu Weinfässern erregten unser Staunen. An den Quais geht es lebendig her. Der neue Theil der Stadt zeigt sich hier in mächtigen Bauten. Alle blendend weiß, aus dem Kalkgestein des Karstes.

Der Untergrund zu der neuen Stadt ist dem Meere abgewonnen. Wie eine Landungsbrücke, von drei Seiten umflutet, streckt sie sich in dasselbe hinaus: im Süden der große Seehafen, gen Osten der Hafen für Fischerei, und nordwärts, den kroatischen Bergen zugewandt, der Binnenhafen, an welchem es jederzeit lebhaft hergeht.

* * *

Kehren wir nun zurück auf die Straße von Abbazia, dahin, wo sie sich mit der von Triest kommenden Chaussee vereinigt! Fiume begrüßt uns hier hübsch genug, denn gleich zur Linken, auf hoher Terrasse, in schönem Parke mit herrlichen Bäumen, zeigt sich dem Ankommenden die Seekadettenschule — ein sehr aristokratisch blickendes Institut. Dann folgt der rosenprächtige giardino publico mit Rasen,

Digitized by Google

Teichen und großem Pflanzenreichthum. Weiter rechts bewundern wir den barackenartigen Bahnhof mit seinen in ungarischer Sprache gehaltenen Zurechtweisungen, die weder von Fremden, noch von Fiumanern gelesen oder verstanden werden. Es sieht aus, als bedürften nur Ungarn der Zurechtweisung.

Angenehm fällt uns eine Menge trefflicher Brunnen auf, die in marmorartiges Karstgestein gefaßt sind und das reinste, kühle Naß spenden. Auf den zum Quell leitenden Stufen halten Arbeiter ihre Mittagsrast. Arme, kohlenführende Tschitschen von der „Hohen Utschka", die so braun und schmutzig aussehen wie ihre verhungerten Esel, — Kroaten mit Heerden lebensmüder Truthühner — eine blasse, junge Frau, emsig strickend, neben ihrer magern, müde daliegenden Kuh, sie bilden eine treffliche Staffage für Maler.

Chiozzoten in ihrer Inseltracht gehen vorüber. Sie sehen darin wie Weiber aus. Wir folgen ihnen längs dem Quai zum Fischhafen. Ihre Flottille hat dort angelegt — wohl einige dreißig Segel. Der Fang ist reich gewesen; hunderte von Körben mit glitzernden Sardinelli, grauen Seekrebsen, ekelhaft aussehenden Tintenpolypen und schlanken, funkelnden Brazzini werden ans Land geschafft. Geringere Thiere sind auch dabei. Der Delphin wird nie gejagt. Er ist privilegirt, vielleicht weil es eine Art dieser Thiere giebt, deren Fleisch ungesund ist.

Ein Theil der Beute wird zu der nahen Fischhalle geschafft, an welche sich die Fleisch- und Gemüse- wie Fruchthallen schließen. Sie sind schön und praktisch aus weißem Gestein erbaut und grenzen an den schönsten Platz Fiumes, an den Uermenyèplatz, der sich bis zu dem neuen, prächtigen Theater erstreckt und seinen Namen von einem der früheren Gouverneure Fiumes herleitet. Baum und Strauch streuen hier Schatten, und an plätschernden Brunnen blüht die Dattelpalme.

Ein neugebautes, von Säulen getragenes Café, welches der größten Stadt zur Zierde gereichen dürfte, ladet uns hier unter seine gastlichen Hallen. Nach der Seite, wo das Theater den Platz begrenzt, eröffnet sich uns eine weite Aussicht auf den, von den rothen kroatischen Felsen umschlossenen Golf. Die herüberziehende Seeluft fächelt uns Kühle zu, indeß wir bei einer Flasche dalmatinischen Weins rasten.

Es bleibt uns noch viel in Fiume zu sehen, und nachdem unser irdischer Theil befriedigt worden, wenden wir uns der alten Stadt zu, die in engen Straßen und Gäßchen, mit Kirchen, Kapellen, großen, alten Patrizierhäusern und kleinen, engen Hütten, die Berge hinankriecht und sich zur Rechten so ganz traulich an das kroatische Städtchen Sussak schmiegt, welches die wilde Fiumara zu seinen Füßen ins Meer eilen sieht. Dieser Bergstrom bildet neuerdings die Grenze zwischen Kroatien und Ungarn. Doch auch diese wird ihre Bedeutung verlieren, sobald Fiume aufhört, Freihafen zu sein.

* * *

Digitized by Google

Ueber eine kleine, zwei Reiche verbindende Brücke schreitend, verlassen wir das ungarische Fiume und betreten das kroatische Sussak, das sich blendend weiß und in Terrassen um den Meerbusen nordwestlich zieht. Doch wir lassen es zu unserer Rechten liegen und steigen geraden Weges eine Treppe hinan, die uns zu einer berühmten Wallfahrtskirche führt. Der Weg ist anstrengend, und wir müssen an verschiedenen Stationen ausruhen. Hier und da spenden ein paar Eibischbäume dürftigen Schatten. Das blendende, verwüstete Gestein, auf das wir zu beiden Seiten blicken, thut den Augen weh. Kleine Gartenplätze und einige in magerem Grase weidende Schafe unterbrechen kaum die Einöde.

Desto eifriger streben wir zur Höhe, gen West, wo uns die kühle, von Cypressen umgebene Wallfahrtskirche winkt. Nach Ost, Süd und Nord blickt sie auf das Meer und ist Gelöbnißort derer, die mit den Wogen zu kämpfen haben. Unzählige Votivbilder stellen Scenen von Schiffbrüchigen dar, und Weihgeschenke aller Art bedecken Wände und Säulen des Heiligthums.

Oben bei den Cypressen ließ ich mir von dem kroatischen Küster die Legende seiner Kirche erzählen. Er hatte es wohl schon oft gethan, aber dessenungeachtet verkündete er die Geschichte seines Heiligthums mit einem Eifer und Nachdruck, als wäre sie in letzter Nacht vorgekommen:

„Sechshundert Jahre sind's bereits, als in einer stillen Sommernacht Engel auf ihren goldenen Flügeln die „Heilige Kapelle von Nazareth" brachten und sie auf dem Grunde des alten Tersaticum niedersetzten, da, wo jetzt die Kirche steht. Als sich solch ein Wunder längs den Küsten verbreitete, eilten Schaaren von Pilgern herbei, um in der Kapelle zu beten. Die Weihgeschenke flossen reichlich. Der alte, verkommene Ort erhob sich wieder zu Größe und Wohlstand. Aber nur drei Jahre währte dieses Glück, da war das „Heilige Haus" in einer Sturmnacht wieder verschwunden. Engel hatten es mit fortgenommen, hinüber nach Italien, an die Küste von Ancona, wo es noch heute steht und als „Heiliges Haus von Loretto" weit und breit bekannt ist.

Die Herren von Tersaticum aber, die hier längs der Küste und auf den Bergen herrschenden Frangipani, sorgten, daß an der nun geheiligten Stätte eine Kirche erbaut wurde, die seitdem alljährlich von Tausenden besucht wird.

Außer dieser Kirche ist hier oben, bei dem elenden, kroatischen Bergnest, das einst eine wichtige Römeransiedelung war, noch ein stolzes und ruhmreiches Bauwerk zu betrachten. Es ist die alte, auf einer nach der Klamm der Fiumara abfallenden Klippe gelegene Veste jenes stolzen Geschlechts der Frangipani, jetzt den Nugent-Pallavacini gehörig und von diesen als Grabstätte benutzt.

Längst waren die Erbauer und tausendjährigen Inhaber der Veste ausgestorben und diese selbst dem Verfall überlassen, als der österreichische Feldmarschall Nugent sich dieselbe von seinem Kaiser

Digitized by Google

als Gnadengeschenk erbat. Gerne ward solches bewilligt, und nun begann für Tersato neues Leben. Der Berg mit der Veste wurde in einen Garten verwandelt, diese selbst restaurirt und unterhalb eine bescheidene Villa erbaut, in welcher der Veteran mit seiner treuen Lebensgefährtin hauste. In der Veste selbst verbrachte er aber den größten Theil seiner Tage — und dort wollte er auch begraben sein mit dem Blick auf die Unendlichkeit. Wahrlich, ein stolzeres Grabmal konnte man sich nicht wählen! —

Gehen wir durch das Thor und den Hof der Villa und von da in den terrassenförmig aufsteigenden Garten, wo Rosen, Epheu und Rosmarine wild wuchern, Rebenlauben und Kastanien Schutz gegen die Sonne spenden! Hier schon ist die Aussicht und die Stille so feierlich, daß wir gewissermaßen vorbereitet das Grabmal so vieler Zeiten und Geschlechter betreten.

Vor dem Thore der Veste, das uns eine alte Kroatin aufschließt, um uns dann allein zu lassen, liegen Steintrümmer von Karnießen, Wappenschildern ꝛc. durcheinander. Dem Alterthümler würden sie von großem Interesse sein. Wir aber säumen nicht, in den Burghof zu treten, dessen Mauern mit lebendigem Grün überwuchert sind. Da hängt die Feige ihre Aeste nieder, dort blüht die Rose über dem Epheu. Ein Brunnen plätschert zu unserer Rechten. Wie tief muß er sein! —

Vor uns erhebt sich auf einem Plateau, dem ersten Stockwerk der Burg, zu dem Steinstufen führen, ein säulengetragener, griechischer Marmortempel, der weit ins Meer hinausschaut. Rosmarin, Cypressen und Rosen umgeben ihn. Dazwischen die seltsamsten Dekorationsstücke: ein französischer Adler, auf dem Schlachtfelde von Marengo erbeutet, ein schöner Greif in Bronze, eine Sphinx, antike Marmorgestalten, die jedem Museum Ehre machen würden. Ein assyrischer Thurm, der sich im Hintergrunde über das Stück Griechenthum erhebt, sticht seltsam ab.

Die Treppe hinaufsteigend und unter dem Tempel stehend, begreifen wir, daß das alte Ehepaar hier gern geweilt. Ein erhabenerer Fernblick läßt sich kaum denken! — Doch wir wenden uns dem Innern der Veste zu, von der noch einige Galerien gut erhalten sind. Hinter dem Tempel, wohl da, wo einst die Waffen- und Trinkhalle gewesen, ist ein kleiner Cypressengarten. Zur Linken, in die alten Mauern hineingebaut, befindet sich die Grabkapelle des Feldmarschalls und seiner Gattin. Ein frischer Kranz lag dort. — Gleichfalls in den Burgmauern im Hintergrunde des Cypressenhains erblicken wir eine Reihe weißer Marmortafeln, die uns mit Goldschrift künden, wer hier ruht. Es sind die Söhne und Töchter des alten Paares — durch Generationen hindurch. Jede der Tafeln schließt ein in die Mauer gemeißeltes Grab. Es ist ein Stammbuch, das wir hier durchblättern, eine Elegie. All diese Todten sind von fremden, fernen Küsten herübergebracht worden, und die greise Mutter überwachte noch lange die Stätte, wo sie ihre Kinder geborgen. In dem Tempel hatte sie ge-

Digitized by Google

ſtanden und den dunkeln Zug erwartet, der ihr die geliebten Todten heimbrachte.

Zur Rechten, der Grabkapelle gegenüber, befindet ſich eine ſehenswerthe Sammlung von Skulpturen. Man kann ruhig Galerien und Thürme der Veſte beſteigen, um den großartigſten Blick auf Land und Meer zu haben.

Vor uns liegt der Quarnero mit den Inſeln, tief unten Fiume und rechts die wilde Klamm der Fiumara mit der Luiſenſtraße. 4000 Fuß die Veſte überragend, ſehen wir auf dieſer Seite den Monte Maggiore. Links leuchten im Abendſcheine die Felſenufer Kroatiens. Die Klippen von San Marco und Porto Ré ſind uns nahe gerückt. Weiterhin liegt Buccari, und über Veglia fort ſehen wir die Umriſſe des Velebit, des Wächters der kroatiſchen Grenzen.

Es iſt ein lohnender Aufſtieg nach dem alten Terſaticum, und wenn die Römerſtadt auch zu einem elenden Dorfe zuſammengeſchrumpft iſt, ſo weben Natur und Romantik doch einen unverwelklichen Kranz um ihre Stirne.

Wahrhaft erbaut kehrten wir von unſerer Wanderung nach Fiume zurück, um uns in den trefflichen Reſtaurants der Stadt von den Anſtrengungen zu erholen. Vom Meere her wehte ein friſcher Hauch, und um 9 Uhr begann die Promenade auf dem Korſo, der Hauptſtraße. Im Theater gab man eine italieniſche Oper — mit italieniſchen Künſtlern. Spricht man doch nur dieſe Sprache in dem ungariſchen Fiume.

Zu den Sehenswürdigkeiten, auf welche man uns beſonders aufmerkſam machte, gehören Villa und Garten eines Erzherzogs, der mit Vorliebe in Fiume reſidirt und in ſeinen Schöpfungen am Fuße des Karſtes die Baum- und Pflanzenwelt aller Zonen kultiviren läßt. Mit großer Liebenswürdigkeit wird dem Beſucher alles gezeigt.

So iſt die Hafenſtadt in jeder Hinſicht eine emporblühende zu nennen, und mit ihr wird ſich allmählich die einſt berühmte und dann wieder in Verfall gerathene liburiſche Küſte wieder zu neuer Kultur erheben. Die Natur thut das Ihre: thue es auch der Menſch!

Digitized by Google

Ein unbezahltes Bouquet.

Eine Faschingsgeschichte von Waldemar Kropp.

Ein trüber Wintertag. Durch die Straßen der Residenz pfeift ein eisiger Wind und jagt die vom grauen Himmel dicht und rasch niederwirbelnden Flocken in wildem Tanz vor sich her, den Passanten ins Gesicht, die mit gerötheten Nasenspitzen und halbzugekniffenen Augen dem rauhen Boreas zu trotzen wagen. Und deren sind nicht wenige; trotz des Schneetreibens herrscht auf den Straßen reges Leben, denn die Saison steht auf ihrem Höhepunkt, elegante Equipagen schießen hin und her und halten zu zweien und dreien vor den glänzenden Läden, in denen die tausenderlei Nothwendigkeiten feilgeboten werden, mit denen die ohnehin schon „schönere Hälfte" des Menschengeschlechts ihre Reize noch zu erhöhen liebt.

Eben tritt aus einem der großen Blumenläden „Unter den Linden", hinter deren mächtigen Spiegelscheiben ein ewiger Frühling herrscht, der selbst jetzt, mitten unter Schnee und Eis, die duftigen Kinder Floras in reichster Auswahl und entzückender Farbenpracht hervorgezaubert hat, ein junger Kavalier, eine schlanke, distinguirte Erscheinung von vollendeter Eleganz, das hübsche, leichtgebräunte Gesicht, aus dem ein Paar scharfe, graue Augen höchst unternehmungslustig in die Welt blitzen, mit einem kecken Schnurrbärtchen geziert. Er hält ein in Florpapier gehülltes Etwas in der Hand, der Form nach ein Bouquet, schwingt sich leicht und elastisch auf den hohen Sitz eines vor dem Laden haltenden Cab, vor dem ein Paar feurige Jucker ungeduldig schnauben und stampfen, nimmt dem sich respektvoll erhebenden Groom die Zügel ab und übergiebt ihm mit einer kurzen Weisung den eingehüllten Gegenstand und eine Karte; der kleine Kerl klettert behend wie ein Affe herab und eilt dem Brandenburger Thor zu, während das leichte Gefährt auf einen Zungenschlag seines

Digitized by Google

Besitzers mit Windeseile nach der entgegengesetzten Seite davonwirbelt.

Zur selben Stunde sitzen in einem lauschigen Boudoir in der vornehmen Margarethenstraße zwei junge Damen in animirter Unterhaltung einander gegenüber. Die eine, entschieden ältere, eine hohe, volle Blondine mit stolzen, regelmäßigen Zügen, deren klassische Schönheit nur durch einen gewissen mokanten Zug um den feingeschnittenen Mund beeinträchtigt wird, mit dem der kühle, hochmüthige Blick der großen blauen Augen korrespondirt, Komtesse Asta zu Stätten, lehnt in Hut und Mantel in ihrem Fauteuil, wie im Begriff aufzubrechen, während die junge Herrin dieses reizenden traulichen Nestchens sich lässig bequem in einem Rockingchair wiegt, die jugendlich schlanke Gestalt vom reinsten Ebenmaß in ein elegantes Négligé gehüllt, dessen weiche, anschmiegende Falten die wundervollen Formen derselben noch mehr hervortreten lassen, und unter dem ein Paar wahre Kinderfüßchen in goldgestickten türkischen Pantöffelchen so allerliebst indiskret hervorgucken, darüber ein süßes, fast noch kindliches Gesichtchen, dessen eigenthümlich weiches Oval im Verein mit dem matten, wie Elfenbein schimmernden Teint und den großen, dunklen, mandelförmig geschnittenen Augen auf slavische Abstammung deuten. Und in der That ist Fräulein Franziska von Woldow trotz ihres deutschen Namens ein halbes Slavenkind. Denn ihrem Papa ist es während eines längern Aufenthalts in der fröhlichen Kaiserstadt an der „schönen blauen Donau" geglückt, Herz und Hand einer vielumworbenen jungen Schönheit und reichen Erbin, der Tochter eines der ältesten und begütertsten böhmischen Geschlechter, zu gewinnen und sie als sein angebetetes junges Weib in seine seeen- und waldumrauschte märkische Heimat heimzuführen. Jetzt freilich sind sie beide längst schon todt und haben ihr einziges Kind einsam zurückgelassen in der fremden Welt, eine arme Waise, — arm, trotz all' ihres Reichthums, denn dem jungen, sich entfaltenden Leben fehlte der warme Sonnenschein der Liebe, — und daher kommt wohl auch der leise Hauch von Schwermuth, der, ihr selbst unbewußt, über den großen dunklen Augen, dem süßen, blassen Gesichtchen liegt und dasselbe über ihre Jahre ernst, aber auch wohl unendlich rührend erscheinen lässt.

Ob ihr der Sonnenschein auch jetzt noch fehlt? Sie ist verlobt, mit ihrem Vetter Hans von Woldow, und es ist eine Verbindung aus Liebe, — wenigstens von ihrer Seite, denn ihr Verlobter ist ebenso arm, als sie reich, sein Vater, der Bruder des ihrigen, hat eben keine reiche Erbin heimgeführt, sondern ein armes Offizierstöchterlein, und der gute Hans, der ebenfalls früh verwaist ist, hat sich nach erlangter Volljährigkeit nach Kräften bemüht, mit dem geringen väterlichen Erbe als flotter Kavalier möglichst schnell aufzuräumen, was ihm denn auch überraschend gründlich gelungen ist. Aber was thut das, — hat sie doch genug für sie beide, und Vetter Hans ist bei all' seinem Leichtsinn ein lieber, guter Junge, dem man

Digitized by Google

gar nicht böse sein kann und der, trotz aller Thorheiten, doch das Herz auf dem rechten Fleck hat. — Er ist ja auch erst jetzt so geworden, früher war er ganz anders, sie haben ja schon als Kinder zusammen gespielt und da war er immer so ernst und still, — jetzt ist ihm nur die ungebundene Freiheit und das glänzende berauschende Residenzleben zu Kopf gestiegen, — er wird schon wieder der Alte und vernünftig werden, wenn sie erst verheiratet sind. Sie wird ihn sich schon ziehen, denn sie ist darin ganz anders, sie ist, trotz ihres Reichthums, einfach und anspruchslos und versteht trotz ihrer Jugend zu rechnen, — die Gegensätze ziehen sich ja meistens an, — na, und ein bißchen schmeichelt ihr doch auch der Gedanke, ihrem lieben, leichtsinnigen Hansenvetter so etwas wie eine gütige Fee zu sein und den Wildfang wieder zu einem gesetzten Menschen zu machen, — sie, die siebzehnjährige kleine Weisheit, — und daß ihr das gelingen wird, daran zweifelt sie keinen Augenblick, denn er liebt sie ja doch, — wenn sich auch theilnehmende Seelen, ja selbst ihr guter Vormund, gemüßigt finden, ihr mehr oder minder deutlich zu verstehen zu geben, daß es dem leichtsinnigen Sausewind mehr um ihr Vermögen, als um ihre Person zu thun sein dürfte, — sie weiß es besser und hat für alle derartigen wohlgemeinten Winke nur ein Lächeln, mitunter, wenn dieselben sich gar zu unverblümt hervorwagen, wohl auch eine scharfe Abfertigung, denn trotz ihrer Jugend und bei all' ihrer angebornen bezaubernden Liebenswürdigkeit versteht sie es doch meisterhaft, sich nichts zu vergeben und etwaige Sottisen, zumal wenn dieselben auch auf ihren lieben Hans gemünzt sind, sehr entschieden zurückzuweisen. Davon hat auch Komtesse Asta Proben, — und Komtesse Asta ist gewöhnt, in ihrem Kreise souverän zu herrschen und sich durch nichts imponiren zu lassen, — aber weiß der Himmel, wie's zugeht, diese sanfte Kleine, diese taubenhafte Unschuld hat es doch fertig gebracht, — sie hat ihre wohlgemeinten Lehren und Warnungen, die sie als so viel ältere und erfahrenere Freundin sich vollberechtigt hielt, auszusprechen, in einer Weise aufgenommen, die ihr, Komtesse Asta, alle Lust benahm, sie ferner noch damit zu behelligen, — mochte sie mit sehenden Augen in ihr Unglück rennen! Sie hatte auch anfänglich nicht übel Lust, sich überhaupt nicht mehr um die kleine undankbare Kreatur zu kümmern, — besäße dieselbe nur nicht bei alledem etwas, das einen gar nicht dazu kommen läßt, ihr ernstlich böse zu sein, — selbst nicht eine so kaltherzige, nur sich selbst liebende Natur, wie Komtesse Asta.

So sitzen sie denn auch heute friedlich beisammen und plaudern — vom letzten Hofball und der Verlobung der Komtesse Sundewitz, der durch ihre Extravaganzen bekannten Beauté des Hofes, von dem demnächst zu eröffnenden Wohlthätigkeitsbazar, auf dem sie als Verkäuferinnen fungiren sollen, und dem Ballfest beim österreichischen Gesandten heute Abend, auf dem sie selbstverständlich erscheinen werden, — das heißt, Komtesse Asta berichtet und kritisirt in ihrer bekannten, kühl spöttelnden Weise und Fränzchen von Woldow hört

Digitized by Google

wie gewöhnlich den boßhaften Glossen, die ihre mokante Freundin einzelnen bekannten Mitgliedern der Gesellschaft gönnt, still lächelnd zu und wirft nur hin und wieder ein Wort dazwischen, — und Komtesse Asta will sich eben empfehlen, als Mariechen, Fräulein von Woldows Zöfchen, mit einer Karte und einem verhüllten Etwas erscheint.

„Vom Herrn Baron!"

Der „Herr Baron" sans phrase, das ist Hans von Woldow, — das weiß auch Komtesse Asta als Intima, — und das geheimnißvolle Etwas entpuppt sich alsbald als ein wirklich prachtvolles Bouquet von Rosen und Maiglöckchen, den Lieblingsblumen der Empfängerin, die, selbst ein süßes, kleines Maiglöckchen, ihr feines Näschen mit einem so glücklichen Lächeln auf die duftige Gabe drückt, daß Komtesse Asta schon ein spöttisches Wort auf den Lippen hat. Aber eingedenk früherer Erfahrungen, verschluckt sie es noch rechtzeitig und begnügt sich mit einem nicht mißzuverstehenden, ausdrucksvollen Lächeln, das, in Worte übersetzt, zweifellos eine Verbalinjurie involviren würde. Doch Fränzchen hat sie nur zu gut verstanden und kann es sich nicht versagen, ihr mit einem etwas boshaften Lächeln den Strauß hinzuhalten:

„Sieh', Asta, wie wunderbar! Meine Lieblinge! Und jetzt, mitten im Winter! Was der gute Junge sich für Unkosten macht!"

Das ist zu viel für Komtesse Asta, — sie vergißt alle guten Vorsätze.

„Darum mach' Dir keine Sorgen, — er weiß, daß Du's bezahlen kannst!"

Fränzchen lächelt.

„Ach ja, richtig, — er nimmt mich ja nur ums Geld!"

„Bitte, daran dacht' ich jetzt nicht, — darüber verlier' ich schon längst kein Wort mehr, — ich meinte augenblicklich ganz etwas anderes!"

„Und was, wenn ich fragen darf?"

„Nun, daß Du's machst, wie gewisse Damen vom Theater, — sans comparaison im übrigen natürlich, — bezahlst Deine eigenen Bouquets!"

„Meine eigenen Bouquets? Ich verstehe Dich nicht, — willst Du nicht so freundlich sein, Dich etwas deutlicher auszudrücken?" lächelt Fränzchen.

„Mon Dieu, ich dächte, das wäre deutlich genug, — im übrigen habe ich nicht Lust, mir wieder den Mund zu verbrennen....."

„O bitte", wehrt Fränzchen lächelnd ab, — „ich weiß ja, wie gut Du's mit mir meinst....."

„Allerdings thue ich das!" giebt Komtesse Asta mit funkelnden Augen zurück. „Eh bien, tu l'as voulu, — Deinem cher cousin schien es jedenfalls für einen glücklichen Bräutigam zu prosaisch, die duftigen, aber etwas theuren Grüße, die er der Geliebten sendet, mit schnödem Golde aufzuwiegen, deßhalb hat er mit seinem Hoflieferanten

Digitized by Google

abgemacht, daß dieser ihm mit der Rechnung erst dann kommen darf, wenn er ehrsamer Ehemann — und Verwalter Deines Portemonnaies ist!"

„Asta!" fährt Fränzchen auf und die großen dunklen Augen flammen.

„Bitte, gerathe nicht außer Dir, — was ich sage, kann ich beweisen, — Herr von Woldow war so unvorsichtig, dieses kleine Arrangement in fröhlicher Weinlaune vor verschiedenen Herren, darunter auch mein Bruder, auszuplaudern . . . . ."

„Natürlich, das konnt' ich mir doch denken, daß es darauf wieder hinauslief, — Geschwätz bei der Flasche . . . . ."

„Im Wein liegt Wahrheit, ma petite, — im übrigen wirst Du hoffentlich an meines Bruders Wort nicht zweifeln . . . . ."

„Behüte, — so wenig, wie an Deiner warmen Theilnahme, — aber zerbrich' Dir darüber nicht den Kopf und nimm diese pikante kleine Geschichte nicht tragischer, als ich es thue!" lächelt Fränzchen bereits wieder.

„Gewiß nicht!" versetzt Komtesse Asta frostig, indem sie sich erhebt. „Wenn Du Dich so leicht damit abfindest, — mich interessirt die ganze Sache ja nur um Deinetwillen!"

„Das weiß ich, — und danke Dir dafür so herzlich, wie es gemeint ist!" lächelt Fränzchen, während sie ihren Besuch zur Thür begleitet.

Draußen aber zieht sich Komtesse Astas Stirn finster zusammen und ein böses Lächeln spielt um den schönen Mund.

„Impertinente kleine Schlange!" murmelt sie, während sie die teppichbelegten Treppen hinabrauscht. „Es ist ihr nicht beizukommen! Oder ob diese Unbefangenheit nur Maske war? Zuerst fuhr sie doch auf, wie eine beleidigte Königin, und warf mir einen ihrer Blicke zu, die sie von ihrer böhmischen Mutter hat, — wie eine wilde Katze, — sollte die Kleine sich so meisterhaft verstellen können? Ich gäbe was darum, wenn ich jetzt ihr Gesicht sehen könnte....."

Ach, wenn sie jetzt die „Kleine" sehen könnte, — sie würde schwerlich noch glauben, daß ihr „nicht beizukommen!" Denn auch aus Fränzchens Zügen ist das Lächeln verschwunden, das ihr Mühe genug gekostet, darauf hervorzurufen und den perfiden Nadelstichen der „theuren Freundin" gegenüber festzuhalten, — erregt schreitet sie auf dem dicken Teppich auf und ab, daß das weiche schleppende Gewand leise rauscht, auf dem süßen Gesichtchen den Ausdruck qualvollen Zweifels, und die rosigen Lippen flüstern:

„Wenn es wahr wäre! Nicht wieder bloß eine boshafte Uebertreibung! Sie sagte, sie könne es beweisen, — wollte Zeugen stellen! O, Hans, Hans, wie konntest Du mir das thun! . . . . . Ich muß Gewißheit haben, — er selbst soll es mir sagen, — er täuscht mich nicht, — und wenn — wenn es so ist, — dann muß ich ernstlich mit ihm reden, — es muß sein, — um seinet- und meinetwillen!"....

Die Lust ist ihr nun vergangen, sich zu dem heutigen Ball zu

Digitized by Google

schmücken, auf den sie sich doch so gefreut, denn sie ist ja siebzehn Jahre und eine ebenso passionirte, wie vorzügliche Tänzerin, — auch ein Erbtheil ihrer Mutter, — und ihr Hans ist ja da; aber jetzt, — wie soll sie ihm entgegentreten mit dem häßlichen Verdacht im Herzen, bevor sie sich mit ihm ausgesprochen? Sie ist zwar, trotz ihrer Jugend, Weltdame genug, um vor anderen ihre Gefühle verbergen zu können, aber ihrem Hans gegenüber, den sie liebt, sich verstellen zu müssen, ist ihr schrecklich. Aber es hilft nichts, — er würde sich ängstigen, käme sie nicht, — und was würden die anderen sagen, zu deren Ohren das boshafte Gerücht vielleicht auch schon gedrungen? Und nun gar Komtesse Asta? Sie sieht schon ihre Lippen sich spöttisch kräuseln, sie hört hinter dem Fächer einigen guten Freundinnen verächtlich mitleidig den Grund ihres Fernbleibens zuflüstern, — nein, das darf nicht sein, den Triumph will sie ihr nicht gönnen! Sie wird hingehen und sie wird sein, wie immer, — niemand soll ihr etwas anmerken, — auch Hans nicht, — er soll unvorbereitet sein, wenn sie morgen mit ihm redet! Und entschlossen klingelt sie ihrem Zöfchen und läßt sich von Mariechens kunstfertigen Händen zu dem verhängnißvollen Ball ankleiden, sorgfältiger als je, und als sie fertig ist und sich noch einmal im großen Stehspiegel besieht, nickt sie befriedigt mit dem Köpfchen: „Ich denke, es soll niemand etwas an mir auszusetzen finden!“

Nein, in der That, es findet niemand etwas an ihr auszusetzen, selbst durch die schärfsten Lorgnons und Monocles nicht, als sie bald darauf die strahlend erleuchteten Festräume betritt; — das holde, noch halb kindliche Geschöpfchen mit den wundervollen Formen, dem süßen, blassen Gesichtchen und den tiefdunklen Kinderaugen, auf dem noch der Hauch reinster, unberührtester Jugendfrische liegt, wie der Morgenthau auf der Rose, ehe der Sonne Glutkuß ihn aufgetrocknet, sieht selber so zart und lieblich aus, wie eine der halberschlossenen weißen Rosenknospen, die in ihrem schweren, dunkelblonden Haar und über ihre duftige, spitzenüberrieselte Ballrobe verstreut sind. Und ebenso frisch und unberührt, wie ihre Erscheinung, ist ihr Wesen, — niemand würde ahnen, welcher Sturm eben erst noch dieses heiße, siebzehnjährige Herzchen qualvoll pochen gemacht hat! Komtesse Asta beißt sich auf die Lippen, — es ist ihr wirklich nicht „beizukommen!“ Nur Einer fühlt mit dem Instinkt der Liebe etwas fremdes in ihrem Wesen ihm gegenüber, — etwas, wie einen leisen Zwang, — Hans, — und das macht ihn, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, unruhig und nachdenklich. Denn darin thut die Welt und thun die guten Freundinnen, Komtesse Asta an der Spitze, dem armen Jungen schwer Unrecht, — er liebt seine kleine Cousine, sein holdes, kleines Mädchen, von ganzem Herzen, treu und ehrlich und würde sie heiraten, hätte sie auch keinen Pfennig. Er versucht auch ein paar Mal, auf möglichst unverfängliche Weise dahinter zu kommen, was mit ihr eigentlich ist, aber sie weicht ihm immer lachend aus, und dann kommen wieder andere dazwischen, — sie ist ja heut' förmlich

Digitized by Google

umlagert, — und hier in dem Gewühl und vor all' den Leuten ist es ja auch gar nicht möglich, ein vernünftiges Wort miteinander zu reden, — aber morgen, wenn er ihr seinen Besuch macht, wird er sie offen fragen, dann muß sie ihm beichten, was sie heut' so verändert hat. Und seltsam, sie scheint ihm darin entgegenkommen zu wollen, denn als er sie nach Schluß des Balles hinabgeleitet und in den Wagen hebt, lächelt sie so schelmisch zu ihm auf:

„A revoir morgen, Vetter, Du wirst doch hoffentlich so galant sein, Dich nach meinem Befinden zu erkundigen?"

„Selbstverständlich!" sagte er etwas verdutzt und sieht dann dem davonrollenden Wagen einen Moment kopfschüttelnd nach, ehe er sich, in Gedanken versunken, selbst auf den Heimweg macht, — sonderbar, das hat sie doch sonst nicht gethan, das versteht sich ja von selbst, das war ja fast, als ob sie ihm ebenfalls etwas zu sagen hätte, — aber was? „Eh bien, qui vivra, verra!" brummt er und schreitet rascher durch die schöne, frostklare Winternacht seiner Garçonwohnung zu.

* * *

Am nächsten Vormittag sitzt er denn auch richtig in dem bewußten kleinen Boudoir, in dem gestern Komtesse Astas junonische Gestalt und tizianisches Blond sich malerisch von dem tiefsatten Blau der Möbel und Portièren abhob, etwas beklommen, — sonst auch gar nicht seine Sache, — seiner kleinen Cousine gegenüber, die heut' in ihrem allerliebsten Négligé ihm noch unendlich viel reizender erscheint, als gestern in der strahlenden Balltoilette und dabei, lässig, graziös in ihren Rockingchair geschmiegt, mit so seltsam ernsten, wie prüfenden Blicken auf ihren Hansenvetter sieht. Sie läßt ihn auch nicht gerne in Ungewißheit, sondern richtet sich schon nach den ersten einleitenden Phrasen über den gestrigen Ball und ihr heutiges Befinden etwas im Sessel auf:

„Bitte, laß' das jetzt, Hans, und hör' mir einen Augenblick zu, ich möchte über etwas mit Dir sprechen!"

Hans sieht gespannt und etwas beunruhigt auf, aber sie fährt bereits fort:

„Hans, — nicht wahr, Du könntest mich nicht täuschen, — in was es auch sei?" Dabei ruhen ihre großen, dunklen Augen so voll und fest auf seinen Zügen, als wolle sie seine geheimsten Gedanken darin lesen.

Hans sieht sie einen Moment ganz erstaunt an.

„Aber, Fränzchen, wie kommst Du nur darauf? Ich Dich täuschen . . . . ."

„Nein, Hans?"

„Beim Himmel, nein, — eher bisse ich mir die Zunge ab! Wie kannst Du so etwas von mir denken?!"

„Ich denk' es nicht, Hans, aber verheimlicht hast Du mir doch etwas, was auch mich angeht!"

Digitized by Google

„Ich Dir etwas verheimlicht? Was denn?"

„Ein gewisses Abkommen mit einem gewissen Gärtner, Hans, der Dir die schönen Bouquets für mich liefert . . . . ."

Hans fühlt, wie er dunkelroth wird.

„Wer hat Dir gesagt . . . . .?"

„Laß' das, — genug, daß ich es weiß, wie Du siehst, — oder ist es nicht wahr?" Ihr dunkles Auge hängt mit leidenschaftlicher Spannung an dem seinen, als hoffte sie ein Nein zu hören.

Doch Hans sagt tief beschämt, aber ehrlich und fest:

„Ja, Fränzchen, — es ist leider wahr!"

Ein leiser Seufzer hebt für einen Moment ihre Brust, aber gleich darauf spricht sie so ernst und eindringlich weiter:

„Hans! war das recht? Warum sagtest Du mir nicht lieber offen und ehrlich: ‚Liebe Cousine, ich kann Dir solche Aufmerksamkeiten jetzt nicht erweisen . . . .'"

„Aber Fränzchen, wie konnt' ich das?!"

„Sehr gut, Hans, um so eher, als ich Dich selbst schon wiederholt gebeten, mir nicht immer solche theure Bouquets zu schenken!"

„Es macht mir aber doch solche Freude, Fränzchen . . . . ."

Sie reicht ihm mit einem innigen Blick die kleine Hand, die er sich beeilt, zärtlichst an seine Lippen zu drücken:

„Das weiß ich, lieber Hans!"

„Und dann, — wie konnt' ich ahnen, daß Du etwas davon erfahren würdest . . . . ."

„Ja, Hans", lächelt sie, „dann muß man eben bei der Flasche vorsichtiger sein!"

„Hans läßt den Kopf hängen, — er hat die Empfindung, daß er sich augenblicklich im Mittelpunkt der Erde weit behaglicher befinden würde, als hier auf dem weichen Fauteuil unter der Standrede seiner reizenden kleinen Cousine.

Diese aber fährt wieder ernster, doch mit einem zärtlichen Blick auf ihres Vetters hübsches gesenktes Gesicht, fort:

„Und das bringt mich auf den Gegenstand, über den ich eigentlich mit Dir reden wollte."

„O weh", denkt Hans, — „noch mehr?" Aber schon tönt es von Fränzchens rosigen Lippen so warm und eindringlich:

„Sag', Hans, wär's denn nicht möglich, daß Du ein bißchen vernünftiger würdest? Wieder würdest, wie Du früher warst, ehe Dich das großstädtische Leben in seinen Strudel zog? Sieh', oft und oft schon habe ich Dich darum bitten wollen, aber immer hat mir eine gewisse Scheu den Mund geschlossen, es ist ja so ungewöhnlich, vielleicht unpassend, daß ein junges Mädchen mit einem jungen Mann über dergleichen spricht, — aber, Hans, wir kennen uns ja von Jugend auf und wissen, wie wir miteinander stehen, und wir haben ja nur uns, — und, Hans, ich meine, daß meine Liebe und meine Sorge mir ein Recht geben, so zu sprechen, es handelt sich ja um unser beider Glück! Und sieh', Hans, das mußt Du Dir

Digitized by Google

ja doch selbst sagen, daß es so nicht ewig fortgehen kann; ein Mann will doch etwas sein im Leben, und wie ich Dich kenne, kann ich nicht glauben, daß Du nur der Mann Deiner Frau sein, mit ihrem Gelde Dich amüsiren willst, — ich habe ja freilich genug für uns beide, — aber, Hans, auch ein tiefer Brunnen schöpft sich zuletzt aus und dann, das sage ich Dir jetzt offen, Hans, dann wär' ich um unser beider willen gezwungen, mein Vermögen selbst zu verwalten ..."

Sie hält erschrocken inne, denn Hans ist bei diesen letzten Worten ungestüm aufgesprungen. Er hat bis dahin schweigend gesessen, den Kopf gesenkt und seiner kleinen Cousine Strafpredigt über sich ergehen lassen; was soll er auch sagen, Du lieber Gott, sie hat ja recht, — wenn er aus dem ewigen Saus und Braus 'mal auf Minuten zu sich selbst kommt, — freilich selten genug, — hat er sich das ja selber schon gesagt, nur nicht so klar, so handgreiflich, nein, sie hat recht, so kann's nicht bleiben, und sie meint es ja so gut, und eben will er ihr das offen und ehrlich sagen und Besserung geloben, da spricht sie die unseligen letzten Worte und da ist's auf einmal vorbei mit der weichen Stimmung und der Reue, das greift ihm an die Ehre, — also ihr Geld vertraut sie ihm nicht an, dem sie doch die Hand fürs Leben reichen will. Das Blut schießt ihm jäh zu Kopf, mit glühendem Gesicht und blitzenden Augen steht er auf einmal vor ihr:

„Nicht weiter, Fränzchen!"

Aber nur einen Moment flammt seine angeborene Heftigkeit, ein Erbtheil von Vater und Mutter her, so wild auf, nicht umsonst hat er sich schon als Knabe in frühreifer schweigender Selbstbeherrschung geübt, mit eiserner Willenskraft zwingt er das aufgeregte Blut zur Ruhe und fährt kühl, aber sehr bleich und ein bitteres Lächeln auf den noch zuckenden Lippen, fort:

„Verzeih', — ich vergaß mich, Du weißt, ich bin etwas heftig und Deine letzten Worte stiegen mir zu Kopf! Um übrigen hast Du ja vollkommen recht, in allem, nur in einem nicht: Ich liebe Dich, nicht Dein Geld, und würde Deine Hand als die höchste Gunst und das kostbarste Geschenk empfangen und wärst Du so arm, wie Hiob, — im Gegentheil, mir wäre das entschieden lieber, müßtest Du dann nicht an der Seite eines armen Teufels, wie ich leider bin, den gewohnten Komfort allzusehr entbehren. Und zur Verwaltung Deines Vermögens würde ich mich sicher nicht gedrängt haben, auch ohne das unumwundene Mißtrauensvotum, das Du mir bezüglich derselben soeben gegeben hast!"

Damit wendet sich Hans zum Gehen. Jetzt aber springt auch Fränzchen auf, die bis dahin wie erstarrt gesessen und mit großen erschreckten Augen auf ihren so plötzlich verwandelten Hans gesehen, und hängt sich an seinen Arm.

„Hans! Lieber Hans! Nicht so! Geh' nicht im Zorn von mir! Du hast ja recht, es war so häßlich, was ich gesagt, ich begreife mich jetzt selbst nicht; ich wollte Dich aufrütteln, Hans, Deinen

Digitized by Google

Stolz, Deine Energie wecken, aber mißtraut habe ich Dir nimmer, bei Gott nicht, Hans! Wie könnte ich auch, bin ich doch mit Freuden bereit, mich selbst, mein ganzes Lebensglück Dir anzuvertrauen, wie viel eher nicht alles andere, das doch so viel weniger werth ist? Nicht wahr, Hans, Du verzeihst Deinem dummen, kleinen Fränzchen und bist wieder mein guter, lieber Hans? Ja?"

Dabei sieht das süße Gesichtchen, sehen die großen dunklen Augen so innig, so angstvoll bittend zu ihm auf, daß er alles vergißt, Groll und Bitterkeit, — nur eins nicht, die süße Dankbarkeit gegen seine holde Kleine und den festen Entschluß, sie glücklich zu machen, soweit es in seinen Kräften steht. Zärtlich streicht er aber das dunkelblonde Köpfchen und küßt heiß den kleinen, rosigen Mund.

„Mein süßes Fränzchen! Du bist ein Engel! Viel, viel zu gut für Deinen Taugenichts von Hans! Aber bei Gott, ich will suchen, Deiner würdiger zu werden! Und nun laß' mich, mein Herz . . . . ."

Aber sie schmiegt sich nur noch fester an ihn.

„Wie, Hans, — jetzt schon? Bleibe doch noch, — ich bin so glücklich!"

„Und ich erst, mein Liebling! Aber trotzdem laß' mich jetzt fort, ich muß hinaus, ins Freie, in Einsamkeit und frischer Luft erst 'mal mit mir selber ins reine kommen, 's ist besser für uns beide, mein liebes Herz!"

„Dann geh', Du Böser!"

„Leb' wohl, Du mein einzig süßes Lieb, leb' wohl!"

Fest preßte er die holde Gestalt an sich, — ein heißer, letzter Kuß, — und fort ist er.

Fränzchen aber steht noch eine Minute auf derselben Stelle, wo er von ihr gegangen und sieht auf die sich leise bewegenden Falten der Portière, hinter der seine schlanke Gestalt verschwunden, als könnte sie ihn noch durch dieselben sehen. Ein glückliches Lächeln spielt um den kleinen Mund und die rosigen Lippen flüstern: „Leb' wohl, Du Lieber, Süßer, — auf baldig Wiedersehen!"

* * *

Ach, aber der nächste Vormittag vergeht, — der Nachmittag, — kein Hans! Auch kein Lebenszeichen, — kein Briefchen, kein Gruß, — sonst hat er doch stets, wenn er selbst nicht kommen konnte, wenigstens seinen kleinen Pagen in Stulpenstiefeln mit einem der bewußten kostbaren Bouquets geschickt und sich nach dem Befinden seiner hohen Herrin erkundigen lassen, — freilich, Bouquets darf er ihr nicht mehr senden, — sollte er sich am Ende gar geniren, das Kerlchen jetzt mit leeren Händen zu schicken, — zum ersten Mal? Das wäre doch zu thöricht! Aber möchte der kleine Affe bleiben, wo er will, wenn nur sein Herr käme! Sie hat sich so gefreut, sie ist heut' Morgen so fröhlich, so glücklich aufgewacht und hat sich

Digitized by Google

vorgenommen, ihn recht freundlich zu empfangen, und nun kommt er nicht! Wohl ein Dutzend Mal, so oft das Rollen eines Wagens sich in der stillen Straße hören ließ, ist sie ans Fenster geeilt, ob die wohlbekannten Füchse, von seiner sichern Hand gelenkt, nicht endlich um die Ecke biegen und immer war es nichts, — was mag ihn nur fernhalten? Sollte er doch noch schmollen, sie durch sein Fernbleiben strafen wollen? Sie lächelt. „Ach nein, das thut er nicht, mein guter Hans, — und er war ja auch gestern dann wieder so lieb und zärtlich, ehe er ging!“ Aber was sonst kann er haben? Sie wird immer unruhiger, je mehr der Tag sinkt und geht endlich mit schwerem Herzen zeitiger als sonst zur Ruhe, um von ihrem Hans zu träumen.

Als aber auch der nächste Vormittag vergeht, ohne daß eine Nachricht von ihm kommt, kann sie die Ungewißheit nicht länger ertragen, sie will bei ihm vorfahren und sich erkundigen, was denn eigentlich geschehen ist. Eben will sie klingeln und sich zum Ausfahren ankleiden lassen, als Mariechen hereinschlüpft und ihrer jungen Herrin auf silbernem Präsentirteller einen Brief überreicht, den der kleine Puck, — auf diesen poetischen Namen hört Herrn von Woldows Groom, — soeben gebracht hat. Fränzchen greift rasch danach: „Endlich!“ und ein schalkhaftes Lächeln fliegt über ihre Züge, — so hat er sich endlich doch entschlossen, seinen kleinen Postillon d'amour ohne duftenden Gruß zu senden! Hastig reißt sie das Couvert auf, aber das Lächeln erstirbt jäh auf ihrem süßen Gesichtchen und die großen, dunklen Augen starren auf das rosenfarbene Blättchen, als könnte sie seinen Inhalt nicht fassen:

„Mein Herzensfränzchen!

Wenn Du diese Zeilen erhältst, wirst Du sehr zornig werden, fürcht' ich, denn dann ist Dein böser Hans schon weit von hier und Deine lieben Augen werden ihn lange, lange nicht sehen! Verzeih' mir, daß ich so ohne Abschied von Dir gehen konnte, aber ich fürchtete, wenn ich Dir persönlich Lebewohl sagte, ich würde nicht stark genug sein, meinen Entschluß, der doch durchaus nothwendig ist, Dir gegenüber aufrecht zu erhalten, nicht die Kraft haben, mich von Dir loßzureißen, und daß ich Dir auch jetzt nicht schreibe, wohin ich gehe, denn ich fürchte abermals, daß Deine lieben Briefe mich in meinem Vorsatz, dort so lange auszuhalten, Dir so lange fernzubleiben, wie ich es für meinen Zweck doch muß, wankend machen könnten. Deßwegen beraube ich mich lieber selbst des Glücks, hin und wieder ein paar Zeilen von Deiner lieben kleinen Hand zu erhalten, ein gutes freundliches Wort von Dir zu hören! Du wirst dagegen regelmäßig Nachricht von mir erhalten, daß ich noch lebe und Deiner, wo ich auch bin, in immer gleicher Liebe und Treue denke. Doch nein, das brauche ich Dir nicht erst zu versichern, Du weißt ohnehin, daß jeder Herzschlag, jeder Athemzug Dir gehören und daß ich erst aufhören müßte, zu leben, ehe ich aufhören könnte, an Dich zu denken! Inzwischen

Digitized by Google

vertraue mir, mein Herzensliebling, und glaube mir, daß ich nach meinem dummen Kopfe überzeugt bin, zu thun, was zu unser beider bestem ist und daß ich hoffe, wenn ich in, will's Gott, nicht zu langer Zeit zu Dir zurückkehre, Deiner würdiger zu sein! Bis dahin behüt' Dich Gott, mein süßes kleines Mädchen, und wenn Dein erster Groll verflogen, denke so lieb und freundlich, wie immer, an Deinen ewigtreuen Hans."

So steht's da! 's ist nicht zu glauben! Dieser Bösewicht! So sans façon davonzulaufen, — ohne Abschied und Urlaub von ihr, seinem Fränzchen! Na warte! Und dabei scheint ihm der Gedanke an ihren Zorn noch ordentlich Spaß zu machen, gerade wie neulich, als sie auch einmal recht ärgerlich war und er auf einmal hell auflachte, und als sie ihn höchst empört ob dieses Frevels zur Rede stellte, sich noch immer lachend damit entschuldigte, er könne nicht dafür, sie sähe gar zu hübsch aus, wenn sie böse wäre, — wie ein zorniges Vögelchen! Und das Schlimmste dabei ist, daß sie ihm gar nicht einmal böse sein kann, sie weiß selbst nicht, wie ihr ist, — sie sollte zürnen über diesen Streich, und sie möchte laut aufjubeln! So hat sie sich doch nicht in ihm getäuscht, er ist in all' dem tollen Leben doch der alte, tüchtige Hans geblieben, und wie lieb muß er sie haben! Daß er alles, alles im Stich läßt, bloß um ihr zu zeigen, wie nahe ihm ihre Worte gehen und daß er doch nicht ganz der Taugenichts ist, für den sie ihn hält! Freilich auf eine ganz närrische Weise, als ob es nicht vollauf genug gewesen wäre, wenn er nur ein bißchen vernünftiger wurde und sie als sein kleines Frauchen heimführte auf ihr schönes Waldenberg und das bewirthschaftete, — da hatte er Arbeit genug und konnte sich nach Herzenslust als solider Hausvater und tüchtiger Wirth zeigen! Sie lächelt bei dem Gedanken, — ihr flotter, eleganter Hans ein ehrbarer Hausvater! Natürlich wird sie ihn sich schleunigst wieder einfangen und ihm das klar machen, wenn er auch denkt, daß er spurlos verschwunden ist, in seiner Wohnung werden sie's schon wissen, wo er geblieben, er muß sich doch Briefe ꝛc. nachsenden lassen! Gleich wird sie hinfahren und sich erkundigen, — natürlich möglichst unverfänglich, — und dann warte, Hänschen! Mariechen wird jetzt wirklich geklingelt und eine halbe Stunde später hält die Equipage der jungen Baronesse Woldow vor dem Hause, in dem Hans bis dahin sein elegantes Junggesellenheim gehabt. Der Diener eilt hinauf und erscheint alsbald wieder mit einem andern galonnirten Individuum, Herrn von Woldows Valet de chambre und Faktotum Fritz, der die wohlbekannte und reiche Braut seines Herrn, — dienstbare Geister haben ja für dergleichen gewöhnlich eine feine Nase, — höchst respektvoll begrüßt.

„Guten Tag, Fritz! Wann ist der Herr Baron gereist?"

„Heut' früh sechs Uhr, gnädigste Baronesse!"

„Und wohin sollen Sie ihm zunächst die eingehenden Briefe nachsenden?" wirft Fränzchen anscheinend ganz unbefangen hin.

Digitized by Google

„Darüber haben der Herr Baron nichts bestimmt! Der gnädige Herr hatten es sehr eilig und haben mir nur befohlen, ich solle das Quartier zu vermiethen suchen, da der gnädige Herr längere Zeit wegbleiben würden und mir auch meinen Lohn für ein paar Monate vorausbezahlt, doch waren der Herr Baron so gütig, mir zu versprechen, daß ich wieder zu ihm kommen dürfte, wenn er zurückkäme!"

„Was soll denn aber mit des Herrn Barons Sachen und den Briefen geschehen, wenn das Quartier geräumt werden muß?"

„Die Möbel soll ich dann auf einen Speicher bringen lassen und die Briefe würden gnädigste Baronesse mir vielleicht gestatten, Ihnen zu übergeben, da gnädigste Baronesse doch inzwischen jedenfalls Nachricht vom Herrn Baron haben dürften!"

„Jedenfalls, — bringen Sie sie mir nur! Adieu, Fritz!" nickt Fränzchen freundlich und lehnt sich in die Kissen zurück, während der Wagen davonrollt. Das kühle Lächeln ist von ihrem Gesichtchen verschwunden, sie zieht die Stirn kraus, — nun ist sie so klug, wie zuvor! Entweder weiß der Fritz wirklich nichts, oder Hans hat ihm verboten, etwas zu sagen, und dann ist der Bursche viel zu schlau und seinem Herrn zu ergeben, um sich zu verrathen, er machte ja das ehrlichste Gesicht von der Welt! Aber das wäre doch wirklich unverantwortlich von Hans, dem Diener etwas anzuvertrauen, was er ihr verschwiege! Und in welche fatale Situation er sie dadurch der Gesellschaft gegenüber bringt, das fällt ihr jetzt erst schwer aufs Herz! Was soll sie sagen, wenn die lieben Bekannten sie so theilnahmsvoll neugierig nach dem Grund seines plötzlichen Verschwindens fragen, sobald dasselbe ruchbar wird? Sie weiß es nicht? Unmöglich, sie müßte sich ja schämen, was sollten die Leute davon denken? Sie haben so schon genug über sie und ihren Hans geredet, — jetzt würden die schadenfrohen Blicke und hämischen Bemerkungen kein Ende nehmen! Nein, lieber irgend ein Märchen erfinden, um ihnen wenigstens fürs erste den Mund zu stopfen! Aber es ist doch im höchsten Grade unrecht von ihm, daß er sie durch seine Unbedachtsamkeit in eine solche Lage bringt, entweder zum Gespött der Leute zu werden, oder lügen zu müssen, sie, der alle Unwahrheit ein Gräuel! Doch es soll ihm alles nichts helfen, nun gerade nicht! Heutzutage verschwindet man nicht mehr so ohne weiteres, es müßte ja wunderbar zugehen, wenn sie nicht schließlich doch herausbrächte, wo er ein Ende genommen! Sie versinkt in tiefes Sinnen, — auf einmal blitzt es fröhlich in dem süßen, nachdenklichen Gesichtchen, den großen dunklen Augen auf:

„Nein, darauf auch nicht gleich zu kommen! Er will mir ja schreiben, — auf dem Brief muß doch ein Poststempel sein, — warte Hänschen, Du sollst Dich wundern, wie schnell ich hinter Deine Schliche komme!"

Und als endlich der bewußte, längst ersehnte Brief mit der wohlbekannten Handschrift kommt, ist ihr erster Blick nach dem Poststempel, — Berlin! Sie macht ein ganz verdutztes Gesichtchen, —

Digitized by Google

wie ist das möglich? Er ist doch abgereist! Abgereist? Wer weiß das? Fritz sagt es, aber dem traut sie nicht! Doch halt, — inwendig das Datum! Hastig reißt sie das Couvert ab, weder Ort noch Datum! Dieser Schlaukopf! Und der Inhalt? Er ist wohl, — hofft das Gleiche, — arbeitet tüchtig, — was arbeitet er? — denkt immer an sie, — der gute Junge! — tausend Grüße und Küsse, — sie lächelt und spitzt unwillkürlich das rosige Mäulchen, alles sehr schön, bietet aber nicht den geringsten Anhalt! Nur das eine ist klar, er hat, durch ihre Vorhaltungen angespornt, irgend was ergriffen und das soll keiner wissen, und das ist freilich hier in der großen Stadt noch am ersten möglich. Sehr brav von ihm, aber gar nicht nöthig, so hat sie's ja gar nicht gemeint, um so mehr muß sie ihn jetzt zu finden suchen, aber wie? Wo soll man hier in diesem Häusermeer jemand suchen, der sich nicht finden lassen will, noch dazu sie als junge Dame? Ja, wenn sie noch jemanden hätte, der ihr helfe, aber es darf ja niemand eine Ahnung von dem wahren Sachverhalt haben! Und an die Polizei kann sie sich eben deßhalb natürlich auch nicht wenden, selbst wenn sich die heilige Hermandad damit befassen wollte, das hieße ja die Sache erst recht an die große Glocke hängen! Wieder legt sich das süße Gesichtchen in höchst nachdenkliche Falten und wieder fliegt nach einigen Minuten ein freudiges Leuchten darüber hin, — nein, an die Polizei freilich nicht, — aber warum nicht an ein Privatdetektivbureau? Hans hat ja neulich zufällig einmal von einem solchen Institut gesprochen und wie gewandt und diskret die Leute sind, er hat ihr auch den Namen genannt, den hat sie aber wieder vergessen, doch im Adreßbuch muß er ja stehen, und wenn sie ihn liest, besinnt sie sich auch wieder darauf, — sie schellt und Mariechen bekommt zu ihrem nicht geringen Erstaunen den Auftrag, sogleich irgendwo das neueste Adreßbuch aufzutreiben. Bald ist es zur Stelle, Fränzchen bekommt einen gelinden Schreck über das Ungethüm von Buch, macht sich aber nichtsdestoweniger sofort entschlossen an das Studium desselben und ihr Eifer wird von Erfolg gekrönt, — nach zehn Minuten schon muß Mariechen eiligst mit einem Briefchen zur Post trippeln, auf dem sie draußen kopfschüttelnd liest:

„Herrn Ernst Merkel,

Auskunftsbureau."

„Was sie nur von dem wollen mag — und so eilig?" wundert sich die Kleine. Aber ihr Erstaunen wächst, als ihr am nächsten Morgen ein großer, hagerer, elegant gekleideter Herr mit scharfen, grauen Augen eine Karte für ihre junge Herrin übergiebt, auf der derselbe Name steht und von ihrem gnädigen Fräulein, trotz der frühen Stunde sofort empfangen wird. Kaum kann sie der Versuchung widerstehen, zum ersten Mal von ihrem Kammerzöfchenrecht Gebrauch zu machen und an der Thür zu lauschen, aber sie ist ihrer jungen Herrin, die immer so gut und freundlich zu ihr ist, aufrichtig ergeben, und überdies sprechen sie drinnen so leise und die dicke

Digitized by Google

Portière dämpft den Schall so, daß man doch nichts verstehen könnte. Nur beim Herausgehen hört sie den hagern Herrn mit den stechenden Augen, vor denen man sich ordentlich fürchten könnte, deutlich sagen:

„Verlassen Sie sich darauf, gnädigste Baronesse, wenn die betreffende Persönlichkeit überhaupt hier am Ort ist, finden wir sie!"

Wodurch sie aber auch nicht klüger wird.

Aber auch ihre junge Gebieterin wird nicht viel klüger durch das, was der zuversichtliche Herr Merkel ihr nach einigen Tagen als Resultat seiner Forschungen etwas kleinlaut mitzutheilen sich genöthigt sieht, — daß sich nämlich der Gesuchte in der That und unzweifelhaft nicht mehr in den Mauern der Residenz befindet, sondern dieselbe mit der Bahn verlassen hat, — mit welcher aber und wohin, darüber schwebt ein undurchdringliches Dunkel, das aller Scharfsinn des vielgewandten Herrn nicht zu lichten vermocht hat. Vergeblich hat er sich bemüht, den Kutscher ausfindig zu machen, der Herrn von Woldow zur Bahn gefahren, oder die Nummer der Droschke zu ermitteln, — denn seine eigene Equipage hat Hans nicht benutzt, — sogar einen diesbezüglichen diskreten Aufruf in den Zeitungen erlassen. Entweder hat ihn der Mann nicht gelesen, oder — er hatte seine Gründe, sich nicht zu melden, so daß sich Fränzchen auch durch dieses letzte Auskunftsmittel nicht um einen Schritt weiter, dagegen um diverse Doppelkronen ärmer sieht, welche der Herr „geheime Agent" für seine Bemühungen in ihrem Interesse zu liquidiren nicht verfehlte. Ach, wie gern hätte sie das Hundertfache hingegeben, wenn sie nur ihren Hans wieder hätte dadurch herbeischaffen können, — hat sie sich zuerst halb im Scherz darauf capricirt, hinter sein Geheimniß zu kommen, ihm zu beweisen, daß er es doch nicht schlau genug angefangen, sie auf die Dauer zu mystifiziren, so fühlt sie sich jetzt in vollem Ernst mehr und mehr gedrückt durch die peinliche Lage, den Leuten beständig die Unwahrheit sagen, die Fiktion von seiner plötzlichen weiten Reise aufrecht erhalten, sich über seinen jeweiligen Aufenthaltsort völlig orientirt zeigen zu müssen, während sie doch keine Ahnung hat, wo er steckt, — und vor allen Dingen, — er fehlt ihr doch gar zu sehr, der tägliche Verkehr mit ihm, seine frische, fröhliche Laune sind ihr doch mehr Bedürfniß geworden, als sie früher je geahnt, jetzt erst fühlt sie voll und ganz, wie sehr ihr Herz an ihm hängt! Doch was hilft's, es muß getragen werden, und sie trägt es mit ihrem muthigen, starken Herzchen, so gut es geht, monatelang, aber es wird ihr doch oft recht, recht schwer und ihr einziger Trost in der ganzen langen Zeit sind seine regelmäßig eintreffenden Briefe, — stets mit dem Poststempel „Berlin", — er muß also hier jemanden ins Vertrauen gezogen haben, an den er dieselben sendet und der sie hier zur Post giebt! Und das alles nur, um sie zu täuschen, die seiner mit solcher Sehnsucht denkt! O Hans! . . . . . .

Auch heute hat sie wieder einen erhalten und sitzt auf ihrem Lieblingsplätzchen im Rockingchair, um die lieben Worte mit Muße

Digitized by Google

lesen zu können, als plötzlich Mariechen die Sammetportière schnell zurückwirft:

„Gräfin zu Stätten!“ und gleichzeitig Komtesse Astas junonische Gestalt über die Schwelle des kleinen Boudoirs rauscht.

„Bon jour, ma petite, Du bist erstaunt, mich zu sehen?“ lächelt sie spöttisch, während sie sich ganz sans gêne so komfortabel als möglich in einem Fauteuil etablirt.

Fränzchen hat allerdings bei ihrem Eintritt augenscheinlich nicht gerade angenehm überrascht von ihrer so jäh unterbrochenen Lektüre aufgesehen, — sehr natürlich, — hätte sie doch eher des Himmels Einsturz erwartet, als ihre eidevant Herzensfreundin hier so plötzlich hereinschneien zu sehen. Und das kam so:

Als Hans damals so bei Nacht und Nebel sans adieu von der Bildfläche verschwunden war und männiglich sich im stillen über den eigentlichen Grund dieser weiten Reise, zu der er sich, nach der Behauptung seiner Cousine, so plötzlich entschlossen, den Kopf zerbrach, hatte es sich Komtesse Asta, ungewitzigt durch frühere bittere Erfahrungen, nicht versagen können, ihrer kleinen Freundin einen Kondolenzbesuch zu machen, — denn an das Märchen, von der bewußten Reise, zu glauben, fiel ihr nicht im Traum ein, — und dabei zu deren Trost einiges von der Schlechtigkeit der Männer und vom Krug, der so lange zu Wasser geht, bis er bricht, einfließen zu lassen. Die Kleine mußte ja jetzt diesem offenbaren Eklat gegenüber schweigen. Aber damit kam sie schön an, — die „Kleine“ war so unangenehm geworden, hatte so verständliche Anspielungen auf boßhafte Zungen, auf nicht erbetenen guten Rath und vor der eigenen Thür fegen gemacht, daß Komtesse Asta in tiefster Empörung von dannen gerauscht war und geschworen hatte, „diese Schwelle nie wieder zu betreten.“

Kein Wunder also, daß Fränzchen nicht wenig erstaunt war, sie nun doch auf einmal in ganzer Figur vor sich zu sehen, und sich gleichzeitig eines leisen Mißbehagens nicht erwehren konnte, denn einen Grund mußte diese auffällige Inkonsequenz, die sonst gar nicht im Charakter der stolzen Komtesse lag, nothwendigerweise haben, — und daß der für sie kein erfreulicher sein würde, konnte sie sich nach den bisherigen Erfahrungen wohl denken. Aber nur einen Moment huschen diese Empfindungen blitzgleich über das süße Gesichtchen, — im nächsten schon zeigt es wieder das konventionelle, kühl höfliche Lächeln.

„Das ist allerdings ein unerwartetes Vergnügen . . . . .“

„Heuchle nicht, Kleine“, unterbricht sie Komtesse Asta, „als ob ich's Dir nicht deutlich genug angesehen hätte, welches ‚Vergnügen‘ Dir mein plötzliches Erscheinen bereitet! Mais n'importe, das soll mich doch nicht abhalten, Dir, obwohl Du eine undankbare kleine Kreatur bist, eine Nachricht mitzutheilen, die Dich höchlich interessiren dürfte und die Du mir sicherlich danken wirst! Doch apropos, ich sah bei meinem Eintritt einen Brief in Deiner Hand, doch von ihm?“

Digitized by Google

„Allerdings!“ giebt Fränzchen leicht erröthend und etwas abweisend zurück.

Aber Komtesse Asta läßt sich nicht stören.

„Und wo befindet sich dieser moderne Odysseus jetzt, wenn man fragen darf?“

„In Wien!“ erwidert Fränzchen noch frostiger, aber im stillen ist ihr nicht wohl bei der Sache, — was will sie mit ihren spöttischen Fragen?

Sie braucht nicht lange auf die Erklärung zu warten, schon kommt es ironisch zurück:

„In Wien! Wie das so glatt herauskommt! Man sollte gar nicht glauben, daß Du mit Deiner Unschuldsmiene so prächtig — fabeln kannst!“

„Asta!“ fährt Fränzchen glühend roth auf.

„Bitte, echauffir' Dich nicht, sondern hör' erst, was ich Dir mitzutheilen habe, dann kannst Du Deinen Zorn an mir auslassen, — wenn Du dann noch Lust dazu hast! Bodo, mein zweiter Bruder, war gestern zur Jagd bei Barnekows in Crampen. Unter den Jagdgästen war auch ein Rittergutsbesitzer Hilgers auf Steinfelde, der in dortiger Gegend als renommirter Landwirth und Besitzer des besten Jagdterrains weit und breit gilt. Er und Bodo waren Tischnachbarn, und da mon cher frère wie gewöhnlich von seiner Jagdpassion schwärmte, lud er ihn in liebenswürdigster Weise ein, bei ihm in Steinfelde auf Rehe und Dammwild zu pirschen.

‚Sie brauchen dabei nicht zu fürchten, Herr Graf', setzte er verbindlich lächelnd hinzu, ‚auf meine immerhin etwas trockene Unterhaltung allein angewiesen zu sein, sondern werden, hoff' ich, in meinem neuen Volontair, einem Herrn von Woldow, einen liebenswürdigen und Ihnen besser zusagenden Gesellschafter finden.‘

„Du kannst Dir denken, wie Bodo die Ohren spitzte, so daß er fast vergaß, seinen verbindlichen Nachbar des Gegentheils zu versichern und ihm für die liebenswürdige Einladung zu danken.

„Von Woldow? Doch nicht Hans?“

‚Allerdings, so heißt er, — kennen Sie ihn?‘

„Ob ich ihn kenne! Und der ist bei Ihnen Volontair?“

‚Gewiß, seit drei Monaten etwa und wäre heut' mit hier, denn ich bin gewöhnt, meine jungen Herren als zur Familie gehörig zu betrachten und in unsere Kreise einzuführen, aber ein so liebenswürdiger Gesellschafter er sonst ist, ich konnte ihn doch nicht bewegen, in der Nachbarschaft Visite zu machen; er wolle sich nicht zerstreuen, sondern seine ganze Zeit benutzen, etwas tüchtiges zu lernen, entgegnete er mir, — nun, dagegen ließ sich ja nichts sagen, obwohl ich fürchte, daß es ihm nach dem großstädtischen Leben bei uns manchmal recht einsam vorkommen mag. Um so mehr würde ich auch in seinem Interesse erfreut sein, Sie recht bald bei uns begrüßen zu dürfen, Herr Graf!‘

„Mit dem Rest will ich Dich verschonen, sondern nur bemerken,

Digitized by Google

daß Bodo, nachdem er die erste Ueberraschung verwunden, zum Glück so klug war, sich nicht zu verschnappen, was Deinem cher cousin sicher nicht sehr angenehm gewesen wäre. Natürlich theilte er mir heute Morgen seine wunderbare Entdeckung brühwarm mit und ich hielt dieselbe für wichtig genug, um mich über die zwischen uns seit einiger Zeit herrschende Entfremdung hinweg- und Dich sofort davon in Kenntniß zu setzen, — deßhalb me voilà! Du siehst, Deine moralische Entrüstung vorhin war sehr mal à propos, ma petite, jetzt wirst Du mir hoffentlich nicht mehr weiß machen wollen, daß Dein bien aimé Gott weiß wo in der Welt umherschwärmt, während er seit Monaten ganz gemütlich keine zwei Meilen von hier in Steinfelde sitzt und — Dung streuen läßt!"

„Nein, allerdings nicht!" lächelt Fränzchen. Sie hat während Komtesse Astas langem Bericht genügend Zeit gehabt, sich zu fassen, was auch in ihr vorging, als deren unerwartete Mittheilung wie ein jäher Lichtstrahl in das Dunkel fiel, das über dem mysteriösen Verschwinden ihres Hans ruhte, — Schreck — Freude, ihn jetzt endlich gefunden zu haben, — Betrübniß, daß er ihr das anthun konnte, — ihr süßes Gesichtchen verräth nichts mehr davon, dazu ist sie bei aller Jugend eine zu gut geschulte kleine Weltdame, und vor allem kommt ihr der Stolz zu Hilfe, — niemand, am wenigsten Asta, darf eine Ahnung davon haben, daß auch sie über seinen Aufenthalt gerade so im unklaren gewesen, wie alle anderen. Mögen sie sie lieber für eine Lügnerin halten, aber keiner soll je erfahren, daß ihr Hans sie so täuschen konnte! „Da Ihr uns nun doch einmal hinter unser Geheimniß gekommen seid, müssen wir wohl oder übel schon Farbe bekennen!"

„Das scheint Dir gar auch noch leid zu thun?"

„Gewiß! Soll es nicht? Der arme Hans und ich werden jetzt in eine schöne Verlegenheit kommen!"

„Das geschieht Euch ganz recht, — wozu habt Ihr solche Heimlichkeiten! Und wenn ich nur wüßte, warum in aller Welt diese ganze Komödie?"

„Sehr einfach, weil Hans es so wollte!"

„Und da hast Du natürlich nichts eiligeres zu thun, als seinen Befehlen gehorsamst nachzukommen, — jetzt, wo Ihr noch Brautleute seid! Wie soll das in der Ehe werden? Schäm' Dich, Kleine!"

Jetzt aber richtet sich Fränzchen auch aus ihrer bequemen Stellung auf, das Lächeln verschwindet von ihrem süßen Gesichtchen, die Bäckchen röthen sich leise und die großen dunklen Augen blitzen.

„Bitte, mach' Dir darum keine Sorgen! Ich ziehe es allerdings vor, mit meinem Hans dereinst in Frieden und nicht auf beständigem Kriegsfuß zu leben, und will lieber einen Mann, als einen Pantoffelhelden zum Gatten haben, wie es Dein Ideal zu sein scheint; ich beneide Dich nicht darum! Im übrigen war es sehr thöricht von mir, vorhin von Verlegenheit zu sprechen, ich wüßte nicht, wem wir Rechenschaft von unserm Thun und Lassen schuldig wären, — wir

Digitized by Google

wollten es nun einmal nicht jedem auf die Nase binden, daß mein guter Hans mir zu Liebe ein vernünftiger Mensch werden will, obwohl er sich dessen wahrlich nicht zu schämen hat, aber an höhnischen Bemerkungen hätte es jetzt so wenig wie früher gefehlt. — haben sie sich vorher über den ‚Taugenichts', den ‚Verschwender' und was sonst noch aufgehalten, so hätten sie sich jetzt wieder über den ‚Philister' mokirt, der aus purer Angst vor der reichen Braut ‚zu Kreuze kriecht'", ein unsäglich verächtliches Lächeln zuckte um ihren kleinen Mund, „die guten Leute müssen ja immer etwas zu reden haben, so oder so, und das Vergnügen eben wollten wir ihnen verderben, und wem das nicht paßt, der soll uns künftig ungeschoren lassen!"

Komtesse Asta sieht ganz verblüfft mit großen Augen auf ihre kleine Freundin, so erregt, ja bitter, hat sie das stille, sanfte Fränzchen nie gesehen!

„Kurz und bündig!" meint sie endlich langsam. „Du scheinst Dir aus der Meinung der Gesellschaft nicht viel zu machen!"

„Nein, nicht viel!" sagt Fränzchen trocken und etwas verächtlich.

„Und doch sollt Ihr einmal mit derselben leben!"

„Davor soll uns Gott bewahren, nein, ma chère, so thöricht wollen wir denn doch nicht sein, hier in dieser Treibhausatmosphäre weiter zu vegetiren, wo wir Gottes frische Luft athmen können; sobald wir Mann und Frau sind, gehen wir nach meinem Waldenberg, da sind wir wenigstens unsere eigenen Herren und haben nicht nöthig, uns vor irgend jemand zu bücken, oder zu heucheln!"

„Du bist ja auf einmal von einem wahren Tugendparoxismus befallen", spottet Komtesse Asta, „es fragt sich nur, ob Dein flotter Hans an dieser idyllischen Einsamkeit en deux auf die Dauer Geschmack finden wird!"

Fränzchen lächelt.

„Das laß' meine Sorge sein!"

„Sehr zuversichtlich!" spöttelt Komtesse Asta. „Aber vielleicht hast Du recht, ma mignonne", setzt sie ernster und wie nachdenklich hinzu, „und wäre ich unabhängig, wie Du, und nicht schon so an das ‚Bücken und Heucheln' gewöhnt, das Dir kleinen Tugendprinzessin auf einmal so odiös erscheint, obwohl Du soeben noch eine ganz hübsche Probe Deiner Fertigkeit in der letztern löblichen Eigenschaft gegeben hast, — wer weiß, was ich thäte! Aber zu einem solchen heroischen Entschluß gehören Deine siebzehn Jahre und ein Buen retiro wie Dein Waldenberg, und beides besitze ich leider nicht! Also vogue la galère! Im übrigen läßt sich über die Sache ja noch reden, Du wirst ja heut' und morgen noch nicht davonflattern, also à revoir, ma petite!"

Damit rauscht Komtesse Asta kopfnickend hinaus und läßt das arme Fränzchen in einem Sturm von Gefühlen zurück, — Scham über sich selbst, — o, wie hat sie eben gelogen, — freilich, es mußte sein, aber es ist doch schrecklich! Aerger über ihren Hans, daß er sie durch seine Tollköpfigkeit und Heimlichthuerei dazu gebracht, — vor

Digitized by Google

allem aber eine mächtige, reine Freude, die sich siegreich über Scham und Aerger erhebt, — es ist ihm also Ernst mit der Umkehr, er liebt sie so sehr, daß er auf ein Wort von ihr dem ganzen lustigen, glänzenden Leben entsagt, das er seit Jahren geführt, und sich nach Kräften bemüht, ein vernünftiger, brauchbarer Mensch zu werden — in weltferner Einsamkeit und Thranstiefeln! Aber gerade das beweist ja am besten, wie heiliger Ernst es ihm, dem eleganten flotten Kavalier, damit ist, ein anderer und wieder er selbst zu werden, „und er meidet jetzt jeden Verkehr", flüstert ihr ganz heimlich ihr Herzchen zu, „weil er immer an Dich denkt und deßhalb nicht mit anderen Damen scherzen und lachen mag!" Der liebe Hans! Was er wohl für Augen machen wird, wenn sie ihn morgen in Steinfelde überfällt, denn daß sie jetzt, wo sie weiß, wo er steckt, keine Sekunde verliert, sich ihn wieder zu holen, versteht sich von selbst. Und diese frohe Hoffnung läßt die großen dunklen Augen leuchten und zaubert ein glückseliges Lächeln auf dem süßen Gesichtchen hervor, — zum ersten Mal seit langer Zeit, — und hält dasselbe noch darauf fest, als bereits die strahlenden dunklen Sterne sich zum Schlummer geschlossen haben und holde Träume um ihr Haupt flattern.

* * *

Am nächsten Vormittag hält eine elegante, aber stark bestaubte Equipage vor der Einfahrt des eisernen Gitters, welches das Herrenhaus in Steinfelde von dem Gutshof trennt. Der Diener springt vom Bock, tritt, den Hut in der Hand, an den Schlag und eilt gleich darauf über die breite, kiesbestreute Auffahrt dem Hause zu, auf dessen Sandsteinstufen soeben der Gutsherr erscheint, den das Rollen des anfahrenden Wagens ans Fenster gelockt und der nun herabeilt, den nahenden Besuch zu empfangen. Er wirft einen Blick auf die Karte, die ihm der Diener respektvoll mit der Anfrage überreicht, ob der gnädige Herr für die gnädigste Baronesse zu sprechen seien. „Franziska von Woldow?" — wohl gar eine Schwester seines Volontairs? aber davon hat er doch nie etwas verlauten lassen, im Gegentheil gelegentlich einmal erwähnt, daß er ganz allein stehe, — doch gleichviel. „Ich lasse bitten!" sagte er und mustert das heranrollende Gefährt mit Kennerblicken: ein Paar mächtige Karrossiers, — (Hans hatte sie besorgt), — vor einem Landauer von einfachster, aber gediegenster Eleganz, das ganze Ensemble chic, wie nur je eins über das Asphaltpflaster der ‚Linden' rollte, und drinnen in den grauseidenen Kissen, — „Donnerwetter, hat der Mensch eine reizende Schwester, oder was sie sonst ist, — die reine Elfe!" Aber wie wird ihm erst, als sie jetzt an seiner Hand aus dem Wagen hüpft und die großen dunklen Augen so schalkhaft zu ihm aufsehen, der kleine rosige Mund so allerliebst zutraulich, so ohne jede Spur von scheuer Befangenheit oder steifer Zurückhaltung plaudert, während sie an seinem Arm die breite Freitreppe emporsteigt:

Digitized by Google

„Herr Hilgers, meines närrischen Vetters gestrenger Lehrmeister, nicht wahr?“

„Zu dienen, meine Gnädigste, — aber, pardon, ich hielt Sie für seine Schwester . . . . .“

„Zuviel Ehre! Nein, ich bin leider nur seine arme Cousine — und Verlobte!“

„Ah, — gratulire bestens!“ macht Herr Hilgers ganz verblüfft, während es ihm durch den Kopf schießt: „Vertenfelter Kerl! Deßhalb also war er so kühl wie ein Eiszapfen gegen allen geselligen Verkehr und die Reize unserer Damen!“ Und laut setzt er hinzu: „Dann gestatten Sie wohl, daß ich sofort nach ihm schicke, — er ist auf dem Schlage gleich hinter dem Park . . . . .“

„Beim Dungstreuen?“ lächelt Fränzchen schelmisch, in Erinnerung an Astas gestriges Nasenrümpfen. „Nein, nein, bitte, lassen Sie nur, ich will ihn seiner nützlichen Beschäftigung nicht entziehen, sie wird ohnehin die längste Zeit gedauert haben; er wird ja doch zum Essen hereinkommen?“

„Gewiß, meine Gnädigste!“ lächelt nun auch Herr Hilgers.

„Nun also, das ist zeitig genug, dann haben Sie wohl die Güte, ihn rufen zu lassen, als ob Sie ihm etwas sagen wollten, — er soll nicht ahnen, daß er mich hier findet, es soll eine angenehme Ueberraschung für ihn sein!“ lacht sie fröhlich auf bei dem Gedanken an ihres Hans geistreiches Gesicht, wenn er sich ihr so plötzlich gegenüber sieht.

„Ganz wie Sie wünschen, — dann will ich aber wenigstens meine Frau und Töchter benachrichtigen lassen, welch' lieben Besuch wir so unerwartet bekommen haben, damit sie sich etwas beeilen, sie sind gerade beim Anziehen . . . . .“

„Ums Himmels willen nicht!“ wehrt Fränzchen in komischem Entsetzen. „Wie können Sie bloß daran denken, Damen bei dem wichtigsten Geschäft, bei der Toilette, zur Eile treiben zu wollen, nein, solche Barbarei will ich nicht zu verantworten haben und überdies hätte ich gern, bevor ich das Vergnügen habe, die Bekanntschaft Ihrer Damen zu machen, ein paar Worte mit Ihnen allein gesprochen, eben über diesen meinen Vetter und Verlobten!“ lächelt sie freundlich.

„Bitte, ich stehe ganz zu Diensten!“ verneigt sich Herr Hilgers höflich und führt seinen Besuch in einen behaglich kühlen Gartensalon, aus dem eine Glasthür sich auf eine mit Schlingpflanzen bezogene Veranda öffnet. Dort wendet ihm Fränzchen, nachdem sie mit Hilfe eines inzwischen erschienenen dienstbaren Geistes abgelegt und derselbe wieder verschwunden, ihr süßes, leicht erröthendes Gesichtchen entschlossen zu, während die großen dunklen Augen voll zu ihm aufsehen.

„Nicht wahr, Herr Hilgers, ich darf Ihnen vertrauen?“

„Aber gewiß, meine Gnädigste!“ beeilt sich der über diese Gewissensfrage etwas Erstaunte zu versichern.

Digitized by Google

„Ich bin nämlich mit der schlimmen Absicht hergekommen, Ihnen Ihren Volontair, meinen Hans, zu entführen!“ lächelt sie schelmisch.

Herr Hilgers fällt aus den Wolken.

„Entführen? Darf ich fragen, wie gnädiges Fräulein das meinen . . . . .?“

„Ganz wörtlich, — doch ich sehe, Sie sind auf dem besten Wege, mich für ein bißchen närrisch zu halten; ich muß mich also schon etwas deutlicher erklären, bitte aber, daß das, was ich Ihnen jetzt anzuvertrauen im Begriff bin, ganz unter uns bleibt!“

„Selbstverständlich, meine Gnädigste!“

„So hören Sie!“ Und nun erzählt sie ihm, anfangs etwas stockend und leise erröthend, aber tapfer, wie es eigentlich gekommen, daß ihr Hans jetzt in Stulpenstiefeln auf seinen Feldern umherläuft und fährt dann rascher fort: „Sie sehen, ich hab' ihm nur ein wenig ins Gewissen reden wollen, daß er ein bißchen vernünftiger werden und mit mir aus dem sündhaften Berlin fort und auf mein Waldenberg gehen, und mir das verwalten helfen sollte, — und statt dessen läuft er Hals über Kopf davon und thut gerade, als ob er sein Leben lang sein Brod als Inspektor essen müßte! Das aber hat mein Hans, Gott lob, nicht nöthig, dafür hab' ich meinen alten Berner, der schon zu meines Vaters Lebzeiten Verwalter auf Waldenberg war; von dem kann er lernen, was ihm etwa noch fehlt, er ist ja selbst auf dem Lande aufgewachsen und deßhalb hat es gar keinen Zweck, daß er hier noch länger sitzt; er soll wieder zu mir kommen, — gleich mitkommen, — hab' ich nicht recht?“ schließt sie in vollem Eifer mit rosigen Wangen und sieht höchst siegesgewiß zu ihrem schweigsam gewordenen Vis-a-vis auf.

Der aber ist weit entfernt, seiner schönen Widersacherin so ohne weiteres recht zu geben, — seine landwirthliche Seele entsetzt sich ob solcher ketzerischen Ideen von dem in seinen Augen ehrwürdigsten Beruf.

„Pardon, meine Gnädigste, aber . . . . .“ beginnt er nachdrücklich, — doch damit ist's auch alle, Fränzchen fällt ihm gleich schleunigst ins Wort.

„Nein, nein, Herr Hilgers, sprechen Sie mir nicht dagegen, es nützt Ihnen doch nichts und es ist gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie nach dem, was ich Ihnen eben gesagt, meinen närrischen Hans auch noch in seinem Eigensinn bestärken wollen, — wissen Sie das?“

Dabei wirft sie ihm einen so schalkhaft vorwurfsvollen Blick zu und macht ein so allerliebstes Schmollgesichtchen, daß ihr Gegner nicht ernst bleiben kann, sondern lächelnd mit einem leisen Seufzer alle Einwände sammt seiner schönen Rede ohne weiteres ad acta legt.

„Pardon, gnädiges Fräulein, daran dachte meine Seele nicht, und ich glaube, es wäre auch ganz überflüssige Mühe, denn wie ich Herrn von Woldow kenne, dürfte er schon selber nicht so ohne weiteres bereit sein, sich ‚entführen‘, das einmal Begonnene im Stich zu lassen, — wie er früher gewesen, habe ich zu meinem Erstaunen

Digitized by Google

erst von Ihnen erfahren, und ich würde es nicht glauben, wenn Sie selbst, gnädigste Baronesse, es nicht sagten, — ich habe ihn in der Zeit, daß er hier ist, nur als einen Mann von großer Festigkeit und Willenskraft kennen gelernt, dessen Charakter ich ebenso schätze, wie seine ungewöhnliche Arbeitskraft, — ich wollte, meine anderen Herren glichen ihm darin!"

O, wie wohl thut Fränzchen dieses Lob ihres Hans, noch dazu aus dem Munde eines Mannes, der selbst als so tüchtig bekannt ist! Doch in ihrem Vorhaben läßt sie sich dadurch nicht irre machen.

„Das freut mich, daß Sie ihm ein so gutes Zeugniß ausstellen, um so weniger ist es nöthig, daß er hier noch länger sitzt, und was sein Sträuben betrifft, sich von mir ‚entführen' zu lassen, so lassen Sie das meine Sorge sein!" lächelt sie gerade so siegesgewiß, wie gestern Komtesse Asta gegenüber.

Auch Herr Hilgers lächelt, aber etwas süßsäuerlich.

„Ja, — ce que la femme veut, Dieu le veut, — Sie müssen ihn und ihre Macht freilich besser kennen! Im übrigen werden wir darüber ja gleich ins klare kommen, ich sehe Herrn von Woldow eben durch den Park kommen, — gestatten Sie, daß ich ihn anrufe!"

Er öffnet die Glasthür:

„Ach, Herr von Woldow, einen Augenblick, — bitte!" dann wendet er sich, während Hans gehorsam auf die Veranda zustiefelt, lächelnd wieder zu Fränzchen:

„Und nun erlauben Sie mir, mich zurückzuziehen, meine Gnädigste, und es Ihnen zu überlassen, den Sünder nach Gebühr zu empfangen; ich möchte wohl sein verblüfftes Gesicht bei Ihrem unverhofften Anblick sehen!"

Damit verschwindet Herr Hilgers mit beschleunigter Geschwindigkeit durch eine Seitenthür, denn schon tönt auf den Steinfliesen der Veranda ein rascher, fester Schritt und im nächsten Moment erscheint im Rahmen der Glasthür Hans von Woldows schlanke Gestalt in kurzer Joppe und hohen Stiefeln, — aber wie angedonnert bleibt er auf der Schwelle stehen, als er sich statt seines verehrten Prinzipals breiter behäbiger Gestalt einem kleinen, liebreizenden Geschöpfchen gegenüber sieht, das er hier von allen Wesen der Erde am wenigsten zu finden erwartet hätte.

„Fränzchen, — Du hier?!" bringt er endlich heraus.

„Wie Du siehst", knixt Fränzchen äußerst vergnügt über die gelungene Ueberraschung, „in ganzer Figur! Du freilich scheinst Dich nicht so sehr darüber zu freuen . . . . ."

Aber schon liegt sie in seinen Armen und Hans, der auf einmal sehr lebendig geworden, ist eifrigst bemüht, ihr den Beweis vom Gegentheil zu liefern und ihr das schelmische rosige Mäulchen mit heißen Küssen zu schließen.

„Böses Lieb, wo kommst Du bloß so plötzlich her?" fragte er dann, als er endlich in dieser angenehmen Thätigkeit eine kleine Pause macht.

Digitized by Google

„Direkt von Berlin!“ lacht Fränzchen, noch halb außer Athem. „Aber wie war es möglich . . . . .?“

„Dich aufzufinden? Ja, sauer genug hast Du's mir freilich gemacht, Du böser, tollköpfiger Mensch, und wäre mir nicht ein glücklicher Zufall zu Hilfe gekommen, — wer weiß, ob es mir überhaupt gelungen wäre!“

Sie erzählt ihm, was sie gestern von Komtesse Asta erfahren und schließt ganz triumphirend:

„Du siehst, mein Theurer, es ist nichts so fein gesponnen, — und jetzt werde ich dafür sorgen, daß Du mir nicht wieder so unter den Händen verschwindest, sondern etwas besser auf meinen luftigen Herrn Vetter und demnächstigen Herrn und Gebieter acht geben, — Du, mein lieber Herr!“ schmiegt sie sich so innig an ihn und sieht so glückselig zu ihm auf.

Er küßt sie zärtlich auf die schweren, aschblonden Flechten.

„Dafür ist gesorgt, mein Liebling, hier bin ich Dir sicher genug, und jetzt weißt Du ja jederzeit mich zu finden!“

„Das hoffe ich“, lächelt sie schelmisch zu ihm auf, „— wenn auch in etwas anderer Weise, wie Du meinst, — denkst Du denn wirklich, Du närrischer Mensch, ich werde Dich jetzt auch nur noch eine Stunde in dieser lächerlichen Selbstverbannung schmachten lassen?“

Erstaunt richtet Hans sich auf.

„Was meinst Du . . . . .?“

„Daß ich Dich mitnehmen will, Trotzkopf, — jetzt gleich, — ich hab' es Herrn Hilgers schon angekündigt . . . . .“

„Fränzchen! Das kann Dein Ernst nicht sein . . . . .“

„So? Du bist gerade wie Dein würdiger Lehrmeister, — der wollte darüber auch erst in Ohnmacht fallen und meinte dann, — sehr schmeichelhaft für mich, — damit würde ich kein Glück bei Dir haben, — ich habe ihn aber einfach ausgelacht und da gab er denn schleunigst klein bei, wenn auch nicht gerade in sehr verbindlicher Form, und nun bitte ich mir aus, daß Du mich ihm gegenüber nicht Lügen strafst, hörst Du? Komm', Hans, sei gut!“ schmeichelt sie und setzt ihm alles noch einmal auseinander, wie vorher Herrn Hilgers, nur noch wärmer und eindringlicher.

Aber Hans bleibt fest, so schwer es ihm auch wird, seiner kleinen geliebten Cousine etwas abzuschlagen. Zärtlich zieht er sie an sich, — sie haben sich inzwischen gesetzt — und sagt so weich und warm:

„Mein kleines, süßes Dirning! Wie gut bist Du und wie gern thät' ich Dir den Willen! Aber es geht wirklich nicht! Sieh', ich soll doch nach Deinem eigenen Wunsch und Willen dereinst Herr auf Waldenberg sein, das aber kann ich nur, wenn ich selbst in allen Sätteln gerecht bin, denn nichts ruinirt den Respekt der Leute schneller, als wenn sie merken, daß der, der befehlen will, die Sache selbst nicht gründlich versteht, und dem willst Du Deinen Mann doch nicht aussetzen, nicht wahr? Aber auch ganz abgesehen davon, dürft' ich schon um Deinetwillen nicht als Ignorant nach Waldenberg kommen.

Digitized by Google

Denn auf Deinen alten Berner kannst Du Dich zwar verlassen, aber er ist eben der alte Berner und kann nicht ewig leben, über kurz oder lang wird ein Wechsel nöthig, und wer bürgt uns dafür, daß dann an seine Stelle nicht ein weniger zuverlässiger Mann tritt? Dagegen schützen oft die besten Zeugnisse nicht, und ins Herz sehen kann man keinem. Wenn der aber erst dahinter käme, — was gar nicht ausbleiben kann, — daß der Herr nichts versteht, dann könnten uns seine Dienste doch sehr theuer zu stehen kommen, theurer, als selbst ein so einträgliches Gut, wie Waldenberg, auf die Dauer zu lasten vermag. Du hast ja damals selbst gesagt, auch ein Brunnen schöpft sich schließlich aus, — verzeih', daß ich das hier erwähne! — und das Mindeste, was Du von Deinem Mann erwarten kannst, den Du durch Deine Hand und Dein Vermögen zum glücklichen und reichen Mann machst, dem Du vertraust, ist doch wohl, daß er Dir das Deinige bewahrt und erhält und Dich vor solchen Kalamitäten schützt. Dazu muß ich aber eben selbst erst etwas tüchtiges gelernt haben, ehe ich an Deiner Seite als Herr in Waldenberg einziehe, denn das mußt Du Dir ja doch selbst sagen, wenn Du's ruhig ansiehst, mein Fränzchen, daß ich als Gutsherr nicht bei meinem eigenen Inspektor, und wäre er auch noch so ein altes treues Hausinventar, in die Lehre gehen kann, — schon der Leute wegen nicht. Und dann noch eins, was allerdings nur mich persönlich angeht, mir aber nicht minder am Herzen liegt: Sieh', Fränzchen, ich fühle mit jedem Tag mehr, wie recht Du hattest, mich aus meinem leichtsinnigen Schlendrian aufzurütteln; ich fühlt' es schon damals, als ich tief beschämt, wie ein gescholtener Schulknabe, vor Dir saß und nichts, gar nichts zu sagen wußte; aber so recht ist es mir doch erst hier, in Einsamkeit und Thätigkeit, zum Bewußtsein gekommen, wie viel ich Dir, Du Liebste, Beste, zu danken habe, — ach, Fränzchen, Du glaubst nicht, wie glücklich, wie innig dankbar ich mich gegen Dich tagtäglich fühle, daß ich mich endlich selbst wiedergefunden! Und deßhalb bitte ich Dich, mein Liebling, mach' mir das Herz nicht schwer und laß' mich hier, bis ich wieder ganz gesund, wieder nach allen Kanten ein Mann geworden bin, dessen Du Dich nicht zu schämen brauchst, — nicht bloß ein tüchtiger Landwirth . . . . ."

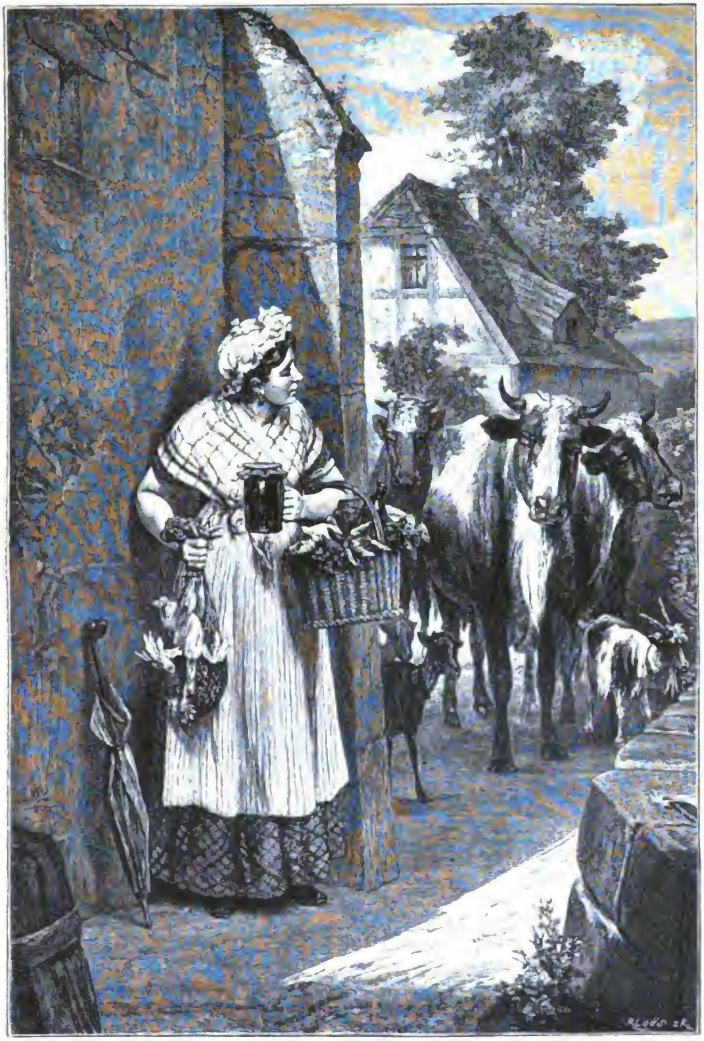
Er kommt nicht weiter, denn schon hat Fränzchen Thränen in den dunklen Augen, die weichen Arme um seinen Nacken geschlungen und die süßen Lippen fest auf die seinen gepreßt.

„Hans! Lieber Hans! Sprich nicht weiter, — es soll geschehen, wie Du willst! O, wie viel besser, wie viel verständiger bist Du, als ich, die sich so weise dünkte, — jetzt sehe ich erst, wie thöricht es war, was ich verlangte! Wie glücklich hast Du mich gemacht..."

Er drückt sie zärtlich an sich.

„Nicht so, mein Liebling! Setz' Dich nicht selbst herab, — an Deiner klaren Einsicht und Entschlossenheit hab' ich mich ja erst aufgerichtet und was Dich jetzt für einen Moment irren ließ, war doch nur die Liebe zu mir . . . . ."

Digitized by Google



Enge Passage.

Nach einem Originalgemälde vom königl. Hofmaler Carl Arnold.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ja, Hans, das war es, — einzig und allein!“

„Das weiß ich, mein Herz, und ich verspreche Dir, daß ich alle meine Kraft daran setzen will, fleißig zu lernen, daß die Zeit unserer Trennung nicht zu lange dauert . . . . .“

Hier steckt Herr Hilgers seinen Kopf zur Thür herein: „Darf ich?“ und sieht mit einigem Befremden die beiden in augenscheinlich tiefer Erregung sich erheben, — das holde Gesichtchen der kleinen Baronesse ist leicht geröthet, in den dunklen Augen schimmert es feucht und aus der süßen Stimme klingt es wie Jubel und Schluchzen, als sie lächelnd sagt:

„Sie haben recht behalten, Herr Hilgers, es ist mit dem Trotzkopf nichts anzufangen, er hat es im Gegentheil fertig gebracht, mich gründlich und völlig zu seiner Ansicht zu bekehren, der böse Mensch...“ Dabei trifft den „bösen Menschen“ ein Blick so voll Liebe und tiefinnerstem Glück, daß der gute Herr Hilgers im stillen wieder denkt: „Beneidenswerther Kerl!“ und der kleinen Dame herzlich die Hand schüttelt.

„Das freut mich, freut mich von Herzen, meine Gnädigste! Gestatten Sie mir, Ihnen meinen Dank und meine Bewunderung auszusprechen; wenige junge Damen würden, glaub' ich, so bereit sein, einen Lieblingswunsch der bessern Ueberzeugung zu opfern!“

„Nein, Sie müssen mich auch nicht zu sehr loben, — es ist mir schwer genug geworden, — dafür hat er mir aber auch versprochen, daß er sich möglichst beeilen wird, ein landwirthschaftliches Licht zu werden . . . . .“

„Gewiß, gewiß, meine Gnädigste, — und was ich dazu beitragen kann, soll sicher gern geschehen; wir wollen beide unser bestes thun, daß Ihnen die Wartezeit nicht zu lang wird, nicht wahr, Herr von Woldow?“ lächelt er. „Jetzt aber darf ich wohl bitten, mir zu folgen, die Suppe wartet und meine Damen brennen vor Begierde, die kleine Fee kennen zu lernen, die es verstanden, das Herz unseres stillen jungen Herrn von Woldow so zu bezaubern, daß er für keine andere Sinn oder Augen hat!“

Ein leuchtender Blick der dunklen Sterne streift den glücklichen Hans, während er den leisen Druck ihres weichen Armes fühlt, und dann stehen sie vor Frau Hilgers nebst Tochter, die alsbald von dem jungen Gast kaum weniger bezaubert sind, wie ihr „stiller junger Herr“, und nach einem äußerst animirten Mittagsmahl steigt Fränzchen wieder in ihren Wagen, — allein, — und als Hans ihr als letzter noch einmal die kleine Hand zum Abschied küßt, die sie ihm zum Schlag hinausreicht, flüstert sie so weich und innig:

„Leb' wohl, mein Hans, — und, nicht wahr, — nicht auf all' zu lange?“

„Nein, Fränzchen, — Du hast mein Wort!“

Damit rollte der Wagen davon.

* * *

Digitized by Google

Nein, es hat nicht all' zu lange gedauert, kaum ein Jahr, — Hans und sein Prinzipal haben ehrlich Wort gehalten, — als die Rosen wieder blühen, steht vor dem Altar der kleinen altersgrauen Dorfkirche zu Waldenberg ein glückliches Paar und der silberhaarige Pastor, der Fränzchen bereits getauft und eingesegnet, legt die kleine Hand der jungen Gutsherrin in die ihres Vetters und Herzallerliebsten, den er gleichfalls schon als Knaben gekannt, und fragt mit vor Rührung zitternder Stimme, ob sie Freud' und Leid treu miteinander theilen wollen. Und leise, glückbebend kommt das „Ja" von den Lippen der holden Braut, die mit ihrem süßen, kindlichen Gesichtchen, im bräutlichen Gewande, die Myrthe im Haar, so zart und lieblich aussieht, wie ein eben erblühtes Dijonröschen, männlich ernst und klar von denen des stattlichen Bräutigams, der mit so inniger Liebe auf sein süßes, kleines Mädchen herabsieht, dem er so viel verdankt. Ja, Fränzchen hat darauf bestanden, zum Entsetzen der Gesellschaft und zum Entzücken ihres Hans, dort mit dem Geliebten ihrer Jugend den Bund fürs Leben zu schließen, wo sie in die Gemeinschaft der Christenheit aufgenommen worden, ihn von dem weihen zu lassen, der ihrer Jugend ein zweiter Vater gewesen, — in der Mitte ihrer Dorfleute und Gutsinsassen, die sich so ehrlich freuen, daß „uns' leiwet gnädiget Frölen", die von klein auf so gut zu ihnen gewesen, jetzt immer bei ihnen bleiben wird, und das kleine Gotteshaus bis auf den letzten Platz füllen, denn auch der Aermste und Aelteste wäre ja heut, an ihrem Ehrentage, nicht zu Haus geblieben. Sonst sind wenig Gäste bei der Feier, — ein paar weitläufige Verwandte von Fränzchen, die man nicht übergehen durfte, und Herr Hilgers nebst Familie, den Hans und Fränzchen gleich dringend zu derselben gebeten, — aber als die Trauung vorüber und die Neuvermälten in der Sakristei den üblichen Schauer von Glückwünschen über sich ergehen lassen müssen, donnert draußen schneller Hufschlag heran, ein Wagen hält und im nächsten Moment rauscht eine hohe, imposante Gestalt in die Mitte der erstaunten Versammlung, — Komtesse Asta!

„Du hast mich zwar nicht gewünscht . . . . .", beginnt sie mit gewohnter Kühle, aber schon liegt Fränzchen an ihrer Brust:

„Asta! — Verzeih', — wie konnte ich ahnen, — wie lieb von Dir, — wie beschämst Du mich . . . . .!"

Komtesse Asta schließt sie fest in ihre Arme, auch ihre stolzen Züge werden weich und — wahrhaftig! — in den sonst so kalten, blauen Augen schimmert es feucht, als sie die kleine Freundin zärtlich auf die Stirn küßt und ihr zuflüstert:

„Ich mußte ja kommen, Kleine, ich mußte Dir doch sagen, daß Du recht gehabt und daß ich Deinem Bräutigam unrecht gethan, — jetzt sehe ich es selbst ein, — und Dir zu Deinem Ehrentag Glück wünschen; freilich bei Euch beiden thut das nicht nöthig, das Glück strahlt Euch ja aus den Augen, — möge der Himmel es Euch auch erhalten!"

Digitized by Google

Ja, sie sind glücklich, die beiden, — sehr glücklich! Wie hängt Fränzchen mit all der innigen, selbstlosen Hingabe ihres reinen Herzens an ihrem Hans, wie bewundert sie ihn, der, unermüdlich thätig, so sicher die Zügel der großen Wirthschaft in Händen hält, daß seine früheren Kneipkumpane aus der Residenz in dem ernsten, männlich festen jungen Gutsherrn, auf den seine Leute mit unbegrenztem Respekt, die Gutsnachbaren mit Achtung blicken, schwerlich den lustigen Genossen und flotten Lebemann von damals wiedererkannt haben würden! Und wie er sie liebt, — wie es in den scharfen, grauen Augen, in dem sonst so ernsten jungen Gesicht aufleuchtet, wie heller Sonnenschein, wenn sein Blick auf sie fällt! Ja, sie ist seines Lebens Sonnenschein, sein guter Engel, und nicht der seine allein, sondern aller derer, die im Dorfe arm und alt und krank sind. Wenn er sie des Morgens mit ihrem Schlüsselkörbchen sich treppauf, treppab tummeln sieht, seine holde, kleine Hausfrau; sieht, wie sie, die kaum Zwanzigjährige, den ganzen großen Haushalt in musterhafter Ordnung hält, daß alles wie am Schnürchen geht, und jeder wie von selber thut, was er soll, ohne Lärm und ohne Geräusch, und alle doch für ihre junge gnädige Frau durchs Feuer gingen, — wenn er sie aus den armen Tagelöhnerkathen heraustreten und drinnen hinter den kleinen trüben Scheiben so manches alte runzliche Gesicht seinem Liebling mit Segenswünschen auf den welken Lippen nachblicken sieht, — wie schlägt ihm dann das Herz in dankbarer Freude! Und die köstlichen Ritte zu zweien, wenn sie an seiner Seite mit blitzenden Augen und rosig glühenden Wangen im sausenden Galopp querfeldein über Gräben und Hecken fliegt, — und erst die Abende, die glücklichen Herbst- und Winterabende, wenn sie nach des Tages Arbeit in lauschiger Dämmerstunde vor dem Kamin sitzen in zärtlichem Plaudern und Kosen, oder er ihr beim milden Schein der Lampe aus einem guten Buche vorliest, während ihre fleißigen Fingerchen ein kleines Kunstwerk aus Seide und Perlen für ihren lieben Hans bilden! In solchen, vom Zauber der glücklichsten Häuslichkeit durchwehten Stunden erscheinen ihm die letzten Jahre wie ein wüster Traum, — er begreift nicht, wie er auch nur so lange an dem tollen, rauschenden Leben Gefallen finden konnte.

So ist wieder der Februar ins Land gezogen und streut weiße Flocken über die schlummernde Erde. Es ist Sonntag Nachmittag, Hans und Fränzchen sitzen, wie stets um diese Stunde, eng aneinander geschmiegt vor dem traulichen Kaminfeuer, das mit seinen flackernden Lichtern phantastische Schatten an die Wände zeichnet und das süße, blasse Gesichtchen der jungen Frau mit rosigem Schimmer übergießt, und halten Dämmerstündchen. Draußen ist alles so feierlich still, alle Arbeit ruht und die weiche Schneedecke erstickt jeden Laut. Und wieder kommt es über ihn wie ein Traum, — ein süßer, wonniger Traum, — drinnen in der Stadt feiern sie jetzt den Fasching, auf den Straßen klingeln die Schlitten, und drängen sich geputzte Menschen zu den Stätten des Vergnügens und rauschender

Digitized by Google

Luft, — wie lange iſt's her, da gehörte er ſelbſt noch zu ihnen, war er einer von denen, die am tiefſten in den rauſchenden Strudel hinabtauchten, — nur zwei kurze Jahre ſind ſeitdem vergangen, — und wie anders jetzt gegen damals. Wie wohl thut die tiefe Stille nach dem brauſenden Lärm, die Ruhe nach den haſtigen Tagen, — wie erfriſchend, wie beſeligend iſt dieſes häusliche Glück nach dem betäubenden Rauſch, dem doch nur ſchale Ermattung folgte! Ein heißes Dankgefühl ſteigt in ihm auf gegen die Eine, Süße, der er dieſes reine Glück, der er alles Glück ſeines Lebens verdankt, — feſt zieht er das holde Weib ſeines Herzens an ſich und küßt zärtlich ihren dunkelblonden Scheitel.

„Mein Liebling, — wie ſoll ich Dir je danken, was Du an mir gethan! Ich denke ſoeben darüber nach, — heute ſind es juſt zwei Jahre, daß Du mir jene kleine Predigt hielteſt, die mich wieder zum Mann gemacht, — was wäre aus mir geworden ohne Dich und Deine Liebe!“

„Hans, ſprich nicht ſo! Du würdeſt Dich zuletzt doch ſelbſt wiedergefunden haben, — daran hab' ich nie auch nur einen Augenblick gezweifelt, — daß Du Dich freilich ſo raſch und glänzend, ſo feſt und männlich aufraffen würdeſt, habe ich nicht geahnt, — Du lieber, lieber Hans, wie glücklich machſt Du mich!“

„Nein, Fränzchen, Du mußt mich auch nicht beſchämen und mich nicht beſſer machen, als ich bin, — was ich Dir damals in Steinfelde ſagte, war die reine Wahrheit: Deine Einſicht und Entſchloſſenheit hat die meine erſt wieder geweckt, denn ich fürchte, ich war ein bodenlos leichtſinniger Patron damals geworden! Und doch, — 's iſt nichts ſo ſchlimm, es hat ſein Gutes, — ſelbſt dieſer, mein ſträflicher Leichtſinn hat ſogar indirekt noch etwas gutes zuwege gebracht, denn was war imgrunde Schuld daran, daß Du mich ins Gebet nahmſt, und daß ich wieder ein vernünftiger Menſch wurde und daß wir jetzt ſo unausſprechlich glücklich ſind, mein ſüßer Liebling? Ein unbezahltes Bouquet!“

Digitized by Google

An eine Freundin.

Von Alfred Friedmann.

Dein denk' ich tags, Dein denk' ich nachts,
Mein Leben, bin ich nah' Dir, lacht's!
Bin ich Dir fern, mein Herz, es bricht —
Allein die Liebe ist das nicht. —

Ich wünsche Dir die Seligkeit
Auf Erden und nie Herzeleid;
Es dauert ja nur kurze Weil'
Das Leben, und Dir sei es Heil!

Ich wüßte gar nichts Liebes mir,
Das ich nicht lieber gönnte Dir,
Du bist so sinnig, zart und schlicht —
Allein die Liebe ist das nicht.

Wenn ich Dich nur von ferne seh',
Sinkt mir vom Herzen alles Weh;
Wenn ich in Deiner Nähe bin,
Gern sänk' ich Dir zu Füßen hin!

Du hast mich ganz in der Gewalt,
Du süße, herrliche Gestalt,
Du lindes, liebliches Gedicht —
Allein, das ist die Liebe nicht!

Dein harr' ich, oft begehr' ich Dein,
Du bist mit mir, bin ich allein;
O liebe, süße Einsamkeit,
Ich bin ja immer doch zu Zweit!

Digitized by Google

Bei Dir iſt Seele und Gemüt,
Du, die wie Lenz und Mainacht blüht!
Du biſt mir Sonne, Roſe, Licht —
Allein die Liebe iſt das nicht!

Wenn Dich ein Leiden treffen ſoll,
O, daß es Gott mir ſenden woll';
Iſt mir ein Schönes zugedacht,
O, würd' es Dir doch zugebracht!

Mein Leben ohne Dich, es weint,
Ich könnt' es denken, Dir vereint,
Voll Wonne, Seligkeit und Licht,
Allein die Liebe iſt das nicht!

Dich hör' ich reden gar zu gern,
Und ſchweigſt Du, ſchöner, blaſſer Stern,
Dann leuchteſt Du mit ſtillem Glanz
Durch meine off'ne Seele ganz.

Es iſt Dein Freund, der zu Dir ſpricht,
Allein die Liebe iſt es nicht!
O, liebe, liebſte Freundin mein,
Was ſollte denn wohl Liebe ſein?

Digitized by Google

Neue Schriften über den Reichskanzler.

Von B. E.

Wir leben in einer Zeit der Anekdotenschriftstellerei, der staatsmännischen Enthüllungen, der Denkwürdigkeiten, der Rückblicke und Erinnerungen. Gustav Freytag mit seiner Schrift über den Kaiser Friedrich, der Herzog von Koburg mit den Denkwürdigkeiten seines Lebens, Geffcken mit seiner Veröffentlichung des kaiserlichen Tagebuches, um die aufregendsten Druckstücke dieser Art zu nennen, geben einem Zuge der Zeit nach anekdotischer Beleuchtung geschichtlicher Vorgänge und Persönlichkeiten Ausdruck. Wie viel von alledem dauernden Werth für den Geschichtsforscher haben wird, ist billigerweise nicht vorauszusehen. Viele dieser Schriften sind unter bestimmten Gesichtspunkten staatsmännischer Art zusammengestellt; die Lebensrückblicke dienen nicht nur dem harmloseren Bedürfniß geschichtlicher Unterhaltung und Belehrung, sondern sind bestimmt, Vorurtheile und Ansichten öffentlicher Meinung zu berichtigen oder in irgend eine bestimmte Bahn zu lenken. Kämpfe und Staatsangelegenheiten, welche vor zehn, zwanzig und dreißig Jahren gespielt haben, werden nachträglich in ihren eigentlichen Beweggründen enthüllt; es ist nicht Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung; es ist das Bedürfniß der nachträglichen Aussprache über das, worüber man Jahrzehnte lang Schweigen beobachtet hat, und es heißt dabei nicht: Der Lebende hat Recht, sondern der Ueberlebende behält Recht.

Ein Ueberhandnehmen dieser Art von Literatur wird man immer beobachten können in Zeitwenden, wo große innere Umwandlungen des Zeitgeistes sich allmählich vorbereitet haben und „neue Männer", mit ihnen neue Verhältnisse in Sicht sind, sei es auf staatlichem Gebiet oder auch in dem harmloseren Reiche der Künste. Das Bedürfniß, sich selbst und andere vor dem Urtheil der Nachwelt zu rechtfertigen, ist zu natürlich, daß es nicht selbst einen Goethe dazu veranlaßt hätte, „Wahrheit und Dichtung" über seine Jugendzeit zu sagen. Was Cäsar nicht lassen konnte, durfte auch Napoleon I. nicht

Digitized by Google

vergessen zu thun, und heiße man nun neuerdings Gustav Freytag, Karl Gutzkow oder Alfred Meißner, heiße man Metternich, Beust oder auch Vitzthum von Eckstädt: Erinnerungen zu haben ist nach den Kämpfen des Lebens der beste Theil für viele.

Wir wissen nicht, ob der Mann, der unter den Staatsmännern des Jahrhunderts der mächtigste geworden ist, jemals zu dieser Literatur der Denkwürdigkeiten seinerseits beitragen wird. Wenn es geschähe, so würde schon dieser Umstand allein der Nachwelt und auch der Mitwelt ein vollständig anderes Bild von ihm selbst geben, als es durch sein bisheriges Wirken geschehen ist. Es giebt Charaktere, geistige Verfassungen, welche jenes Bedürfniß der Rechtfertigung oder Selbstschau, das fast allen geschriebenen Denkwürdigkeiten zugrunde liegt, gar nicht kennen. Während Goethe einen großen Theil seiner Schriften mit Erinnerungen und Aufzeichnungen persönlicher Art gefüllt hat, ist ein Schiller, der Denkwürdigkeiten seines eigenen Lebens geschrieben hätte, kaum denkbar. Man möchte aus Shakespeares Dramen und der Art ihrer Sprache schon auf einen Charakter des Verfassers schließen, der ihm gleichfalls nicht gestattet haben würde, das eigene Leben und Schaffen mit einem nachträglichen Kommentar zu versehen. Ja, es giebt Menschen, deren höchste Lebenstriebkraft so ganz in ihren Schöpfungen aufgeht, daß sie eine Art von Steigerung ihres Lebensgefühls und Kraftbewußtseins gerade darin sehen, daß ihnen der nachträgliche Kommentar gleichgiltig ist. Zum mindesten lassen sie ihn andere besorgen; es ist besser Buch, als Anmerkung dazu zu sein. —

Indessen hat die Welt gerade an diesen Charakteren eine gesteigerte Theilnahme; das Unberechenbare und Unberechnete ihres Daseins reizt die Neugier und Wißbegierde, reizt den Seelenkundigen und den Menschenkenner, und wer selbst nicht so, wie sie, aus dem Vollen leben kann, fühlt doch den Rausch erhöhter und selbstvergessener Kraftbethätigung nach, in dem sie zu wirken und zu schaffen scheinen. Menschen, welche so gehandelt und gelebt haben, würde man es geradezu verdenken, wenn sie nachträglich sich noch vor der Welt zu rechtfertigen suchten und Geschichte schrieben, nachdem sie Geschichte oder Kunst gemacht. Von ihnen allen heißt es mit dem Worte des deutschen Reichskanzlers: „Ein braves Pferd stirbt in den Sielen."

Zwei neuere Schriften über diesen letzteren Mann sind es, welche uns zu vorstehenden Betrachtungen veranlassen. Es sind keine staatsmännischen Rückblicke über den Kanzler etwa, welche „Enthüllungen" brächten, auch sind es nicht Denkwürdigkeiten, welche als ein literarisches Kunstwerk zu betrachten wären, wie etwa Gustav Freytags Schrift, es sind harmlose Anekdotensammlungen, die indessen durch die Art ihrer Zusammenstellung auch Rechtfertigung einer geschichtlichen Person gegenüber gewissen öffentlichen Meinungen versuchen.

„Fürst Bismarck und die Literatur", „Fürst Bismarck als Humorist" sind die Titel, welche Adolf Kohut zwei Büchern gegeben hat, in denen er nach den verschiedensten Quellen, die ja über den Reichs-

Digitized by Google

kanzler ziemlich reichlich fließen, ein Bild des Staatsmannes weniger, als des Menschen und seiner menschlichen Beziehungen zu den Zeitgenossen zu entwerfen versucht. Vieles von dem mitgetheilten Stoff ist selbstverständlich allgemein bekannt, aber die Richtung, in welcher der Verfasser denselben sammelt und verwerthet, ergiebt ein besonderes Bild, das mancher oft gehörten öffentlichen Meinung widerspricht.

Wenn man im Auslande noch mehr gewöhnt ist, als in Deutschland, den Fürsten Bismarck als den „eisernen Kanzler", den „Mann von Blut und Eisen" zu bezeichnen, so sagt schon der Titel des Buches „Fürst Bismarck als Humorist", daß der Verfasser dem gegenüber eine andere Seite seines Helden, die ja sehr stark entwickelt ist, in die rechte Beleuchtung zu rücken wünscht. Wenn man mit Thiers im Auslande den Kanzler einen „großen Barbaren" genannt hat, und wenn daheim, besonders in gewissen Kreisen der Reichshauptstadt, so viel von der literarischen Theilnahmslosigkeit Bismarcks gefabelt wird, so stellt Kohut dem gegenüber den Reichthum literarischer Beziehung und Bildung, den der Gegenstand seiner Schrift verräth, in ein besseres Licht. Er verweist auf die Fülle von Citaten aus Dichtern und Schriftstellern in Bismarcks Reden und schriftlichen Aeußerungen, er unterrichtet uns über das, was der Kanzler liest, er erinnert an die mancherlei Beziehungen, die Bismarck zu Dichtern und Schriftstellern wenigstens gelegentlich gehabt hat, und erhärtet mindestens so viel, daß man es mit einem Manne zu thun hat, der wahrlich kein Verächter der Dichtkunst ist, sondern sich ihren Werken gegenüber einen eigenen und besonderen Geschmack selbstständiger Art zu erhalten weiß. Daß er kein Mäcenas jemals gewesen ist, geht selbstverständlich dabei auch aus dieser Schrift hervor. Dagegen wird der literarischen Seite seiner eigenen Thätigkeit aufmerksame Betrachtung gewidmet, es werden insbesondere die große Anzahl „geflügelter Worte", welche unserem Staatsmanne ihr Dasein und ihre Flugkraft verdanken, eingehend gewürdigt.

Man fühlt sich gedrängt, nach dem Lesen dieser beiden Bücher die Art dieses Humors, die Eigenthümlichkeit so zahlreicher Aussprüche, das Schlagende und literarisch Gewandte derselben in ein bezeichnendes Wort zu fassen. Fast in allem ist die Grundlage dieses Humors eine heitere Selbstherrlichkeit und Selbstverachtung, zugleich verbunden mit einer gewissen Wagehalsigkeit der Einbildungskraft, wie sie genialen Naturen zu eigen sein pflegt. Es ist der Humor Falstaffs und des Prinzen Heinz in einem Geiste ergänzend gemischt, besonders in den Jugendjahren; mancher Ausspruch, manches Witzwort könnte Shakespeares Mercutio ganz in dieser Art auch haben fallen lassen. Es ist nicht das „bonmot" des Franzosen, nicht das Wortspiel des Berliners, es verräth bei weitem mehr jenen Witz der Einbildungskraft, jenen Sachwitz, zu dem die Shakespeare'schen Helden neigen. „Ich werde wie Champagner behandelt, nämlich kalt gestellt für späteren Gebrauch", sagt der jugendliche Bismarck einmal im Tone Shakespeares. Im Jahre 1866 telegraphirte er an Manteuffel über

Digitized by Google

die Behandlung der feindlichen Hannoveraner: „Behandeln Sie sie als Landsleute, eventuell tödtlich.“ Irgend ein Handlungsreisender hatte einen alten Offizier belästigt. Auf dem Bahnhofe trat Bismarck dem Schwätzer mit einem vernichtenden Blick unerwartet nach und drängte im vorwärtsschreiten den entsetzten Gesellen rücklings gegen die Wand.

„Wie heißen Sie?“ wetterte ihn Bismarck an.

„Nelke heiße ich.“

„Nehmen Sie sich in acht, Sie Nelke Sie! oder ich werde Sie pflücken, daß es nur so knacken soll!“

Wenn Falstaff dies sagte, würden wir es auch in der Ordnung finden. Man denkt an die Rekrutenmusterung: „Wie heißt Du?“ — „Warze.“ — „Er scheint mir eine sehr ruppige Warze.“

Dieses verwegene Spiel mit Vorstellungen, statt nur mit den Worten, diese Freude an der gewagten Kühnheit der Einbildungskraft und das selbstherrliche Herauswerfen des Wortes scheint ganz der Ausdruck des Humors einer sächsischen Rasse, zu der ja auch Shakespeare und seine Humoristen zählen. Einmal schreibt der junge Bismarck an seine Schwester in einer Schilderung Norderneys: „Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmuth und Heimweh erfüllt, denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war. Sie muß ein herrliches Gemüt haben .... Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier, gebaut wie ein Stiefelknecht, langer, schlanker Leib und kurze, krumme Beine.“

Auch das ist eine Art von metaphorischem Witz, von Humor der beobachtenden und anschauenden Einbildungskraft, wie er in den Charakteren des großen Britten in künstlerischer Gestaltung vorgebildet ist. Es ist Falstaffs Sprache.

Kohut erzählt eine Reihe hübscher Geschichten aus Bismarcks Junker- und Studentenjahren, in denen allen der Humor der Sache auf jener Selbstherrlichkeit eines entschiedenen Charakters beruht, der mit den Menschen auf eine überlegene Weise spielt und bei einem scharfen Blicke für das Sachliche das Nebensächliche in eine heitere Beleuchtung rückt. Der Ausdruck der „Wurschtigkeit“, der ja auch von Bismarck selber stammt, ist dabei meistens die äußere Form des humoristischen Vortrags. Gegenüber gewissen Staatsfragen, die in jüngster Zeit durch die Veröffentlichung von Kaiser Friedrichs Tagebuch und Freytags Schrift von neuem zur nachträglichen Besprechung gekommen sind, darf an folgende reizende Geschichte erinnert werden:

Man unterhielt sich in Versailles über Titulaturen: „Deutscher Kaiser“ oder „Kaiser von Deutschland“. Als ein Weilchen darüber verhandelt worden war, sagte Bismarck, der bisher geschwiegen: „Weiß einer von den Herren, was auf lateinisch „Wurscht“ heißt?“ — „Farcimentum“, erwiderte Geheimrath Abeken. — „Farcimen“, sagte Busch. — „Farcimentum“ oder „Farcimen“, meinte Bismarck lächelnd, „einerlei; nescio, quod mihi magis farcimentum esset.“ —

Digitized by Google

Von Shakespeareſcher Drolligkeit iſt auch die Art, wie Bismarck die Rauchgeſchichte von Frankfurt a. M. erzählt haben ſoll; zugleich eine Satire von äußerſt zierlicher Art über die Bundestagsverhältniſſe.

Bei den Sitzungen der Militärkommiſſion hatte, als Herr v. Rochow Preußen beim Bundestage vertrat, Oeſterreich allein geraucht. Rochow hätte als leidenſchaftlicher Raucher es gewiß auch gern gethan, getraute ſich's aber nicht; als Bismarck jedoch dazu kam und nicht einſah, warum dieſer zurückſtehe, ließ er ſich von der Präſidialmacht Feuer geben, was von ihr und den andern Herren mit Erſtaunen und Mißvergnügen bemerkt zu werden ſchien. Es war offenbar für ſie ein Ereigniß. Für diesmal rauchten nun bloß Oeſterreich und Preußen. Aber die andern Herren hielten das augenſcheinlich für ſo wichtig, daß ſie darüber nach Hauſe berichteten. Die Sache erforderte an den kleinen Höfen reifliche Ueberlegung, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Darauf begann auch Schrenkh, der bayeriſche Geſandte, die Würde ſeiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachſe Noſtiz hatte ohne Zweifel auch große Luſt dazu, aber wohl noch keine Erlaubniß von ſeinem Miniſter. Als er aber das nächſte Mal ſah, daß der Hannoveraner Bothmer ſich eine genehmigte, muß er, der eifrig öſterreichiſch war — er hatte dort Söhne in der Armee — ſich mit Rechberg verſtändigt haben, denn er zog ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren nur noch der Württemberger (v. Reinhard) und der Darmſtädter (v. Münch-Bellinghauſen) übrig, und die rauchten überhaupt nicht. Aber die Ehre und die Bedeutung ihrer Staaten erforderten es gebieteriſch, und ſo langte richtig das folgende Mal der Württemberger eine Cigarre heraus — es war ein langes, dürres, hellgelbes Ding, Couleur Roggenſtroh — und rauchte ſie mit mürriſcher Entſchloſſenheit als Brandopfer für das ſchwäbiſche Vaterland wenigſtens halb.

Die Vorliebe für bezeichnende Bilder, an denen die Bismarckſchen Reden ſo reich ſind und welche ſeinen Humor gegenüber der franzöſelnden Art des Witzes der meiſten Staatsmänner ſo urſprünglich erſcheinen läßt, kennzeichnet auch die nachfolgende hübſche Antitheſe.

Ein öſterreichiſcher Staatsmann fragte den Kanzler: „Was halten Sie von unſerem Treiben zum Föderalismus?“ Und dieſer erwiderte: „Ich verſtehe nichts von den öſterreichiſchen Verhältniſſen — aber faſt ſcheint es mir, als mahnten ſie ein wenig an die Zweifel, die ein Beſitzer von feurigen Pferden über ihre Benutzung hegt. Ich würde nicht lange wählen, denn mit einem Vierſpänner kommt man ſicherer und raſcher zum Ziel, wie mit vier Einſpännern.“

Wie hübſch iſt das geſagt und mit wie vielem literariſchem Geſchmack vorgetragen! Zu den geflügelten Worten des Herrn Reichskanzlers gehört ja auch manches abfällige Wort über die „Beredtſamkeit der eloquenten Streber“; er ſagt öfter, daß Redenhalten nicht ſeine Sache ſei. Es iſt merkwürdig, daß gerade ſeine eigenen Reden reicher an Tropen und Metaphern ſind, an allen Redefiguren, die Humor und Ironie, Ernſt und Zorn ſich zur Form wählen, als die

Digitized by Google

irgend eines Redners, der im deutschen Reichstag und preußischen Landtag jemals aufgetreten ist. Fast alles, was Bismarck in veröffentlichten Briefen geschrieben und was man sonst als schlagende Aeußerung verbreitet hat, gehört dem Gebiete einer übertragenen Bildersprache an, mag es nun die „konstitutionelle Delila“ von 1850 oder die „politischen Schwimmhosen“ von 1858, mag es der „ehrliche Makler“ oder auch der „Knochen des pommerschen Grenadiers“ sein. Sehr wenig findet man die Neigung zum eigentlichen Wortwitz, wie man ihn z. B. aus so vielen Aeußerungen des verstorbenen Kaisers Friedrich kennt. Der Kalauer ist nicht die Sache des Reichskanzlers. Seine Einbildungskraft hat einen höheren literarischen Charakter, und es ist daher gewiß nicht der Ausdruck einer wohlfeilen *προσκύνησις*, wenn Kohut den Kanzler in der That als ein literarisches Talent in Anspruch nimmt.

Es scheint, als habe auf der einen Seite Shakespeare mit seinem metaphorischen Witz, auf der andern Seite Goethe mit der Sprache seiner Xenien und Sprüche in Prosa lebhaft befruchtend auf die Aeußerungsweise des Kanzlers schon in jüngeren Jahren gewirkt. Manche seiner Reden, ganz abgesehen von so vielen Citaten aus Shakespeare, scheinen auch eine Nachahmung der Redeweise Shakespeare'scher Helden. Indessen das Blut, die Stammesart und die unstreitige genialische Veranlagung wirken dabei nicht minder.

Kohuts beide Schriften über den Kanzler, welche in manchen Punkten auch durch eine eben veröffentlichte: „Ferdinand Lassalle, sein Leben und Wirken“ ergänzt werden, dürften zu einer richtigen und unbefangenen Beurtheilung des großen Staatsmannes in seinen persönlichen Eigenschaften nicht unwesentlich beitragen. Wer gern anziehende Geschichten aus dem Leben berühmter Männer liest und ein Feinschmecker in Sachen staatsmännischer Redespiele ist, wird die Kohutschen Zusammenstellungen mit Genuß aus der Hand legen.

Digitized by Google

Die Uebertragung intellektueller und moralischer Erscheinungen durch Ansteckung.

Von L. Laschert.

Ueberall, wo der Würgengel seines Amtes rühriger waltet und über den gewöhnlichen Prozentsatz kühn hinausgreift, da hat es das „Contagium" gethan, und seine geheimnißvolle Macht ist so gewaltig, daß die ängstliche Menge oft nur in wilder Flucht nach Rettung sucht. Das vermeinte Gebiet seiner Herrschaft wird gemieden, und wären es auch die Reize eines Paradieses, sie locken vergebens; denn der Selbsterhaltungstrieb ist größer als die Lust und der Genuß. Mag auch das Contagium, dieser von kranken auf gesunde Individuen übertragbare Ansteckungsstoff, der unter geeigneten Umständen bisweilen die Bevölkerung ganzer Lokalitäten dezimirt, bald als Vibrionen oder Micrococcen, bald als Bacterien oder Bacillen erkannt und beschrieben werden, so wissen wir heute doch zu gut, daß es eine ganze Reihe von contagiösen Erscheinungen giebt, bei deren Uebertragung organische Gebilde, wie Bacterien und dergleichen, durchaus keine Rolle spielen.

Es ist bekannt, daß krankhafte Gehirnbewegungen in dem Gehirn anderer Individuen durch Uebertragung ähnliche Erscheinungen hervorrufen und manche physische Beschwerden veranlassen können. Daß das Gähnen ansteckend wirkt, bezweifelt heute wohl niemand mehr. Auch der Gesichtstik, der Veitstanz und andere epileptische Krämpfe sind von jeher übertragbar gewesen. Und ist es denn etwa bei den Thieren anders? Wenn sich ein Pferd die Unart angewöhnt hat, die Krippe zu zernagen (Krippensetzer), so dauert es sicher nicht lange, bis sich sein Nachbar derselben Gewohnheit hingiebt. Ebenso verhält es sich mit dem Gesichtstik. Wird ein Pferd im Stalle von diesem Uebel befallen, pflanzt sich dasselbe, wenn das Pferd nicht bis zu seiner Heilung abgesperrt wird, in kurzer Zeit auf alle übrigen Stallgenossen fort.

Digitized by Google

Wie es sich mit diesen rein körperlichen Beschwerden verhält, so sehen wir auch den großen Einfluß, den die Gehirnbewegung in intellektueller wie in moralischer Hinsicht zu üben imstande ist. Selbstverständlich können hier wie dort Ansteckungen nur dann erfolgen, wenn der geeignete Boden dazu vorhanden ist, der durch deprimirte Gemütsaffekte zwar nicht immer geschaffen, so doch zur Aufnahme und Verbreitung mancher zu fürchtenden Seuchen äußerst fruchtbar gemacht wird.

Aus demselben Grunde sind auch Gehirndispositionen, wie gewöhnlicher Wahnsinn und weit mehr noch jede einfache Abweichung vom gesunden Menschenverstand ansteckend, indem diese geistige Zustände durch das Beispiel, durch die gewohnheitsmäßige Berührung des täglichen Lebens übertragen werden. Diese Thatsache wird heute von den hervorragendsten Nervenärzten anerkannt, und Professor Cesare Vigna, Direktor der berühmten Irrenanstalt St. Clement in Venedig, hat vor kurzem eine Denkschrift veröffentlicht, worin er sich unumwunden für die Ansteckung des Wahnsinns und anderer geistigen Krankheiten ausspricht.

„Die moralische Ansteckung", sagt dieser Gelehrte, „beruht auf einem natürlichen Gesetz, welches Dr. Despine versucht hat zu formuliren, indem er sich über diese merkwürdige Erscheinung dahin aussprach: „Jede Kundgebung der Instinkte unserer Seele, der Gefühle und Leidenschaften jeder Art erregt ähnliche Gefühle und Leidenschaften bei den Individuen, welche geeignet sind, jene instinktiven Elemente bis zu einem gewissen Grade zu empfinden. Wie der Wiederklang einer musikalischen Note die gleiche Note in allen Resonanzböden, welche diesen Ton von sich zu geben imstande sind und sich unter dem Einflusse des lautgewordenen Tones befinden, in Schwingung versetzt, ebenso erregt die Kundgebung eines Gefühls, einer Leidenschaft das gleiche instinktive Element, setzt es in Thätigkeit, macht es sozusagen schwingen in jedem Individuum, das bei seiner sittlichen Konstitution befähigt ist, dasselbe instinktive Element mehr oder weniger lebhaft zu empfinden."

„Dieser sinnige Vergleich, wie genau und treffend er sonst auch sein mag, enthält doch nur ein indirektes Beweisverfahren, das ohne Zweifel die Erscheinung vortrefflich zu beleuchten, niemals aber genügend zu erklären vermag. Erst Rambosson ist es gelungen, durch das „Gesetz der Fortpflanzung und Umwandlung der Gehirnbewegung" dieser merkwürdigen Thatsache eine wahrhaft wissenschaftliche Erklärung zu geben.

„Offenbar nun kann durch dasselbe physiologische Gesetz, das uns die Uebertragbarkeit des Wahnsinns nachweist, gleichfalls auch die Verirrung des gesunden Menschenverstandes durch Ansteckung erklärt werden. Wenn wir mit Personen zusammenleben, die falsch denken, unlogisch schließen und ebenso handeln, empfängt unser Gehirn fortwährend die durch die Umwandlung der Bewegung gestörte Rückwirkung der ihrigen und strebt danach, sich derselben Bewegung hin-

Digitized by Google

zugeben, die uns durch ihren Einfluß auf unsere geistigen Fähigkeiten mit fortreißt, wie jene Personen zu denken, zu schließen und zu handeln. Diejenigen natürlich, welche bereits ein festes Urtheil erlangt haben, sind anfangs dieser Gewalt nur wenig unterworfen; sie werden sogar vor dieser Bewegung erst einen starken Widerwillen empfinden, doch auf die Dauer können sie nicht widerstehen. Andere dagegen, die überhaupt ein festes Urtheil noch nicht erlangt haben, werden bald unwiderstehlich mit fortgerissen werden."

Auf diese Weise kann der gesunde Menschenverstand in kurzer Zeit sich verdunkeln oder verirren, wie er durch den entgegengesetzten Einfluß, insofern er bereits irre geworden war, auf den geraden Weg wieder zurückgeführt werden kann. Unsere Intelligenz nimmt die günstigen wie die ungünstigen Einflüsse von allem, was uns umgiebt, in einem Grade auf, der in Erstaunen setzt, wenn man darüber zum erstenmal ernste Beobachtungen anstellt. Schon ein früherer Irrenarzt hatte erkannt, mit welcher Leichtigkeit der gemeine Menschenverstand sich den ihn umgebenden Einflüssen unterwirft. Er nöthigte daher seine Kranken zur Vernunft, und diese aufgenöthigte, nachgeahmte Vernünftigkeit ging allmählich in die freiwillige, wahre Vernünftigkeit über, bloß durch die geheime Kraft, die in uns wirkt und unsere Gedanken stets unseren Handlungen, sowie unser ganzes innere Wesen unseren äußeren Gewohnheiten anpaßt.

Wer hätte noch nicht die Erfahrung gemacht, daß ein Mensch, der eine bewußte Unwahrheit verbreitet, deren natürliche Unwahrscheinlichkeit er anfangs selbst eingesehen haben mußte, schließlich dahin gelangt, seine wiederholt mitgetheilte Lüge selbst zu glauben? Und wie die bloße Gewohnheit des Irrthums schon genügt, um zu jener fixen Verirrung hinüber zu leiten, die wir als Wahnsinn erkennen, so genügt auch andererseits die bloße Gewohnheit vernünftiger Aeußerungen und Handlungen, um die in der Irre herumschweifende Vernunft wieder in die richtige Bahn zu leiten.

Es gehört gar nicht viel dazu, jemandem — namentlich in seiner Jugend — falsche Ideen beizubringen, seinen gesunden Verstand zu verdüstern und die klare Vernunft verlieren zu lassen. Deßhalb konnte der gelehrte Maudsley nicht ganz mit Unrecht auch wohl sagen: „Unter den Menschen, die mit Ernst schon über ihre Gedanken und Gefühle nachgedacht haben, dürften ohne Zweifel viele in einem gegebenen Augenblick ihres Daseins das Gefühl empfunden haben, daß ihnen nur wenig fehle, um „überzuschnappen" und wahnsinnig zu werden, und daß entschieden eine gewisse Anstrengung nöthig sei, um ihre zum Entschlüpfen bereite Vernunft möglichst zurückzuhalten. Es ist sicher, daß der Mensch in den meisten Fällen die Gewalt besitzen kann, dem Wahnsinn vorzubeugen. Denn woher der Irrsinn auch kommen mag, so beruht er doch immer auf dem Verfall des Willens, auf dem Verlust der Fähigkeit, seine Ideen und Gefühle zu ordnen. Die weise Entwickelung der Controlle des Willens über die Gefühle und Ideen liefert also dem Menschen eine Kraft, welche

Digitized by Google

energisch zu Gunsten seiner geistigen Gesundheit zu wirken vermag. — Der Anfang der Genesung eines Wahnsinnigen ist stets ein Erwachen seiner Willenskraft, und dieses Erwachen ist um so eher möglich, je weniger die Krankheit von physischen Störungen begleitet, also nicht organisch, sondern nur funktionell ist."

Diese Thatsachen sind weit davon entfernt, mit der Annahme einer sittlichen Freiheit in Widerspruch zu gerathen. Wir sehen im Gegentheil, daß sie dieselbe nur noch mehr hervortreten lassen; denn sie zeigen uns, wie der Mensch der Gehirnbewegung in ihrer Fortpflanzung sehr oft mit Erfolg zu widerstehen oder sie wenigstens zu modifiziren vermag. Auch kann er im gewöhnlichen täglichen Leben die Gelegenheit dazu fliehen. Auf jeden Fall aber darf seine Verantwortlichkeit nicht weiter reichen, als seine Fähigkeit, Widerstand zu leisten.

Auf demselben Gesetz der Fortpflanzung der Gehirnbewegung beruht auch eine Erscheinung, die schon oft im Leben der Menschen wie der Thiere beobachtet worden ist, nämlich die Erscheinung der Panik, des panischen Schreckens. Zahlreiche Krieger sind auf dem Schlachtfelde von diesem Schrecken schon erfaßt worden und haben dadurch dem Ausgang der Schlacht eine andere Wendung gegeben. Auch das Herz des tapfersten, unerschrockensten Helden kann dieser Ansteckung unterliegen, wenn es ihm nicht gelingt, sogleich im ersten Augenblick derselben mit Aufbietung seiner ganzen Energie den nöthigen Widerstand entgegenzusetzen. Selbst die Thiere sind diesem contagiösen Schrecken unterworfen, und ganze Heerden können davon ergriffen werden. Wird ein Thier von der Panik befallen, was sich sofort in seinen Blicken, in seiner Haltung und seinem Geschrei kundgiebt, so pflanzt sich seine Gehirnbewegung augenblicklich auf seine Umgebung fort, und in wilder, toller Flucht jagt die ganze Heerde dahin, bis entweder totale Ermüdung oder unübersteigliche Schranken der Natur ihrer Flucht endlich Einhalt gebieten. Viele dieser Aermsten fallen dem panischen Schrecken zum Opfer und werden dann eine Beute der Geier und deren Bundesgenossen.

Sowie die Uebertragung intellektueller Störungen nicht mehr bezweifelt werden kann, so ist dieselbe auf dem Gebiet der Moral längst schon als feststehende Thatsache anerkannt worden, und wir alle wissen, daß gute Beispiele ebenso ihre Nachahmer finden, wie schlechte die ihrigen, und daß jedes Verbrechen ansteckend wirken kann.

Der Selbstmord, sagt man, ist heute an der Tagesordnung, und seine epidemische Fortpflanzung steht außer allem Zweifel. Er zeigt sich ansteckend in den Irrenanstalten, wie in kleineren Ortschaften, wo die Aufmerksamkeit der Bewohner plötzlich durch die ausführliche Schilderung von Umständen aufgerüttelt wird, die auf die Vollziehung eines Selbstmordes Bezug haben.

„Der Selbstmord", sagt Dr. Ebrard in seiner Monographie über diese Seuche, „kann sich durch Nachahmung, durch eine Art moralischer Ansteckung fortpflanzen, deren Existenz eben so sicher ist, wie die An-

Digitized by Google

steckung anderer Krankheiten. Denen, welche heute noch an der gewaltigen Macht des Beispiels zweifeln sollten, rufe ich die Epidemien des Selbstmordes ins Gedächtniß, die in Lyon stattfanden, wo die Frauen, die des Lebens überdrüssig waren, sich massenhaft in die Rhône stürzten; in Marseille, wo die Mädchen aus Liebesgram sich tödteten; in Rouen, wo man im Jahre 1806 eine große Zahl von Selbstmorden beobachtete. Jedermann kennt die Geschichte der fünfzehn Invaliden, die im Jahre 1772 sich nach einander und in einem sehr kurzen Zeitraume an einen und denselben Haken aufhingen, der sich in einer dunkeln Passage des Invalidenhauses befand. Auf den Rath Sabatiers wurde dieser verhängnißvolle Haken entfernt, ein Fenster durch die entgegengesetzte Mauer gebrochen, und — die Selbstmorde hatten hier ihr Ende erreicht. — Ein Soldat tödtete sich einst in einem Schilderhaus, andere Soldaten folgten seinem Beispiele und wählten dazu dasselbe Schilderhaus. Man kann nicht wissen, wie weit das geführt haben würde, wenn Napoleon I. nicht befohlen hätte, das Schilderhaus zu verbrennen."

Ein lebensmüder englischer Lord stürzte sich während der dreißiger Jahre in den Krater des Vesuv; sein Beispiel fand zahlreiche Nachahmer, bis durch ergriffene Vorsichtsmaßregeln weiterer Nachfolge vorgebeugt wurde. Es ist bekannt, daß die Selbstmorde, die von außerordentlichen, abenteuerlichen Umständen begleitet sind, am meisten Nachahmung finden. Als ich 1883 bei meinem Aufenthalt in Paris auch die Vendôme-Säule zu besteigen wünschte, um von da aus einen Theil der Stadt zu überschauen, fand ich den Zugang gesperrt und mußte mich mit der Mittheilung begnügen, daß in Anbetracht der zahlreichen Selbstmorde, welche daselbst einige Zeit hindurch ausgeführt worden wären, der Aufstieg seit dem vorhergehenden Sommer behördlicherseits untersagt worden sei. Aehnliche Beispiele liefern uns die Notre Dame in Paris, der isolirt stehende Thurm auf dem Hradschin in Prag, das sogen. „Monument" in London und andere.

Wenn man sich hier von großen Höhen hinabstürzt, dort ins Wasser springt oder an einem Haken aufhängt, um des lieben Lebens ledig zu werden, so finden die Negersklaven Brasiliens, sobald der Selbstmord unter ihnen epidemisch auftritt, ihr Erlösungsmittel fast nur in dem Gift einer Pflanzenwurzel.

Als J. J. von Tschudi im Jahre 1861 in Brasilien reiste und sich einmal nach einem ihm bekannten, wohlhabenden Fazendabesitzer befragte, wurde ihm folgendes mitgetheilt: „Mehrere Tage nach einander kam während der Messe vor der Kirche der Pfarre, zu der jene Fazenda gehörte, ein mit Ochsen bespannter und von einigen Sklaven begleiteter Wagen, auf dem drei bis vier Negerleichen lagen, die beerdigt werden sollten. Der Priester, erstaunt und erschrocken über die stets wachsende Zahl von Todten, erkundigte sich bei den Negern, ob auf der Fazenda vielleicht die Blattern oder sonst eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sei. „O nein, Herr", erwiderte einer der Sklaven, „wir sind alle gesund, aber" — fügte er mit verschmitztem Lächeln

Digitized by Google

hinzu — „heute bringen wir die da (auf die Todten zeigend), morgen werden andere uns bringen.“ Und so geschah es. Am nächstfolgenden Tage war der Ochsenkarren mit den Leichen der Sklaven beladen, die Tags vorher ihre todten Kameraden herbeigebracht hatten, und so dauerte der Turnus, bis fast alle Neger der Fazenda, einige und achtzig, neben einander auf dem Friedhofe ruhten. Sie hatten sich alle selbst vergiftet. Bevor jedoch noch die letzten auf den verhängnißvollen Wagen geworfen wurden, war ihr Herr dem Wahnsinn verfallen; von Tag zu Tag hatte er durch den Verlust seines mobilen Kapitals seinen sicheren Ruin immer näher rücken sehen, bis er dem unvermeidlichen Unglück endlich erlag.“

Aehnliche Fälle, wenn auch nicht immer von so kolossalen Dimensionen, sind uns in den letzten Jahrzehnten öfter berichtet worden, ohne daß man sich weiter bemüht hätte, einen anderen psychologischen Zusammenhang zu finden, als die ganz unpsychologische Zurückführung dieser Thatsache auf das Motiv der Rache, trotzdem es dort nur zu bekannt ist, daß beinahe nur Sklaven menschenfreundlicher Besitzer sich zu dieser Verirrung hinreißen lassen, während die in Furcht vor ihren Despoten lebenden fast durchgehends davon befreit bleiben.

Die moralische Ansteckung findet sicher bisweilen bei Gelegenheit von Gegenständen statt, welche gewisse Handlungen lebhaft ins Gedächtniß rufen. Mehrere oben bereits erwähnte Thatsachen vermögen diese Beobachtung zu unterstützen; wir fühlen uns aber veranlaßt, hier noch eines Falles zu gedenken, der sowohl wegen seines Alters, als auch wegen seiner Originalität ohne Zweifel besonderes Interesse verdient.

Der Feigenbaum des Misanthropen Timon in Athen hatte im Alterthum eine gewisse Berühmtheit erlangt. „An einem Versammlungstage“, erzählt uns Plutarch im Leben des Antonius, „als Timon die Rednerbühne bestiegen hatte, entstand eine tiefe Stille; denn die Neuheit der Sache hielt alle Zuschauer in Spannung, was der sonst so Schweigsame wohl sagen werde. Endlich ergriff er das Wort und sprach: „Athener, ich habe neben meinem Hause einen kleinen Hof, in welchem sich ein Feigenbaum erhebt. Mehrere von unsern Mitbürgern haben sich schon an diesen Baum aufgeknüpft; da ich aber jetzt beabsichtige, dieses Terrain zu bebauen, wollte ich Euch öffentlich darüber in Kenntniß setzen, damit, wenn jemand von Euch noch Lust haben sollte, sich auch dorthin zu hängen, er sich beeilen wolle, es zu thun, bevor der Feigenbaum umgehauen wird.“

Die feierliche Posse zeigt uns recht deutlich, daß nichts neues unter der Sonne geschieht und daß die ernsten Handlungen, die sich in unseren Tagen auf so verschiedene Weise vollziehen, sich schon auf einem andern Schauplatze im grauen Alterthum abgespielt haben. Die Assoziation der Ideen spielt in dieser Art von Handlungen eine ebenso bedeutende Rolle, wie auf anderen Gebieten, die dem Einfluß des Gesetzes von der Fortpflanzung der Gehirnbewegung unterworfen sind.

Digitized by Google

Vom moralischen Gesichtspunkte aus findet demnach der Einfluß guter und böser Beispiele und Gesellschaften, die man frequentirt, hier einen klaren und augenscheinlichen Beweis. „Böse Gesellschaften verderben gute Sitten“ und „Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um“, diese Aphorismen der allgemeinen Moral erhalten hier eine ernste wissenschaftliche Demonstration. Wie der Mensch in intellektueller Hinsicht durch das Gesetz der Fortpflanzung unserer Gehirnbewegung vom einfachen gesunden Menschenverstand bis zu völliger geistiger Verirrung progressiv herabsinken kann, ebenso leicht vermag er irregeleitet zu werden auf dem Gebiet der Moral. Die beiden Grundpfeiler der Rechtschaffenheit sind die Furcht vor dem Bösen und Schlechten, sowie die Liebe zu dem Guten und Schönen. Die Furcht vor dem Bösen aber verliert sich fast immer durch den häufigen Verkehr mit demselben, und wofern seine Seele nicht kräftig genug reagirt, ist der Begleiter des Lasterhaften auch stets verloren. Anfangs duldet, dann entschuldigt man und setzt sich schließlich mit der Unehre auf gleichen Fuß. Was von weitem unmöglich schien, wird endlich leicht und ganz natürlich, sobald sich einmal die Seele durch Kontakt vergiftet hat.

So lange die geistigen Kräfte noch unabhängig sind, vermögen sie durch entschiedenen Kampf die Disposition des Organismus wenigstens theilweise noch zu modifiziren und durch wiederholte Anstrengungen die Leitung der Nervenfasern abzuändern; wenn aber die früheste Jugend vorüber und das Alter gekommen ist, in welchem die Organe bereits vollkommen entwickelt sind und die vom Gehirn aufgenommenen „Spuren“ sich tief ausgeprägt haben, dann ist es schwer, ja fast unmöglich, die ersten Eindrücke vollständig wieder verschwinden zu lassen, sie werden aufs neue immer wieder erwachen. „Die Bildung der Ideen“, sagt Cl. Berard, „ist den nämlichen Gesetzen unterworfen, denen die Bewegungen unserer äußeren Organe gehorchen, und wenn eine Idee während einer bestimmten Zeit durchs Gehirn hindurch gegangen ist, prägt sie sich darin ein, gräbt sich gleichsam ein Zentrum und wird wie eine angeborene Idee.“ Hier rechtfertigt der Physiologe die Empfindung des lateinischen Dichters, indem er zeigt, daß das Gehirn während des frühesten Jugendalters auf seinem Entwickelungsgange dem weichen Wachs ähnlich, also gut geeignet ist, alle Abdrücke, welche man demselben mittheilt, getreu aufzunehmen, wie ja auch der junge Baumtrieb gleichfalls alle Richtungen annimmt, die man ihm giebt. Sobald aber später die Organisation mehr fortgeschritten ist und die Ideen und Gewohnheiten sozusagen tief eingewurzelt sind, besitzen wir nicht mehr die Macht, weder die alten Eindrücke unmittelbar verschwinden zu lassen, noch deren neue zu bilden.

Die früheste Kindheit gleicht also dem in Fluß gebrachten Metall, das man in eine Form gießen kann und das geeignet ist, alle Gestalten anzunehmen. Ist die erste Kindheit vergangen und sozusagen das menschliche Metall hart geworden, so kann es von neuem nicht umgeschmolzen werden und ist im äußersten Falle einigermaßen nur

Digitized by Google

noch für bloße Radirungen empfänglich. Alle wahrhaft gebildeten und geistig hochstehenden Eltern von Philipp von Macedonien bis auf unsere Tage haben daher in Erkennung dieser Thatsache es stets für eine ihrer wichtigsten Aufgaben gehalten, die Erziehung ihrer Kinder so zu leiten, daß dieselben vor falschen Bildern und gefährlichen Eindrücken bewahrt blieben.

Wie aber das üble Beispiel schon auf unsere Kinder sowohl in intellektueller wie in moralischer Hinsicht einen so nachtheiligen Einfluß zu entwickeln vermag, so zeigt sich die Ansteckung bei den Blödsinnigen und Idioten noch weit wirksamer. Der Grund hiervon ist sehr einfach; ein moralisches Gesetz existirt für dieselben nicht, und die fortgepflanzte Gehirnbewegung wird durch keinen Kampf neutralisirt. Sie lassen sich gehen wie das Thier, indem ihr Instinkt jedem beliebigen Eindruck folgt, und wenn sie sich auch nicht immer gerade denselben Handlungen überlassen, deren Zeugen sie waren, so begehen sie doch ähnliche. „Sobald ein Idiot," sagt Dr. Despine, „ein Schwein abstechen sieht, ist er imstande, ein Messer zu ergreifen und dem ersten besten Menschen den Hals durchzuschneiden."

Auch die Kinder, deren Vernunft noch unentwickelt ist, machen sich bisweilen ähnlicher Schwachheiten schuldig. Das mag die außerordentliche Grausamkeit erklären, die man bisweilen in der Handlungsweise derselben bemerkt, sei es im Verkehr mit Ihresgleichen oder auch mit den Thieren. „Dieses Alter ist ohne Erbarmen!" sagt die Fabel von den zwei Tauben.

Diese kurzen Andeutungen werden genügen, die hohe Bedeutung erkennen zu lassen, welche dieses Gesetz für unsere geistige Entwickelung besitzt. „Die Gehirnbewegung, die sich nach außen erkennbar macht, wird meist in dem Individuum, auf das sie sich durch Licht- oder Schallwellen fortpflanzt, dieselbe Gehirnbewegung hervorrufen." Das Gesetz kann ebenso gefährlich wie segensreich sein.

Digitized by Google

Joseph Christian von Zedlitz.

Ein Erinnerungsblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

Von Viktor Kiy.

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein."

Dieses Sinngedicht Lessings gilt nicht von Klopstock allein, von dem allerdings selbst dem gebildeten Deutschen nur die wenigen Oden und Bruchstücke der Messiade bekannt zu sein pflegen, die im Unterricht gelesen und erläutert werden.

Dasselbe trifft auch zu auf die meisten Werke Wielands und Herders; denn nur von den beiden Epopöen „Oberon" und „Cid" kann man allenfalls behaupten, daß sie in weitere Kreise gedrungen seien; alle übrigen Geisteserzeugnisse der beiden Dichterheroen schlummern im Staube der Bibliotheken.

Wie steht es nun mit den Epigonen! Wie viele von ihnen und zwar selbst den gottbegeisterten Sängern werden noch gelesen, wie vieler wird kaum gedacht!

Aber daran nicht genug! Einige überweise Kritiker der Gegenwart fühlen sich bemüßigt, die Lauge ihres Spottes auszugießen über die stille, pietätvolle Feier des Sekulartages der Geburt jener Genien, die doch auch ihr Leben der Bildung ihres Volkes geweiht und oft ihr selbstloses Streben mit ihrem Herzblute bezahlt haben.

Doch lassen wir uns dadurch nicht beirren, jenen Geistesstreitern unsern schuldigen Dank zu zollen.

Gelegenheit dazu giebt uns zunächst der hundertste Geburtstag von Joseph Christian von Zedlitz.

Vielleicht gelingt es diesen Zeilen, die seinem Andenken gewidmet sind, diesen und jenen zu veranlassen, daß er an der Quelle die Wahrheit unserer Behauptungen prüfe, und daß so dem entschlafenen Sänger und Helden ein wenn auch nur kleiner Kreis von Verehrern gewonnen werde. —

Digitized by Google

Seine dichterische Laufbahn eröffnete Zedlitz mit der Schicksalstragödie „Titurel“ (1821). Vier Jahre später schrieb er das Drama „Zwei Nächte zu Valladolid“, das ganz im Geschmack Calderons gehalten ist. Ja, in seinen späteren Stücken nahm er den Stil des spanischen Dramas so vollständig an, daß Gervinus nicht mit Unrecht behauptet, jene opferten sich geradezu den spanischen Formen und Sitten auf.

Wir sehen, daß Zedlitz sich hier auf dem Boden der modernen Romantik bewegt. Dieser Richtung ist er im allgemeinen treu geblieben, wenn auch in seinen späteren Dichtungen Anklänge an fast alle Entwickelungsphasen zu erkennen sind, welche die Poesie in der damaligen Zeit erfahren hat, was wir unter anderem auch daraus ersehen, daß er in seinem Drama „Kerker und Krone“ (1833) eine Fortsetzung des Goetheschen „Tasso“ zu geben versucht.

Alle diese Stücke sind mehr oder minder gezwungen; sie entbehren der Originalität und Lebenswahrheit, und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß sie sämmtlich ins Meer der Vergessenheit gesunken sind.

Seine gesammelten „Gedichte“ (1832) dagegen, welche von einer idealen Auffassung des Lebens Zeugniß ablegen, sind charakterisirt durch eine frische, lebendige Phantasie, eine blühende Sprache, wie durch eine gefällige, reine Form. Ein Beispiel, „Der Abendhimmel“, möge genügen:

„Wenn ich an Deiner Seite
Im Abenddunkel geh',
Den Mond und sein Geleite,
Die tausend Sterne seh':

Dann möcht' ich den Mond umfangen
Und drücken an meine Brust,
Die Sterne herunterlangen
In voller, sel'ger Lust!

Mit ihnen die Locken Dir schmücken
Und schmücken die schöne Brust,
Ich möchte Dich schmücken und drücken
Und sterben vor Wonn' und Lust.“

Ein anderes jener Gedichte mit lyrisch-epischem Charakter: „Die nächtliche Heerschau“ hat wohl mehr durch den glücklich gewählten, jener Zeit noch nahe liegenden Stoff und die gelungene Ausführung als durch die Originalität des Gedankens allgemeine Verbreitung gefunden.

Ganz selbstständig dagegen nach Inhalt und Form tritt Zedlitz in seinen 1828 erschienenen „Todtenkränzen“ auf, einem elegischen Gedicht, das aus 134 Kanzonen besteht.

Der Dichter nennt es selbst „seines Stammes Mark“, und mit Recht, denn in „diesem Feuerkern wahrer und edler Begeisterung und Denkart“ offenbart sich, wie nirgend anders, seine hohe poetische Schöpfungskraft. In dankbarer Anerkennung hat darum auch die Nachwelt seine Dichterstirn mit unverwelklichem Lorbeer umwunden.

Digitized by Google

Da jedoch auch dieser Liederkranz leider nur wenig bekannt ist, so dürfte es wohl geboten sein, hier etwas näher darauf einzugehen. Der Gedankengang ist kurz folgender:

Der Dichter gelangt in seinen Betrachtungen über das menschliche Leben zu der Ueberzeugung, daß Begeisterung der Quell alles Großen sei.

„Begeist'rung ist die Sonne, die das Leben
Befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären!"

Ohne sie würde die Welt längst „im Gemeinen zerfallen."

„Was auf der Erde Großes je geschehen,
Im Busen derer ist es nicht entsprossen,
Die antheillos sich schaukeln auf den Wogen
Der üpp'gen Lust, von hohlem Schaum umflossen!
— — — — — — — — — —
Das inn're Auge war's, das sie erschauet,
Begeist'rung war's, vor der den Schwachen grauet!"

Da tritt der Geist des Grabes zu ihm, um ihn zu überzeugen, daß er in einem Wahne befangen sei; er ruft ihm zu:

„An ihren Gräbern will ich Dich dann fragen:
Sind diese, die hier liegen, zu beneiden?" —

Der Geist führt ihn zunächst zu dem Grabe Wallensteins:

„Sieh dieses Haupt, verweset und zerfallen!"
So sprach der Geist. „Der Mann war hoch gehalten,
Kein König, sah man ihn wie Kön'ge schalten,
Von seinem Herrscherwort die Welt erschallen."

Dennoch sank er hin durch Mörderhand, er, den keine Kugel in der Schlacht erreichen konnte. Sein Ruhm, sein Name vererbte sich nicht auf Kinder, die von ihm entsprungen. „Trotz alles Glanzes, der ihn umgeben, war er nicht glücklich", muß der Dichter zugestehen.

Dann schweben sie weiter zu einem Sarge „oben auf einem Felsen",

„Auf ihm ein Schwert statt allem Schmucke schimmert.
— — — — — — — — — —
Daneben lag zerstreuet auf dem Boden
Ein Königsscepter und zerbroch'ne Kronen."

Es ist das Grab Napoleons, vor dem die Welt „wie Gewürm gekrochen",

„Als er noch lebte in des Glückes Scheine.
Doch nun sein Glanz gebrochen,
Nun drängen sie sich hervor um die Wette
Und speien Hohn und Schimpf auf die Manen
Der alten hingestreckten Titanen."

Der Dichter nennt ihn ein Wetter, das heraufgezogen sei, daß die „Welt sich reine"; deßhalb will er, der ihm in Waffen gegenüber gestanden, jenen nicht schmähen, nachdem er in „Banden" liege.

Darauf geht die Wanderung zu den Gräbern Petrarcas und Lauras, Romeos und Julias, Tassos und Byrons. Ihr aller Schicksal bringt den Dichter zu der Erkenntniß, daß weder Schlachtenruhm

Digitized by Google

noch Macht und hohe Stellung, weder Liebe noch Kunst das wahre Glück des Menschen ausmachen.

Aber an den Gräbern Cannings, Josephs II., Shakespeares und Goethes, welche für das Wohl der Menschheit gestritten und gelitten haben, kommt ihm der beruhigende Glaube, daß ein begeisterungsvolles Streben, der Menschheit die höchsten erreichbaren Güter zu verschaffen, allein wahres Glück in sich berge, eine Ueberzeugung, mit der unser Dichter dem Menschen ein wahrhaft seiner würdiges Ziel gesteckt hat.

* * *

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz ist geboren am 28. Februar 1790 auf dem Schlosse Johannisberg im österreichischen Antheile Schlesiens, wo sein Vater Landeshauptmann war.

Achtzehn Jahre alt, trat er in ein kaiserliches Husarenregiment und nahm als Ordonnanzoffizier des Fürsten von Hohenzollern an den Kämpfen bei Regensburg, Agram, Wagram und Hausen theil, in welchem letzteren Treffen er sich so hervorthat, daß er zum Oberlieutenant befördert wurde, obgleich er erst zwei Monate vorher zum Unterlieutenant ernannt worden war.

Im Jahre 1810 verließ er den Kriegsdienst, verheiratete sich und lebte als kaiserlicher Kammerherr und Geheimsekretär des Fürsten Metternich meist zu Wien, nach dem Tode seiner Gattin (1836) ohne öffentliche Stellung theils in Wien, theils auf seinem Gute in Ungarn. Er starb am 10. März 1862.

Sein Wollen und Ringen charakterisirt er treffend in der 119. Kanzone seiner „Todtenkränze", obgleich die Verse nicht ihm selbst gelten:

„Nicht die erobern nur, auch die erhalten,
Sind werth, daß sie der ew'ge Nachruhm kröne!
Wie viele edle Schwerter sah man schwingen,
Damit das Recht endlich die Welt versöhne! —
Ob sich die Blüten oder nicht entfalten,
In Gottes Händen lieget das Gelingen,
Doch edel sei das Ringen."

Digitized by Google

Robin Hood.

Von Dr. A. B.

Jedes Kind in England kennt „bold Robin Hood“ (den kühnen Robin Hood) aus vielen hübschen Erzählungen und Büchlein mit bunten Bildern, und wenn es kaum lallen kann, lernt es schon folgenden Vers auswendig, den mancher kleine Knabe mit wahrem Pathos rezitirt:

„Oh who did kill that noble stag?“ —
„'twas I, 'twas I, 'twas I!
And I am called bold Robin Hood!“ —
„Bold Robin, you must die!“

Then Robin blew his bugle-horn,
And forth his merry men came,
They ducked the verderer in a pool
And laughed to see his shame.“*)

In dieser kurzen Kinderzimmer-Ballade wird uns schon ein großer Theil von Robin Hoods Wesen und Treiben dargelegt. Als einen Wilddieb sehen wir ihn, wie er war, und angegriffen von einem Förster, gesteht er mit kühnen Worten ohne weiteres seine Schuld, nicht erschreckend vor: „you must die!“ Dies rief weiter keinen anderen Ausruf hervor, als den Klang seines Hifthorns, worin ein Zauber und seine größte Macht lag. „And forth his merry men came.“ Die Strafe, welche sie dem Förster auferlegten, indem sie ihn in den ersten besten Teich untertauchten, zeigt auch wieder den Geist dieser berühmten Bande, die sich gern mit einem bloßen Schabernack begnügte und nicht tödtete, wo keine Nothwendigkeit dazu vorhanden war.

Wenn aber schon die Kinder sich für „bold Robin“ interessiren, so müssen die Erwachsenen es noch weit mehr thun, denen er in so leb-

*) „O, wer tödtete den edlen Hirsch?“ — „Ich that's, ich that's! Und ich heiße der kühne Robin Hood.“ — „Kühner Robin, Du mußt sterben.“ Da blies Robin in sein Hifthorn, und seine lustigen Leute kamen herzu, sie steckten den Förster in einen Teich und lachten über seine Beschämung.

Digitized by Google

haften Farben in dem schönen Roman von Walter Scott: „Ivanhoe“ geschildert ist. Wir sehen ihn in seinem Anzug von „Lincoln green“ mit seinem sechs Fuß langen Bogen und den Pfeilen im Gürtel wunderbare, unglaubliche Geschicklichkeit als Bogenschütz darlegen, furchtlos vor Fürsten, die Hilflosen unterstützend, unter dem „Greenwood tree“ den den bösen Reichen abgenommenen Raub mit seinen Kameraden theilend ꝛc. Es erinnert sich jeder — um das Bild noch weiter auszumalen — unseres Freundes Robin Hood erster Erscheinung in jener romantischen Erzählung, auf dem Tournier zu „Ashby de la Zouche“, in der Gestalt und Kleidung eines Yeomans oder Archers, und wie er durch sein kühnes und unerschrockenes Benehmen des Fürsten Mißfallen auf sich zieht. Wir erinnern uns dessen alle, können aber nicht genug die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher er den Preis beim Scheibenschießen gewinnt über Hubert, den ersten Schützen des Fürsten. Hubert schießt zuerst und trifft den Mittelpunkt der Scheibe nicht. Locksley, unter welchem Namen Robin Hood fast bis ans Ende der Erzählung auftritt, folgt ihm nachlässig und schießt, ohne sich im geringsten anzustrengen, dem Zentrum weit näher. Huberts zweiter Pfeil trifft in die Mitte, und schon erhebt sich ein Triumphgeschrei der Menge für ihn, als der Yeoman (Locksley) mit etwas mehr Behutsamkeit seinen zweiten Pfeil fliegen läßt, und siehe da! er zerspaltet denjenigen seines Rivalen, der schon im Weißen steckt, zum Erstaunen aller Zuschauer. Dann ersucht er den Fürsten um die Erlaubniß, „to plant such a mark as is used in the North Country“ (ein solches Ziel aufzustellen, wie es in den nördlichen Landestheilen gebräuchlich ist), worauf er eine Weidengerte abbricht und schält, sie in die Erde steckt und auf hundert Yards Weite mit seinem Pfeile trifft und spaltet. Und so gewinnt er nicht allein den Preis, ein Hifthorn und zwanzig Nobles, sondern auch zum zweiten Male das laute Jubiliren der versammelten Menge. „Locksley and his merry mates“ unterstützen den Helden der Geschichte, Ivanhoe, und „the black knight“ (den schwarzen Ritter) in ihren verschiedenen Dilemmas. Mehrere seiner berühmtesten Kameraden treten dabei auf: „the Killer“, einer der Stärksten, — Allan-a-Dale, der Minstrel der Bande, in der großen bedeutenden Schlußscene zu Tempelstowe, wo der Kampf zwischen Ivanhoe und Bois-Gilbert um Rebekkas Rettung willen stattfindet. Vor allem müssen wir uns aber des lustigen und berühmten Friars Tuck erinnern, des Beichtvaters der Bande, in dessen Hütte der schwarze Ritter Obdach und „good cheer“ (gute Bewirthung) so unverhofft findet. Der angenommene Name dieser Persönlichkeit ist, wie bekannt, „the Clerk of Copmanhurst“, und während er und die Ritter zechen, kommen Robin Hood und seine Bande, und beide Trink- und Singbrüder müssen aufbrechen und ihm helfen, das Schloß Front de Bois zu belagern, wo Ivanhoe, Rebekka, Cedric, Athelstaw, Rowena und die andern gefangen sind. Als nachher der arme, geplagte und verachtete Jude Isaak Locksley fragt: „art thou he whom we called Dickson Bend-the-Bow?“ (bist Du der, den wir

Digitized by Google

Dickon den Bogenschützen nennen?), antwortet er: „I am Bend the Bow and Locksley and have a good name besides all those“ (ich bin der Bogenschütze und Locksley und habe außerdem noch einen guten Namen). Gegen das Ende der Erzählung offenbart er sich dem Könige Richard (nach der Entdeckung, daß die Person, welche er bisher nur unter dem Namen des schwarzen Ritters gekannt hat, kein geringeres Individuum ist) auf folgende Weise: „Call me no longer Locksley, my Liege, but know me under the name, which I fear fame hath blown too widely not to have reached even your royal ears — I am Robin Hood of Sherwood Forest.“*) Da antwortet der König: „King of outlaws and Prince of good fellows! who hath not heard a name that has been borne as far as Palestine?“**)

Der Schauplatz des Romans „Ivanhoe“ liegt meistentheils in den Thälern von Yorkshire, nämlich in Westriding; Sheffield ist öfters darin genannt, und Gurths, des Schweinehirten, „whittle“ (ein großes Messer) stammte von dort, Isaak, der Jude, von York, und noch erinnert die Stadt Rotherham und der Fluß Rother an Cedrics, des Sachsen, Schloß, genannt Rotherwood. Auch Robin Hoods Wald- und Raubleben ward besonders in diesem County und in Nottinghamshire zugebracht. In einem Dorfe in Nottinghamshire, namens Locksley, war er geboren, weßhalb er oft, wie in „Ivanhoe“, den Namen Locksley annahm, und in Westriding von Yorkshire, in Shirkleys, liegt er begraben. Im Jahre 1160 ward er geboren, sein wahrer Name war Robert Filzooth, aber viele sagen, daß er Earl von Huntingdon gewesen, und so wird ihm auch oft dieser Name beigelegt. Da er wild und verschwenderisch war, so gerieth er in große Schulden und wurde für vogelfrei erklärt (outlawed) und suchte nun ein Asyl in den Wäldern und Gehölzen, mit denen England zu der damaligen Zeit noch dicht bedeckt war. Unter diesen waren seine Hauptaufenthaltsorte: Barnsdale in Yorkshire, Sherwood in Nottinghamshire und Plompton-Park in Cumberland. Viele Personen, die ein gleiches Schicksal hatten, gesellten sich hier zu ihm, und er wurde ihr Hauptmann oder Anführer, „the king of the Outlaws“. Die bedeutendsten unter diesen waren außer den schon oben erwähnten: Little-John, Will Scarlet, George a Green und Muck der Müller. Man sagt auch, daß ein Frauenzimmer, genannt Maid Marion, unter dieser Bande gewesen sei.

Viele Jahre hauste Robin Hood mit seinem Gefolge, das aus mehreren Hunderten der besten Bogenschützen bestand, in diesen Gegenden wie ein unabhängiger Monarch, dem Könige und allen Reichen

*) „Nennt mich nicht länger Locksley, mein Herr, sondern lernt mich unter dem Namen kennen, welchen, wie ich fürchte, die Fama zu weit verbreitet hat, daß er nicht sogar Euer königliches Ohr erreicht haben sollte. Ich bin Robin Hood von Sherwood-Forest.“

**) „König der Geächteten und Fürst der guten Gesellen, wer sollte diesen Namen, der bis nach Palästina gedrungen ist, nicht gehört haben?“

Digitized by Google

Trotz bietend, vom Raube lebend und des Königs Wild ohne Skrupel sich zueignend, wie oben die Ballade zeigt, welches Verbrechen zu jener Zeit mit dem Tode bestraft wurde. Shakespeare giebt in „As you like it“ auf die Frage: „Where will the old Duke live?“ (wo wird der alte Herzog sein?) die Antwort: „They say in the forest of Arden and a many merry men with him, and there they live like the old Robin Hood of England — and fleet the time as carelessly as they did in the golden world“ (man sagt, in dem Forste von Arden und viele lustige Leute mit ihm, und dort leben sie wie der alte englische Robin Hood und vertreiben sich die Zeit so sorglos, wie es im goldenen Zeitalter geschehen).

Nachdem er mit dem Könige Richard sich ausgesöhnt, ihn aber dann wieder beleidigt hatte und zu seinem Waldleben zurückgekehrt war, wurde er endlich krank, und sein betrügerischer Doktor ließ ihn zu Tode bluten. Dies geschah in dem Kloster von Kirkley in Yorkshire zwischen Halifax und Wakefield. Auf Kirkleys Friedhofe findet man Robin Hoods Grab, dessen Stein folgende altenglische Inschrift trägt:

„Hear undernead dis laitle stean
laiz Robert earl of Huntingtun
near arcer ver az hie sa geud
An pipl kauld im Robert Head
Slik utlawz as hi an iz men
Vil England nive si agen.
obiit 24. Kal. Decembris. 1247“ *)

Es scheint, daß er trotz seines wilden Lebens ein hohes Alter erreicht hat, wenn nämlich obige Daten seiner Geburt und seines Todes richtig sind.

Robin Hoods Andenken wurde noch lange nachher in großen Ehren gehalten, so sehr, daß selbst noch im vergangenen Jahrhundert Reliquien von ihm, ein Bogen und Pfeile, ein Stuhl und Pantoffeln, an der Grenze des Sherwood-Forest aufbewahrt und gezeigt wurden. Robin-Hoodsbay in Yorkshire ist ein kleines Dorf in einem sehr wüsten Theile der Grafschaft, wo er kleine Boote in Bereitschaft halten ließ, damit er über die See entfliehen konnte, wenn er von allen Seiten auf dem Lande dicht verfolgt wurde. Bei Glocester giebt es „Robin Hood's hill“ und bei Doncaster „Robin Hood's well“. Außer obigem Epitaph, jenen Reliquien und den nach ihm benannten Plätzen zeugen auch noch viele alte Balladen und Romanzen von der einstigen Existenz dieses „King of Sherwood-Forest!“

*) „Hier unter diesem Stein liegt Robert, Graf von Huntingdon. Es gab keinen besseren Bogenschützen als ihn; das Volk nannte ihn Robin Hood. Solche Geächtete, wie ihn und seine Gesellen, wird England nicht wieder sehen. Er starb den 24. Dezember 1247.“

Digitized by Google

Prinzessin Wunderhold.

Von Maria Antoinette von Markovics.

Vor wenigen Tagen war es. Im Palais am Boulevard Malesherbes, das der Herzogin Marguerite de Pontignac, einer enragirten Vertheidigerin des ehemaligen Kaiserreiches, gehörte, schimmerte die prachtvolle erste Etage in einem Lichtermeer.

Die Herzogin gab einen Ball, der großartig zu werden versprach. Wenigstens waren die Einladungen zahlreich ergangen. Man brachte die Veranstaltung dieses Festes mit der Ankunft des regierenden Oberhauptes eines bekannten kleinen, jetzt viel von sich reden machenden Staates in Verbindung. Eine Enfilade von sechs bis acht Räumen stand offen; getanzt aber wurde im großen Wintergarten, den eine Feenhand in wunderbarer Lieblichkeit und Frische mitten in das Häusermeer des Boulevard Malesherbes gezaubert zu haben schien.

Da gab es lauschige Plätzchen in Mandel- und Orangenhecken. Fontainen sandten in buntfarbig elektrischem Lichte glänzende Glaskugeln auf ihren Strahlen zum Kristallplafond empor. Auf einem kleinen Podium neben dem Palmenhause hatte, in ein Myrthengebüsch versteckt, das Orchester Platz genommen und spielte feurige Weisen zum Tanze.

In den übrigen Räumen, die an den Wintergarten stießen, herrschte eine capriciöse Mannigfaltigkeit. Da gab es in Blau und Gold ausgeschlagene Nischen- und Büsten und Statuetten aus Marmor, wahre Kunstwerke älterer und neuerer italienischer Meister. Antike Vasen aus Bronze und Terracotta paßten zu den gleichfalls in antikem Stile gearbeiteten Möbeln, und überall lagen Albums umher, deren Deckel mit Reliefs von mattem Silber geschmückt waren. Diese Albums enthielten wahre Kunstwerke in Malerei und Kupferstich.

In der hellerleuchteten, spiegelgeschmückten Vorhalle stand ein halbes Dutzend gepuderter Lakeien in Galalivrée, während das Stiegenhaus mit der Pracht seiner Freskomalerei sich zu der Pracht der innern Räume verhielt, wie eine Ouverture zu einer Oper.

In reiche, farbige Entrées gehüllt, steigen noch immer Damen in großen Toiletten herauf. Ueber den rothen Plüsch des Stiegenteppichs gleiten die spitzenunterfütterten Schleppen. Die Korridorspiegel reflektiren das Gefunkel des Schmuckes, der am weißen Halse blitzt und das anmuthige Lächeln schöner, junger Frauen, die am Arme des Kavaliers über das weiß und schwarz gewürfelte Parkett rauschen. Ehe sie eintreten, werfen sie noch den letzten unvermeid-

Digitized by Google

lichen Blick in den Spiegel, der ihnen das lächelnde Verdikt zurückwirft — „tadellose Schönheit in tadelloser Toilette!“

Dort im versteckten Laubgang des Wintergartens, vis-a-vis dem plätschernden Springbrunnen, war eine reichgeschnitzte Holzbank gegen die blühende Coulisse einer Orangen- und Mandelbaumwand zurückgeschoben.

Zwei elegante Kavaliere von fünf- und achtunddreißig Jahren saßen dort, angelegentlich in ein Gespräch vertieft. Man konnte durch die grünen Zweige auch den Saal zum guten Theil überblicken.

„Sie thun unrecht, Harincourt, so vom Leben zu denken! Waren Sie nicht stets ein Glückskind? Wie möchte ich mich wohl da beklagen? Ich habe eine hohe Meinung von echter Freundschaft und sie zu dem Inbegriff meines Lebens gemacht! Der Liebe bin ich stets ein Stiefkind gewesen! Von all' den thaufrischen Knospen, nach denen ich auf meinem Wege langte, wollte mich keine!“

Er schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf und zupfte von einer Goldregenblütentraube die bunten Blätter ab.

„Bah!“ lachte Graf Harincourt wild auf, „Liebe, Freundschaft! Welch' veraltete Luxusartikel! Heutzutage ist es kein scheußliches Ungeheuer, das sich zwischen zwei Menschen drängt, uns den Freund, die Geliebte aus den Armen jagt; es ist kein greulicher Lindwurm, sondern ein glitzerndes, glutäugiges Gespenst, mit lachendem Angesicht, ein dämonisches Weib mit erhobenem Füllhorn, es ist das Gold allein, das mit schillerndem Panzer gegen Hieb und Stich gefeit ist. Die thaufrischen Knospen lassen sich von dem gern brechen, der mit einem Krönlein winkt. Da sehen Sie hin, mein Prinz — —“

Graf Harincourt schob die Orangenzweige ein wenig nach rechts. Schnell und duftig, wie weißglitzernde Feengestalten, schwebten zwei junge Damen vorüber und steckten in glückseligstem, geheimnißvollem Kichern die goldlockigen Köpfchen zusammen.

„— — es ist noch kein Jahr, daß Vikomtesse Heloise ihr zartes Gesichtchen so tief auf meine Schultern neigte, so tief, daß die duftenden Rosenknospen ihres Kranzes meine Lippen streiften, als sie in sternenheller Frühlingsnacht mir allein anzugehören schwur! Seit drei Monaten ist sie verheiratet — — der Vikomte war jünger und reicher und trug den Preis davon! Oder blicken Sie links, nach der Hecke der Aristolochia, Prinz Leon — —“

Es ging ein seltsames Zucken über des Sprechers Antlitz. Prinz Leon folgte der ausgestreckten Hand seines Gesellschafters. Zwei volle hohe Brünetten, offenbar Schwestern, standen dort und unterhielten sich lebhaft mit dem englischen Botschafter. Beide Damen waren in lange, schwarze Spitzenroben gekleidet. Die eine, ein wenig voller und dunklern Teints, trug kostbaren Korallenschmuck und eine Tuffe Granatblüten im üppigen Haar; aus rothen Blumen war auch der Strauß, den ihre Hände hielten. Die andere, schlanker und biegsamer, hatte einen Türkisenschmuck gewählt. Aus großen Vergißmeinnicht waren Haarputz und Haarbouquet.

Digitized by Google

Graf Harincourts Blick brannte in verzehrendem Feuer, die Zähne blitzten grell durch die Lippen, ein unheimliches Leuchten ging über sein Antlitz.

„Sie nannten mich ein Glückskind, Prinz Leon!? Ei, so sehen Sie doch Milady Yorkshire, meine einstige Verlobte, die mich aufgab, oder besser, die ich aufgeben mußte, weil sie mit ausgesuchtem gutem Geschmack meinen besten Freund als Objekt ihrer Verführungskünste auswählte. O! Wie schön sie noch immer ist, die süße Ellinor! Wie prächtig die feurigen Granaten sie kleiden!"

Da klangen Carmens Phantasien vom Orchester herüber, hell aufbrausend, wie ein lautgerufenes Wort — —

„Die Lieb', die vom Zigeuner stammt,
Fragt nicht nach Recht, Gesetz und Macht!"

Graf Harincourt lachte leise und seltsam auf.

„Das ist die richtige Begleitung für mein Raisonnement! Ach, wie ich es liebe, dieses Carmenlied."

„Doch wenn sie liebt, nimm Dich in acht!" sang Harincourt die Melodien mit. „Alle — alle lieben sie, wie Carmen — —"

„Nein!" — sagte sich Prinz Leon — „nicht alle gleichen einer Carmen! Sie nicht — —"

Und vor seinem geistigen Auge erschien ein süßes Frauenbild, im Mantel des Goldhaars, die jungfräuliche Gestalt vom Gewande der Klosterschwester umgeben. Weiche, kleine Hände legten kühlendes Eis auf seine fiebernde Stirn und in Momenten, wo ihn der Halbschlummer umfangen, hatte sich dies Feenbild über ihn gebeugt und seine brennenden Lippen mit leisem Kusse gestreift:

„Du Aermster, der Du leidest! Santa Cäcilia schütze Dich und mich — —"

Und durch die halbgeschlossenen Lider sah er in ein holdes, unschuldiges Gesichtchen —, in Augen, die in Liebe und Barmherzigkeit auf ihm ruhten —, nein! sie nicht, sagte er sich.

Während Graf Harincourts schwarzes Auge nach Lady Yorkshire hinübersah, fuhr Prinz Leon aus seinem Sinnen empor. Dicht neben dem lauschigen Plätzchen, das beide barg, sagte eine Stimme in bewunderndem Tone:

„Ah! sieh' doch, Carvillac, Prinzessin Wunderhold!" — —

Am Nachmittag, der diesem Ballabend voranging, saß die Veranstalterin des Festes, Herzogin de Pontignac, auf der Chaiselongue ihres Petit-Salons. Harmonisch verschmolzen die etwas melancholischen Farbtöne des olivengrünen Sammet-Meublements mit dem schimmernden Vieil-or ihres süperben Schlafrockes. Vasen und Kristallaufsätze quollen von Malmaison-Rosen und Violettes de Parme über, deren holder Duft den Raum erfüllte. Ein großer Veilchenstrauß auf dem Salontisch, daneben ein leeres Briefcouvert; eine regungslose Frauengestalt in die Kissen der Chaiselongue vergraben.

Die Herzogin las den Brief zum zwanzigsten Male. Er war

Digitized by Google

da —, seine Existenz ließ sich nicht verleugnen, und auch nicht jene, in zierlichen, flatternden Hieroglyphen hingeworfenen Worte:

„Einzige Mama!

Du hast im Sommer versprochen, mich zu holen! Der Winter ist bald vorüber und ich halte es bei den frommen Schwestern und Manina Hilarie nicht mehr aus! Es lockt mich aus dem vergoldeten Käfig! Die Fesseln will ich abstreifen, wie ein Schmetterling! Hinaus in die Welt, in den warmen Sonnenschein, zu Dir, meine angebetete Mama! Mag Pater Giuseppe mir noch viel mehr das Sündhafte meines Verlangens darlegen, von Geduld, Sanftmuth, Frömmigkeit und weiblichen Tugenden predigen —, hinaus in die schöne Gotteswelt will ich, zu Dir! Und ich komme, komme gewiß, Dich in meine Arme zu schließen als

Deine zärtliche Lurline."

P. S. „Onkel Montmorency nimmt mich mit! Wenn Du diese Zeilen liest, bin ich auf dem Wege zu Dir nach — Paris!"

Herzogin Marguerite, eine Dame von vierzig Jahren, eine noch imposante Schönheit, stand auf, trat vor den Spiegel und musterte mit herzbrechendem Seufzer ihr Spiegelbild.

Die weichen Falten des kostbaren Peignoirs, um die Hüften von einem Goldseidengürtel zusammengehalten, schmiegten sich eng an die üppigen Formen. Das Antlitz von regelmäßiger Schönheit, überhaucht von rosiger Frische der Gesundheit, zeigte dunkle, mandelförmige Augen, jene Augen, die den Reiz der orientalischen Frauen bilden.

Niemand würde das wahre Alter dieser Weltdame errathen haben; aber sie hatte eine achtzehnjährige Tochter, und diese Tochter kam jetzt nach Paris —, und Herzogin Marguerite — seufzte schwer. Der jugendliche Nimbus war dahin!

Sie klingelte.

Alsbald erschien ein Diener mit zwei großen, angezündeten Lampen, deren Licht von blauseidenen Schirmen gemildert wurde.

„Germain! In den kleinen Salon der zweiten Etage ein helles Feuer! Duprés soll anspannen und sich bereit halten —, ich fahre zum Bahnhof du Nord —"

Plötzlich flog die Thür auf und eine liebliche Stimme rief:

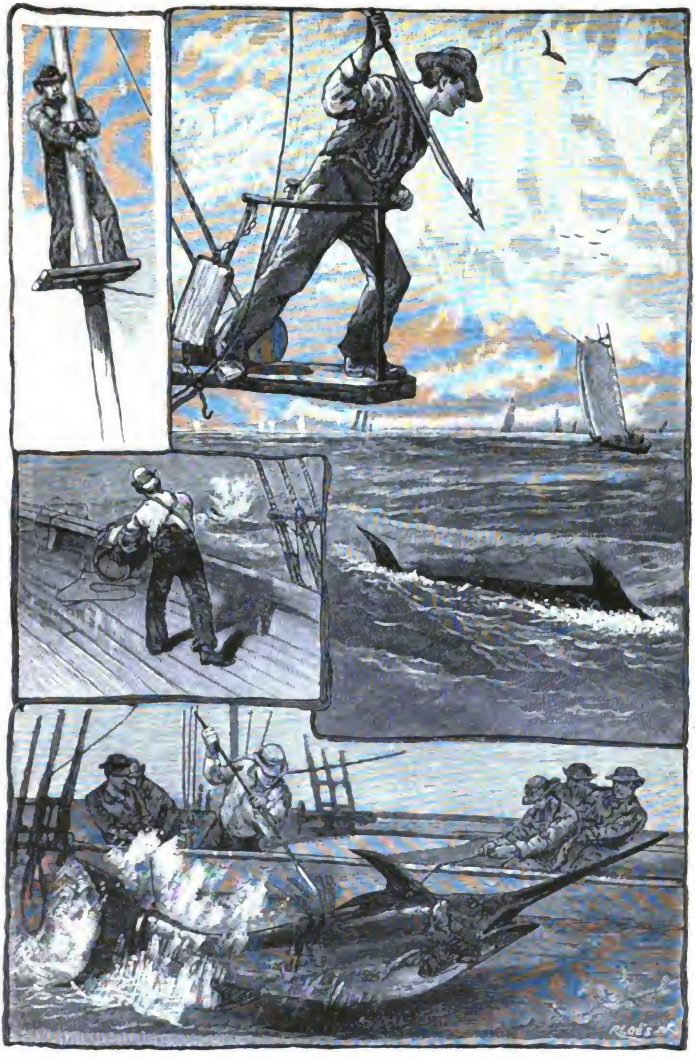
„Unnöthig, Mamachen! Da bin ich!"

Gleich darauf lag Lurline in den Armen der Mutter.

Noch fest in ihren Loutrepelz gewickelt, das schwarze Schleierchen über die Augen gezogen, in der Hand den kleinen, blumengeschmückten Muff war das „enfant terrible" hereingestürzt. Lurline jubelte, lachte und weinte zugleich und riß selbst endlich die Herzogin mit in diese Gefühlserregung.

„Nun ja, ja, Liebling! Ich verzeihe ja! Es ist gut, daß Du da bist —, aber mein Gott, ich vergesse ja ganz, daß ich heute einen Ball gebe!"

Digitized by Google



Schwertfischfang im atlantischen Ozean.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Einen Ball!“ jubelte das junge Mädchen. „O, böse Mama! Und das schriebst Du mir nicht? Nicht wahr, ich werde auch tanzen? Pater Giuseppe sagte, ‚das Tanzen ist eine Todsünde‘ — allein ich hoffe, Absolution zu finden. Es ist unglaublich, was der fromme Pater alles als Todsünde bezeichnet! So will er mir auch die Plauderstündchen im Sprechzimmer nicht vergeben, die ich einem Fremden widmete, den man einst bewußtlos ins Kloster gebracht. So lange er schwer krank war, half ich den Schwestern, ihn pflegen, später, als er genesen, suchte er mich am Sprechgitter auf. Eines Tages blieb er fort — —, ich sah ihn nicht wieder!“

Lurline wandte das Köpfchen zur Seite. Hell schimmerten ein paar kristallene Tropfen an den dunklen Wimpern.

Die Herzogin betrachtete verstohlen das süße Gesicht und die schöne, schlanke Figur ihrer Tochter.

„Ah! Ist das Mädchen gewachsen! Deine Idee, sie für jünger auszugeben — —, done, mais mon Dieu! Wir haben ja noch gar nicht an Deine Toilette für den Ball gedacht, wenn Du“ — hier seufzte sie tief und schmerzlich — „durchaus tanzen willst! Kleide Dich um, ma chère, und dann zu Yaluzot —, ich will mich kalmiren, damit ich Dich meinen Gästen vorstellen kann.“

Nochmals ein schwerer Seufzer, doch Lurline ließ der Herzogin nicht Zeit zum Schmollen.

„Du bist die beste, schönste, liebste Mama, die es unter der Sonne giebt!“ rief sie unter schallenden Küssen.

Ein Stündchen später waren die Damen bei Yaluzot und am Abend betrat Lurline an der Hand ihrer Mutter zum ersten Mal das glatte Parkett des Wintergartens.

Herzogin Marguerite hatte früher ihren Pflichten als Hausfrau genügt und, mysteriös lächelnd, ihren Gästen „eine Ueberraschung“ versprochen. Und überrascht war man wirklich, als sie ihr Töchterchen brachte.

Der Wintergarten hatte sich kaleidoskopartig geschüttelt und zeigte auf denselben Stellen völlig veränderte Bilder. Das lachte, schwatzte und eilte auf zierlichen Atlasschuhen ruhelos dahin, und die Orangeblüten dufteten gar so betäubend.

Während die Mutter in kirschfarbenem Sammet und Brokat mit Goldborden, mit mächtiger Schleppe über den spiegelblanken Boden knisterte, erschien Lurline neben ihr wie eine frisch erblühende Knospe. Naivetät, vollste Glückseligkeit strahlte aus ihren Augen, rosig schimmerten in zauberischer Weichheit ihre Züge und der kleine Purpurmund lächelte so süß mit all' seinen kleinen Zähnen.

In edler Selbstverleugnung und neuerwachter Mutterliebe hatte die Herzogin ihr Kind geschmückt. Ein Lichtglanz umfloß die hohe, schlanke Gestalt Lurlinens, die eine ebenso kostbare, als wahrhafte Märchentoilette aus weißem Sammet mit in Gold und Seide gestickten Vergißmeinnichtblüten trug; das Haar nicht nach der herrschenden Mode hochfrisirt, sondern in langen, goldglänzenden Wellen

Digitized by Google

und Locken über den Rücken hinabwallend, ohne allen Schmuck, und nur auf dem weißen Sammetbande, das den Hals zierte, eine Brillant-Agraffe von hohem Werthe.

In ihrer Hand zitterte ein großes Bouquet von Maiglocken, weißem, spanischem Flieder und blaßrosa Theas. Ein reizender Ausdruck scheuer Verlegenheit huschte über ihr Gesichtchen, wie es da und dort neben ihr flüsterte, als sie die Reihen passirte:

„Ein Märchenbild! Prinzessin Wunderhold!"

Noch saß Graf Harincourt und starrte in bitterer Erinnerung nach Lady Yorkshire hinüber, da riß jener Ausdruck des Entzückens Prinz Leon aus seinen Träumen.

Das Wesen, an das er eben mit aller Sehnsucht gedacht, das ihm wie ein Triumph der Jugend und Liebe erschien, es stand plötzlich da vor ihm und athmete frisches Leben. Wohl trug es eine köstliche Robe und nicht jenes einfache Kleid der Klosterpensionärinnen, aber der Mantel des Goldhaares und das fromme, holde Gesichtchen waren dasselbe.

Athemlos, staunend hatte der Prinz die feenhafte Erscheinung angestarrt, dann rief er in hellem Entzücken:

„Es giebt noch Wunder, Harincourt!" — und stürmte davon.

„Ein Narr, der an sie glaubt!" murmelte gallig der Graf und sah seinem Freunde nach. „Fliege nur um das Licht, bis Du Dir die Flügel verbrannt hast, thörichter Schwärmer!"

Das scheint Prinz Leon wirklich gethan zu haben, denn in drei Monaten ist Hochzeit, und das Bräutchen heißt: „Lurline, Prinzessin Wunderhold."

Aus den Memoiren des Tanzes.

Von Silvester Frey.

Es giebt vielleicht keine Erscheinung in unserem kulturellen Leben, welche zugleich so angefeindet und verherrlicht worden, wie der Tanz. Die Freude an der rhythmisch geregelten Bewegung des Körpers ist uralt und tief in der menschlichen Natur begründet; aber eben so alt ist auch das Zetergeschrei derjenigen, welche ein Aergerniß daran genommen haben. Schon wo uns eine der allerfrüheſten Kunden über den Tanz übermittelt wird, muß er sich diese zwiefache Beurtheilung gefallen lassen. Als der königliche Sänger David im Ueberstrom der Freude, mit welcher ihn der Sieg über seine Feinde erfüllt, um die Bundeslade tanzt, verspottet ihn sein eigenes Weib Michal. So zieht sich eine getheilte Auffassung fort durch die Jahrhunderte. Der Haß wider den Tanz steigert sich natürlich jedesmal, wenn seine Figuren freier, seine Bewegungen schneller werden. Als im sechzehnten Jahrhundert ganz Deutschland die Gaillarde tanzte, kannte der Zorn frommer Eiferer keine Grenzen mehr. Johann von Münster, badischer Rath und Obervogt zu Pforzheim, schrieb im Jahre 1594 ein volles

Digitized by Google

Buch wider diesen Tanz, worin er ihn folgendermaßen schildert: „Mit einem Sprung bemächtigt sich der Tänzer der Jungfrau, die gleichfalls mit einem Sprung aus Anleitung der Musik herangekommen war, wirft sie selbst und sich mit ihr etlich viel mal sehr künstlich und hoch über die Erde herum, also auch, daß der Zuschauer meinen sollte, daß der Tänzer mit der Tänzerin nicht wieder zur Erde kommen könne, sie hätten denn beide die Hälse und Beine gebrochen." Das war also eben jene Gaillarde, der fröhlichste Zeitvertreib Heinrichs IV. von Frankreich und seiner schönen Freundinnen, und selbst Elisabeth von England, an deren Hof es doch fein tugendsam herging, verschmähte es nicht, in kurzen Kleidern sich an den allerdings ziemlich gewagten Figuren dieses Tanzes zu betheiligen. Noch schärfer platzen diese Gegensätze in der Auffassung ein Jahrhundert später bei der Sarabande auf einander. Ein schriftstellernder Pater wirft ihr vor, daß sie mehr Unheil angerichtet habe, als die Pest. Das hindert jedoch nicht, daß sich damals die ganze Welt, so weit sie reigenfroh war, nach den Weisen dieses Tanzes drehte. Selbst Richelieu, welchem wohl die Geheimnisse der Kabinette Europas mehr am Herzen lagen, als die Sicherheit in diesem Tanzschritt, verschmähte es nicht, Schellen an den Füßen und Kastagnetten in den Händen, nach den Melodien der Sarabande die kunstvollsten Sprünge auszuführen.

Zur größten Beliebtheit gelangte der Tanz in Frankreich unter der Regierung Ludwigs XIV. So bestimmt vorgezeichnet waren niemals wieder, weder vorher noch später, die Figuren desselben, wie am Hofe des „Sonnenkönigs" zu Versailles. Selbst die Kirche, die alte Feindin der Kreiselbewegungen des Körpers nach den Rhythmen der Musik, mußte ihrer Abneigung Schranken auferlegen. Galante Abbés sah man die Garonne tanzen, und hohe Kirchenfürsten schritten gravitätisch die Figuren der Gavotte ab. Unter dem Schutze dieses starken, zielbewußten Königthums gewann der Tanz für das gesammte gesellschaftliche Leben eine Bedeutung, welche uns beinahe märchenhaft erscheinen darf. In den Salons herrschte damals der berühmte Dupré, der „Apollo des Tanzes". Er war der Löwe der Gesellschaften; es gab keine Festlichkeit, weder bei Hofe, noch in den Kreisen der höchsten Aristokratie, welche auf seine Gegenwart verzichtet hätte. Ueber die Art und Weise, wie er sich produzirte, sind uns interessante Einzelheiten überliefert worden. Ein großer und schöner Mann, erschien er plötzlich innerhalb der Gesellschaft. Er war maskirt, den Kopf hatte er mit einer ungeheuren, bis zur Mitte des Leibes hinabreichenden Perrücke bedeckt, der Rock, vorn offen, ging ihm bis auf die Knöchel. Diese nach dem Geschmack jener Zeit auf das Vornehmste gekleidete Gestalt sah man mit Schritten sich nähern, welche nach dem Takte streng bemessen waren. Ein Beifall erdröhnte im Salon, es war wirklich Dupré. Nun erhob er die gerundeten Arme langsam, bewegte sie in Anmuth, streckte sie aus und zog sie wieder an sich, während die Füße gleichzeitig eben so leicht wie schnell die berühmten „battements à mi-jambe" vollführten. Das alles dauerte nicht länger

Digitized by Google

als eine halbe Minute. Damit verschwand Dupré ebenso schnell, wie er aufgetaucht war. Man verglich ihn darum gern in der überschwänglichen Ausdrucksweise jener Zeit mit einem Zephyr; denn Art und Weise, wie er tanzte, nannte man „traces des chiffres d'amour" (Liebesrunen mit den Fußspitzen zeichnen). Dupré pflegte immer dieselben Figuren zu tanzen, und gleichwohl glaubten die Gäste des Salons, in welchen er sich zeigte, ihn stets wieder zum erstenmal zu sehen. Als er schon sechzig Jahre alt war, behaupteten diejenigen, welche ihn schon vierzig Jahre früher gesehen, daß er sich völlig gleich geblieben. Wie seine berühmte Zeitgenossin, die bekannte Ninon de l'Enclos, schien er das Geheimniß der ewigen Schönheit und Jugend ergründet zu haben. Die Bewunderung für Dupré war geradezu grenzenlos; alles, was dieser Apollo des Tanzes mit seinen Fußspitzen bot, galt für den Inbegriff absolnter Vollkommenheit.

Gleichwohl wurde er in der Folgezeit in der Leistung des Fußes noch überboten von Marcel. Zu der Schönheit der Erscheinung und Gewandtheit im Tanzen kam hier noch eine äußerst wohlklingende und trefflich geschulte Stimme. Wenn er auf diese Weise die Menuett darbot, war alle Welt entzückt. Es war die höchste Ehre, wenn er der Einladung zu einer Gesellschaft nachkam, die Hofdamen aus den erlauchtetsten Geschlechtern Alt-Frankreichs lechzten nach dem Glück, seine Schülerinnen werden zu dürfen. Bald erlangte Marcel einen Ruf als Tanzlehrer, welcher weit über die Grenzen Frankreichs hinaus drang. Ueberdies aber war er das Orakel in allen Fällen, wo es galt, eine verwickelte Frage des gesellschaftlichen Lebens geschickt zu entwirren. Die Herzoginnen und Marquisen, die vornehmen Fremden, welche ihn aufsuchten, empfing er in einem großen Salon, welcher mit vielen Spiegeln geschmückt und glänzend erleuchtet war. In einem Fauteuil sitzend, ließ er sich hier nach allen Regeln des guten Tones begrüßen. Dann ging man zu dem Kamin und warf in eine silberne Vase ein Sechsfrankenstück, das übliche Honorar für einen jeden, welcher nach der Ehre trachtete, von Marcel empfangen zu werden. Dabei war er gegen seine Schüler nichts weniger als höflich. Er erlaubte sich sogar gegen Damen der allervornehmsten Gesellschaft zuweilen Aeußerungen, welche keineswegs mit dem guten Ton übereinstimmten, als dessen Orakel er sonst galt. Es kam oft genug vor, daß er zu einer Herzogin sagte: „Madame, Sie machen eine Verbeugung wie ein Fischweib!" und zu einer andern: „Sie haben einen Gang wie eine Dienstmagd! Geben Sie diese jämmerliche Haltung auf und fangen Sie die Verbeugungen von neuem an! Vergessen Sie nie, was Sie sind und daß das Bewußtsein Ihres Standes Sie bei Ihren geringsten Handlungen leiten muß!" Marcel war ein Meister darin, wie die Damen es zustande brächten, daß ihnen die lange Schleppe beim Tragen keine Schwierigkeit bereite. So erfand er den sogenannten „coup de talon", jenen Stoß der Ferse, mit welchem man sich beim Umwenden und Zurücktreten ebenso leicht wie bequem der Schleppe

Digitized by Google

entledigt, während sonst stets Gefahr für die Damen vorhanden war, daß sie sich in den Ballast von Zeug verwickeln und zum Fallen kommen. Die Schwierigkeit dieses Schrittes bestand darin, daß der Oberkörper ruhig bleiben mußte, ohne der Bewegung des Fußes zu folgen. Das kam besonders bei der Menuett zugute, dem Favoritlinge jener Zeit, dessen berufenster Vertreter doch Marcel war. Die Verneigungen, welche bei der Menuett eine große Rolle spielten, konnte kein anderer wie Marcel einstudiren. Für den betreffenden Unterricht ließ er sich jedoch die für jene Zeit unerhörte Kleinigkeit von dreihundert Franken bezahlen.

Wir wollen nicht behaupten, daß der Tanz nicht wieder eine ebensolche Vollkommenheit erreicht hat, wie in der Blütezeit des Hofes von Versailles; aber das steht fest, daß ihm innerhalb des gesellschaftlichen Lebens nicht mehr dieselbe Bedeutung eingeräumt wurde. Das ganze Dasein des irgendwie gebildeten Mannes war imgrunde nichts weiter als eine Summe von Tanzschritten. Man tanzte mit und ohne Musik, von dem Moment an, wo man aufgestanden war, bis man sich niederlegte. Man tanzte sogar in den Momenten der eigentlichen Ruhe. Denn selbst während man konversirte oder speiste, blieb man immer bemüht, den Körper in eine abgemessene, wohlgerundete Bewegung zu versetzen. Wenn der Fuß ruhte, tanzte man mit den Armen, mit den Achseln, mit dem Haupt. Die Thätigkeit des Fußes wurde nur zu einem Bruchtheil in der Kette der Bewegungen, welche den Tanz in seiner Gesammtheit ausmachten. Ein berühmter englischer Tänzer war nach Paris gekommen, um Marcel kennen zu lernen. Bei dieser Gelegenheit ersuchte er ihn um die Erlaubniß, vor ihm tanzen zu dürfen. Der Engländer giebt sich nun Mühe, den allerschwierigsten Figuren gerecht zu werden, in der Erwartung, dadurch das Lob des großen Meisters zu erringen. Plötzlich ruft ihn dieser barsch an: „Hören Sie auf, mein Herr! Bei Ihnen springt man — in Paris allein versteht man zu tanzen!“ Es läßt sich nicht leugnen, daß der Tanz jener Zeit eine bestimmte Physiognomie aufwies, deren charakteristische Unterschiede inzwischen im allgemeinen verloren gegangen sind. Es gab einen großmüthigen, einen prahlerischen, einen respektvollen und einen leichtfertigen Tanz. Jeder wollte studirt sein, und die Einzelheiten eines jeden waren in der guten Gesellschaft ganz allgemein ebenso bekannt wie geläufig. Schon der erste Schritt, welchen man in dieselbe that, war wichtig, weil dadurch das Urtheil sämmtlicher Anwesenden herausgefordert wurde. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts schrieb der berühmte Lord Chesterfield eine große Anzahl von Briefen an seinen Sohn, welche allein das Thema behandelten, wie man sich in einen Fauteuil niederzulassen habe: ohne Hast, ohne Steifheit, mit einer anmuthigen Rundung der Arme, ohne sich und andere durch die Beine unbequem zu werden. Ein Tanzmeister, heißt es in diesen Briefen, sei für einen jungen Mann wichtiger als Aristoteles, für die Erfolge eines echten Diplomaten von größerem Vortheil, als sämmtliche Staatskanzleien

Digitized by Google

Europas. Dieselbe Anschauung herrschte auch in Deutschland. Maria Theresia wurden einst drei Prinzessinnen vorgestellt, unter welchen sie eine als Gemalin für einen Erzherzog auswählen sollte. Ohne ein Wort mit ihnen gesprochen zu haben, entschied sie sich für die Zweite. „Ich habe sie aus dem Wagen steigen sehen", erzählte die große Kaiserin später, „die Aeltere that einen falschen Tritt, die Zweite stieg anmuthig und natürlich aus, die Dritte sprang über den Tritt hinweg; die Aelteste muß demnach linkisch und ungeschickt, die Jüngste muthwillig und leichtsinnig sein." Und so war es. —

Die Revolution fegte die Begeisterung für den Tanz mit mächtigem Schlage hinweg. Statt der zierlichen Menuett-Melodien sang man übermüthige Spottlieder; der tänzelnde Schritt, welchen man sich mit solcher Mühe bei den berühmtesten Tanzmeistern angeeignet, mußte demjenigen weichen, dessen man zum Ansturm wider die inneren und äußeren Feinde bedurfte. Von den Niederlagen, welche damals der Tanz in seinem ganzen System erlitt, hat er sich niemals wieder erholen können. Man tanzt heute vielleicht so viel wie ehedem, man tanzt in Wien und Berlin mit Bewußtsein und Begeisterung; man tanzt in der Hofburg der Donaustadt und im Hohenzollernschlosse an der Spree, umgeben von soliderem Glanze, als es der erborgte des Sonnenkönigs auf den Festen von Versailles gewesen ist. Aber die Figuren, welche der Fuß auf den geglätteten Estrich zu schreiben hat, erfordern nicht mehr jenes komplizirte Studium, welches die Meister der alten Kunst für nothwendig hielten. Die modernen Tänze, selbst der ebenso schöne wie schwierige Walzer, sind ungleich einfacher, als der gesammte Troß der früher beliebten, welcher inzwischen in die Rumpelkammer gewandert ist. Nichtsdestoweniger wollen noch immer die Anfeindungen, welche der Tanz zu bestehen hat, nicht zum Schweigen kommen. Merkwürdigerweise ist es der Walzer, der König der modernen Tänze, gegen welchen sie vorzugsweise erhoben werden. Vor einigen Jahren erst hat ein amerikanischer „Tanzprofessor" seinem Groll gegen den Walzer auf die abgeschmackteste Art Luft gemacht. „Ich bin", sagt er, „zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieser Tanz unmoralisch ist. Es giebt viele anständige Leute, welche Einspruch wider ihn erheben, und ich bin stolz darauf, sagen zu können, daß noch Väter ihren Töchtern denselben streng verbieten. Kürzlich hatte ich eine Unterredung mit mehreren geistlichen Herren, und diese waren alle mit mir derselben Ansicht, daß der Walzer in seiner Art eine ebenso entsittlichende Wirkung äußere, wie Tabak und Alkohol." Unterstützt wird der würdige Eiferer in diesen Bestrebungen durch seine Landsmännin, die Generalin Sherman. In dem Buche, welches dieser frömmelnde Blaustrumpf wider den Walzer geschrieben, behauptet sie, daß der Walzer leichtfertig sei, weil er Veranlassung gebe zu Vertraulichkeiten, die gegen die gute Sitte verstoßen. Solche Anfeindungen werden den Tanz darum natürlich keineswegs aus der Welt schaffen; sie schaden dem Walzer ebenso wenig, wie ehedem das Gezeter, welches unsere Groß-

Digitized by Google

eltern vernehmen mußten, wenn sie mit vornehmer Grandezza nach der Melodie einer Gavotte durch den Tanzsaal schritten.

Andererseits hat der Tanz augenblicklich einen Schutz gefunden, welcher kräftig genug ist, solchen Gehässigkeiten gegenüber eine Schutzwehr zu bilden. Wir meinen die gesundheitliche Frage. Das übermüthige Rasen über den Estrich hinweg, die Erkältungsgefahr für denjenigen, welcher nach der Erhitzung durch den Tanz in das Freie stürmt, bringt allerdings vielmehr allerhand Gefahren mit sich. Aber sie sind doch nur für denjenigen vorhanden, welcher überhaupt leichtfertig mit seiner Gesundheit umgeht. Sonst wird der Tanz heute im allgemeinen von denen, welche ein sicheres Urtheil darüber besitzen, als eine wichtige Beihilfe zur Stählung des Körpers und zur Hebung seiner Gewandtheit angesehen. Die Thätigkeit der verschiedenen Muskelgruppen wird dadurch erhöht — eine Behauptung, welche in Bezug auf den Fuß so ersichtlich ist, daß sie doch nicht erst nachgewiesen zu werden braucht. Allein der Blick der Wissenschaft, welcher in unserem Körper auch die letzten Ursachen zu ergründen weiß, hat solche Kräftigung auch für andere Theile desselben festgestellt. So ist Tanzen imgrunde nichts weiter als Turnen, und von dem Augenblicke an, wo der Werth des letzteren allgemein zugegeben wurde, konnte man sich auch dem ersteren gegenüber nicht ablehnend verhalten. Ebenso hat das Tanzen seine sehr entschiedenen Vortheile für die Aesthetik des Körpers; die Bewegungen werden runder, die Haltung gefälliger. Zu der Kraft kommt die Anmuth, als der zweite Faktor, wenn überhaupt Schönheit erzielt werden soll. Die Musik selbst spielt keine so unwesentliche Rolle bei dieser Gymnastik, wie mancher vielleicht meint. Mit ihrem streng gemessenen Rhythmus sorgt sie dafür, daß diese Bewegungen einheitlich ausfallen müssen. Dabei verschafft sie dem Gemüt jene Anregung, jenen Frohsinn, welche wie durch eine geheime Kraft in die Melodie hinein gewoben sind. Durch sie allein hat der Tanz einen Bundesgenossen gefunden, mächtig genug, um für die vielfachen Anfeindungen schadlos zu halten, welche, wie stets, so auch wieder in jüngster Zeit laut geworden sind. So lange darum die Weisen eines Strauß und Lanner, eines Chopin und Offenbach erklingen, wird die Menschheit, zum wenigsten die Jugend, schwerlich aufhören, dem Tanz ihre volle Beliebtheit zuzuwenden.

Digitized by Google

Nippsachen.

Tönende Sonnenstrahlen. Man hat unlängst die wunderbare Entdeckung gemacht, daß ein Sonnenstrahl unter gewissen Bedingungen einen Ton erzeugen kann. Man läßt den Strahl in ein Glasgefäß fallen, welches Lampenschwarz, farbige Seide oder Wolle oder andere Substanzen enthält. Bringt man nun eine mit Einschnitten versehene, metallene, in schnellen Drehungen befindliche Scheibe so an, daß sie den Sonnenstrahl durchschneidet und abwechselnd Schatten und Lichtblitze in das Glasgefäß fallen läßt', so wird man, wenn man das Ohr an dasselbe legt, ‚seltsame Töne im Innern desselben vernehmen, sobald ein Lichtblitz hineinfällt. Noch interessanter ist das Experiment, wenn man den Sonnenstrahl durch ein Prisma, welches oberhalb der Scheibe angebracht ist, als Lichtblitze in den Farben des Regenbogens in das Glasgefäß fallen läßt. Hält man das Ohr an letzteres, so wird man ebenfalls Töne vernehmen, doch immer nur von einzelnen Theilen des farbigen Strahles ausgehend, während die anderen Theile stumm bleiben.

Eine entsetzliche Sammlung. Samson, der berüchtigte Henker von Paris, hat eine Sammlung von Todesurtheilen über von ihm hingerichtete Personen hinterlassen, welche in 19 Bänden gebunden sind, die er selbst mit Registern versehen hat. Sie umfassen einen Zeitraum von 25 Jahren, vom 7. April 1808 bis 8. Dezember 1832, während welcher Zeit er 7143 Hinrichtungen vollzog, was eine jährliche Durchschnittszahl von 297 ergiebt. Während dieser 25 Jahre bestieg der berühmte Scharfrichter nur zweimal das Schafott, ohne sein blutiges Amt ausüben zu können, das erste Mal 1815, als er an General Graf Lavalette, welcher bei der Rückkehr Napoleons mitgewirkt hatte, das Todesurtheil vollziehen sollte, da der Graf nachts vorher durch den Heldenmuth seiner Frau aus dem Gefängniß entkommen war, und das zweite Mal 1817, da Philipp Jean Antoine, ein berüchtigter Falschmünzer, im letzten Augenblicke vor der ihm zuerkannten Hinrichtung durch Ludwig XVIII. begnadigt wurde. Diese besonders für eine spätere Geschichtsschreibung höchst wichtige Sammlung ist in den Besitz der Stadt Paris übergegangen.

Mephistos Rache. Der Charakterspieler und die jugendliche Liebhaberin einer Provinzialbühne hatten sich heftig gezankt. Drei Tage später traten sie sich als Mephisto und Gretchen im „Faust" gegenüber. Eben hatte Margarethe den Schrank geöffnet, da fand sie mit einem weit über die Absicht des Dichters hinausgehenden Jubelschrei das verborgene Kästchen. Dasselbe besaß nämlich einen ungewöhnlichen Umfang, weßhalb sie darin irgend eine zarte Aufmerksamkeit eines neuen Verehrers vermuthete. Höchst natürlich klang daher der Ausruf: „Es ist wunderbar! Was mag wohl drinnen sein? Ich denke wohl, ich mach' es auf." Auch der folgende Vers: „Was ist das? Gott im Himmel! Schau", gab einer großen, aber nicht mehr so freudigen Ueberraschung Ausdruck, denn es lächelte ihr oben auf dem Schmucke nur das Bildniß des Mephisto höhnisch entgegen. Verstimmt schob sie es beiseite. Schon während der letzten Verse aber war aus dem geöffneten Kästchen ein unheimliches Schnurren und Brummen gedrungen, und kaum hatte Gretchen dasselbe vor den Spiegel 'gestellt und sich zu schmücken angefangen, so ertönte plötzlich die Melodie des: „O, du lieber Augustin, Augustin, Augustin!" Maßloses Entsetzen ließ die Arme zuerst erstarren. Dann schlug Mephistos Opfer rasch den Deckel des Kastens zu und suchte mit zitternder Stimme den Monolog wieder aufzunehmen, aber umsonst. Unerquicklich quikte die Dose ihren „lieben Augustin" dazwischen, und als sie nach einer Pause sogar noch anfing, „Mädle, ruck, ruck an meine grüne Seite", da gab's kein Halten mehr. Ein brausendes Gelächter erhob sich vor und hinter der Bühne, der oberste Rang begann die Melodie mitzujohlen, und über das ohnmächtige Gretchen sank langsam der Vorhang hernieder.

Heerführer-Statistik. Die Mehrzahl der preußischen Feldmarschälle sind alte Männer geworden, doch rangirt Graf Hellmuth Moltke unter denselben als der älteste. Wenige große Soldaten haben ein solches und noch weniger ein so gesundes Alter erlebt. Er ist jetzt 90 und hat 70 Jahre gedient. Wellington starb mit 83 Jahren und hatte nur 65 gedient. Der älteste lebende englische Feldmarschall, Sir Patrick Grant, hat 70 Jahre gedient, ist aber vier Jahre jünger als Moltke. Mac Mahon ist erst 81, Canrobert 80. Unter den Feldmarschällen der Vergangenheit giebt es wenige, deren Alter und Dienstzeit mit denen Moltkes verglichen werden kann. Der

Digitized by Google

englische Feldmarschall Lord Gough, der ruhmreiche Eroberer des Pendschab, trat in die Armee mit 15 Jahren ein und gehörte ihr 75 Jahre an. Der alte Feldmarschall Wrangel, „Papa Wrangel", wie ihn die Kinder in Berlin nannten, hatte 93 Lebens- und 81 Dienstjahre auf seinen Schultern, als er 1877 starb. Dies sind jedoch nur Ausnahmefälle. Blücher starb mit 77 Jahren nach einer Dienstzeit von 59 Jahren, Soult mit 82 nach einer solchen von 66 Jahren. Grouchy starb mit 81, Bernadotte mit 80 Jahren. Der alte Dessauer starb mit 71, Steinmetz mit 81, Manteuffel mit 76, Herwarth von Bittenfeld mit 88, Derfflinger mit 89 Jahren. Auch in anderer Hinsicht unterscheidet sich Moltke von den meisten der Heerführer aller Zeiten. Er war bereits ein alter Mann von 70 Jahren, als er 1870 seinen größten Triumph feierte. Wellington war nur 46 Jahre, als er bei Waterloo siegte, Napoleon 31 bei Marengo, Marlborough 44 bei Blenheim, Karl XII. 18 bei Narwa, Todleben 37 bei Sebastopol, Alexander 23 beim Issus, Cäsar 50 bei Pharsalus, Hannibal 29, als er die Alpen überschritt, Scipio Africanus 33 bei Zama, Belisar 25 bei Daras, Eduard, der schwarze Prinz, 26 bei Poitiers, Grant 41 bei Vicksburg, Sheridan 33 am Cedar Creek und der Marschall von Sachsen 49 bei Fontenoy.

Ueber die Schädlichkeiten des Tropen-Klimas und besonders über dessen Einfluß auf den Körper des Europäers hat sich jüngst, gestützt auf langjährige Erfahrungen an der Nordostküste von Sumatra, eine Autorität, Hofrath Dr. L. Martin in München, vernehmen lassen. Bei der aktuellen Bedeutung, welche das Thema hat, ist dasselbe auch für weitere Kreise von Wichtigkeit, zumal die Ausführungen Martins weitverbreiteten irrigen Ansichten über das Tropenklima und dessen Schädlichkeit entgegentreten. Vor allen Dingen ist zu unterscheiden, ob Tropen-Klima oder Malaria an dem krankhaften Zustande vieler Europäer in den Tropen schuld ist. Viele von den krankhaften Erscheinungen, die in den Tropen bei den dort weilenden Europäern zutage treten, und wofür man zumeist das Klima und die Malaria verantwortlich macht, schreibt Martin den Mißbräuchen und den Unarten der Europäer daselbst zu, und zwar vorzugsweise dem Alkohol-Mißbrauche und dem übermäßigen Tabakrauchen. Nach Abzug aller dem Klima oft fälschlich zugeschriebenen Schäden bleibt in Wirklichkeit als Nachtheil des Klimas für den Europäer in den Tropen nur zweierlei, und zwar die hohe durchschnittliche Wärme und die große Luftfeuchtigkeit. Die Küstenstriche sind heißer als die Höhenzüge. In ersteren herrscht mehr Malaria. Diphtheritis und Typhus sind in den Tropen selten. Cholera fordert bei weitem nicht so viele Opfer wie die Malaria, welche 17% hinwegrafft, während der Cholera nur 1,9% anheimfallen nach den Berichten der Gesundheits-Kommission. Eine Ausnahme dürfte das gelbe Fieber in Amerika machen. Tuberkulose ist dafür dort selten, stellenweise sogar ganz unbekannt. Die Europäer sind in den ersten Jahren widerstandsfähiger gegen die Tropenklima-Einflüsse, als in späteren. Von wirklicher Akklimatisation kann dort nicht die Rede sein. Ganz besonders groß ist die Kindersterblichkeit in den Tropen. Zu empfehlen ist gegen die Einflüsse des Tropenklimas: Bewegung in freier Luft, Vermeidung von Alkoholexzessen; Anpassung an die in den Tropen übliche gewürzreiche, stimulirende Nahrung, wobei aber doch abends nach europäischer Weise Fleisch mit frischem Gemüse gegessen werden soll; Vermeidung der Wollkleidung, welche einen Hautausschlag hervorbringt; gutes Trinkwasser, filtrirt, auch wohl kalten Thee, besonders bei Cholera-Epidemien; Bäder einmal täglich, 15—20 Minuten lang mit kalten Uebergießungen; Besuch höher gelegener Plätze mit frischer, kühlerer Luft ab und zu; genügende Nachtruhe ist unumgänglich nothwendig.

Ein deutscher Sprachforscher. Am 12. November 1889 feierte Professor Dr. Daniel Sanders, der bekannte deutsche Sprachforscher und Lexicograph, in Strelitz (Mecklenburg) seinen 70. Geburtstag. Daniel Sanders, zuerst Direktor am Gymnasium in Strelitz (an welchem er selber seine erste Ausbildung erhalten), widmete sich vom Beginne der fünfziger Jahre ganz den germanistischen Studien, als deren erste Frucht im Jahre 1852 „das deutsche Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, kritisch beleuchtet" erschien. Das Aufsehen, welches dieses Werk hervorrief, hatte zur Folge, daß Daniel Sanders von der Weberschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig die Herausgabe eines deutschen Wörterbuches übertragen wurde. Das „Sandersche Wörterbuch der deutschen Sprache" gelangte denn auch in den Jahren von 1859—1865 zur Vollendung und ist ein rühmliches Denkmal deutschen Geistes und deutschen Fleißes. Es ist nicht nur allen Fachmännern unentbehrlich

Digitized by Google

geworden, sondern ist für jeden Gebildeten von Werth, denn man findet darin mannigfache Belehrung und Erklärung über Land und Volk, Handel und Gewerbe, Ackerbau und Schiffahrt, das Haus und die Familie. Sanders hat es in diesem Buche und in einem großen Theile seiner später erschienenen Arbeiten (wir nennen nur: „Vorschläge zur Feststellung der einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland" 1873, „Ortbographisches Hilfsbuch" 1879, „Geschichte der deutschen Sprache und Literatur" 1881, „Deutsche Sprachbriefe" 1886, „Lehrbuch der deutschen Sprache für Schulen", 7. Auflage, 1888 u. s. w.) sich zur Hauptaufgabe gemacht, den richtigen hochdeutschen Sprachgebrauch zu erforschen und sicher zu stellen und feste Regeln zu geben über seine Verwendung im mündlichen und schriftlichen Verkehr. So ist Sanders zu einem allseitig anerkannten Schiedsrichter geworden in Sachen des deutschen Sprachgebrauches und der deutschen Rechtschreibung. In unermüdlichem Arbeitsdrange und Schaffenseifer will der Altmeister deutscher Sprachforschung selbst in seinem hohen Alter noch nicht ruhen, und so werden, wie wir von ihm selbst erfahren, gewissermaßen als Jubelgeschenk für die deutsche Nation gelegentlich seines demnächstigen Geburtstages, zwei Bücher von ihm erscheinen: „Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers" und „Bausteine zu einem Wörterbuche der finnverwandten Ausdrücke" (H. Lichterode, Berlin). Möge Daniel Sanders, einer unserer verdienstvollsten deutschen Gelehrten, der Wissenschaft und dem deutschen Volke noch lange erhalten bleiben. Dr. Scherbel-Lissa.

Salon-Büchertisch.

Goethe in Polen. Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte von Gustav Karpeles. Berlin. F. Fontane.

Unter den zahlreichen Schriften, die in den letzten Jahren über Goethe erschienen, ist diese fraglos eine der interessantesten, eine wahre Bereicherung der Goethe-Literatur. Der bekannte Literarhistoriker schildert uns die Ansichten Goethes über Polen, seine Reise in dies Land, seine vielverzweigten Beziehungen zur polnischen Aristokratie und Schriftstellerwelt, sodann aber seinen bedeutsamen Einfluß auf die Entwickelung der polnischen Literatur in ihrer Blütezeit. Das elegant und gutgeschriebene Werk bietet eine Fülle von Anregungen und interessanten Mittheilungen, die bisher unbekannt waren. Es dürfte für alle Mitglieder der großen Goethe-Gemeinde in Deutschland eine wahrhaft genußreiche und belehrende Lektüre sein.

Rheinische Volkslieder. Wenn nicht bald unsere Volkslieder, die schönsten Perlen unseres deutschen Gemütslebens, gesammelt werden, verstummt eins nach dem andern. Und gerade gilt dies unsern liederreichen rheinischen Gegenden. Wenn auch die Werke von L. Erk, Simrock, v. Zuccalmaglio eine große Anzahl rheinischer Volkslieder enthalten, so hat doch wohl eine größere Zahl eine Veröffentlichung noch nicht gefunden. Der königliche Seminar- und Musiklehrer Karl Becker in Neuwied, Herausgeber der in Deutschland und im Auslande weitverbreiteten Liedersammlung „Deutscher Männerchor" (16 Hefte), ist darum schon seit Jahren beschäftigt, eine reichhaltige Sammlung von rheinischen Volksliedern nach Text und Melodie zu veröffentlichen. Doch um dieses Werk zum Abschluß bringen zu können, wäre die Unterstützung von Freunden des Volksliedes aus allen rheinischen Gegenden sehr erwünscht, weßhalb hier die freundliche Bitte an dieselben ausgesprochen wird, Aufzeichnungen solcher Lieder nach Melodie und Text dem Herausgeber oder an den Verlagsbuchhändler Louis Heuser in Neuwied a/Rh. zu übersenden.

Fabeln, Erzählungen und Räthsel von Paul Benndorf, 2. Auflage. Verlag von Ambr. Abel, Leipzig. Mit 49 in den Text gedruckten Holzschnitten nach Zeichnungen von O. Herrfurth und 3 Buntdruckbildern und Buntumschlag nach Aquarellen von Prof. Woldemar Friedrich. Preis 2 M.

Das Werkchen hat sich unter den jungen Lesern in kurzer Zeit manches Herz

erobert. Die lebenswahren, durchaus originellen Erzählungen, die sinnigen Fabeln und reizenden Gedichte sind dem jugendlichen Gemüt vortrefflich angepaßt. Der Ton hält sich vom Moralisiren vollkommen frei. Der Verfasser ist Lehrer und steht inmitten der Kinder. Es kann deßhalb nicht Wunder nehmen, daß Inhalt und Form seiner Gaben den Anforderungen einer gesunden Jugendliteratur in jeder Weise entsprechen. —

Die prächtige Ausstattung und der billige Preis ermöglichen die weiteste Verbreitung dieses schon bei ihrem ersten Erscheinen von der Kinderwelt und von denen, die sich mit ihr beschäftigen, mit Freude begrüßten Jugendschrift. —

Bildertisch.

Ein neues Instrument. Auf unserem hübschen Bilde sind ein Paar vornehme Jungfräulein, ein Schwesternpaar aus einem adeligen Hause des 17. Jahrhunderts, beschäftigt, ein neues Musikinstrument, das soeben aus der Stadt angekommen ist, zu besichtigen. Es ist eine Art kleinen Klaviers, dessen erste Anfänge in jene Zeit fielen, mit nur wenigen Tasten für ein paar Akkorde. Neben dem Instrument, welches das größte Interesse der Damen erregt, liegt ein Buch, vielleicht mit geistlichen lieblichen Liedern, und wir dürfen wohl annehmen, daß der Herr Papa den Schwestern das kleine Musikinstrument geschenkt hat, um den anmuthigen Gesang derselben mit einigen einfachen Akkorden begleiten zu können. Die beiden Mädchengestalten sind von dem holdesten Reiz der Jugend und süßer Weiblichkeit umflossen; wie lieblich sinnig ist das etwas blasse Gesichtchen der Brünette, an deren schlanke Glieder sich prachtvoller Atlas in den malerischesten Falten schmiegt. Das schöne Köpfchen vorgebeugt, lauscht sie mit dem „musikalischen Profil" auf den Ton, den ihr feingeformter Finger auf der Taste des Instruments hervorruft, während das blonde, holdselige Schwesterchen, knospend wie eine junge Rose im Morgenthau, mit einem Anflug von Schelmerei in dem reizenden Oval des Gesichtchens, mit dem Inkarnat des Jugendlenzes auf den sammetnen Wangen, sich kindlich freut über das herrliche Geschenk. Die Umgebung, das Interieur des vornehmen Gemachs, stimmt vortrefflich zu den edlen Figuren. Die dunklen Gobelins an der Wand, der prachtvolle Schrank und die Tischdecke mit der, wie man heute sagen würde, stilvollen Stickerei geben den beiden Lichtgestalten ein treffliches, harmonisch abgestimmtes Relief.

Jugendfreunde. Es ist allgemein bekannt und kann täglich beobachtet werden, daß sich zwischen Kindern und Hunden oft eine besonders innige Freundschaft entwickelt. Das Kind betrachtet den Hund des Hauses mehr als Spielgefährten, als Genossen und Vertrauten, während sich später, wenn der Knabe erwachsen ist, ein ganz anderes Verhältniß ergiebt. Auch zwischen den beiden Helden unseres Bildes besteht eine innige Freundschaft, die besonders daraus ersichtlich ist, daß der Knabe sein Frühstücksbrod zu theilen bereit ist. Daß sie gute Kameraden sind, sieht man auch an der innigen Umarmung, welche der dunkeläugige Bube seinem drolligen Gefährten zutheil werden läßt. Wie es scheint, spricht der erstere mit lehrhafter Miene in das Hündchen hinein, und wahrscheinlich gilt es der Produktion einiger Kunststücke, zu welcher sich Fido nicht gleich bereit finden läßt. Die beiden Jugendfreunde sind vom Maler in recht origineller Weise aufgefaßt. Dem Jungen mit den blitzenden großen Augen und dem klugen Gesicht sieht man die Keckheit, aber auch die Treuherzigkeit seines Wesens an, und Fido gar, wie grotesk nimmt er sich aus mit seinen „Simpelfranzen", welche fast einer modern frisirten jungen Dame zum Vorbilde dienen könnten!

Enge Passage. Das war ein Zusammentreffen, auf welches sie wohl nicht gerechnet hatte, die Küchenfee der Gutsherrschaft, als sie ausging, mehrere Nothwendigkeiten für die Tafel zu besorgen. Und gerade an der verwünschten Ecke, wo ein Widerlager der Dorfkirchenmauer an einer Stelle den Weg so verengt, daß eine Krinolinenträgerin seligen Angedenkens nur hindurchgekommen wäre, wenn sie ihre stahlreifene Rundung in ein gestrecktes Oval veränderte. Und hier ist kein Ausweichen. „Durch diese enge Gasse muß er kommen", der Zug der „breitgestirnten glatten Rinder", der in Begleitung mehrerer Bajazzos, der flinkbeinigen Ziegen, von der

Digitized by Google

fetten Weide heimkehrt. Schon glotzt ein nicht besonders intelligentes Auge die Küchenregentin an, aber so viel Verständniß dürfte die leitende Kuh doch haben, daß die grüne Waare in dem Korbe noch ein leckereres Mahl abgiebt, als das Gras auf dem halb niedergetretenen Weideplane; leider dagegen nicht so viel, daß diese guten Gaben nicht für gehörnte Vierfüßler bestimmt sind. Was nun? Ein zärtliches Stadtdämchen, das schon aufschreit, wenn eine zwanzig Schritte vom Feldwege angebundene Kuh sie nur eines längeren Blickes würdigt, würde natürlich entfliehen, so schnell sie die Füße eben tragen könnten, und ihren Freundinnen von dem abscheulichen Dorfe erzählen, wo man gegenüber den milchgebenden Ungeheuern nicht einmal seines Lebens sicher sei — unsere ländliche Kochkünstlerin hält an diesem Engpaß von Thermopylä wacker Stand, sie kennt die „braune Liese" und die „scheckige Babette" nebst Geschwistern und Geschwisterkindern, sie sieht der Gefahr ruhig ins Auge, und wenn dem Hornvieh beim Passiren auch das Wasser im Maule zusammenläuft — hoffentlich werden einige freundliche, vorwurfsvolle Worte genügen, einer Plünderung ihres Handkorbes vorzubeugen.

Der Schwertfisch ist, wie unsere Illustration zeigt, nicht leicht zu fangen. An den Küsten des atlantischen Ozeans macht man auf den seltsamen Fisch, dessen riesig verlängerter Oberkiefer wie ein sechs Fuß langes Schwert aussieht, folgendermaßen Jagd. Ein Schooner, der für den Schwertfischfang eigens ausgerüstet ist, hat auf dem Bugspriet eine Plattform. Kommt der Fisch in Sicht, so steigt der Kapitän auf die Plattform, mit einer Harpune bewaffnet, und ein geschickter Wurf jagt den sechs Zoll langen Widerhaken der Harpune in den Körper des Fisches. Wenn dieser das Eisen fühlt, macht er verzweifelte Sprünge und peitscht das Wasser in einer für kleinere Boote gefährlichen Weise, aber es hilft ihm nichts, er muß sein Leben lassen. Da das Fleisch der Schwertfische sehr schmackhaft, weiß und zart ist, wird es auf den Fischmärkten gern gekauft und auch vielfach eingesalzen. Ein ausgewachsener Schwertfisch kann übrigens 18 Fuß lang werden und ein Gewicht von 350 kg. erreichen.

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1. Hut aus ſoldatenrothem Tuch.
Der weit aufgebogene Rand des Hutes iſt mit otterfarbenem Sammet belegt

Nr. 1. Hut aus ſoldatenrothem Tuch.

Obenauf befindet ſich eine ſehr große Feder und feuerfarbene Bandſchleifen zwiſchen zwei anderen Federn.

Digitized by Google

Nr. 2. Taille für junge Mädchen.

Man fertigt diese Taille nach Belieben aus Bengaline oder Crêpe de Chine in Sahnefarbe oder Mattrosa an. Ueber einer anliegenden Untertaille ist der Oberstoff am Hals in Falten gereiht und an einem, mit Pelz bekleideten Stehkragen befestigt. In der Taille sind die Falten nach vorn zusammengeschoben und mit einer Pelzspange gehalten. Den obern Ausschnitt bezeichnend, läuft, die Stofffalten auf der Brust und am Rücken befestigend, gleichfalls ein Pelzstreifen rundum über die Schultern hinweg. Die kurzen Bauschärmel sind am untern Rand und in der Mitte mit einem Pelzstreifen umgeben.

Nr. 3. Taille aus gebäumter Seide.

Der Oberstoff dieser Taille ist ohne Abnäher aus einem nach vorn in spitz-

Nr. 2. Taille für junge Mädchen.

zulaufenden Falten befestigten Theil angefertigt. Die offenen Vordertheile werden von einem kleinen Spitzenlatz gefüllt. Die glatten Seiten der Taille sind mit Spitzen bedeckt. Der Rücken ist glatt. Die kurzen, faltig nach oben gelegten, nach der Außenseite offenen Aermel haben eine Schulterverzierung aus reich gekräuselten Spitzen.

Nr. 4. Ball-Anzug.

Der Anzug besteht aus grünem Sammet und grünem, mit Sammetblumen bestricktem Crêpe. Der erste Rock aus glattem Sammet ist vorn glatt anliegend und hat erst an den Seiten Falten. Die darüberfallende Tunika aus bestricktem Crêpe ist mit der Taille aus einem Stück geschnitten. Ueber diesem in Falten gelegten Theil befinden sich an den Hüften ebenfalls faltig befestigte Bäusche, welche sich nach dem Rücktheil ziehen und dort leicht bauschend herabfallen. Der sehr tiefe Ausschnitt der Taille wird mittels Silberspangen über den Schultern zusammengehalten. Die

Digitized by Google

sehr langen Handschuhe sind am obern Rand bestickt. Am Hals und im Haar befinden sich Diamanten. Stoff zur Anfertigung des Anzugs ist erforderlich: 10 Mtr. glatter Sammet und 6 Mtr. bestickter Crêpe.

Nr. 5. Ball-Anzug.

Dieser Anzug ist aus gelber, moirirter Faille und fahnefarbenem indischem Crêpe zusammengestellt. Das Unterkleid aus fahnefarbenem Crêpe ist klein gefältelt. Der Latz aus gleichem Stoff bildet einen tiefen, viereckigen Ausschnitt und ist ebenfalls gefältelt. Die über den ersten Rock fallende Tunika aus gelber, indischer Faille ist am untern Rand vorn in tiefe, spitze Zacken geschnitten. An der Taille ist der Stoff am Mieder vermittels eigelber Sammetrosetten in leichten Falten befestigt. Am Rücktheil ist die lang herabwallende Schleppe in gleichmäßigen Falten angesetzt.

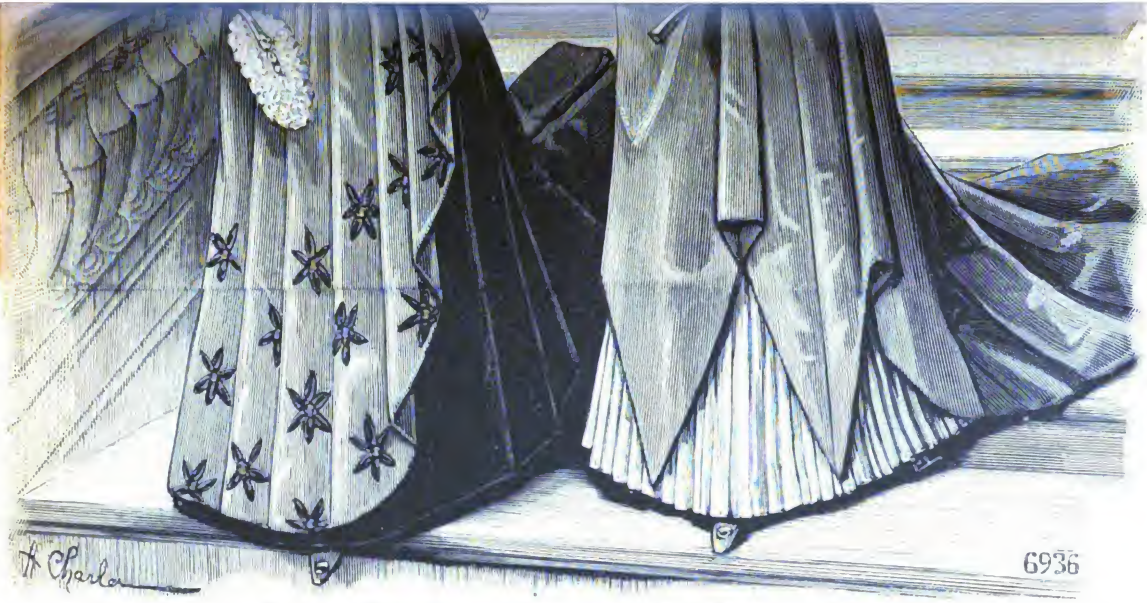
Nr. 3 Taille aus geblumter Seide.

Die vorn weit offenen Theile der Taille begrenzen den Faltenlatz und sind mit dem Rücktheil durch eigelbe Sammetrosetten verbunden. Die sehr langen Handschuhe haben am obern Rand ein durchgeleitetes, schmales Sammetband, dessen Enden nach der Außenseite in eine Schleife geknüpft sind. Halsband aus mattem Gold. Stoff zu diesem Kleid ist erforderlich: 12 Mtr. Faille. 5 Mtr. Crêpe und 3 Mtr. Sammetband.

Nr. 6. Mantel für Mädchen.

Die vorn herab offenen Vordertheile des aus soldatenrothem Tuch hergestellten Mantels sind ohne Abnäher. Das Rücktheil ist faltig an einem Stehkragen befestigt. Der Schulterkragen hat am Rand drei aufgesteppte Nähte. Die sehr weiten Aermel sind am Handgelenk mit einem Pelzstreifen zusammengefaßt. Der untere Rand des Mantels und der Stehkragen sind mit Pelz besetzt.

Digitized by Google



Nr. 4. Ball-Anzug.

Nr 5. Ball-Anzug.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 7. Anzug für ein junges Mädchen.

Der Anzug besteht aus grauem Tuch und Pelz. Der glatte Rock ist mit einem breiten Rand aus russischem Fuchspelz besetzt. Die vorn offene Tunika ist bis unten hin zum Knöpfen eingerichtet und wird nach den Hüften zu faltig empor-

Nr. 6. Mantel für Mädchen.

gehalten. Die Jacke ist, vorn mit offenem, spitzem Schooß, anliegend. Der Schluß ist mit Schnuren-Patten bedeckt. Die glatten Aermel haben an der Schulter und am untern Theil Stickerei-Verzierung. Muff mit einer Schleife besetzt und Boa aus Fuchspelz. Der runde Hut hat eine nach oben geschwungene Krempe und einen farbigen, mit Bandschlupfen gehaltenen Vogel obenauf.

Digitized by Google

Nr. 8. Häubchen für das Haus.

Das Häubchen beſteht aus weißen Spitzen, welche um den Rand des Bünd-

Nr. 7 Anzug für ein junges Mädchen.

chens angereiht ſind. Am Vordertheil iſt ein Bauſch angebracht, in welchem eine große Roſette aus himmelblauen Bändchen ſich befindet. Den hintern Theil des Bündchens bedecken Säume, durch welche ſchmales, blaues Band in fünf über-

Digitized by Google

einander befindlichen Reihen hindurchgeleitet ist und von welchem lose gebundene Schleifen auf die im Nacken herabhängende Spitze fallen.

Nr. 8. Haubchen für das Haus.

Nr. 9. Jacke aus grünem Tuch.

Die Vordertheile gehen weit übereinander. Das obere zackige Theil ist vermittels großer schwarzer Passementknöpfe an der obern Schrägseite geschlossen; von da aus wird der Schluß unsichtbar mit Haken und Oese hergestellt. Der zackige

Nr. 9. Jacke aus grünem Tuch.

Theil ist mit Astrakan eingefaßt. Der untere Rand der Jacke ist mehrfach durchsteppt. Stehkragen und Aermel sind aus Astrakan angefertigt. Zur Anfertigung der Jacke ist 1 Mtr. 20 Centm. Tuch erforderlich.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Leipzig-Reudnitz.

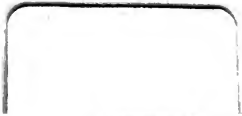
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06578 0523



Digitized by Google

Digitized by Google